SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

OCT 2
72:4
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Herausgegeben von George Cleinow

72. Jahrgang — Jährlich 52 Hefte

Nr. 40

Für das Erbrecht des Reiches 1
Die Kaisermanöver von 1913 3
Die Posener Akademie. Ein Rückblick und ein Vorblick. Von Rudolf Lehmann in Posen 7
Das Rechtsgefühl im Wandel der Zeiten. Nach einem Vortrag. Von Rechtsanwalt Dr. Bruno Marwitz in Berlin 11
Ein englisches Nationaltheater im neunzehnten Jahrhundert. Samuel Phelps und sein Sadlers Wells-Theater in London. Von Dr. Ernst Leopold Stahl in Freiburg i. Br. 23
Reisebriefe. Von Fritz Reck-Malleczewen in Stuttgart 31
Denis Diderot. Zu seinem zweihundertsten Geburtstag. Von Wilhelm Haape in Baden-Baden 38
Maßgebliches und Unmaßgebliches
Politik: Der japanisch-chinesische Konflikt und die Großmächte. Von H. v. K. (S. 44)
Schöne Literatur: Hans Hirschstein, „Die französische Revolution im deutschen Drama und Epos nach 1815." (S. 45) — Walter Dohn, „Das Jahr 1848 im deutschen Drama und Epos." Von Dr. D. Meyer in Berlin (S. 46)

Ausgegeben am 1. Oktober 1913.

60 Pf. das Heft

Berlin SW. 11
Tempelhofer Ufer 35a

6 Mark vierteljährlich

Disconto-Gesellschaft

Berlin — Bremen — Essen — Frankfurt a. M. — London
Mainz — Saarbrücken

Cüstrin — Frankfurt a. O. — Höchst a. M. — Homburg v. d. H. — Offenbach a. M.
Potsdam — Wiesbaden

Kommandit-Kapital . . . ℳ 200 000 000
Reserven . . . . . „ 81 300 000

Wechselstuben und Depositenkassen in Berlin:

W, Unter den Linden 35*
W, Unter den Linden 11 (vorm. Meyer Cohn)
W, Potsdamer Strasse 99, nahe Bülowstrasse
W, Potsdamer Strasse 129/130, nahe Eichhornstrasse
W, Kleiststrasse 23*, Ecke Bayreuther Str.
W, Motzstrasse 53*, Ecke Bamberger Str.
C, Königstrasse 43/44
C, Rosenthaler Strasse 45, nahe dem Hackeschen Markt
S, Oranienstrasse 139*, nahe Moritzplatz
SW, Leipziger Strasse 66, nahe Spittelmarkt
SW, Belle-Alliance-Strasse 5*, Ecke Teltower Strasse
SO, Brückenstrasse 2
NO, Grosse Frankfurter Strasse 106 (Strausberger Platz)
NW, Alt-Moabit 83c, Ecke Crefelder Strasse

Charlottenburg, Joachimsthaler Strasse 2, nahe dem Bahnhof Zoologischer Garten
„ **Kantstrasse 137***, Ecke Schlüterstrasse
„ **Bismarckstrasse 68***, Ecke Windscheidstrasse
„ **Hardenbergstrasse 1***, Ecke Bismarckstrasse, am Knie
Charlottenburg-Westend, Reichskanzlerplatz 1*, Ecke Ahorn-Allee
Friedenau, Kaiser-Allee 140*, nahe dem Ringbahnhof Wilmersdorf-Friedenau
Halensee, Kurfürstendamm 163/164*, Ecke Brandenburgische Strasse
Neukölln, Berliner Strasse 107*, am Hermannplatz
Schöneberg, Bayerischer Platz 9*, Ecke Grunewaldstrasse
Steglitz, Albrechtstrasse 130*, Ecke Düppelstrasse
Wilmersdorf, Hohenzollerndamm 198*, Ecke Hohenzollernplatz.

Wir bringen zur Bequemlichkeit des reisenden Publikums

Welt-Kreditbriefe

zur Ausgabe, die ohne vorheriges Avis bei unseren Korrespondenten **in allen für den Handels- und Vergnügungs-Reiseverkehr in Betracht kommenden Plätzen des In- und Auslandes** zahlbar sind.

In unseren nach den neuesten technischen Erfahrungen erbauten

Stahlkammern

vermieten wir **stählerne Schrankfächer (Safes)** in verschiedener Grösse und übernehmen ferner zur Aufbewahrung in denselben für längere oder kürzere Zeit **verschlossene Depots** (Kisten, Koffer usw.).

Die mit einem * bezeichneten Depositenkassen besitzen **Stahlkammern.**

Die Grenzboten

72. Jahrgang. Viertes Vierteljahr

Die

Grenzboten

Zeitschrift für

Politik, Literatur und Kunst

Herausgeber:

George Cleinow

72. Jahrgang

Viertes Vierteljahr

Berlin

Verlag der Grenzboten G. m. b. H.

1913.

HT390
G7
v.72:4

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1913. Viertes Vierteljahr

(R. bedeutet Reichsspiegel)

Politik, Geschichte, Kolonialwesen, Militär

	Heft	Seite
Ansiedlungspräsident, Der neue —	R.	44, 227
Baden, Die Wahlen in —	R.	44, 228
Balkanhalbinsel, Die Lage auf der —, von W. von Massow	R.	52, 624
Bismarck-Jubiläum 1915, Eine Anregung zum —, von G. Cl.		44, 231
Bismarcks, Die Agenten — und ihr Vorschlag		51, 578
Blaue Brief, Der —		42, 100
Dänen, Die — in Nordschleswig, von R. Baumgarten		48, 187
Downingstreet und die Dominionen, von Dr. Paul Müller-Heymer		41, 49
Dreibundes, Der Inhalt des —		46, 289
Eisenbahnsystem, Das französische — in seiner Bedeutung für den Zukunftskrieg, von General der Infanterie z. D. von Briesen		51, 556
England, Ländliche Sozialpolitik in —, von Dr. Paul Müller-Heymer		44, 197
Englands Chinapolitik		45, 241
England und die Dominionen (s. „Downingstreet und die Dominionen"), von Dr. Paul Müller-Heymer		41, 49
Ententen und Bündnisse		48, 385
Frankreich und die Ausländer (s. den Aufsatz „Mehr Stolz! — Das Gute bricht sich Bahn", von G. Cleinow)	R.	48, 425
Japanisch-chinesische Konflikt und die Großmächte, Der —, von H. v. K.		40, 44
Imperialismus und Sozialismus, von Dr. jur. Herbert von Dirksen		47, 337
Imperialismus, Sozialismus und anderes, von Dr. jur. Herbert von Dirksen (s. auch Heft 19, 21 und 47 d. Js.)		50, 481
Jugendpflege, Wider die Verunglimpfung der —, von Sigismund Rauh	R.	44, 229
Kaisermanöver von 1913, Die —		40, 3
Kanzlerkrise von 1913, Die —	R.	50, 523
Kronprinz, Der —	R.	43, 186
Krupp-Prozessen, Nach den —	R.	46, 329
Mexikanischen Wirren, Die —	R.	52, 627
Militärsanitätswesen, Vom deutschen		41, 94
Napoleon und Deutschland, von Privatdozent Dr. Oscar Ewald		52, 585
Napoleon und Deutschland, Ein Epilog zum Jubeljahr. Von Privatdozent Dr. Oscar Ewald		52, 585
Polenfrage, Der neue Kurs in der —	R.	41, 90
Polenpolitik, Russische —, von George Cleinow		51, 537
Politik der Rangordnung, von Moritz Goldstein		48, 392
Politik und Wirtschaft	R.	41, 87
Preußenbund, Der —	R.	43, 183
Radowitz, von Dr. Max Hein		45, 276
Rheinmündung, Deutsche —. Einige Betrachtungen über die militärische Seite des Problems, von Dr. Adolf Coppius		43, 145
Rückblicke 1913, von G. Cleinow	R.	52, 622
Rumänien, An der Wiege des Königreichs —. Berichte des preußischen Spezialgesandten Freiherrn von Richthofen an König Friedrich Wilhelm den Vierten (s. 1912 Heft 28, 31, 42, 48 und 1913 Heft 8, 17 und 18)		41, 70
Skandinaviens, Die Industrialisierung — als europäisches politisches Problem, von Erich Lilienthal		44, 193
Thronverzicht und Legitimismus, von W. von Massow		49, 433
Wahlrecht, Das preußische —	R.	41, 89
Welfenfrage, Die —	R.	41, 92
Welfenfrage, Die —, von W. von Massow	R.	42, 133
Welfenfrage, Die —	R.	43, 185
Weltbürgertum und Staatsbürgertum, von Dr. W. Dopheide		42, 97
Zabern (s. „Die Kanzlerkrise von 1913")	R.	50, 523

Volkswirtschaft, Verwaltung, Sozialwesen

	Heft	Seite
Alkoholgegner, Die XIV. internationale Revue der — in Mailand, von Dr. Max Warnack		45, 255
Bevölkerungsvermehrung und Sozialhygiene, von H. A. Walter		50, 487
England, Ländliche Sozialpolitik in —, von Dr. Paul Müller-Heymer		44, 197
Erbrecht des Reiches (s. auch „Rechtsfragen")		49, 472
Erbrecht des Reiches, Das — und die Geburtenzunahme, von B.		42, 140
Exportförderung, Neue Bahnen der —, von Rudolf Nadolny		41, 53
Fidschi, Die Arbeiterfrage in —, von Karl Fricke		49, 446
Handels, Die Förderung des — zwischen Kolonie und Mutterland, von Privatdozent Dr. F. Zadow		47, 357
Inneren Verwaltung, Reform der —	46, 305;	48, 403; 50, 492
Krebsbehandlung, Moderne — und Öffentlichkeit, von Biologus		45, 284
Lebensversicherung, Entwicklung der privaten deutschen — im Jahre 1912		42, 139
Ostmärkischen Städten, Besitzfestigung und Nachhypotheken in den —, von Albert Winkler		44, 201
San Francisco, Neu- — und die Panama-Pacific-Exposition, von Dr. Friedrich A. Wyneken	45, 265;	51, 584
Verwaltung, Reform der inneren —	46, 305;	48, 403; 50, 492
Wasserstraßenprojekte, Internationale —, von Dr. Kreuzkam		52, 598

Rechtsfragen, Bildung und Erziehung, Kirche

	Heft	Seite
Bundesfürsten, Die Steuerfreiheit der deutschen —, von Prof. Dr. jur. Eduard Hubrich		42, 106
Erbrecht des Reiches, Das — (s. auch „Volkswirtschaft")		49, 472
Erbrecht des Reiches, Für das —		40, 1
Geschlechter, Die Eigenart der —. Ein Problem für Unterricht und Erziehung, von Manfred Pollatz		47, 364

27165

Heft Seite

Humaniſten und Germaniſten im Kampf um unſere höhere Jugendbildung, von Gymnaſialdirektor Dr. Paul Lorentz 52, 589
Hungerſtreik? Ein Recht auf —, von Landgerichtsrat Dr. Sontag 51, 579
Luftſchiffahrt, Privatrecht und —, von Dr. Kurt Peſchke 51, 578
Poſener Akademie. Die —. Ein Rückblick und ein Vorblick, von Rudolf Lehmann 40, 7
Rechtsgefühl im Wandel der Zeiten, Das —. Nach einem Vortrag, von Rechtsanwalt Dr. Bruno Marwitz 40, 11
Schule, Vom Vielerlei in der —, von Prof. Dr. W. M. Becker 43, 189
Steuerfreiheit, Die — der deutſchen Bundesfürſten, von Prof. Dr. jur. Eduard Hubrich 42, 106
Zeichenunterricht, Der — und die Zukunft unſerer höheren Schulen, von Prof. Dr. Konrad Lange 44, 206

Kulturgeſchichtliches, Länder-, Völker- und Sprachenkunde

Geſchlechter-Ämter, von Dr. jur. Guſtav Weſtberg 46, 331
Landkarten, Vom Höhenbild auf — 43, 177
Orient, Der alte — und ſeine Beziehungen zum Weſten, von C. F. Lehmann-Haupt . . 46, 296
Rechtsgefühl im Wandel der Zeiten, Das —, von Rechtsanwalt Dr. Bruno Marwitz . . 40, 11
Ritualmord und Blutaberglaube, von Dr. Albert Hellwig 43, 149
Sprache, Über das Weſen der —, von Dr. Hermann Schmitt 44, 223
Volksetymologie und Volksmythologie, Ein Streifzug in die —, von Adolf Stölzel 45, 249; 47, 350; 49, 439

Literatur, Kunſt, Philoſophie

Arnim, Achim von — und Bettine Brentano (ſ. den Aufſatz „Ein romantiſches Brautpaar"), von Heinz Amelung 48, 414
Caruſo, Das Phänomen —, von Fritz Reck-Malleczewen 47, 373
Diderot, Denis —. Zu ſeinem zweihundertſten Geburtstag, von Wilhelm Haape . . 40, 38
Dülberg, Franz (ſ. den Aufſatz „Eine dramatiſche Hoffnung"), von Dr. Arthur Weſtphal 46, 317
Franziska, von Fritz Reck-Malleczewen . . . 49, 468
Freuſſen, Guſtav. Zu ſeinem 50. Geburtstage am 19. Oktober, von Hans von Bruneck . . 41, 61
Futurismus (ſ. den Aufſatz „Weſen, Weſen, ſeids geweſen!) 48, 422
Galsworthy, John —, der Epiker und Dramatiker, von Beda Prilipp 50, 501
Hauptmann, Neues von und über Gerhart —, von Dr. Arthur Weſtphal 44, 233
Herbſtſalon, Der erſte deutſche —, von Dr. Roland Schacht 52, 612
Jörn Uhl, Der illuſtrierte —, von Hanns Martin Elſter 51, 580
Kino, Theater und —, von F. Paulſen . . . 45, 285
Kleiſt ein Klaſſiker? von Dr. R. Schacht . . 42, 116
Meyer, Konrad Ferdinand —, der Novelliſt, von Adolf Leutenberg 43, 161
Nationaltheater, Ein engliſches — im neunzehnten Jahrhundert, Samuel Phelps und ſein Sadlers-Wells-Theater in London, von Dr. Ernſt Leopold Stahl 40, 23
Philoſophie als Kunſt, von Chr. Boeck . . . 51, 551
Roman, Der literariſche — 1813, von Dr. Arthur Weſtphal 52, 618
Strindberg und Oſtwalds Moniſtenklöſter, von Adolf Leutenberg 44, 238
Theater und Kino, von F. Paulſen 45, 285
Unterhaltungsliteratur 1918, von Dr. Arthur Weſtphal 51, 573

Novellen, Romane, Gedichte

Heft Seite

An viele, von G. H. Franke 43, 182
Auguſtus. Ein Märchen, von Hermann Heſſe 50, 506; 51, 568
Der heil'ge Hain, Gedicht, von Bertl von Braunhorſt 41, 86
Elchjagd, Skizze, von Reinhard Meer . . . 49, 461
Eliſabeth, Novelle, von Reinhold Meer . . . 43, 168
„Gang nach dem Eiſenhammer", Die Sage vom — in einer altnordiſchen Überlieferung des vierzehnten Jahrhunderts (ſ. „Die Geſchichte von Hakon, dem Sohne Harelds"), überſetzt von Adolf Dreßler 44, 212
Ergänzung hierzu von Dr. Karl Volheim . 45, 282
Reiſebriefe, von Fritz Reck-Malleczewen 40, 31; 41, 80; 42, 122
Wie Ermina Hanem über das große Waſſer kam. Erzählung von Otto Rung 52, 603

Bücherbeſprechungen

Ein „B" anſtelle der Seitenzahl bedeutet: Bücherliſte im Anzeigenteil des betr. Heftes.

Roman-Sammelbericht: Heft 51 u. 52.

Abry, Audic und Crouzet: Histoire de la Littérature Française, Précis méthodique (Dr. Fr. Roepke) 48, 482
Aſter, E. von: „Große Denker" (Dr. Heinrich Levy) 49, 472
Auerbach-Ausgabe (Karl Freye) 49, 478
Benzmann, Hans: Evangelienharmonie (E. L. Schellenberg) 47, 379
Beutel, E.: Die Quadratur des Kreiſes (Dr. K. Schmitt-Wendel) 48, 429
Birch-Hirſchfeld: Geſchichte der franzöſiſchen Literatur von den älteſten Zeiten bis zur Gegenwart (Dr. Fr. Roepke) 48, 431
Bloch-Wunſchmann, W.: Friedrich Hebbel, ein Lebensbuch (Karl Freye) 49, 477
Boelitz, Martin: Ausgewählte Gedichte (E. L. Schellenberg) 47, 376
Brillat-Savarin: Phyſiologie des Geſchmacks (—r.) . . . . . 49, B
„Buntes Buch" (H. Amelung) 47, 383
Cauer, Paul: Aus Beruf und Leben Heimgebrachtes (Prof. Dr. W. M. Becker) . . . 43, 191
Debogory-Mokriewitſch, W.: Erinnerungen eines Nihiliſten . . . . . 52, B
Dehmel-Ausgabe (*) 49, 478
Dehmel, Richard: Schöne wilde Welt (E. L. Schellenberg) 47, 378
Dickens, Charles: Oliver Twiſt (*) . . . . 48, B
„Die Wunder der Natur" (Dr. Sergel) . . . 48, 430
Dohn, Walter: Das Jahr 1848 im deutſchen Drama und Epos (Dr. O. Meyer) 40, 46
Dülberg, Franz: Cardenio, König Schrei, Korallenkettlin (Dr. A. Weſtphal) 46, 317
Elſter, Otto und Hanns Martin Elſter: Wilhelm-Raabe Kalender (H. Amelung) 47, 382
Elſter, Wirkl. Geh. Oberregierungsrat Profeſſor Dr.: Wörterbuch der Volkswirtſchaft . . . 49, 472
Felder, Franz Michael: Sämtliche Werke (Hugo Häusle) 42, 140
Le Fort, Gertrud Freiin von: Lieder und Legenden (E. L. Schellenberg) 47, 380
Goethe-Ausgaben (Karl Freye) 49, 476
Grabbe-Ausgabe (Karl Freye) 49, 477
Gutzkow: Die Ritter vom Geiſte (Karl Freye) 49, 478
Hauptmann, Gerhart: Atlantis (Dr. A. Weſtphal) 44, 234
Hebbel-Ausgaben (Karl Freye) 49, 477
Hedin, Sven: Tranſhimalaja (Sch.) . . . . 51, B
Heimatbilder deutſcher Kunſt (*) . . . . . 50, B
Henkell, Karl: Weltlyrik (E. L. Schellenberg) . 47, 380
Hermann, Georg: Das Biedermeier im Spiegel ſeiner Zeit (Dr. O. Meyer) 42, 142
Hertz, Arthur: Tabellen der geſamten Kulturgeſchichte (Prof. Dr. W. M. Becker) . . . 49, 479
Heſſe, Hermann: Jean Pauls „Titan" (Karl Freye) 45, 283

	Heft	Seite
Hirschstein, Hans: Die französische Revolution im deutschen Drama und Epos nach 1815 (Dr. D. Meyer)	40,	45
Holitscher, Arthur: Amerika heute und morgen (Prof. A. Mayer)	52,	631
Huch, Margarete: Frauenlyrik der Gegenwart (E. L. Schellenberg)	47,	380
Hugo, Victor: Notre-Dame von Paris (*)	47,	B
Insel-Almanach (H. Amelung)	47,	388
Jugend, Neues für die —, Sammelbericht. Von Dr. Albert Sergel	50,	512
Kallenberg, Siegfried Garibaldi: Musikalische Kompositionsformen (Dr. Hohenemser)	46,	327
Kaffner, Rudolf: Die Moral der Musik, aus den Briefen an einen Musiker (Dr. Hohenemser)	46,	324
Keller, Helen: Geschichte meines Lebens (Beda Prilipp)	50,	533
Kiesekamp, Hedwig: Ausgewählte Gedichte (E. L. Schellenberg)	47,	380
Kinderspiele (Sammelbericht) (Dr. S.)	50,	535
Klopstocks Oden (Karl Freye)	49,	478
Krapotkin, P.: Memoiren eines Revolutionärs	52,	B
Kusminski, P. P.: Russischer Reiseführer durch Europa (G. Cleinow)	R.	48, 425
Leuchtenberger, Gottlieb: Altklassisches Viatikum aus Homer, Sophokles und Horaz (Dr. W. Janell)	46,	333
Lewinsohn, Paul: Elegien des Propertius (Dr. W. Janell)	46,	334
Liezmann, W. u. Trier, W.: Wo steckt der Fehler? (Dr. K. Schmitt-Wendel)	48,	429
Meinecke, Friedrich: Radowitz und die deutsche Revolution (Dr. Max Hein)	45,	281
Meinecke: Weltbürgertum und Nationalstaat (Dr. Dopheide)	42,	97
„Memoiren der Marquis de Créquy" (Beda Prilipp)	50,	532
Menzel, W.: Schwurbrüder (—r.)	43,	B
Münch, Wilhelm: Zukunftspädagogik (M. K.)	43,	B
Oeser, Hermann: Von Menschen, von Bildern und Büchern (Beda Prilipp)	50,	533
Paul, Jean: Titan, herausgegeben von Hermann Hesse (Karl Freye)	45,	283
Pochhammer, Paul: Dantes Göttliche Komödie (*)	46,	B
Richter, Paul: Meine Wege (*)	47,	382
Robert, Carl: Sophokles' „Die Spürhunde" (Dr. W. Janell)	46,	334
Rosen, Erwin: Der deutsche Lausbub in Amerika (Sch.)	50,	535
Rosen, Erwin: In der Fremdenlegion (Sch.)	41,	95
Rüdiger, Dr. Hermann: Die Sorge-Bai (Sch.)	51,	583
Schaukal, Richard: Neue Verse (E. L. Schellenberg)	47,	377
Scheffel-Kalender auf das Jahr 1914 (H. Amelung)	47,	382
Schiele, Friedrich Michael und Zscharnack, Leopold: Die Religion in Geschichte und Gegenwart (*)	50,	535
Schlenther, Paul: Gerhart Hauptmann. Leben und Werke (Dr. A. Westphal)	44,	236
Schreck, Erich von: Richard Wagner als Dichter (Dr. Hohenemser)	46,	326
Schuster, A.: Ergebnisse der Physik während 33 Jahren (Dr. K. Schmitt-Wendel)	48,	430
Schwemer, R.: Vom Bund zum Reich (D. M.)	40,	B
Sedgwick, W. und Wilson, E.: Einführung in die allgemeine Biologie (Dr. K. Schmitt-Wendel)	48,	430
Shakespeare: Englisch-deutsche Ausgabe des Tempelverlags (*)	49,	479
Soden, Eugenie von: Das Frauenbuch (*)	50,	B
Spiero, Heinrich: Kranz und Krähen (E. L. Schellenberg)	47,	378
Steffens, Heinrich: Was ich erlebte (H. Amelung)	47,	381
Steig, Reinhold und Grimm Herman: Achim von Arnim und Bettine Brentano (Heinz Amelung)	48,	415
Steinhausen, Wilhelm: Aus meinem Leben (Beda Prilipp)	50,	534
Sternberg, Kurt: Gerhart Hauptmann (Dr. A. Westphal)	44,	236
Stieglitz, Olga: Einführung in die Musikästhetik (Dr. Hohenemser)	46,	323
Strich, Dr. Michael: Liselotte und Ludwig der Vierzehnte (Dr. D. M.)	44,	239
Sütterlin, L.: Werden und Wesen der Sprache (Dr. Hermann Schmitt)	44,	225
Taschenbuch für Bücherfreunde (H. Amelung)	47,	383
Trömner, Dr. E.: Hypnotismus und Suggestion (—r)	51,	B
Beeper, Will: Liebesmesse (E. L. Schellenberg)	47,	377
Virginia, Julie: Das bunte Band (E. L. Schellenberg)	47,	380
Volbach, F.: Die Instrumente des Orchesters, ihr Wesen und ihre Entwicklung (Dr. Hohenemser)	46,	328
Wedekind, Frank: Franziska (Dr. Reck)	49,	468
Weingartner, Felix: Akkorde, gesammelte Aufsätze (Dr Hohenemser)	46,	326
Wildenbruch-Ausgabe (*)	49,	478
Wittop, Philipp: Die neuere deutsche Lyrik (E. L. Schellenberg)	44,	236
Xenien-Almanach (H Amelung)	47,	383
Zühlke, P.: Konstruktionen in begrenzter Ebene (Dr. K. Schmitt-Wendel)	48,	429

Mitarbeiter-Verzeichnis

	Heft	Seite
Amelung, Heinz: Ein romantisches Brautpaar	48,	414
— Dichter-Kalender und Verlags-Almanache (Sammelbericht)	47,	381
— „Was ich erlebte", von Henrich Steffens	47,	381
B.: Das Erbrecht des Reiches und die Geburtenzunahme	42,	140
Baumgarten, R.: Die Dänen in Nordschleswig	43,	187
Becker, Prof Dr. W. M.: „Arthur Herz' Tabellen der gesamten Kulturgeschichte"	49,	479
— Vom Vielerlei in der Schule	43,	189
Biologus: Moderne Krebsbehandlung und Öffentlichkeit	45,	284
Boeck, Chr.: Philosophie als Kunst	51,	551
Braunhorst, Bertl von: Der heil'ge Hain, Gedicht	41,	86
Briesen, General der Infanterie z. D. von: Das französische Eisenbahnsystem in seiner Bedeutung für den Zukunftskrieg	51,	556
Bruneck, Hans von: Gustav Frenssen	41,	61
Cleinow, G.: Der status nach den politischen Sommerferien	R.	41, 87
— Mehr Stolz! — Das Gute bricht sich Bahn	R.	48, 425
— Rückblick 1913		52, 622
— Russische Polenpolitik		51, 587
Coppius, Dr. Adolf: Deutsche Rheinmündung		43, 145
Dirksen, Dr. jur. Herbert von: Imperialismus und Sozialismus		47, 337
— Imperialismus, Sozialismus und anderes		50, 481
D. M., Dr.: „Liselotte und Ludwig der Vierzehnte", von Dr. Michael Strich		44, 239
Dopheide, Dr. W.: Weltbürgertum und Staatsburgertum		42, 100
Dreßler, Adolf: Die Geschichte von Hakon, dem Sohne Hareks (Übersetzung)		44, 212
Elster, Hanns Martin: Der illustrierte Jörn Uhl		51, 580
Ewald, Privatdozent Dr. Oscar: Napoleon und Deutschland. Ein Epilog zum Jubeljahr		52, 585
Franke, G. H: An viele (Sinngedicht)		43, 182
Freye, Karl: Jean Pauls „Titan", von Hermann Hesse		45, 283
— Neue Dichterausgaben (Sammelbericht)		49, 475
Fricke, Karl: Die Arbeiterfrage in Fidschi		49, 446
G. Cl.: Der Kronprinz		43, 186
G. Cl.: Der neue Ansiedlungspräsident		44, 277
G. Cl.: Der Preußenbund	R.	43, 183
G. Cl.: Die Kanzlerkrise von 1913	R.	50, 523
G. Cl.: Die Wahlen in Baden	R.	44, 228
G. Cl.: Die Welfenfrage	R.	43, 185
G. Cl.: Eine Anregung zum Bismarck-Jubiläum 1915		44, 231

	Heft	Seite
G. Cl.: Nach den Krupp-Prozessen	R.	46, 329
Goldstein, Moritz: Politik der Rangordnung		48, 392
Haape, Wilhelm: Denis Diderot		40, 38
Häusle, Hugo: „Sämtliche Werke" von Franz Michael Felder		42, 140
Hein, Dr. Max: Radowitz		45, 276
Hellwig, Dr. Albert: Ritualmord und Blutaberglaube		43, 149
Hesse, Hermann: Augustus, Ein Märchen		50, 506; 51, 563
Hohenemser, Dr. Richard: Neue Bücher über Musik, Ästhetik und Verwandtes (Sammelbericht)		46, 823
Hubrich, Prof. Dr. jur. Eduard: Die Steuerfreiheit der deutschen Bundesfürsten		42, 106
H. v. K.: Der japanisch-chinesische Konflikt und die Großmächte		40, 44
Janell, Dr. Walther: Alte Literatur (Buchbesprechungen)		46, 333
Kreuzkam, Dr.: Internationale Wasserstraßenprojekte		52, 598
Lange, Prof. Dr. Konrad: Der Zeichenunterricht und die Zukunft unserer höheren Schulen		44, 206
Lehmann, Rudolf: Die Posener Akademie		40, 7
Lehmann-Haupt, C. F.: Der alte Orient und seine Beziehungen zum Westen		46, 296
Levy, Dr. Heinrich: „Große Denker", von E. von Aster		49, 472
Lilienthal, Erich: Die Industrialisierung Skandinaviens als europäisches politisches Problem		44, 193
Lorentz, Gymnasialdirektor Dr. Paul: Humanisten und Germanisten im Kampf um unsere höhere Jugendbildung		52, 589
Marwitz, Dr. Bruno: Das Rechtsgefühl im Wandel der Zeiten		40, 11
Mussow, W. von: Die Welfenfrage	R.	42, 133
— Die Lage auf der Balkanhalbinsel	R.	52, 624
— Thronverzicht und Legitimismus		49, 433
Mayer, Prof. A.: „Amerika heute und morgen", von Arthur Holitscher		52, 631
Meyer, Dr. D.: „Das Biedermeier im Spiegel seiner Zeit", von Georg Hermann		42, 142
— „Das Jahr 1848 im deutschen Drama und Epos", von Walter Dohn. „Die französische Revolution im deutschen Drama und Epos nach 1815" von Hans Hirschstein		40, 45
Müller-Heymer, Dr. Paul: Downingstreet und die Dominionen		41, 49
— Ländliche Sozialpolitik in England		44, 197
Nadolny, Rudolf: Neue Bahnen der Exportförderung		41, 58
Niedermann, Alfred: „Besen, Besen, seids gewesen!" Ein Malerbrief aus München		48, 422
Paulsen, F.: Theater und Kino		45, 285
Peschke, Dr. Kurt: Privatrecht und Luftschiffahrt		51, 578
Polheim, Dr. Karl: Ergänzung zu der „Geschichte von Hakon, dem Sohne Hareks"		45, 282
Pollatz, Manfred: Die Eigenart der Geschlechter. Ein Problem für Unterricht und Erziehung		47, 364
Prilipp, Beda: John Galsworthy, der Epiker und Dramatiker		50, 501
— Lebensbilder (Sammelbericht)		50, 532
Rauh, Sigismund: Wider die Verunglimpfung der Jugendpflege	R.	44, 229
Reck-Malleczewen, Fritz: Das Phänomen Caruso		47, 373
— Franziska		49, 468
— Reisebriefe		40, 31: 41, 80; 42, 122
Roepke, Dr. Fr.: „Geschichte der französischen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart", von Birch-Hirschfeld		48, 431
— „Histoire de la Littérature Française, Précis méthodique", von Abry, Audic und Crouzet		48, 432
Rung, Otto: Wie Ermina Hanem über das große Wasser kam		52, 603
S., Dr.: Kinderspiele, Sammelbericht		50, 535
Sch.: „Der deutsche Lausbub in Amerika", von Erwin Rosen		50, 535
— „Die Sorge-Bai", von Dr. Hermann Rüdiger		51, 588
— „In der Fremdenlegion", von Erwin Rosen		41, 95
Schacht, Dr. R.: Der erste deutsche Herbstsalon		52, 612
— Kleist ein Klassiker?		42, 116
Schellenberg, E. L.: „Die neuere deutsche Lyrik", von Philipp Witkop		44, 236
— Neue Lyrik, Sammelbericht		47, 376
Schmitt, Dr. Hermann: Über das Wesen der Sprache		44, 228
Schmitt-Wendel, Dr. K.: Sammelbericht über mathematische und naturwissenschaftliche Bücher		48, 430
Sergel, Dr.: „Die Wunder der Natur"		48, 430
— Neues für die Jugend		50, 512
Sontag, Landgerichtsrat Dr.: Ein Recht auf Hungerstreik?		51, 580
Stahl, Dr. Ernst Leopold: Ein englisches Nationaltheater im neunzehnten Jahrhundert		40, 23
Stölzel, Adolf: Ein Streifzug in die Volksetymologie und Volksmythologie		45, 249; 47, 350; 49, 439
Teutenberg, Adolf: Konrad Ferdinand Meyer, der Novellist		43, 161
— Strindberg und Ostwald Monistenklöster		44, 238
Walter, H. A.: Bevölkerungsvermehrung und Sozialhygiene		50, 487
Warnack, Dr. Max: Die XIV. internationale Revue der Alkoholgegner in Mailand		45, 255
Weer, Reinhard: Eichjagd, Skizze		49, 461
— Reinhard: Elisabeth, Novelle		43, 168
Westberg, Dr. jur. Gustav: Geschlechter-Ämter		46, 331
Westphal, Dr. Arthur: Eine dramatische Hoffnung (Franz Dülberg)		46, 317
— Neues von und über Gerhart Hauptmann		44, 233
— Der literarische Roman 1913		52, 618
— Unterhaltungsliteratur 1913		51, 578
Winkler, Albert: Besitzfestigung und Nachhypotheken in den ostmärkischen Städten		44, 201
Wyneken, Dr. Friedrich A.: Neu-San Francisco und die Panama-Pacific-Exposition		45, 265
Zadow, Privatdozent Dr. F.: Die Förderung des Handels zwischen Kolonie und Mutterland		47, 357
*: „Die Religion in Geschichte und Gegenwart" von Friedrich Michael Schiele und Leopold Zscharnack		50, 535
*: „Meine Wege" von Paul Richter		47, 382
*: Neue Dichterausgaben		49, 478

UNIV. OF CALIFORNIA

Für das Erbrecht des Reiches

Der im November 1912 erschienene Aufruf wird im Hinblick auf den von den verbündeten Regierungen eingebrachten Gesetzentwurf über das Erbrecht des Staates vom 28. März 1913 noch einmal veröffentlicht, nachdem eine Reihe namhafter Persönlichkeiten ihren Beitritt erklärt haben.

Nach geltendem Recht wird ein Verstorbener, der keine letztwillige Verfügung hinterläßt, nicht nur von seinen nächsten Angehörigen, sondern in Ermangelung solcher auch von dem entferntesten Verwandten beerbt. Das Gesetz stammt aus dem römischen Recht des sechsten Jahrhunderts. Sollte eine so schrankenlose Verwandtenerbfolge zu irgendeiner Zeit dem Gemeinwohl förderlich gewesen sein, so ist sie in ihrer heutigen Geltung unvereinbar mit den Bedürfnissen und dem Rechtsbewußtsein der Gegenwart. Nach dem Rechtsbewußtsein der Gegenwart haben die entfernteren Verwandten kein größeres moralisches Recht auf die Erbschaft als jeder Fremde, als die Gesamtheit. Es erscheint deswegen im Hinblick auf die wachsende Ausdehnung der Aufgaben des Deutschen Reiches recht und billig, wenn solche im Grunde herrenlose Erbschaften nicht mehr als ein unverdienter Gewinn lachenden Erben, sondern dem Reiche zugewiesen werden. Unter seinem mächtigen Schutze wird jedes Vermögen in Deutschland erworben und erhalten; seine Leistungen für die Gesamtheit und damit für den einzelnen haben sich außerordentlich vermehrt und erhöht, während der weitere Familienkreis sich aller Pflichten entledigt hat, auf die er sich früher zur Begründung eines Erbanspruches berufen konnte. Die Bestrebungen der verbündeten Regierungen, das Erbrecht nach dieser Richtung fortzubilden, stehen im Einklang mit längst gewonnenen Ergebnissen der Volkswirtschafts- und Staatsrechtslehre und im Einklang mit der Volksüberzeugung, wie sie sich in zahlreichen Kundgebungen hervorragender Mitglieder aller politischen Parteien ausgesprochen hat. Was die Verwendung der Einkünfte aus dem öffentlichen Erbrecht anlangt, so sollten heimfallende Erbschaften nicht zur Deckung von laufenden Ausgaben,

sondern zur Erhöhung des Stammvermögens des Reiches verwandt werden, also zur Tilgung der Schuld oder zur Verstärkung des Schatzes. Wir treten für ein Erbrecht des Reiches auf dieser Grundlage ein. Wir erwarten von einer Änderung der testamentslosen Erbfolge zugunsten der Gesamtheit an Stelle der entfernteren Verwandten eine Entlastung der unteren Klassen der Bevölkerung, eine gerechtere Verteilung der materiellen Glücksgüter für den Todesfall, Stärkung der vaterländischen Gesinnung und eine beträchtliche, stetig fortschreitende Besserung der Reichsfinanzen.

Dr. von Amira-München, Professor; Dr. Anschütz-Berlin, Professor, Geh. Justizrat; Dr. h. c. Avenarius-Blasewitz, Herausgeber des Kunstwarts; Bamberger-Aschersleben, Justizrat; Dr. E. J. Bekker-Heidelberg, Professor, Wirklicher Geh. Rat; v. Bernhardi-Kunersdorf i. Schl., General d. Kav. z. D.; Dr. Bernhöft-Rostock, Professor, Geh. Justizrat; Dr. Binding-Leipzig, Professor, Wirklicher Geh. Rat; Dr. von Blume-Tübingen, Professor; Dr. Börngen-Jena, Oberlandesgerichtspräsident; Dr. Bornhak-Berlin, Professor; Bozi-Bielefeld, Amtsgerichtsrat, Oberlandesgerichtsrat a. D.; Dr. Lujo Brentano-München, Professor, Geh. Hofrat; Dr. Bunde-Aschersleben, Erster Bürgermeister; Busch-Leipzig, Reichsgerichtsrat; Clebsch-Naumburg a. S., Oberlandesgerichtsrat; Cleinow-Berlin, Herausgeber der Grenzboten; Dr. Conrad-Halle a. S., Professor, Geh. Justizrat, Herausgeber der Jahrb. f. Nat. u. Stat.; Damaschke-Berlin, Herausgeber der Bodenreform; Dr. Hans Delbrück-Berlin, Professor, Geh. Regierungsrat, Herausgeber d. Preuß. Jahrb.; Dr. Düringer-Leipzig, Reichsgerichtsrat; Dr. Ermel-Königsberg i. Pr., Oberlandesgerichtsrat; Falckenthal-Stettin, Landgerichtspräsident; Freihr. v. Gamp-Massaunen-Berlin, Wirklicher Geh. Oberregierungsrat; Dr. Hachenburg-Mannheim, Rechtsanwalt; Dr. Harms-Kiel, Professor; D. Dr. Harnack-Berlin, Professor, Wirklicher Geh. Rat; Dr. Hellwig-Berlin, Professor, Geh. Justizrat †; Dr. Herkner-Berlin, Professor; Heynacher-Leipzig, Reichsgerichtsrat; Ludwig Hoffmann-Berlin, Geh. Baurat, Stadtbaurat; Dr. Jäger-Leipzig, Professor, Geh. Justizrat; Johnson-Leipzig, Landgerichtsrat; Keim-Berlin, Generalmajor; Kiehl-Leipzig, Reichsgerichtsrat; Koch-Stettin, Amtsgerichtsrat; Dr. Kohler-Berlin, Professor, Geh. Justizrat; Dr. Köppe-Marburg, Professor; Dr. v. Krause-Berlin, Geh. Justizrat; v. Köster-Berlin, Großadmiral z. D.; Dr. Laband-Straßburg i. E., Professor, Wirkl. Geh. Rat; Dr. h. c. Liebmann-Berlin, Herausgeber der Deutschen Juristen-Zeitung; Dr. Lobe-Leipzig, Reichsgerichtsrat; Lüders-Berlin, Wirkl. Geh. Oberregierungsrat; Macco-Berlin, Landgerichtsdirektor; Dr. Marwitz-Kiel, Oberlandesgerichtsrat; Dr. Mönckeberg-Hamburg, Rechtsanwalt; Dr. Ernst Müller-München, Oberlandesgerichtsrat; Dr. Neukamp-Leipzig, Reichsgerichtsrat; Dr. Neumann-Berlin, Justizrat, Schriftl. der Jur. Wochenschr.; Dr. Oertmann-Erlangen, Professor; Pfahler-Reichenhall, Rechtsanwalt; Dr. Pappenheim-Kiel, Professor, Geh. Justizrat; Dr. Paul-Leipzig, Reichsgerichtsrat; Predari-Leipzig, Reichsgerichtsrat; von Prittwitz und Gaffron-Naumburg a. S., Oberstaatsanwalt, Geh. Justizrat; Rippler-Berlin, Herausgeber der Täglichen Rundschau; Rohne-Wilmersdorf, Generalleutnant z. D.; Dr. Rumpf-Mannheim, Professor; Dr. Schiffer-Berlin, Oberverwaltungsgerichtsrat; Dr. h. c. W. Schmidt-Wilhelmshöhe, Ingenieur; Dr. v. Schmoller-Berlin, Professor, Wirkl. Geh. Rat; Dr. v. Schwerin-Obersteinbach-Berlin, Legationsrat; Dr. Sering-Berlin, Professor; Simonson-Leipzig, Reichsgerichtsrat; Dr. Sohm-Leipzig, Professor, Geh. Hofrat; Dr. Stammler-Halle a. S., Professor, Geh. Justizrat; Dr. Stier-Somlo-Köln, Professor; D. Dr. Wach-Leipzig, Professor, Wirkl. Geh. Rat; Dr. Ad. Wagner-Berlin, Professor, Wirkl. Geh. Rat; Weber-Berlin, Konteradmiral a. D.; Westphal-Halle a. S., Landgerichtspräsident; Dr. Witting-Berlin, Geh. Regierungsrat; Dr. Zorn-Bonn, Professor, Geh. Justizrat, Kronsyndikus.

Die Kaisermanöver von 1913

Auf blutgetränktem Gefilde, wo preußische Soldaten schon häufig ihr Leben für König und Vaterland dahingegeben, spielte sich das diesjährige Kaisermanöver ab. Bei Hohenfriedberg waren die Kolonnen der verbündeten österreichisch-sächsischen Armee sorglos aus dem Schlesischen Gebirge herausgetreten und in der Ebene von dem im nächtlichen Dunkel herbeigeeilten König überraschend angegriffen und vernichtend geschlagen worden. Nicht weit davon hatte der Große König später bei Leuthen mit seinem an Zahl geringeren Heere den Prinzen Karl von Lothringen durch seine überlegene Feldherrnkunst besiegt. Um die Festung Schweidnitz war in den Schlesischen Kriegen oft und erbittert gekämpft worden. An der Katzbach, südlich Liegnitz, hatte Blücher den französischen Marschall Macdonald geschlagen und die französische Bober-Armee durch seine rastlose Verfolgung, die ihm den Beinamen „Marschall Vorwärts" eintrug, zersprengt. Alles das stolze Erinnerungen in der preußischen Kriegsgeschichte, die jedem Teilnehmer der diesjährigen Manöver unwillkürlich vor Augen traten, wenn er an diesen historischen Gegenden vorbei kam. Man hatte deshalb auch vielfach angenommen, die Übungen würden an jene Ereignisse anknüpfen. Es wäre ja auch lehrreich gewesen, auf kriegsgeschichtlicher Grundlage zu zeigen, wie sich die höhere und niedere Truppenführung seitdem geändert haben und wie die einem Friedrich dem Großen, einem Blücher zugefallene Aufgabe in der heutigen Zeit unter dem Einfluß der veränderten Waffenwirkung und der Benutzung der modernen technischen Errungenschaften gelöst werden kann. Diese Erwartung wurde aber nicht erfüllt. Die Anlage und Durchführung des Kaisermanövers hielt sich von einer kriegsgeschichtlichen Grundlage ganz fern. Nach anderer Richtung hin aber zeigt die Anlage des Manövers eine wesentliche Neuerung, die zu sehr verschiedenen Beurteilungen geführt hat.

Welchen Zwecken sollen die Kaisermanöver dienen? Die Beantwortung dieser Frage wird ausschlaggebend für ihre Anlage sein. Bisher wurde der Hauptwert auf die Ausbildung der höheren Führer in operativem Sinne gelegt. Der höchste Führer jeder Partei, mochte er nun eine Armee oder ein Armeekorps führen, war möglichst selbständig. Ihm wurde eine bestimmte Aufgabe gegeben, die er mit den ihm zur Verfügung gestellten Kräften, nach freiem Ermessen lösen mußte. Wie er dies tat, war ihm vollkommen überlassen. Die Lage war dabei absichtlich so geschaffen, daß der Führer schwerwiegende Entschlüsse operativer Natur zu fassen hatte. So waren z. B. seine Kräfte noch nicht eng versammelt, er mußte den Ort und die Art ihrer Vereinigung bestimmen, sich für den Angriff oder die Verteidigung entscheiden, Marschstraßen und Marschziele selbständig anordnen. Um dem Führer einen möglichst großen Spielraum zu lassen, war auch sein Truppenverband selbständig gedacht, ohne unmittelbare Anlehnung an andere Abteilungen. Waren höhere

Kommandostellen, Nachbartruppen angenommen, so befanden sich diese so weit entfernt, daß eine unmittelbare taktische Einwirkung ausgeschlossen war. Sie dienten mehr oder minder nur dazu, der Leitung die Möglichkeit zu geben, auf kriegsgemäßer Grundlage auf den Gang der Übung überhaupt noch einen Einfluß auszuüben, wenn dies aus Friedensrücksichten notwendig sein sollte. Überblickt man die Manöver der letzten Jahre, so erkennt man das Bestreben, die Selbständigkeit der Führer immer mehr zu vergrößern und sie von den Fesseln der Leitung immer mehr zu befreien. Dies führte z. B. dahin, daß die früher übliche Manöverpause, die täglich eintrat und während deren für die beiden Parteien bestimmte Linien bezeichnet wurden, in denen sie während der Nacht verbleiben sollten, wegfielen. Die Führer hatten lediglich auf Grund der taktischen Lage, des Geländes und der ihnen zugegangenen Nachrichten und Meldungen zu bestimmen, wie weit sie vorgehen, wann und wo sie halten und zur Ruhe übergehen wollten. Außerdem trat das operative Element, die strategischen Erwägungen immer mehr in den Vordergrund. Mit vollem Bewußtsein wollte man die höheren Führer nach dieser Richtung hin ausbilden. Es hing dies mit einer auch sonst hervortretenden Anschauung zusammen, die auf das operative Element größeren Wert legte. Die Strategie sollte ihren Schrecken verlieren und zum Gemeingut aller Führer werden. Dieser Gedanke kam bei allen taktischen Aufgaben, Winterarbeiten, kriegsgeschichtlichen Studien zum Ausdruck. Allgemein wurde hierin ein großer Vorteil erblickt und die auf dieser Grundlage angelegten und durchgeführten Kaisermanöver wurden als vorbildlich betrachtet und von den anderen Armeen nachgeahmt.

Mit dieser Gestaltung der Manöver ist in diesem Jahre vollkommen gebrochen worden. Die Anlage bot ein durchaus neues Bild, bei dem die operative Entschlußfreiheit der Führer gänzlich ausgeschaltet war. Es waren auf jeder Partei zwei Armeen von etwa sechs Armeekorps und ein bis drei Kavalleriedivisionen angenommen, die frontal gegeneinander vorgingen. Die östlichen Flügel lehnten sich an die Oder an, die westlichen ragten in das schlesische Gebirge hinein. Die beiden tatsächlich vorhandenen Armeekorps, die gegeneinander manövrieren sollten — das fünfte Armeekorps unter General der Infanterie von Strantz auf blauer Seite, das sechste Armeekorps unter General der Infanterie von Pritzelwitz auf roter Seite — befanden sich in der Mitte dieser angenommenen Armeen, in dichter Anlehnung an die Nachbarkorps. Die Rolle der Armee-Oberkommandos hatte die Leitung selbst übernommen, die täglich die Armeebefehle erließ und an die Armeekorps ausgab. Die Leitung also ordnete an, ob das Korps vorgehen oder stehen bleiben sollte, sie bestimmte zugleich den Abschnitt, in dem das Korps sich bewegen und entwickeln mußte, und setzte zugleich auch die allgemeine Linie fest, die beim Marsch zu erreichen, bei der Verteidigung zu halten war. Jede operative Selbständigkeit war also den kommandierenden Generalen genommen, sie hatten lediglich im Armeeverbande die ihnen zugegangenen Befehle sachgemäß auszuführen. Bei den Übungen

handelte es sich also um frontalen Vormarsch und frontales Gefecht eines auf beiden Seiten angelehnten Armeekorps. Um dieses Verhältnis recht augenscheinlich zu machen, waren die Flügel der Nachbarkorps durch Truppen dargestellt, die anderen Friedensarmeekorps entnommen waren und die unmittelbar von der Leitung bewegt wurden. Es war also tatsächlich ein fester Rahmen geschaffen worden, den die Korps nicht überschreiten konnten. Die Möglichkeit, sich in irgendeiner Weise beim Marsch oder im Gefecht weiter auszudehnen, war dadurch genommen.

Wenn man diese Manöveranlage beurteilen will, so muß ohne weiteres zugegeben werden, daß sie sich auf durchaus kriegsgemäßer Grundlage bewegt und den Verhältnissen des Ernstfalles entspricht. Im Zukunftskriege der Millionenheere werden die Armeekorps in engster Versammlung dicht nebeneinander vorgehen und auch fechten. Es wird auch nur selten vorkommen, daß ein Armeekorps ganz allein mit einer selbständigen Aufgabe betraut wird. Das Vorgehen im großen Verbande wird die Regel sein. Es ist sozusagen das tägliche Brot der Truppenführung. Von diesem Gesichtspunkte aus ist es auch zweckmäßig, daß der Kampf beiderseitig angelehnter Truppenkörper geübt wird. Es ist auch nicht richtig, daß diese Art der Führung und Truppenverwendung viel leichter ist, als das selbständige Handeln, wo das Gelände unbeschränkt zur Verfügung steht. Es ist häufiger viel schwerer, mit einem zugewiesenen Abschnitt auszukommen. Der Führer kann sich nicht das ihm günstigste Gelände aussuchen, er muß es so nehmen, wie er es in seinem Abschnitt vorfindet, er kann sich nicht nach Belieben ausdehnen, der Truppenverwendung sind bestimmte Grenzen gesteckt. Auf die Nachbartruppen muß ständig Rücksicht genommen werden. Alles das erschwert die Führung und will gelernt werden. Es ist also sicher ein gesunder Gedanke, daß das Verhalten eines auf beiden Flügeln angelehnten größeren Truppenverbandes überhaupt zur Darstellung kommt, es frägt sich aber, ob gerade die Kaisermanöver dazu da sind.

Im allgemeinen können derartige Übungen auf den Truppenübungsplätzen abgehalten werden, ohne daß es dazu des großen Apparates bedarf, wie er für die Kaisermanöver aufgeboten wird. Schon häufig haben auf ihnen während mehrerer Tage Gefechtsübungen geschlossener Divisionen stattgefunden, bei denen die verschiedenen Formen der Gefechtshandlungen zur Darstellung kamen. Fraglich könnte es nur sein, ob diese für die Entwicklung eines ganzen Armeekorps räumlich ausreichen. Wo dies nicht der Fall sein sollte, könnte aber durch Verwendung des umliegenden Geländes leicht Abhilfe geschaffen werden. Fraglich kann es auch sein, ob der Kampf eines angelehnten Armeekorps überhaupt einer besonderen Übung bedarf, und ob es nicht genügt, wenn die Division in dem Kampfverfahren gut ausgebildet ist. Der Einfluß des kommandierenden Generals zeigt sich hauptsächlich in dem Ansetzen der Divisionen, in der Zuweisung des Gefechtsstreifens, in der Ausscheidung und dem späteren Einsetzen der Reserve. Im übrigen sind die Divisionen selbständig. Das Zu-

sammenwirken der Waffen, das Ineinandergreifen der Infanterie und der Artillerie kommt hauptsächlich in der Division zum Ausdruck. Im Korpsverbande fechten die beiden Divisionen mehr oder minder nebeneinander für sich. Die Haupttätigkeit des kommandierenden Generals liegt nicht auf kampftechnischem Gebiete. Hält man es aber doch für notwendig, daß die einheitliche Verwendung des Korps im Angriff und in der Verteidigung geübt wird, weil dies für die Ausbildung von Führer und Truppe unerläßlich ist — so genügt es auch nicht, daß dies einmal im Jahre bei zwei Armeekorps des ganzen Heeres geübt wird, dann muß jedes Korps unter seinem kommandierenden General alljährlich zu solchen Übungen herangezogen werden. Dann darf nicht — wie es bisher der Fall ist — die Gefechtsausbildung mit den Brigadeübungen auf dem Truppenübungsplatz ihr Ende erreichen, sondern sie muß im Divisions- und Korpsverbande fortgesetzt werden. Dies ist die notwendige Folge. Und genügen unsere Truppenübungsplätze dazu nicht nach Zahl und Ausdehnung, so müssen sie entsprechend vermehrt und vergrößert werden. Dies ist eine Forderung, an der man in Zukunft nicht vorbeigehen kann.

Die Kaisermanöver aber dazu zu verwenden, entspricht nicht ihrer eigentlichen Bestimmung. Geschieht dies, so geht die einzige Möglichkeit, Führer auf operativem Gebiete zu erziehen, verloren. Und dies ist lebhaft zu bedauern. Der Einwurf, daß sich dies auf anderem Wege, durch theoretische Arbeiten und Studien erzielen lasse, ist nicht stichhaltig. Es ist etwas ganz anderes, mit richtigen Truppen im Gelände zu üben, wo alle die vielen Reibungen, wie sie im Kriege eintreten und die Führung erschweren, wenigstens teilweise in die Erscheinung treten, als auf dem Papiere zu arbeiten, wo alle diese Hemmnisse wegfallen. Wir brauchen für den Zukunftskrieg Strategen und nicht nur Taktiker. Die Zeiten sind längst vorüber, wo — wie es ein Kommandierender bei einer Kritik einmal sagte — es genügt, wenn Seine Majestät sich einen Strategen hält: „Und das sind weder Sie noch ich.“ Es sollen auch nicht nur Korps — sondern auch Armeeführer ausgebildet werden. Und wenn auch die Truppenführung im höchsten Sinne eine angeborene Gabe ist, so bedarf sie doch zu ihrer Entwicklung der Übung. Auch Friedrich der Große hat sich erst allmählich zu seiner späteren Feldherrngröße entwickelt. Der erste Schlesische Krieg ist seine Schule gewesen. Ebenso kann man an Napoleon deutlich erkennen, wie sich seine Feldherrnkunst herausgebildet hat. So schaffe man auch denjenigen Generalen, die im Ernstfalle für die höchsten Führerstellen des Heeres ausersehen sind, die Möglichkeit, sich auf operativem Gebiete auszubilden. Dafür sind die Kaisermanöver vorhanden, das ist ihr hoher Wert, dieser geht aber verloren, wenn diese Übungen zu anderen Zwecken verwendet werden, die sich auch auf anderem Wege erreichen lassen.

Die Posener Akademie

Ein Rückblick und ein Vorblick

Von Rudolf Lehmann in Posen

Die Königliche Akademie zu Posen tritt mit Beginn des kommenden Winters in das zweite Jahrzehnt ihres Bestehens. Ein solcher Abschnitt regt zur Rückschau an, zur Würdigung dessen, was bisher geschehen und erreicht ist. Wieviel von den hoffnungsvollen Worten, die der erste Rektor Eugen Kühnemann am 4. November 1903 bei der Eröffnungsfeier sprach, ist in Erfüllung gegangen? „Wir sind auf dem Wege der großen Traditionen der preußischen Unterrichtspolitik," so verkündete er damals mit freudigem Stolze. Hat die Entwicklung der Akademie dieser hochgemuten Zuversicht entsprochen?

Eine Anerkennung darf die Akademie ohne Anmaßung beanspruchen. Daß die Hörerzahl seit jenen Tagen gespannter und hoffnungsvoller Erwartung nur unbeträchtlich zurückgegangen ist — von etwa 1100 auf etwa 900 Hörer im Wintersemester —, das ist der hingebenden Arbeit des Lehrkörpers zu verdanken. Und ein zweites, was der deutschen Bevölkerung Posens zur Ehre gereicht, wird durch eben diese Tatsache bewiesen: ein ausgesprochenes Bedürfnis, ein intensives Interesse im Publikum ist der neuen Schöpfung entgegengekommen und hat ihr die Lebensfähigkeit bis heute gewahrt.

Aber wir können es nicht verhehlen: einen Fortschritt hat die Akademie seit den Gründungsjahren nicht gemacht. Eine Entwicklung aufwärts ist nicht zu verzeichnen, — weder in bezug auf die Hörerzahl, noch in bezug auf ihre Gesamtstellung und ihre Bedeutung für das Geistesleben der Provinz. Man hat wohl von einer Hochburg deutscher Wissenschaft in der Ostmark gesprochen. Ein Vorwerk, von einer kleinen Anzahl willenskräftiger Männer besetzt und verteidigt, wäre ein richtigerer Vergleich. Eine Verstärkung ist dieser Besatzung seit Jahren nicht mehr gekommen: das einzige und letzte Mal, daß der Lehrkörper einen nennenswerten Zuwachs erhielt, war im Jahre 1906, als außer zwei neuen Geschichtsprofessuren eine germanistische begründet wurde. Seitdem ist nur für Kunstgeschichte eine neue, übrigens nicht etatsmäßige Stelle ein-

gerichtet worden, abgesehen von einigen Lehraufträgen, die zum Teil bereits wieder erloschen sind. Eine fortschreitende Entwicklung des einmal geschaffenen Standes, ein Aufschwung der Akademie ins Große, liegt offenbar nicht in der Absicht der leitenden Behörde.

Man braucht nicht notwendigerweise anzunehmen, daß diese Haltung nur durch Mangel an Interesse für ein Werk, dessen Anreger und Begründer aus dem Staatsdienst und dem Leben geschieden ist, verursacht ist. Auch der finanzielle Gesichtspunkt ist schwerlich der entscheidende, wenngleich es natürlich auch auf ihn mit zurückzuführen ist, daß der Etat der Akademie stabil geblieben ist und nicht wie bei allen den Staatsinstituten, die einer fortschreitenden Entwicklung zugeführt werden sollen, allmählich erhöht wird. Allein der Hauptgrund für die nicht bloß abwartende, sondern auch gelegentlich hemmende Stellungnahme des Kultusministeriums dürfte die nicht ungerechtfertigte Meinung sein, daß die Akademie für ein Vorlesungsinstitut, das nur bestimmt ist, den gebildeten Kreisen der deutschen Bevölkerung Anregung und Belehrung zu schaffen, schon reichlich groß genug angelegt ist, ja, daß diesem Zweck mit einem weit geringeren Aufwand an Menschenkraft und Kosten hinlänglich gedient werden könnte. In der Tat zeigt das Vorlesungsverzeichnis, auch für das kommende Semester wiederum eine solche Menge angebotener Vorlesungen, daß für den einzelnen Hörer, der nur zu allgemeiner Förderung seines Bildungsstandes, ohne bestimmtes Sonderinteresse in die Akademie kommt, ein embarras de richesse gegeben ist, und man hört denn auch aus dem Publikum öfter über Verlegenheit vor solchem Übermaß Klagen. Wenn die Akademie nichts weiter sein und leisten soll wie bisher, so ist in der Tat eine Vermehrung ihrer Kräfte überflüssig.

In dem Namen und den Rechten einer Hochschule, die ihr verliehen sind, lag freilich eine größere Verheißung. Aus den Kundgebungen, mit denen sie eröffnet wurde, nicht nur aus der Rede des Rektors, sprach der Wunsch und die Zuversicht, daß hier ein Mittelpunkt entstehen würde, der das deutsche Geistesleben der Provinz zusammenfassen und befruchten sollte. Dies aber vermag — das beweist die bisherige Geschichte der Akademie — nur ein Institut zu leisten, an dem nicht bloß gehört, sondern auch gearbeitet wird, und zwar gemeinsam von Lehrern und Studierenden. An einer solchen Arbeit aber werden Männer, die in amtlicher oder geschäftlicher Tätigkeit, Frauen, die im häuslichen Beruf stehen, immer nur ausnahmsweise teilnehmen können. Sie setzt einen Überfluß von Kraft und freier Zeit voraus, der in unserer von wirtschaftlichen und nationalen Kämpfen durchsetzten Provinz am seltensten vorhanden sein dürfte. Unter solchen Verhältnissen hat man gut Idealismus fordern: jede Arbeit will schließlich ihren Preis, auch die geistige, und nur da wo sie ihn findet, wird auf die Dauer ernsthaft gearbeitet. Ja, man darf weiter gehen und sagen: selbst der immerhin bescheidene Aufwand an Kosten, mit denen die Staatsregierung die Akademie erhält — sie balanciert mit einem Etat von etwa 145000 Mark jährlich —, ist politisch nur dann zu rechtfertigen, wenn eine wirtschaftliche oder sonst irgendwie reale Stärkung

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

des Deutschtums aus ihrer Tätigkeit hervorgeht. Dieses ist der Grund der früher oder später dazu treiben muß und wird, an den Besuch der Akademie Berechtigungen oder doch Befähigungen zu knüpfen, die ihr bisher, wenn man von der auf die engsten Grenzen beschränkten Anrechnung zweier Studiensemester für Studierende der neueren Sprachen absieht, versagt geblieben sind. Solche Berechtigungen werden freilich nicht hier und da an einzelnen und gelegentlichen Punkten auftauchen können, sondern sie werden notwendigerweise eine bestimmte Richtung einschlagen, einem organisatorischen Plan entsprechen müssen. Sie werden somit dazu nötigen, das einigermaßen verschwommene Gebilde, das die Akademie heute darstellt, systematischer auszugestalten, ihm einen entschiedeneren Charakter zu verleihen und es damit weiter zu entwickeln.

Welchen Zielen diese Entwicklung zustreben soll, darüber sind auf verschiedenen Seiten verschiedene Meinungen hervorgetreten und vielfach in der Öffentlichkeit erörtert worden. Die wichtigsten der gemachten Vorschläge sollen hier kurz gekennzeichnet werden.

Abgesehen von der geringen und noch dazu in ständiger Abnahme begriffenen Anzahl von Studierenden, sind es ganz vorwiegend, in vielen Fächern ausschließlich, Volksschullehrer und Lehrerinnen, die an der Akademie nicht bloß hören, sondern wirklich arbeiten und die Abhaltung von Übungen durch ihre Teilnahme ermöglichen. Dieser Umstand hat — in Verbindung mit den allgemeinen Verhältnissen der Lehrerbildung, die zu neuen Organisationen drängen, — den Gedanken hervorgerufen, aus dem bisherigen Institut eine Lehrerakademie zu gestalten oder es doch mit einer solchen zu verbinden, eine pädagogische Hochschule, die ausschließlich für die Fortbildung von Volksschullehrern, hauptsächlich solchen, welche später in den Seminar- oder Schulverwaltungsdienst treten, bestimmt wäre. Es ist besonders Prof. M. Brahn in Leipzig, der im Interesse der Lehrerbildung sowohl wie der sonst auf unseren Hochschulen vernachlässigten pädagogischen Wissenschaft, diesen Plan entworfen und vertreten hat. Aber soviel auch für den Gedanken spricht, so hat er doch mehr Gegner als Freunde gefunden. Einerseits im Kultusministerium, das die Fortbildung der Lehrer in eigenen Kursen selber zu leiten begonnen hat, dann aber auch in den Kreisen der Lehrer selbst, die eine akademische Fortbildung nicht auf einem besonderen, wenn auch hochschulmäßig gestalteten Institut, sondern auf der Universität anstreben, wo sie aus der Gemeinschaft mit den Studierenden der verschiedenen Fakultäten und aus der durch keine praktische Rücksicht beschränkten Fülle des Gebotenen eine umfassendere Bereicherung ihres Wissens und Könnens erwarten*). So hat der Vorschlag unter den jetzigen Verhältnissen kaum eine Aussicht auf Verwirklichung.

Um so näher liegt der Gedanke, die Akademie zu einer Universität auszugestalten, und er ist denn auch seit Jahren entschieden befürwortet, freilich

*) Vgl. den Aufsatz: Zulassung der Volksschullehrer zum Universitätsstudium in Heft 13, 1913.

noch leidenschaftlicher bekämpft und abgewiesen worden. Unter denjenigen, die ihn außerhalb des zunächst interessierten Professorenkollegiums nachhaltig und energisch in der Öffentlichkeit vertreten, verdienen der Kieler Universitätsprofessor Eugen Wolff und der Posener Oberlehrer Prof. Szymank besonders genannt zu werden. In der Tat ist die Universität die einzige Form der Hochschule, welche in vollem Maße die Aufgabe erfüllen könnte, der belebende Mittelpunkt für das geistige Leben der Provinz zu werden, und der gleichzeitig ihren realpolitischen und wirtschaftlichen Interessen am vielseitigsten zu dienen vermöchte, vor allem indem sie einen einheimischen im Boden der Provinz wurzelnden Bestand von Beamten und Richtern, Oberlehrern und Ärzten sichern würde. Daher erscheint es gerechtfertigt, daß der Wunsch des Oberpräsidenten Dr. Schwartzkopff, wie bekannt, auf die Erweiterung der Akademie zur Universität hinausgeht. Daß von diesem Gesichtspunkte betrachtet die östlichen Provinzen einer neuen Universität bedürfen, welche die weiten Lücken zwischen Königsberg und Greifswald ergänzt, daran kann trotz aller Bedenken, welche man gegen die Vermehrung der Universitäten im allgemeinen erhoben hat, kein Zweifel sein. Auch ist es mehr als wahrscheinlich, daß, wenn Posen den Schritt zur Universität nicht in absehbarer Zeit tut, die sehr energischen Bestrebungen Danzigs zu dem gleichen Zweck von Erfolg gekrönt sein werden. So sind es denn nicht sowohl finanzielle Rücksichten, sondern fast ausschließlich politische Bedenken, welche dem Universitätsgedanken in Posen entgegentreten. Eine Ostmarkenpolitik freilich, wie sie in jüngster Zeit immer nachdrücklicher gefordert wird, welche nicht mehr einseitig Agrarpolitik wäre, sondern die Hebung des Deutschtums in den Städten kräftig ins Auge faßt, würde hier ihren natürlichen Ausgangspunkt finden. Bisher aber ist der Gedanke bei den leitenden Persönlichkeiten im Staatsministerium und im Parlament nicht durchgedrungen, und es ist fraglich, ob das überhaupt noch rechtzeitig geschehen wird.

Inzwischen hat ein vermittelnder Plan, besonders unter den Professoren der Akademie, aber vielfach auch sonst in akademischen Kreisen Anklang gefunden. Es ist der, der Akademie zunächst einmal die Vorbildung der Oberlehrer im ganzen Umfang zu übertragen und gleichzeitig die Fortbildung der Volksschullehrer, sei es in freiem Studium, sei es wie bisher unter Leitung der Provinzialschulkollegien, daran anzuschließen, eine philosophische Fakultät also, wenn man sich der herkömmlichen Ausdrucksweise bedienen will. Freilich eine solche, die nach mancher Richtung erweitert wäre, und vor allem durch einen starken pädagogischen Einschlag, der bisher an den preußischen Universitäten völlig fehlt, einer immer dringenderen allgemeinen Forderung gerecht würde. Vorlesungen über Schulhygiene, Schulverwaltungsrecht und ähnliches, wie sie zum Teil jetzt schon an der Akademie gehalten werden, würden sich zwanglos anschließen. Eine solche Organisation würde einmal für die Schulen der Provinz, welcher Kategorie sie auch angehören, und somit für die wichtigste Grundlage einer nationalen Politik von unschätzbarem Wert sein und sie würde zugleich eine Art von Prüf-

stein für die Möglichkeit einer Volluniversität in Posen abgeben, während die Regierung es zunächst in der Hand behielte, der einen Fakultät die übrigen zuzugesellen oder nicht.

Die vorstehenden Betrachtungen sind nicht von der Absicht geleitet, für oder gegen einen der drei genannten Pläne einzutreten. Vielmehr wollen sie nur ein objektives Bild des Tatbestandes und der daran sich knüpfenden Möglichkeiten entwerfen. Aber die Überzeugung freilich ist nicht zurückzuweisen, daß die Staatsregierung sich genötigt sehen wird, einen dieser Wege, oder doch einen verwandten zu gehen, wenn die Königliche Akademie ihrem Zweck, das Deutschtum in Posen kraftvoll und entschieden zu fördern, entsprechen soll.

Das Rechtsgefühl im Wandel der Zeiten

Nach einem Vortrag

Von Rechtsanwalt Dr. Bruno Marwitz in Berlin

Als im vergangenen Jahre die „Titanic", einer jener modernen Riesendampfer, die eine vollkommene Sicherheit gegen jede Seegefahr zu bieten scheinen, mit einem Eisberge zusammenstieß und hunderte von Menschen ihr Leben verloren, ging ein Entsetzen durch die ganze Menschheit. Und noch jedesmal, wenn durch ein Naturereignis — sei es mit, sei es ohne Schuld einzelner — eine Fülle blühenden Lebens vernichtet wird, bemächtigt sich von neuem die gleiche Erregung der ganzen Mitwelt. Und doch wissen wir, daß zu derselben Zeit, wo durch ein solches Ereignis hunderte von Menschen ums Leben kommen, zu derselben Stunde andere hunderte sterben, hungern, dürsten, frieren oder den größten Qualen ausgesetzt sind; sie erregen kein Mitgefühl: an ihrem Tode, an ihren Leiden gehen wir vorüber, ohne eine Rührung zu verspüren, als an einem Naturnotwendigen, das unabänderlich ist. In erster Linie mag es das Willkürliche derartiger Katastrophen sein, das die Gemüter geradezu zu einem Proteste aufpeitscht, obschon einem jeden klar sein müßte, daß solche Katastrophen unvermeidlich sind und daß sie mit einer gewissen Regelmäßigkeit wiederkehren. Daneben weckt die Sensation, welche ein plötzlich eintretendes Ereignis, wie der Untergang eines Schiffes, ein Erdbeben, eine Feuersbrunst, eine Epidemie hervorruft, die in den Menschen schlummernde Sensationslust und beschäftigt sie weit über dasjenige Maß hinaus, welches ihnen sonst für ihr Interesse an dem Leben und den Geschicken anderer Personen zu Gebote

steht. Dazu kommt, daß die Presse über die Einzelheiten derartiger Unglücksfälle anders und besser orientiert als über das Sterben und Leiden jener einzelnen, nicht weniger unbekannten Personen, und daß diese bessere Kenntnis eine eingehendere Beschäftigung mit dem Geschehnis mit sich bringt. Aus dieser Kenntnis heraus wird auch das Mitleid, dieses beste aller menschlichen Gefühle, stärker hervorgerufen, es wird tiefer, nachhaltiger: es zwingt den Menschen sich Rechenschaft abzulegen über die Kleinheit und Begrenztheit menschlichen Schaffens und Wirkens. Aber mit alledem ist das Problem nicht erschöpft. Es lebt noch etwas anderes im Innern des einzelnen, was ihn mit Entsetzen über derartige Unglücksfälle erfüllt. Goethe schildert in „Dichtung und Wahrheit" den Eindruck, den das Erdbeben von Lissabon, welches am 1. November 1755 sechzigtausend Menschen um das Leben brachte, auf ihn, den damals sechsjährigen Knaben, gemacht hat. Er beschreibt das Unglück, welches durch dieses Erdbeben angerichtet wurde, steht betroffen vor der Plötzlichkeit des Unheils, schildert die Aufregung, die das Erdbeben hervorrief, wie die Gottesfürchtigen es nicht an Betrachtungen, die Philosophen nicht an Trostgründen, die Geistlichkeit nicht an Strafpredigten fehlen ließen und stellt dem seine, des sechsjährigen Knaben, Gefühle gegenüber. „Der Knabe," sagt er, „der alles dies wiederholt vernehmen mußte, war nicht wenig betroffen: Gott, der Schöpfer und Erhalter Himmels und der Erden, den ihm die Erklärung des ersten Glaubensartikels so weise und gnädig vorstellte, hatte sich, indem er die Gerechten mit den Ungerechten gleichem Verderben Preis gab, keineswegs väterlich bewiesen. Vergebens suchte das junge Gemüt sich gegen diesen Eindruck herzustellen."

Goethe hat damit den Urgrund des bei jedem öffentlichen Unglück wiederkehrenden Entsetzens der Menschheit aufgedeckt. Es ist die Verständnislosigkeit, mit der der gesittete Mensch dem Naturereignisse gegenübersteht. Das Gefühl des einzelnen, welches verlangt, daß jede Wirkung eine gerechte Ursache habe, revoltiert gegen das Plötzliche, das Unerklärliche, das Unfaßbare der Erscheinung, und in jedem einzelnen lebt mehr oder weniger bewußt die Empfindung auf, daß eine Ungerechtigkeit geschehen ist, die nicht hätte geschehen dürfen. Es ist das Gefühl der Gerechtigkeit, welches ihn sich empören läßt gegen die Ungerechtigkeit der Naturgewalten. Im Balkankriege sind Tausende um das Leben gekommen; an dem Schlachtentode unzähliger Menschen sind wir kalt vorübergegangen, weil wir wissen, daß der Krieg notwendig ist, weil wir wissen, daß im Kriege Menschen ihr Leben lassen müssen. Als aber an der Tschataldschalinie Tausende von der Cholera hingerafft wurden, als die Leiden der Unglücklichen geschildert wurden, die ohne Arzt, ohne Linderungsmittel, ohne Wasser auf freiem Felde verrecken mußten, da empfanden wir das graue Entsetzen, das uns gegenüber der Ungerechtigkeit der Natur befällt. Dieses Gerechtigkeitsgefühl lebt in dem einzelnen so stark, daß La Fontaine erklärte, man solle die Gerechtigkeit höher achten als das größte Glück auf Erden. „Gesundheit," sagt er, „Fröhlichkeit, die Liebe anderer, Überfluß, ja selbst das Leben hängen nicht

immer von uns ab. Gerechtigkeit ist das einzige, was uns gehört, was wir in unserer Gewalt haben, was uns kein Zufall, keine Macht, ja selbst der Tod mit dem Leben nicht rauben kann."

Und wenn La Fontaine somit die Achtung vor der Gerechtigkeit, das Rechtsgefühl als auf das innigste verwachsen mit dem Menschen darstellt, so hat Euripides aus der Gefühlswelt heraus die Gerechtigkeit in den Kreis ewig sich gleichbleibender Gewalten gestellt:

„Was ewige Zeit als Recht geehrt,
Das hat Natur auch selber gegründet."

Die moderne Forschung hat uns über diesen Satz des Euripides nicht wesentlich gefördert: wir können uns außer Geisteskranken keinen Menschen ohne Rechtsgefühl vorstellen. Wir wissen, daß auch der schlimmste Verbrecher ein Rechtsgefühl besitzt; wir wissen, daß auch der Dieb es als ein schweres Unrecht betrachtet, wenn einer seiner Genossen ihn bei der Verteilung der Beute betrügt; wir wissen, daß es Diebeszünfte gegeben hat und gibt, welche unter sich ein strenges Ehrengesetz aufrecht erhalten, das zwar von dem unserigen abweicht, aber doch beweist, daß auch unter ihnen das Gefühl eines Rechtes lebt und mächtig ist.

In stärkstem Widerspruch hiermit sind Erscheinungen zu verzeichnen, welche daran zweifeln lassen, ob dieses Rechtsgefühl dem Menschen wirklich so innig angeboren ist, daß es mit ihm entstehen muß und erst mit ihm vergehen kann. Das Kind scheint kein Rechtsgefühl zu haben, soweit nicht seine eigenen egoistischen Interessen im Spiel sind. Das Kind empört sich gegen die ungerechte Strafe, aber es macht sich kein Gewissen daraus, einen Schwächeren oder ein Tier zu schlagen, zu quälen, zu peinigen. Das Kind will das Spielzeug haben und achtet nicht auf das bessere Recht des anderen Kindes, nicht aus Unkenntnis des Eigentumsbegriffs; denn wenn ihm sein Spielzeug genommen werden soll, sucht es sich dagegen mit aller Gewalt zu verteidigen, auch wenn es des Spielzeuges in dem Augenblicke nicht bedarf, wohl aber, weil das Gefühl, daß auch das andere Kind ein Recht an seinem Spielzeug habe, seinen kindlichen Egoismus nicht überwinden kann oder nicht überwinden will. Das Kind verlangt die Liebkosungen derjenigen, die es liebt, steht aber neidisch Liebkosungen gegenüber, die ein anderes Kind empfängt. Auch im Kinde wirkt keimhaft das ihm angeborene Rechtsgefühl, aber es ist in ihm so wenig entwickelt, als daß es ihm entgegenstehende Instinkte besiegen könnte.

Was von der Kindheit des Menschen gilt, gilt vielfach auch von der Kindheit des Menschengeschlechts. Und so erhebt sich die Frage, ob in der Kindheit des Menschengeschlechts ein Rechtsgefühl ebensowenig entwickelt war, wie es im einzelnen Kinde entwickelt ist. Man weiß zu wenig über das Leben, die Gebräuche, die Sitten der Urmenschen, um hierüber etwas Bestimmtes sagen zu können. Wo uns die ersten Aufzeichnungen des Rechts entgegentreten, muten sie uns

fremd und ungerecht an; sie erschrecken uns durch ihre Wildheit, ihre Rücksichtslosigkeit gegen die Güter anderer Menschen; aber ein endgültiges Urteil über sie können wir nicht abgeben, solange wir nicht wissen, unter welchen Verhältnissen sie entstanden sind. Hinzuweisen ist auf die Bibel. Adam und Eva im Paradies konnten vor dem Sündenfalle nicht zwischen gut und böse unterscheiden, sie konnten also ein Rechtsgefühl nicht besitzen, das sich gerade auf diesen Unterschied gründet. Wenn Adam von der verbotenen Frucht nicht essen wollte, so tat er es nicht, weil er das Gefühl des Unrechts hatte, sondern lediglich, weil es ihm verboten war, und weil er sich vor den Folgen der Übertretung des Verbotes fürchtete. Aber auch für spätere Zeiten müssen Zweifel bestehen, ob das Rechtsgefühl im Empfindungs- und Willensleben des Menschen den überragenden Platz einnimmt, den ihm La Fontaine zuweist. Wenn in einem so hoch kultivierten Volke wie in dem Volke von Athen einem seiner besten Männer, Aristides, der Beiname „Der Gerechte" gegeben wurde, so beweist dies, wie selbst in einem hochstehenden Volke und in großen Zeiten die Gerechtigkeit nicht als selbstverständliche Tugend eines hochstehenden Mannes angesehen wurde. Wenn aber egoistische Motive wie Gewinnsucht, Liebe, Haß, Ehrgeiz, Neid der Betätigung des Rechtsgefühls in so starkem Maße entgegenstehen, so muß es fraglich werden, ob das Gerechtigkeitsgefühl im Menschen wirklich so sehr stark ausgebildet sein kann. Es würde ein Fehlschluß sein zu meinen, daß das Rechtsgefühl des einzelnen durch derartige egoistische Momente nur in seinen Wirkungen gehemmt, in seinem Bestande aber nicht gefährdet wird. Wäre dem so, so würde jeder Lump letzten Endes doch wissen und sich sagen müssen, daß er ein Lump sei und würde sich lediglich vor sich selbst mit allerhand Beschönigungen entschuldigen müssen. Aber so viele Lumpen und Halunken es in der Welt gibt, so wenige werden wie Richard der Dritte sagen wollen:

„Und darum, weil ich nicht als ein Verliebter
Kann kürzen diese feil beredten Tage,
Bin ich gewillt, ein Bösewicht zu werden."

In den meisten dieser Menschen ist das Rechtsgefühl, wenigstens soweit es ihre eigenen Interessen angeht, vollständig erstickt, und es bedarf großer, im Leben der meisten nie eintretender Ereignisse, um es zu neuem Leben zu erwecken.

Die Beobachtungen, die die einzelnen an ihren Mitmenschen machen, werden stets voneinander abweichen. Die Stellung jedes einzelnen der moralischen Welt gegenüber, seine Beobachtungsgabe, seine Fähigkeit, sich in die Motive des anderen zu versetzen, die Verschiedenheit der Ereignisse, die an den einzelnen herantreten, werden in jedem ein anderes Bild zeichnen. Nur die Geschichte vermag Aufschluß darüber zu gewähren, wie das Rechtsgefühl Wirkung geübt, ob und wie es sich entwickelt, wie es sich verschieden gestaltet hat.

Bei Shakespeare, vielleicht dem besten Kenner der Menschen, dem darum auch ein tiefer Einblick in die Geschichte des Menschengeschlechtes offen stand,

ist vielfach ein Wandel des Rechtsgefühls in den Gang der Ereignisse verwebt. Kohler ist in seinem lesenswerten Buche: „Shakespeare vor dem Forum der Jurisprudenz" sogar soweit gegangen, daß er Hamlet als den Mann bezeichnet, der als Moderner mit dem Gedanken der althergebrachten und noch geltenden Blutrache sich immer wieder von neuem vergeblich abzufinden sucht. Mag Kohler sich hierbei auch zu sehr von seiner Fachwissenschaft haben leiten lassen, mit Recht weist er auf die Figur des Shylock im „Kaufmann von Venedig" hin. Shylock hat dem Antonio 3000 Dukaten geliehen; er hat sich dabei ausbedungen:

„Wenn Ihr mir nicht auf den bestimmten Tag,
An dem bestimmten Ort, die und die Summe,
Wie der Vertrag nun lautet, wiederzahlt:
Laßt uns ein volles Pfund von Eurem Fleisch
Zur Buße setzen, das ich schneiden dürfe
Aus welchem Teil von Eurem Leib ich will."

Dies Abkommen, auf welches Antonio sich einläßt, empört unser Empfinden auf das äußerste; es erfüllt uns daher mit sittlicher Befriedigung, daß Shylock letzten Endes weder das Pfund Fleisch noch seine 3000 Dukaten erhält. Würde heutigen Tages ein solcher Vertrag abgeschlossen werden, so würde kein Gericht Europas ihn als gültig anerkennen, er würde ohne weiteres als unsittlich für nichtig erklärt werden. Und darum wird auch Shylock je nach unserer Gemütsart verachtet oder verlacht werden. So urteilt der Spätere. Wenn aber damals, als Shakespeare die Figur des Shylock schuf, das allgemeine Empfinden ebenso gewesen wäre, wenn man einen solchen Vertrag allgemein für unmöglich gehalten hätte, so würde der Konflikt im Kaufmann von Venedig schon damals als ein überaus lahmer empfunden worden sein; es wäre auch nicht zu verstehen, warum Antonio, als er die 3000 Dukaten nicht zurückzahlen kann, in die größte Sorge gerät und warum der Urteilsspruch der Porzia, welcher zugunsten Antonios ausfällt, zu so verwunderlich rabulistischen Gedankengängen seine Zuflucht nehmen muß.

Aber Shakespeare erklärt den Vertrag sogar ausdrücklich für gültig:

„Von wunderlicher Art ist euer Handel,
Doch in der Form, daß das Gesetz Venedigs
Euch nicht anfechten kann, wie ihr verfahrt."

Und nachdem Porzia diesen Rechtsgrundsatz ausgesprochen und Antonio den Schuldschein als echt anerkannt hat, bleibt ihr zunächst kein anderer Ausspruch als der Rat:

„So muß der Jude Gnad' ergehen lassen."

Auf die Frage Shylocks:

„Wodurch genötigt, muß ich? Sagt mir das!"

erwidert Porzia:

„Die Art der Gnade weiß von keinem Zwang."

Sie belehrt Shylock über das Wesen der Gnade und fährt fort:

„Dies habe ich gesagt,
Um deine Forderung des Rechts zu mildern:
Beharrst du, muß Venedigs strenger Hof
Durchaus dem Kaufmann dort zuwidersprechen."

Es ist somit kein Zweifel möglich: nach den Gesetzen Venedigs ist es zulässig, daß jemand seinen Körper verstümmeln läßt, wenn er eine Schuld nicht zahlt. Das Gesetz aber ist in der Regel nur der Ausdruck des übereinstimmenden Rechtsgefühls der Mehrzahl der Volksgenossen. Shakespeare war als Dichter berechtigt, ein eigenes Recht zu schaffen, und, so könnte man wohl erwidern, aus einem solchen erdichteten Falle können Folgerungen nicht hergeleitet werden. Das Recht aber, das Shakespeare hier schildert, ist in alten Zeiten häufig Gesetz gewesen.

Im alten römischen Recht war es Gesetz, daß der Gläubiger den säumigen Schuldner nach seinem Belieben als Arbeitskraft ausbeuten, als Sklaven ververkaufen oder aber auch ihn in Stücke hauen konnte, und noch das Zwölftafelgesetz änderte hieran nichts; es gab dem Schuldner bloß längere Fristen und band das Recht des Gläubigers an bestimmte Formen, die er einhalten mußte. Es bestimmt aber ausdrücklich, daß der Gläubiger dem Schuldner Stücke Fleisch vom Körper abschneiden kann, soviel er wolle, mehr oder weniger; wenn er mehr abschnitte, als ihm nach strengem Rechte gestattet sei, so solle dies ohne Nachteil für ihn sein. Das Zwölftafelgesetz enthält aber eine Bestimmung, welche die Entscheidung der Porzia unmöglich gemacht haben würde, als hätte der römische Gesetzgeber eine derartige rabulistische Einwendung abschneiden wollen, wie es die der Porzia ist, daß Shylock ein Pfund Fleisch herausschneiden dürfe, aber nicht ein Gramm mehr oder weniger, weil er sonst selbst dem Tode verfallen sei. Und an dem anderen Ende der damals bekannten Welt, in Norwegen, galt dasselbe Recht. Auch das alte norwegische Recht gibt dem Gläubiger das Recht, dem Schuldner ein Stück vom Leibe zu hauen, wo er will, oben oder unten.

Einen stärkeren Wandel des Rechtsgefühls kann man sich kaum vorstellen als den, den unser Gefühl dem Schuldner gegenüber durchgemacht hat! Von dem Rechte des Gläubigers, den Schuldner zu töten oder in Stücke zu hauen, ist immer mehr und mehr abgebröckelt worden. Das Recht über Leben und Tod wurde dem Gläubiger genommen, aber es blieb ihm das Recht, den Schuldner in die Sklaverei zu verkaufen. Dieses Recht wurde dann abgemildert in das Recht, den Schuldner in Schuldhaft zu bringen, ein Recht, das noch bis in das neunzehnte Jahrhundert hinein bestanden hat und das von Dickens in vielen seiner Romane dargestellt wird, nirgends rührender und mehr zu Herzen gehend als in Klein Dorrit. Und unser modernes deutsches Recht gibt dem Schuldner tausend Möglichkeiten, sich der Befriedigung seiner Gläubiger zu entziehen. Eine immer stärkere Abschwächung des Gläubigerrechts hat sich voll-

zogen; die Entwicklung der letzten Jahrzehnte ist in dieser Beziehung eine so rapide gewesen, daß, wenn ihr nicht bald Einhalt geboten wird, man es bald überhaupt nicht mehr für nötig halten wird, Schulden zu bezahlen.

In eines dieser Übergangsstadien stellt Shakespeare die Figur seines Shylock. Das alte strenge Recht steht noch in Kraft, aber es lebt nicht mehr im Bewußtsein des Volkes, dessen Anschauungen sich geändert und zugunsten des Schuldners gemildert haben. Shylock besteht auf seinen Schein, er hat das Recht und Gesetz für sich, und wenn die Sache vor das deutsche Reichsgericht gebracht worden wäre, so würde Shylock zu seinem Pfunde Fleisch gekommen sein, und wenn er etwas mehr genommen hätte, würde ihm dies, wie die zwölf Tafeln sagen, nicht zum Nachteil gereicht haben. Das Rechtsgefühl einer vergangenen Zeit steht im krassen Widerspruch zu dem Rechte des Lebenden.

„Es erben sich Gesetz und Rechte
Wie eine ew'ge Krankheit fort;
Sie schleppen von Geschlecht sich zum Geschlechte
Und rücken sacht von Ort zu Ort,
Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage;
Weh dir, daß du ein Enkel bist!
Vom Rechte, das mit uns geboren ist,
Von dem ist, leider! nie die Frage."

Kann der gelehrte Richter Antonio nicht helfen, der Laienrichter Porzia muß das formell bestehende, materiell unmögliche Recht beugen. Denn es handelt sich um einen glatten Rechtsbruch, wenn sie Shylock sein Recht zuspricht, es ihm aber gleichzeitig unmöglich macht, sein Recht auszuüben. Das allgemeine Rechtsgefühl triumphiert über ein zurückgebliebenes Recht und über das zurückgebliebene Rechtsgefühl des unmoralischen Wucherers.

Die Frage, wie der Wandel des Rechtsgefühls dem Schuldner gegenüber zu erklären ist, wird sich nicht aus einer einzigen Erwägung heraus beantworten lassen. Das Leben wurde in jenen alten Zeiten nicht so hoch bewertet, wie es später der Fall war; das Gefühl des Mitleids ist erst durch das Eindringen des Christentums in dem Maße entfaltet worden, wie es sich in späteren Kulturperioden gezeigt hat. Noch andere Momente werden eine wesentliche Rolle gespielt haben. Auch heute noch wird es als unehrenhaft angesehen werden, wenn jemand, der sich einen bestimmten Gegenstand geliehen hat, ihn für sich behält und nicht zurückgiebt, sofern der geliehene Gegenstand nicht etwa ein Buch ist; denn seit Jahrhunderten ertönt die Klage aller Bücherfreunde, daß geliehene Bücher meist nicht zurückgegeben werden.

In einfachen wirtschaftlichen Verhältnissen war eine Schuld im wesentlichen nur ein Entleihen. Jeder einzelne konnte seine wirtschaftlichen Verhältnisse soweit übersehen, daß er genau wußte oder doch wissen mußte, ob und wann er in der Lage sein würde, geliehenes Gut zurückzugeben. Die Verfehlung, dieser Verpflichtung zuwider zu handeln, war daher eine weit schwerere, als es in unseren Zeiten der Fall ist mit unseren komplizierten, schwer zu durchschauenden wirt-

schaftlichen Beziehungen und Wechselbeziehungen. In dieser Hinsicht bietet die Gesetzgebung des Athenischen Staates ein interessantes Beispiel. In Athen wurde zuviel Handel getrieben und die wirtschaftlichen Verhältnisse waren zu kompliziert, als daß man auf die Nichtbezahlung von Schulden die Todesstrafe hätte setzen können. Wohl aber galt die Todesstrafe noch für den Handelsschuldner, welcher die vereinbarten Pfänder dem Gläubiger nicht stellte. Auch bei diesen verhältnismäßig komplizierten wirtschaftlichen Verhältnissen verlangte man doch vom Schuldner, daß er sein Wort, bestimmte Sachen zum Pfande zu übergeben, einlöse, weil er die Tragweite dieses Versprechens übersehen mußte.

Es kam die Zeit, in der man den Bruch des gegebenen Wortes und das Unrecht, das dem Gläubiger zugefügt wurde, nicht weniger schwer ansah als früher, in der man aber das Leben des einzelnen höher einzuschätzen begann. Man nahm von der Todesstrafe Abstand, aber man griff zu den merkwürdigsten Einrichtungen, um den Schuldner zur Bezahlung der Schulden zu zwingen. So wurde in Ägypten die Leiche der Eltern des Schuldners als Pfand gegeben; der Gläubiger konnte deren Bestattung verweigern, bis seine Forderung bezahlt war — ein Zwangsmittel von ungemeiner Stärke, denn den alten Ägyptern war das Gebot der Bestattung der Angehörigen heilig. Nach deutschem Rechte wurde der Schuldner selbst solange nicht ehrlich begraben, ehe seine Angehörigen nicht seine Schulden bezahlt hatten, und noch der Kirchenvater Ambrosius spricht von den Bestimmungen einzelner Stadtrechte, welche es ausdrücklich für nötig halten, den Frieden der Leiche vor dieser furchtbaren Profanierung zu wahren. Man schilt unsere Zeit vielfach als eine materialistische; wird aber das heutige Vorgehen den Schuldnern gegenüber mit jenen Zeiten verglichen, so wird das Urteil milder ausfallen müssen, die Verletzung ideeller Güter lediglich um materieller Vorteile oder Nachteile willen erscheint wenigstens in der Krassheit, in der sie in den alten Zeiten hervortritt, geradezu unfaßbar.

Auch in Indien wurde die Nichtzahlung der Schulden als ein schweres Verbrechen angesehen; die Aufrechterhaltung der Kaste aber war und ist in Indien ein so unumstößliches Dogma, daß der der niedrigeren Kaste angehörige Gläubiger dem der höheren Kaste angehörigen Schuldner nicht gut ein Übel antun kann. Man ist daher auf einen sonderbaren moralischen Druck gekommen. Der Gläubiger setzt sich vor die Tür des Hauses des Schuldners und fastet. Der Schuldner muß, solange der Gläubiger vor dem Hause sitzt, darin verweilen und muß gleichfalls fasten, und dies wird solange fortgesetzt, bis entweder der Schuldner seine Schuld bezahlt oder der Gläubiger es vor Hunger nicht mehr aushalten kann.

Und eine noch eigentümlichere Einrichtung, die sich auf die geringe Achtung vor der Frau im Orient gründet, findet sich im Islamitischen Recht. Dort kann der Schuldner dem Gläubiger das Recht einräumen, für den Fall, daß er seine Schyld nicht bezahlt, seine — des Schuldners — Ehe zu trennen.

Diesen Grundsatz muß man mit den Auffassungen vergleichen, die durch die katholische Kirche ausgebildet sind. Dort die Lösung der Ehe durch einen Dritten, dessen Forderung nicht beglichen wird; hier die absolute Unlösbarkeit der Ehe. Es handelt sich hier nicht um Gesetzgeber, die willkürlich diese oder jene Institution begründen, es handelt sich vielmehr um tief eingewurzelte Überzeugungen des Volkes selbst. Als vor einigen Jahren in Italien durch ein Gesetz die Lösbarkeit der Ehe eingeführt werden sollte, entstanden in Süditalien nicht unerhebliche Revolten, welche die Regierung zwangen, den Gesetzentwurf zurückzuziehen. Aus alledem ergibt sich, daß der Wandel des Rechtsgefühls von wirtschaftlichen und religiösen Momenten abhängt, die an und für sich mit dem Rechtsgefühl nichts zu schaffen haben. Die Hexenprozeße und Ketzerverbrennungen hätten niemals eine so weite Ausdehnung erfahren können, als sie im ausgehenden Mittelalter und in der beginnenden Neuzeit erfahren haben, wenn nicht das religiöse Gefühl des Volkes dieses von dem Vorhandensein von Hexen und Zauberern überzeugt hätte, und wenn das Volk nicht überzeugt gewesen wäre, daß es kein schlimmeres Verbrechen an der Menschheit gäbe, als den Abfall vom rechten Glauben.

Die Gerechtigkeit verlangt, darauf hinzuweisen, daß die Hexenprozesse in evangelischen Landen nicht weniger energisch betrieben worden sind als in katholischen. Das religiöse Gefühl artete, wie zu der Zeit der Flagellanten, zu einer Krankheit aus, welche auch das Gefühl des Volkes dem Rechte gegenüber entscheidend beeinflußte. Und wenn wir an diesen Hexenprozessen schaudernd erleben, wie ein krank gewordenes Rechtsgefühl das Leben und das Glück Tausender zu vernichten vermag, so ergreift es uns noch tiefer, wenn wir uns klar darüber werden, daß sogar bloße Zweckmäßigkeitsgründe das Rechtsgefühl auf das stärkste beeinflußen können. Wenn heutzutage ein Mensch durch einen anderen getötet wird, so machen wir bei der rechtlichen Beurteiluug der Tat die feinsten Unterscheidungen: Wer die Tat mit Vorsatz und Überlegung begeht, wird als Mörder bestraft; begeht er sie mit Vorsatz, aber ohne Überlegung, so ist er ein Totschläger; hat er den Getöteten nur verwunden, aber nicht töten wollen, so spricht der Jurist von Körperverletzung mit tötlichem Ausgange; hat er ihn ohne Vorsatz, aber infolge von Fahrlässigkeit verwundet, und ist der Verwundete den Folgen der Verwundung erlegen, so nehmen wir fahrlässige Körperverletzung an; hat nur ein unglücklicher Zufall die Körperverletzung und den Tod verursacht, so ist der Verletzende strafrechtlich überhaupt nicht verantwortlich.

Diese Unterscheidungen entsprechen im wesentlichen dem heutigen Rechtgefühl. Im Gegensatz dazu kennt das alte Recht und insbesondere das alte deutsche Recht nur eine einzige Art der Tötung. Wer einen anderen getötet hatte, verfiel der Blutrache, gleichgültig, ob ein bösartiger Meuchelmord oder ob ein bloßer unverschuldeter Zufall vorlag. Wir können uns nicht vorstellen, daß auch in jenen Zeiten der Unterschied zwischen den verschiedenen Tatarten den Deutschen nicht zum Bewußtsein gekommen sein sollte, der Schwierigkeit aber,

den Sachverhalt aufzuklären, waren sie nicht gewachsen und darum ließen sie in jedem einzelnen Falle durch die Blutrache die Todesstrafe vollziehen. Nur der Erfolg entschied, nicht die Absicht, und man kann sich kaum andere Gründe dafür vorstellen als bloße Zweckmäßigkeitsgründe.

Dieser Grundsatz hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten. Der Offizier, der von einem anderen tätlich angegriffen wird, muß diesen zum Duell fordern, und wenn der andere auch in sinnloser Trunkenheit gehandelt hat. Und über diesen Einzelfall hinaus kann die moderne Entwicklung der Psychologie ganz allgemein in absehbarer Zeit dahin führen, daß Zweckmäßigkeitsgründe wieder einen stärkeren Einfluß auf das Rechtsgefühl gewinnen können.

Seit altersher ist die Frage der Willensfreiheit eine der umstrittensten gewesen. Wenn die Psychologie einmal nachweisen sollte, daß der Wille des Menschen nicht frei ist, daß er unter dem Zwange äußerer Umstände handelt, so würde das Rechtsgefühl notwendig verlangen, daß auch der Verbrecher für seine Handlungen nicht verantwortlich gemacht werden kann. Unmöglich aber könnte man hieraus die praktische Konsequenz ziehen. Im Interesse des Staates und der Gesellschaft würde der Verbrecher auch dann für eine Handlung verantwortlich gemacht werden müssen, und diese Zweckmäßigkeitsgründe würden die logische Einsicht des Volkes überwuchern und die Grundlage für sein Rechtsgefühl geben. Und auch wenn eine weitere Entwicklung unserer Kenntnis der geistigen Erkrankungen ergäbe, daß ein noch weit größerer Teil der Verbrecher geisteskrank ist, als man heute annimmt, würde das Volksempfinden sich, und zwar wiederum aus Zweckmäßigkeitsgründen, dagegen auflehnen, daß diese geisteskranken Verbrecher der Strafe nicht unterworfen würden. Schon heute ist nicht zu verkennen, daß das Rechtsgefühl großer Teile des Volkes sich gegen die Ergebnisse der Wissenschaft über geisteskranke Verbrecher auflehnt, und die Juristen müssen oft genug den Vorwurf über sich ergehen lassen, daß sie zu leicht den Gutachten der Ärzte nachgeben und sich durch Simulationen geschickter Verbrecher täuschen lassen. Meist sind diese Urteile von keinerlei Sachkenntnis getrübt; sie beweisen aber, wie das Rechtsgefühl des Volkes sich gegen die moderne wissenschaftliche Entwicklung sträubt.

Wir sprachen vorhin von dem Wechsel des Rechtsgefühls gegenüber der Tötung eines Menschen. Auch hier hat ein Dichter die Frage des Rechtsgefühls gegenüber dem Morde vertieft. Dostojewsky hat in seinem Romane „Raskolnikow", vielleicht dem besten Verbrecherroman, der je geschrieben worden ist, einen Mann dargestellt, der kaltblütig vor dem Morde sich Rechenschaft darüber ablegt, ob der Mord, den er ausführen will, berechtigt sei oder nicht. Vor dem Morde setzt Raskolnikow einem Offizier seinen Plan auseinander; er sagt zu ihm:

> „Sieh an: auf der einen Seite eine einfältige, gedankenlose, unnütze, bösartige kranke Alte, die niemandem nützt, die vielmehr allen feindselig gesinnt, selbst nicht weiß, weshalb sie lebt, und morgen schon

sterben kann. Auf der anderen Seite jugendliche frische Kräfte, die aus Mangel an Unterhalt verderben, zu tausenden, bis auf den heutigen Tag. Hundert, ja tausend gute Werke, welche mit dem Gelde der Alten vollbracht werden könnten, müssen in das Kloster verschlossen werden. Hundert, ja tausend Existenzen vielleicht können damit auf den richtigen Weg gebracht, ein Dutzend Familien dem Elend, der Auflösung und dem Untergange, sowie der Ausschweifung entrissen werden — nur mit ihrem Gelde! Töte sie, nimm ihr das Geld in der Absicht, es zu deiner Unterstützung anzuwenden, dich selbst zum Dienst der gesamten Menschheit, der Allgemeinheit zu bestimmen: wie denkst du, sollte nicht ein einziges, nicht großes Verbrechen mit tausend guten Werken zu sühnen sein? Für ein einziges Leben tausend andere gerettet vor Verderben und Untergang? Für einen Tod hundert Leben — das wäre das Exempel! Und was ist das Leben dieser hektischen, einfältigen und bösartigen Alten wert auf der Wage der Allgemeinheit? Nicht mehr, als das Leben eines Ungeziefers, und noch nicht einmal soviel, weil die Alte bösartig ist."

Die Rechnung, die Raskolnikow aufmacht, ist falsch; sie führt zur Auflösung der Rechtsordnung und der Gesellschaft. Und doch, wie tief derartige Überlegungen das Empfinden des Volkes beeinflussen können, hat ein Fall gezeigt, der vor einigen Jahren sich in Wien ereignet hat. Dort hatte ein Student Fälschungen begangen, um sich die Mittel zu wissenschaftlichen, angeblich für die Menschheit wertvollen Untersuchungen zu verschaffen. Weite Kreise des Volkes hatten das Gefühl, daß der Student nicht bestraft werden dürfe. Dieses Gefühl war ein vorübergehendes, und es war schlecht fundiert. Aber immer und immer wieder kehrt eine andere, ähnlich geartete Frage wieder, nämlich die, ob und inwieweit der politische Mord berechtigt ist.

Darüber, daß der politische Mord nicht weniger verwerflich ist als jeder andere Mord, sollte es nur eine Stimme geben. Und doch hat sich unser sittliches und unser Rechtsempfinden abgestumpft gegen Vorgänge, wie die Hinrichtung Jakobs des Ersten in England und Ludwig des Vierzehnten von Frankreich, obschon beide Monarchen nicht schlechter waren als viele andere Monarchen, obwohl sie im wesentlichen nur gebüßt haben für die Sünden ihrer Väter und Vorgänger. Und darüber hinaus wird sogar in unseren Schulen noch heute der Mord des Tyrannen verherrlicht. Wir alle haben in unserer Jugend mit heißen Köpfen und warmen Herzen den „Wilhelm Tell" gelesen, und haben uns begeistert für Wilhelm Tell, den Mann, der aus dem Hinterhalt meuchelmörderisch den Mächtigeren, Geßler, erschoß. Allerdings handelt Tell nicht aus politischen Motiven. Als Parricida, der den Kaiser erschlagen hat, zu ihm kommt, tritt Tell ihm mit den Worten entgegen:

„Von dem Blute triefend
Des Vatermordes und des Kaisermords,
Wagst du zu treten in mein reines Haus?
Du wagst's, dein Antlitz einem guten Menschen
Zu zeigen und das Gastrecht zu begehren?"

Und als Parricida darauf hinweist, daß er doch Geßler erschlagen habe, erwidert Tell:

„Unglücklicher!
Darfst Du der Ehrsucht blut'ge Schand vermengen
Mit der gerechten Notwehr eines Vaters?
Hast du der Kinder liebes Haupt verteidigt?
Des Herdes Heiligtum beschützt, das Schrecklichste,
Das letzte von den Deinen abgewehrt?
Zum Himmel heb' ich meine reinen Hände,
Verfluche dich und deine Tat."

Tell handelt nur aus Familiengründen; in seinem Monolog sagt er ausdrücklich:

„Am wilden Weg sitzt er mit Mordgedanken;
Das Feindes Leben ist's, worauf er lauert.
Und doch an Euch nur denkt er, liebe Kinder,
Auch jetzt — Euch zu verteidigen, Eure holde Unschuld
Zu schützen vor der Rache des Tyrannen,
Will er zum Morde jetzt den Bogen spannen."

Börne hat sein Urteil über Tell dahin zusammengefaßt: „Ich begreife nicht, wie man Geßlers Mord je sittlich, je schön finden konnte. Tell versteckt sich und tötet ohne Gefahr seinen Feind, der sich ohne Gefahr glaubt."

Warum werden Tell und seine Tat bewundert? Anstatt in gerechter Empörung Geßler niederzuschießen, als dieser ihm zumutet, den Apfel von seines Knaben Haupt zu schießen, wagt er des Kindes Leben und nur für den Fall, daß das Wagnis mißlingt, will er den — doch dann auch von ihm verschuldeten Tod des Knaben — an Geßler rächen. Des Kindes Leben setzt er aufs Spiel; um seine eigene Freiheit zu retten, erschießt er Geßler aus dem Hinterhalt.

Trotzdem verehren wir Tell, obwohl er Meuchelmord begeht; trotzdem stellen wir ihm sogar den Werner Stauffacher nach, der das Interesse des Vaterlandes über sein und seines Hauses Interesse stellt, während Tell sich von allen Bestrebungen zur Aufrichtung seines Vaterlandes fern hält und erst tätig wird, als er und seine Angehörigen bedroht werden. Wenn der „Tell" nicht 1804 erschienen wäre, sondern heute erschiene, vermutlich würde man den Schillerschen Geist, die Schillersche Sprache bewundern, an dem Entwurfe des Stoffes aber die schärfsten Ausstellungen machen.

Das Beispiel des Tell zeigt deutlich, wie unzuverlässig das Rechtsgefühl ist, wie es abhängig ist von äußeren Verhältnissen und innerlichen Dispositionen, die mit dem Rechtsgefühl unmittelbar nichts zu schaffen haben. In unserer Zeit

befinden sich die äußeren Verhältnisse infolge der technischen Erfindungen in ständiger Umgestaltung; Hand in Hand mit ihr, durch sie veranlaßt und beeinflußt, geht die Umwertung fast aller Werte. Die soziale Gesetzgebung, der Satz vom Schutz des wirtschaftlich Schwachen, haben Gedankengänge hervorgerufen, haben Einflüsse auf unser Empfinden geltend gemacht, welche unseren Vätern noch unmöglich erschienen. Wir stehen schwerlich am Abschlusse dieser Epoche; gerade unser Rechtsempfinden wird in absehbarer Zeit noch weitere Wandlungen durchmachen. Die Aufgabe unserer gesetzgebenden Gewalten wird es sein, rechtzeitig diese Wandlungen zu erfassen und die bestehenden Gesetze entsprechend abzuändern.

Ein englisches Nationaltheater im neunzehnten Jahrhundert

Samuel Phelps und sein Sadlers Wells-Theater in London

Von Dr. Ernst Leopold Stahl in Freiburg i. Br.

Seit ungefähr einem Jahrzehnt taucht in England in Zeitungsartikeln, Versammlungen und selbst in fachmännischen Werken immer erneut die Forderung nach einem, wie Rudolf von Gottschall sich einmal bei uns in Deutschland ausdrückte, „von dem souveränen Volk geleiteten Nationaltheater“ auf. Man erhofft von ihm, das eine Bühne mit wechselndem Spielplan und einem geschäftlich unabhängigen Direktor werden soll, die lange ersehnte endgültige Erstarkung der in vieler Hinsicht heute schon beachtenswerten englischen Bühnenkunst und ihrer Literatur.

Der Gedanke eines nationalen Theaters, der in Deutschland seit den Tagen der Klassiker häufig einen mehr oder weniger unvollkommenen praktischen Ausdruck in unseren Hofbühnen erhielt, ist für England gleichfalls nicht neu. Er gewann dort auch in einem heute völlig vergessenen, künstlerisch höchst bedeutsamen Unternehmen seit der Mitte der vierziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts feste Form, nämlich im Londoner Sadlers Wells-Theater unter der Direktion von Samuel Phelps. Sadlers Wells war allerdings ein Privatunternehmen, diente aber — und das bleibt schließlich immer die wichtigste und höchste Forderung für ein Nationaltheater — in weitestem Umfange und nahezu ausschließlich dem literarischen Drama seines eigenen Volkes.

Auf der englischen Bühne war seit der Mitte des Jahrhunderts jene von Charles Kean, dem als Regisseur weit mehr denn als Schauspieler begabten Sohne des großen Shakespearedarstellers Edmund Kean, am Princeß Theatre in London eingeführte, auf strengste historische Exaktheit und großen äußeren Aufwand bedachte Richtung der Inszenierungskunst maßgebend, die wir heute als das Meiningertum zu bezeichnen gewöhnt sind. In der Tat wurde ja der jüngere Kean mit allen Vorzügen und vielen Übertreibungen das Vorbild für die Regiebestrebungen des meiningenschen Herzogs Georg.

Wie diese letzteren später in Deutschland, so mußten die ähnlich gearteten Tendenzen Keans in England notwendig einmal eine Opposition hervorrufen, die sich dann gleichfalls zur „Richtung" auswuchs, sobald sie nur einen geeigneten Führer zur Verfügung hatte. Mit jener Übertreibung, die schließlich jede Parteinahme von vornherein bedingt, ließ sie kein gutes Haar am jüngeren Kean, der in ihren Augen als Schauspieler einfach mit dem guten Namen seines Vaters hochstaplerte und als Inszenator zum „Master Showman" eines Jahrmarktes wurde, dessen Princeß-Theater sich, wie es einmal hieß, einem Etablissement wie dem altberühmten Wachsfigurenkabinett von Madame Tussaud allerdings würdig an die Seite stellen könnte.

Kurz gesagt — so faßt die Opposition ihr wegwerfendes Urteil über den Londoner „Meininger" zusammen — „Maler, Schneider und Dekorateur sind Mr. Keans Shakespeare-Interpreten. Zweifellos, jeweils die besten ihrer Art, aber diese sind in unserer Schule des Dramas Schüler und nicht Lehrer." Die erste Forderung aller Bühnenkunst, eine gediegene schauspielerische Darstellung, wird vernachlässigt. „The little importance", sagte der witzige Kritiker Douglas Jerrold, der Verfasser von „Frau Kaudels Gardinenpredigten", der zum literarischen Wortführer der Anti-Keanites gemacht wurde, „which Mr. Kean attaches to good acting needs no further proof than the fact of his generally taking the principal character himself." Die Gegner hielten ihren Gott schon parat: es war Samuel Phelps, der Kean gegenüber immer der bessere Schauspieler, vornehmere Mensch und ehrlichere Shakespeare-Liebhaber gewesen ist. Er trat nach einer kurzen Tätigkeit im Yorkshire Distrikt gerade um die Zeit zum ersten Male in London auf, als Charles Kean begann, sich dauernd dort durchzusetzen, und Macready bereits im Zenith seines Ruhmes stand. Unter Benjamin Websters Direktion spielte er im Oktober 1837 am Haymarket den Shylock mit so durchschlagendem Erfolge, daß Macready, wie er später einmal selber eingestand, für sich zu fürchten begann: ganz überflüssiger Weise, da er selbst noch in alten Tagen der faszinierendere Schauspieler geblieben ist.

Phelps war auch nach dem Urteil seiner guten Freunde nur ein „guter Schauspieler, kein großer". Es gebrach ihm im Tragischen an der Größe eines David Garrick, an der Leidenschaft eines Edmund Kean sowie an der Wortgewalt eines John Kemble. Daß er Eigenschaften, die ihm von Natur nicht zugefallen

waren, nicht wie die meisten anderen durch Mätzchen zu ersetzen suchte, war sein eigentlichstes, also ein mehr negatives Verdienst als Schauspieler im ernsten Fach. Er begnügte sich damit, im Technischen ein gelehriger Anhänger der Macreadyschen Schule zu sein. Wie das persönliche Leben des einfachen, reklamefremden Mannes, der, wenn er nicht im Kostüm stak, am liebsten als ein „Quiet country gentleman" drunten in Kent bei den Bauersleuten am River Darent seine Forellen fing, und der gegen seine eigene Profession beinahe die gleiche Antipathie hegte wie Macready, so trug auch sein Spiel einen bürgerlichen Zug: zu sehr ausgeprägt, um eine rechte Größe zu besitzen, aber gerade recht, um Shakespeare dem naiven Publikum, für das er viele Jahre spielte, besonders nahe zu bringen. Selbst sein Shylock hatte manchmal etwas vom bürgerlichen Vater an sich. Er baute oft auf einem sozusagen bürgerlichen Motiv seine Rolle auf. Gern arbeitete er nach französischer Art auf eine grande scène hin im „Kaufmann von Venedig" etwa auf den Auftritt nach Jessicas Entführung, in welchem man damals die Leidenschaft des Hasses auch auf deutschem Boden, nach Fontanes Ausspruch, „bei keinem Shylock mit größerer Energie und furchtbarer explodieren sehen" konnte.

Bei Shylock kam Phelps der groteske Humor zu statten, der einige seiner komischen Rollen seinen Zeitgenossen so wertvoll machte. Vor allen sein Bottom im „Sommernachtstraum", den er noch 1870 in voller Kraft spielte, mag ein Meisterwerk seiner Charakterdarstellung gewesen sein, die den bis dahin ganz buffomäßig dargestellten Clown mit vielen psychologischen Details ausstattete. Seine Glanzrolle war Falstaff in „Heinrich dem Vierten" und den „Lustigen Weibern"; Fontane vergleicht in seinen Theaterbriefen aus England den Phelpsschen Falstaff, der die Maske des seit Charles Kemble zum Typus gewordenen materiell veranlagten, jovialen alten Adelsherrn trägt, mit dem damals bedeutendsten der deutschen Bühne von Döring: der Phelpssche tut nicht ernst, wie dieser, sondern es ist ihm ernst. „Sein Humor ist nicht ein Schild, den er in Bereitschaft hat, um sich in aller Ruhe und mit vollem Bewußtsein dahinter zu decken, sondern er ist völlig unbeabsichtigt": dieser Falstaff wirkt durch seine unfreiwillige Komik, derer er selbst stets erst nachträglich gewahr wird. In den „Lustigen Weibern" bildet die „unerschütterliche Seelenruhe eines schamlosen Zynismus, der längst die Vorstellung von Recht und Unrecht verloren und dafür die Sicherheit und Würde eines weißbärtigen Lasters eingetauscht hat", das ehrwürdige Laster gegenüber dem jovialen aus „Heinrich dem Vierten", den Grundzug.

Auch diese trefflichste seiner schauspielerischen Leistungen hätte vielleicht nicht genügt, Phelps als einen der Großen in der Geschichte des englischen Theaters weiter leben zu lassen. Der gute Schauspieler war indessen ein noch besserer künstlerischer Organisator. Nachdem er sieben Jahre unter Webster, Macready und anderen gespielt hatte, unternahm er den tollkühnen Versuch, in der nördlichen Vorstadt Islington eine Volksbühne zu pachten, in der seit zwei Gene-

rationen außer Grimaldi kein Künstler mehr Einkehr zu halten gewagt hatte. Er übernahm 1844 die sozusagen offizielle Heimstätte des wässerigsten Wassermelodramas, um dort, an Sadlers Wells Theatre, zunächst mit der begabten Mrs. Warner zusammen, Shakespeare zu spielen. Er mußte zuerst die Mäuse unter und den Pöbel auf den Bänken seines neuen Eigentums hinausfegen, ehe er zu spielen begann für ein Publikum, das es da draußen eigentlich noch gar nicht gab. Die sporttollen Rowdies, die bis dahin Pit und Galerie füllten, konnte er als Zuschauer nicht gebrauchen. Auch unter der neuen, an den Eingangstüren schon gesiebten Hörerschaft gab es manchen, den er, wie eine schöne Mär von ihm berichtet, besonders an Sonnabenden, in der Ruhepause zwischen zwei Auftritten, in den langen Theatermantel eingehüllt, eigenhändig als Heiligtumsschänder wieder zum Tempel hinauswarf. Volle neunzehn Jahre hindurch spielte dieser ausdauernde Künstler — die längste Zeit in Verbindung mit dem tüchtigen geschäftlichen Leiter Greenwood, zuletzt noch zwei Jahre allein — in immer wechselndem Spielplan den ganzen Shakespeare durch. Auch die sonst selten gegebenen Komödien, die entlegenen Tragödien und die angezweifelten Dramen gewinnen an Sadlers Wells kürzeres oder längeres Bühnenleben. Es fehlten überhaupt nur „Titus Andronicus", „Troilus und Cressida" und die drei Teile von „Heinrich dem Sechsten". Manche in Deutschland vergessenen Stücke wurden bei Phelps von Zeit zu Zeit immer wieder aufgeführt. Von den Komödien hielten sich die schon vor seinen Tagen beliebten „Lustigen Weiber" — die bei uns Nicolais Oper hat verdrängen können — ständig auf seinem Plan, die „Komödie der Irrungen" war ein gern gesehenes Possennachspiel nach ernsterer Kost, und „Die beiden Edelleute von Verona" erwiesen bei ihm von neuem ihre Lebenskraft. Gerade dieses vernachlässigte Spiel mit seinen zarten Liebesszenen und den köstlichen Possenfiguren des Launce und Speed war eine der Glanzleistungen der Phelpsschen Bühne.

Außer Shakespeare fand das Elisabethinische und nachklassische Drama in zahlreichen seiner Hauptwerke hier wieder Eingang. Von Beaumont und Fletcher spielte man vier Dramen: „A King and No King", „Rule a Wife and Have a Wife", „The Honest Man's Fortune" und „The Maid's Tragedy" (in einer Bearbeitung „The Bridal"), von Massinger drei: „The City Madam", „A new way to pay old debts" und das (in Beer-Hoffmanns „Graf von Charolais" im Deutschen neu bearbeitete) „Fatal Dowry"; von Webster die „Duchess of Malfi", von Rowe den „Arden of Feversham", von Otway das sich damals noch allgemein auf der englischen Bühne haltende „Venice Preserved" (dessen Jaffier zu Phelps' ersten großen Rollen in seinen jungen Jahren unter Macreadys Leitung gehört hatte), einige Komödien und Schauspiele von Rowley, Vanbrugh, Colley Cibber, Cumberland und natürlich Goldsmith und Sheridan. Zu diesem abwechslungsreichen Repertoir an Stücken der Vergangenheit kamen die meisten Autoren der jüngsten Zeit, wie Knowles, Tom Taylor, Bulwer, Byron, dessen „Werner" und „Manfred" Phelps die

größten Erfolge im Tragischen einbrachten. Leider war gerade unter den lebenden Dichtern, die Berücksichtigung bei Sadlers Wells fanden, kein einziges kräftiges Theatertalent: so verschwanden Robert Brownings, F. G. Tomlins, Talfourds Dramen, deren man sich annahm, schnell wieder von der Nordlondoner Literaturbühne.

Das künstlerische Programm der Bühne sprach in eben so bestimmter wie bescheidener Form die Vorankündigung der ersten Vorstellung — es war „Macbeth" — aus: „Dieses Unternehmen beginnt in einer Zeit, wo die Bühnen, welche ausschließlich ‚die nationalen' genannt worden sind, entweder ganz geschlossen oder aber Zwecken geöffnet sind, welche sehr verschieden von der Absicht sind, das wirkliche Drama Englands zu zeigen. Und unser Theater wird fernerhin eröffnet zu einer Zeit, wo das Gesetz alle Bühnen in bezug auf das Ansehen gleichgestellt hat — indem es nur noch einen einzigen Unterschied macht: in der Art, wie die Direktion geführt wird." Zuvörderst aber sollte der vernachlässigte, vom Zentrum durch den Mangel an geeigneter Verbindung noch weit entfernte Norden der Weltstadt für seine Umwohner eine würdige Stätte erhalten. Sadlers Wells war also der Prototyp des modernen „Suburban Theatre", des Vorstadttheaters mit großstädtischem Repertoir und Ensemble, wie es heute vor allem in Robert Arthurs verschiedenen Bühnen Außen-Londons ausgebildet ist. Das Hauptkontingent des Publikums stellte wirklich das kleine Bürgertum, das nicht unempfänglich für Kunst war, wie man schon aus der Existenz der für die gleiche Stadtgegend damals typischen guten kleinen Rauchtheater schließen kann. Diese Zuschauer, die für ihre ehrlich verdienten zwei Schilling das geräumige Parkett und den oberen Rang allabendlich füllten, tranken zwar vor und nach Shakespeare und in jeder Zwischenpause zur Stummelpfeife ihren Whisky gegenüber in den Middelton Arms, aber während der Aufführung waren sie so aufmerksam, dankbar und mit der Zeit auch sachverständig, wie irgendeiner von den vornehmen Gästen aus dem vornehmen Westend, die die „teuren" Plätze auf dem von Phelps neu eingebauten Balkon — sie kosteten auch nie mehr als 3 Mark! — inne zu haben pflegten. Denn schon wenige Jahre nach seiner Wiedereröffnung hielten die modischen Karossen der fashionablen Welt in immer längeren Reihen vor dem Portal des lange verpönten Sadlers Wells-Theaters, und im Januar 1858 schlug Phelps sogar seinen Rivalen Kean zu dessen nie verwundenem Ärger um mehrere Nasenlängen, als er vom Hofe eingeladen wurde, bei der Hochzeit des preußischen Prinzen und späteren Kaisers Friedrich mit seinem Ensemble die Galavorstellung von „Macbeth" an Her Majestys Theatre zu übernehmen, nachdem er fünf Jahre zuvor schon zur Befriedigung seiner Königin in Windsor Castle mit „Heinrich dem Fünften" gastiert hatte.

Von der klugen menschlichen und künstlerischen Einsicht des Samuel Phelps, der zudem gegenüber Charles Kean die Priorität der Shakespearebelebung für sich in Anspruch nehmen durfte, da er um volle sechs Jahre früher in Sadlers

Wells einzog als jener in Princeß's Theatre, zeugt es, daß er ebenso wenig versucht hat, es jenem an szenischen Effekten irgendwie gleichzutun, als dessen wertvolle Anregungen eigensinnig zu ignorieren. Phelps besaß als Regisseur einen gesund konservativen Sinn, ohne ein Traditionsreiter zu werden. Seine Inszenierungsweise war weit entfernt von Nüchternheit oder Gleichgültigkeit gegenüber der Schönheit des Bühnenbilds. Der neue Gedanke, das ganze Elfenspiel des „Sommernachtstraums" hinter Gazeschleiern vor sich gehen zu lassen, zeugt von der Fähigkeit feinen Einfühlens in die Dichtkunst. Die ersten Hexenszenen des „Macbeth" rückt er, während in der letzten noch ein opernhafter Zug obwaltet, in ein gespenstisches undeutliches Tiefgrau: „dunkle Gestalten auf dunklem Hintergrund, nur ein paar graue Locken wehen im Winde". Die Ermordung Duncans war ein Meisterstück, die weite finstere Halle in dem drückenden schweren Normannenstil ein glücklicher Rahmen dafür. Von großer Gewalt ist dann wieder der Moment, wo Macduff des Königs Ermordung entdeckt: „Es ist kein Theaterentsetzen, kein Theaterlärm, den er macht," schrieb Fontane damals nach Deutschland, „es ist ein Lärm, wie Philoktet auf der griechischen Bühne nicht gewaltiger geschrieen haben kann. Das Geschrei ist furchtbar wie die Tat. Er rüttelt und schüttelt an dem alten Mauerwerk, reißt am Glockenstrang und ficht mit dem Schwert um sich her, während er unablässig die Schläfer aus ihrer Ruhe schreit ... Im Vordergrunde, den bleichen Kopf in die entblößten Schultern gezogen, steht regungslos Lady Macbeth, überwältigt von der eignen Tat, altgeworden in einer einzigen Stunde."

Groß war auch an Sadlers Wells, trotzdem es die Freunde Keans nicht wahrhaben wollten, die Kunst der Massenregie. Das atemlose, angsterfüllte Zusammenlaufen der erschreckten Erweckten in der Mordnacht bei „Macbeth" oder die Verbannung Coriolans durch den aufgebrachten knüttelbewaffneten Pöbel, in welchem das ganze spielfreie Soloperſonal mitbeschäftigt war, gehörten zum Besten in dieser Hinsicht.

In „Coriolan" kam es einmal vor, daß das „Volk", das so wundervoll lebendig gespielt hatte, mit dem ungewohnten Rufe „Supers" (Statisten) von der begeisterten Gallerie vor den Vorhang applaudiert wurde: ein Publikumslob, daß bei einem anderen als Phelps einen Tadel enthalten haben würde. Er, der auch der schauspielerischen Seite seiner Aufführungen doch immer seine erste und größte Sorgfalt zuwandte, hatte keine Ursache, es so aufzufassen. Allerdings besaß er nie überragende Größen oder Individualitäten in seinem Ensemble. Zwei von ihnen ragen übrigens ins zwanzigste Jahrhundert hinein: Charles Warner, der Mann von Phelps' ursprünglicher Mitdirektorin — 1906 gab er noch Leontes in Trees „Wintermärchen" — und Hermann Vezin, der gute Rezitator, der ein etwas allzu sachlicher kühler Darsteller war. Seinen besten Schauspieler, Creswick, besaß Phelps nur während der ersten vier Jahre. Ein Künstler der Macreadyschen Richtung, war Creswig ein vortrefflicher Othello in seiner die Gegensätze von „harmlosem und tigerhaftem Natur-

menschen", schmelzender Weichheit und afrikanischer Wut sehr geschickt verbindenden Darstellung.

Phelps' Schauspieler waren allesamt vorzügliche Sprecher und meistens sich willig dem Ganzen einordnende Darsteller, und er selber besaß in höchstem Maß die seltene Gabe des Theaterleiters, den rechten Mann auf den rechten Platz zu stellen. Einen steifen, ungelenken Anfänger konnte er noch mit Erfolg als Horatio zeigen, weil er richtig voraussah, wie dessen glockentiefer Baß gleich den schweren Grundakkord der Szene mit dem Geist verstärken helfen würde. Der Erfolg der Phelpsschen Aufführungen lag also durchaus in der Gesamtwirkung, denn gerade die Nebenrollen mußten bei dem ganzen volkstümlichen Zuschnitt von Sadlers Wells oft recht schmächtigen Talenten anvertraut werden. So wenig wie im Szenischen schwor Phelps sich in der Besetzung seiner Rollen auf die Tradition ein. Vielleicht mitbestimmt durch Charles Keans Versuche in dieser Richtung, besetzt er — ich weiß nicht, ob als Erster — den Narr im „Lear" mit einem ganz jungen Mädchen, wohl in der Absicht, die sentenziöse Blutlosigkeit, die den Shakespeareschen Narren in der Darstellung durch Erwachsene leicht anhaftet, durch den naiv-frischen Vortrag aus dem Mund eines frühreifen Kindes zu ersetzen.

In seiner dramaturgischen Behandlung Shakespeares hielt Phelps vortrefflich die Mitte zwischen den praktischen und literarischen Erfordernissen. Er streicht herzhaft, wo das Interesse des Gesamteindrucks es erfordert, und läßt gelegentlich auch eine wichtige oder dankbare Figur weg, wenn sie ihm die einmal vorherrschende Stimmung des Aktes zu zerreißen droht. In „Macbeth" fehlt darum der Pförtner, aus rein sachlichen, durch die Länge des Stückes bedingten Gründen auch Lady Macduff. Manchmal mutet Phelps der Ausdauer seiner Hörer doch etwas wenig zu, so wenn er ungerechtfertigterweise die kleine Szene des betenden Königs mit Hamlets Monolog im dritten Akte streicht. Im „Coriolan" reduziert man die 23 Schauplätze so geschickt auf 13, daß das Stück dem Durchschnittszuschauer ohne jede Schwierigkeit und Anstrengung verständlich bleibt: die dramaturgische Kardinalforderung, gegen welche in England bis dahin immer wieder gesündigt worden war.

Im Jahre 1859 war Phelps mit seiner Truppe nach Berlin gekommen, wo man damals über den englischen Theaterimport kaum weniger kritisch denken mochte als heutigen Tages. Trotzdem bedeutete das Gastspiel einen Sieg auf der ganzen Linie. Daß es neben der Poesie des Wortes auch eine Poesie des Bildes auf der Bühne gab, lernte man erst jetzt recht einsehen. Eine einfache Szene wie das Vorbeiziehen von Banquos Geschlecht „im schattenhaft gelichteten Hintergrunde, während die ganze Bühne in einem romantisch-unheimlichen Waldes- und Höhlenzwielicht dämmert", am Ende des zweiten Akts von „Macbeth", wirkt auf Carl Frenzel fast wie eine Offenbarung — kein Wunder, da man damals in Berlin den „Macbeth" noch zwischen Leinwandsäulen und Pappdeckelkreuzgängen in dem reichen, gänzlich ungeeigneten Tudorstil herunterspielte,

und die Bankettszene mit ihren fünf jammervollen Männlein als Festgästen an dem ausgerechnet weißgedeckten Tisch mit den koketten silbernen Leuchterchen und der Lady in Seide in dem weiten öden Bühnenraum, nach Fontanes ironischer Schilderung, sich ausnahm, als ob eine kleine Judenfamilie ihren Schabbes feierte. Die Berliner Aufführung der Shakespeareschen Lustspiele durch die Truppe von Phelps hat vollends eingeschlagen: denn gerade in diesem Punkte stak die deutsche Bühnendarstellung damals noch in den Kinderschuhen, aus denen sie heute kaum erst recht herausgewachsen ist. Doch hat der Eigensinn der deutschen Theaterleute in der Praxis wenig Gebrauch von dem gemacht, was sie hier hätten lernen können, die Meininger, die auch den heiteren Shakespeare später so geschmackvoll inszenierten, ausgenommen. Die Allgemeinheit deutscher Regisseure kümmerte sich damals um Phelps genau so wenig, wie annähernd ein halbes Jahrhundert später um Trees Komödieninszenierungen, die im Gegensatz zu den tragischen Verzerrungen Shakespeares in Berlin mit allem Recht so viel Anklang beim Publikum gefunden haben.

Ein Vergleich der Phelpsschen Bühne mit dem Königlichen Schauspielhaus in Berlin fiel damals, trotzdem dieses über weit größere Mittel verfügte, in den allermeisten Punkten zu ungunsten des letzteren aus. Man wußte hier die überreichen Mittel an Geld, an Raum und an Kunstkräften noch wenig richtig auszunutzen. Theodor Fontane, der Jahre hindurch Gelegenheit hatte, die in ihren Vorbedingungen so ungleichen zwei Bühnen Berlins und Londons zu vergleichen, bekennt bezüglich Sadlers Wells, nachdem er alles aufs Sorgsamste gewogen und erwogen hat, daß „diese kleine Musterbühne in der Tat über all das verfügte, was unsern Hoftheatern im großen und ganzen fehlt, und (noch wichtiger als das) daß sie denselben negativ überlegen sei durch Nichtbesitz all der großen und kleinen Unausstehlichkeiten, die teils der Affektation entsprießen, teils einem mangelnden Verständnis von dem, worauf es eigentlich ankommt."

Phelps hat nach seinem deutschen Gastspiel noch etwa drei Jahre die Direktion an Sadlers Wells weitergeführt und sie dann, seit 1862, gegen langjährige Gastspielreisen vertauscht. Viele Londoner Theater haben ihn als Star begrüßt. Er hat bis zum Jahre 1873 gespielt und sein letztes Auftreten ist vielleicht das einzige „dramatische" Geschehen in diesem ruhig dahinfließenden Leben. Wäre Phelps ein minder echter Mensch gewesen, könnte man an einen inszenierten Todesschauer denken. Er spielte 1878 am Royal Aquarium Theatre wieder mal seinen Wolsey. Gleich nach Beginn der letzten großen Rede „Farewell, a long farewell to all my greatness" überkam ihn eine Schwäche, und er wurde fast ohnmächtig von der Szene getragen, die er nicht mehr betrat. Wenige Monate darauf wurde Phelps im alten Highgate Cemetery zu Grabe getragen. Ohne große Versprechungen im voraus zu machen, hatte Phelps an Sadlers Wells in stetiger Arbeit dem englischen Volk zum erstenmale das geschenkt, was zuvor von vielen als eine Utopie bezeichnet worden war und

heute wieder von denen für eine solche gehalten wird, welchen jene Taten aus ihrem kurzen Gedächtnis schon entschwunden sind. Samuel Phelps schuf mit seinem glänzend eingespielten, ziemlich stabilen Ensemble, mit seinen kultivierten Aufführungen und dem ständig wechselnden, das geisttötende „Serienspielen" aus Prinzip vermeidenden Repertoire klassischer und moderner Stücke die erste englische Nationalbühne, wenn auch das bescheidene Theaterchen der nordlondoner Vorstadt, wo man demokratisch billig zu wirklichem Kunstgenuß kommen konnte, niemals diesen stolzen Namen führen sollte. Der war immer noch den beiden „privilegierten" Theatern von Covent-Garden und Drury Lane vorbehalten, auf welchen sich jetzt, in Freiheit dressiert, Löwen der Wildnis und Ratten Franzlands tummeln durften.

Die künstlerische Arbeit, die Charles Kean und Phelps geleistet haben, sind das erste greifbare Resultat der englischen Theatergewerbefreiheit. Ohne diese wäre der erstere, wenn er das gleiche Experiment überhaupt gewagt hätte, schon nach kürzester Zeit an einer der beiden Unsummen verschlingenden Hauptbühnen materiell gestrandet, und das Unternehmen von Phelps konnte in der Form, in der es für die Gegenwart und Zukunft des englischen Theaters allein Wert hatte, überhaupt erst an einer mit bescheidenen äußeren Mitteln arbeitenden und mit keiner „Tradition" belasteten Privatbühne Erfolg haben. Phelps und Charles Kean haben jeder zu seinem Teile den Boden für jenen Aufstieg bereitet, den, wenn nicht alle Zeichen trügen, das zwanzigste Jahrhundert dem englischen Theater endlich bringen wird.

Reisebriefe

Von Fritz Reck-Malleczewen in Stuttgart

1. Exodos

Auf nachtschwarzem Grunde ein farbenfrohes Aquarell. In heiterem Lichtreigen versinkt die behäbige Hansestadt hinter uns in der Nacht . . .

Ein Rücken zog in die Welt hinaus und freute sich im voraus der Wunder, die es finden wollte. Weil aber die Fremde kalt war und öde, verlangte es nach dem warmen Flügel der Mutter. Und fand mit Mühe den Hof zurück und war froh, unterkriechen zu können. Und ward ein braves Huhn und blieb auf dem Hofe und gackerte allen vor, daß es das beste sei, daheim zu bleiben und sich redlich zu nähren.

Täusche dich nicht, du weißt, die Welt dort draußen ist eisenhart. Schön mag sie sein und locken, aber sie umhegt und umfriedet dich nicht, wie deiner Väter Hof. Sie ist erbarmungslos und verschlingt den, der ihr mit weicher Seele naht.

Ein anderes: auf schwerem schwarzen Rosse reitet ein finsterer Mann. Über ein einsames Gestade führt der Weg, darauf Knochen bleichen. Hinter ihm das öde Ufer, vor ihm ungewisses Grau. Glück auf, mein Freund! Du wirst nicht geknickt werden von deinem Geschick. Lichtet sich vor dir das Grau, nun so nimmst du lachend die wonnige Welt in Besitz. Reitest du in das Verderben, was liegt daran? Du blickst hart wie ein Geier und hart wie Stahl ist auch deine Seele. Du hast es gelernt, kein Erbarmen zu haben, hast es selbst am allerwenigsten mit dir. Was dich auch trifft, du wirst nicht leiden.

Und ein drittes noch: kennt ihr das Wanderermotiv aus dem Siegfried? In ruhigen Halben geht es einen wunderlichen Irrgang durch eine Welt von Harmonien vom reinen, frohen H-dur über A, B, As, A, G, As zum erlösenden D-dur. Ein wirres gramvolles Wandern, und doch die ruhige Größe des Gottes, der seinen zerbrochenen Herrscherspeer aufrafft und besiegt doch als Sieger scheidet. Wütender Schmerz, ruheloses Schreiten und doch Göttergröße.

Saht ihr sie je, die so die Welt durchschreiten? Die eine Wunde davontrugen, aus der über kurz oder lang ihr Leben entweichen muß? Die aber doch Könige sind in ihrem Schmerz, der ein Töter ist und ein Erlöser zugleich? Die Schmerzvollen treibt es um, sie wissen selbst nicht, weshalb. Sie fürchten selbst nicht mehr. Und ruhen nicht, bis der alte, stille, bleiche Freund sie liebevoll in seine Arme nimmt.

Was treibt dich hinaus, Gesell? Hinter dir liegt das Land, in dem du dich zurecht findest. Und ein lockendes Lied ruft dich und will dich zurückhalten. Daheim beginnt dein Leben sich zu fügen, was stößt du die Heimat von dir?

Weshalb ich die Heimat von mir stoße, weiß die Heimat allein. Zudem, was nennt ihr Heimat? Die grauen Mauern, in denen ihr euch in fürchterlicher Enge zusammendrängt? In denen ihr keine Bewegung machen könnt, ohne mit dem lieben Nächsten zu kollidieren?

Diese Haufen von Proletarierkasernen, die euch das Land fressen und mit dem Lande eure Kraft, euren Stolz, eure Eigenart? Täuscht euch nicht! Unsere großen Städte sehen nicht wesentlich anders aus, als die dort drüben. Wie lange noch, und auch euch gießt Herr Edison euer Heim aus Zement. Eins sieht dann, wie es sich gehört, genau so aus, wie das andere. Und in allen wohnen dann Normalmenschen mit Normalhirnen und Normalherzen . . .

Wer im harten Kampfe seine Scholle verteidigt, wer auf ihr sein Leben zimmert und Kinder und Enkelein um sich pflegt, mag an seiner engen, wohlgefügten Welt genug haben. Ich gönne sie ihm und wünsche oft selbst, wenn ich müde bin, die meine wäre so. Wir aber, die wir immer vermissen und

immer suchen, können am Ende zu der Stadt, in der wir leben, nicht mehr Verhältniß fassen, wie zu einem großen Hotel. Entweder man besitzt das Land, das man Heimat nennt, hegt es, erobert es jeden Tag aufs neue. Oder man wird, wenn man ein Stadtmensch ist, der im besten Falle die heißersehnte Villa mit einem Lilliputgarten sein eigen nennt, doch im Grunde zum fahrenden Mann, zum Kosmopoliten, der nichts mehr mit dem Wirtschaftsleben seines Staates gemein haben will. Dessen Vaterlandliebe erst erwacht, wenn nationale Saiten angeschlagen werden.

Und der wohl auch mit Bitterkeit dem eigenen Lande den Rücken kehren mag, wenn es ihm nahm, was ihm wert war . . .

Was mich hinaustreibt, was geht es mich an? Genug, es treibt mich hinaus; ohne vorwärts- und rückwärtsschauen. Ohne Backfischillusion von der „Märchenpracht der Tropen". Aber auch ohne sentimentales Heimweh.

Genug der Reflexionen. Ich grüße dich, meine Geliebte, silberne, schimmernde See. Noch ungeküßt vom hellen Tag dehnst du dich nun immer weiter um mein Glücksschiff, umschließest mich immer inniger, als wolltest du mich nie loslassen. Sanft aufquellend, ruhig atmend, mit lieblich gelöstem Leibe liegst du da wie eine brünstige Frau. Und bist mir mehr als Geliebte. Warst immer Trösterin, Freundin, Mutter. Hast nie versagt, wo alles versagte. Hast schon über Nacht Leid an mir gestillt, das ich unstillbar wähnte.

Meinst es wohl auch heute gut mit mir, wo mich ein leise lockendes Lied an deine Küste zurückruft. Meinst es gut, wie eine Mutter, die lächelnd ihr trotzendes Kind in die Arme nimmt. Ich gebe dir alles, was ich besitze, und worum ich trauere, was hinter mir liegt, und was ich mir zu bauen gedenke. Tausendfach tragen die Ströme, die sich in dich ergießen, dir zu, was dieses Leben an Schlacken fortwirft. Und du nimmst es willig auf, wandelst es hundertfältig in organisches Leben um, bleibst in ungetrübter Schönheit klar und heiter, wie ein Madonnenbild. Ach, auch wir tragen dir Leid und Jammer entgegen, und du kost und streichelst, Geliebte halb und halb Mutter, in brünstigem Erbarmen alles fort von unserer Stirn. Dir bringe ich auch heute entgegen, was mich eine allzu schwere Last dünkte, und weiß, daß du es auch heute gut meinen wirst.

Dich so zu grüßen, bin ich diese drei Stunden, die wir den gelben, trägen Strom hinabglitten, an Deck auf- und abgegangen. Dort hinten versinkt die Küste, die mich halten wollte, der ich entfliehe.

Zu gutem oder schlechten Ende, was fichts mich an? Die Zweifel und Skrupel sind ertötet, der Wille ist da, wieder den Becher zu leeren, zu jubeln und zu weinen, zu genießen und zu freuen sich, wie dieses bittersüße Rätselspiel es schickt.

Und reuelos gleitet mein Abenteurerschiff hinaus in die eben erwachende, losende See.

2. Allegro ma non Troppo

„Herr Doktor möchten zum Kaffee kommen." Was man so Kaffee nennt. Sardinen, Aufschnitt, goldgelbe Marmelade usw. „Herr Doktor es ist Zeit, sich zum Lunch fertig zu machen." Sardinen, Aufschnitt, Nieren in Weinsauce, Filet à la Nelson, Kompott, Käse, Kaffee. Kaum hat man den sündhaften Leib in seinem Zimmer ausgestreckt und eine oprechte hollandske Zigarren geraucht, klopft dieser Quälgeist von Steward schon wieder: „Herr Doktor möchten zum Kaffee kommen." Himmeldonnerwetter soll diese verdammte Esserei schon wieder losgehen? Gott sei Dank, jetzt habe ich vier Stunden Zeit bis zum Diner. Jawohl: „Herr Doktor, Herr Kapitän läßt sehr bitten, die neue Gänseleberpastete zu probieren." Nun aber raus!

Soll dieses gotteslästerliche Sybarittentum so weiter gehen? Soll ich mit meinem wohltrainierten Körper, den ich prinzipiell nicht über 70 Kilo lasse, ein Kerl im Stabsoffizierformat werden? Oder will dieser dürre Kapitän, dem ich doch nichts zuleide getan habe, mich auf demselben Fluß, auf derselben breiten Schelde, zu Tode mästen, wie einst Lamm Götzack in Costers buntem Legendenbuche den vermeintlichen Verführer seiner Frau?

„Den Wagen vor, ich will nach Hamburg fahren." So half sich Liliencron über solche dickblütige Situationen hinweg. Bei mir kann (ebenso wie bei dem Poggfredmann) leider kein Wagen vorfahren. Also muß es heute das Kapitänsgig tun. Nicht vier adlige Rosse vor meinem Wagen, wohl aber vier frische Jungen aus der Lüneburger Heide und von den Vorsetzen aus Hamburg. Und die vier reißen die Riemen mit demselben Temperament durch das Wasser. Denn an dem Quai konnten wir, als wir gestern bei schwerstem Sturm hier einkamen, nicht festmachen. Beim ersten Versuch wurden wir abgetrieben, der Schlepper konnte nicht mehr halten, und wir stießen mit dem Hinterteil (des Schiffes) einen harmlosen, gutmütigen, hydraulischen Krahn, der uns gar nichts zuleide getan hatte, um. Also, daß dieser dicke Geselle mit Erdbebenkrachen auf die Nase fiel und sich dieselbe arg zurichtete.

Also Antwerpen. Kathedrale? Steenmuseum? Börse? Marktplatz? Fällt mir gar nicht ein. Der Literat ist eingemottet. Auf ein halbes Jahr. Und ein gräßlich animalischer Mensch ist an seine Stelle getreten, dem man eigentlich einen Ring durch die Nase ziehen müßte, bevor man ihn von Bord läßt. Und heute vor vierzehn Tagen schrieb ich noch: „Grundzüge der modernen Ringinszenierung." Na ja.

Café Weber. Im Boulevardviertel der Blamenstadt an der Schelde viele Offiziere der Transatlantikdampfer, alle nach Nationalitäten geordnet. Eine Damenkapelle spielt. Ihre Primgeigerin ist ein unverkennbarer Pariser Typ, mit eleganten, sehr damenhaften Bewegungen, dabei lachend und gurrend, wie eine große Turteltaube. Sieh da, ein Gruß aus Murgers lachend-weinender Bohême: in jeder Pause steht vor der Kapelle ein junger schwarzgelockter Mensch, der unverkennbare Südfranzose. Und immer gibt es ein paar

Komplimente zu sagen, immer zu lachen, ein Bonmôt hinzuwerfen. Alles mit unendlich komischen Handbewegungen, die von einer Ritterlichkeit bis aufs Schaffot zeugen. Laßt mir den Typ, er hat immer Lebensart, er vergißt sich nie in der Form und ist zum Mindesten appetitlicher, als der dickgetrunkene deutsche Bierstudent von anno dazumal. Durch ein Zwischenland müssen wir am Ende alle, die das Land ruhig schaffender und genießender Männlichkeit sehen wollen. Aber dann lieber eins, das uns bei leidlicher Jugend und guter Figur erhält und uns nicht allzufrüh in den großen und stillen Ozean einer behäbigen Staatsbürgerlichkeit versenkt.

Hinaus in die Regennacht. In gewundene mittelalterliche Gassen, über die ich jetzt eigentlich einen wohlgesitteten Essay schreiben sollte. Wozu ich aber nicht zu bewegen bin. Sehr richtig, diese Straßen sind krumm. Und werden immer enger, je näher ich dem Hafen komme. Daß der Genosse Browning (für zehn Personen) mich auf diesem Gange begleitet, ist mir ein lieber, ein tröstlicher Gedanke. Bunte Schilder „Gasthaus Berliner Range", „Zum Nachtlicht", „Bachushallen", Grammophonklänge. Blutrünstige Septimakkorde. Hinein. Sieh da, die Sache ist gar nicht so schlimm. Alles wohlangezogene Gentlemen. Kein einziger betrunken. Alles ehrliche, anständige Seemannsgesichter. Aber die Spiegel an den Wänden zeigen doch die ominösen kleinen Löcher mit den radienförmigen Platzern an den Rändern, die dem Kundigen genug über ihre Provenienz verraten. Gott, diese neumodischen, automatischen Pistolen gehen so leicht einmal los, wenn man sie reinigt . . .

In der Mitte der Tabakwolke tanzt man. Ein Offizier von einem deutschen Dampfer und irgendein junges, leichtfüßiges Ding. Er ist in Zivil, im elegantesten, das er hat, das immer wohlgebürstet in seiner Seekiste liegt. Und hat einen nagelneuen silbergrauen Filzhut auf dem Kopfe, der mindestens 3,50 Mark gekostet hat. Er sieht immer offen und ehrlich gerade aus, wenn er tanzt, und jede Bewegung ist wohlanständig. Er hat ein Kindergesicht und bleibt sicher immer ein Kind, auch wenn ihn ein Rausch in der schmutzigsten Kneipe von San Francisco stranden läßt.

In der Ecke sitzt die Kapelle: ein Geiger und eine Harfnerin. Sie hat das süße, etwas wehe Lächeln der einen Begleiterin des Alcibiades aus Feuerbachs erstem Platonmahle. Wenn sie aber aufsteht und mit dem Sammelteller herumläuft, hat ihr Gesicht den altbekannten erwerbsüchtigen Zug. . . . Ein Holländer kommt herein, sehr sauber angetan, mit einem großen Nickelkessel vor dem Bauch. Im Kessel sind Siedewürstchen. Der Mann stellt sich hin, verzieht keine Miene. Alles langt in den Nickelkessel. Er steht wie eine Milchkuh da und wird leer gefressen. Nächste Nummer: eine schon bejahrte Dame (im Format einer dreitausendundfünfhundertpferdigen dreifach-gekuppelten Compound-Expansionsmaschine) erscheint. Es muß eine alte Bekannte sein, denn es entsteht ein großes Hallo. Sie war offenbar früher ein Star von Antwerpen. Jetzt verkauft sie Streichhölzer. . . . Und die niedliche kleine Person, die vorhin mit

meinem Freunde vom Dampfer tanzte, wird nach zwanzig Jahren genau so aussehen. . . .

Dann wird wieder getanzt. Und dieses bunten Bildes freue ich mich, dieser ehrlich-dummen Seeleute, denen man hier das bißchen Geld abnimmt, und dieser jungen Mädels, die wie das liebe Leben aussehen. Und um die man sich nach Mitternacht mit Messer und Coltrevolver rauft.

Lieber Himmel, nach zehn Tagen fahren sie fünf lange Wochen von Southampton bis Punta Arenas und haben nichts von dem, was euch selbstverständliche Tagesgabe ist. Also hinein in den Strudel. . . .

Erst als man mir sehr, sehr nahe legte, eine Flasche Rüdesheimer zu trinken, der entschieden nach nicht ungetragenen Strümpfen duftete, habe ich sehr schnell die Flucht ergriffen. Und bin in die obere Stadt gegangen. Und habe den lustigen Tag als melancholischer Rotweintrinker ernst beschlossen.

„Herr Kapitän hat frische Austern bekommen und läßt den Herrn bitten, um elf Uhr mit ihm. . . ."

Da ist der Kerl schon wieder!

Rraus! . . . Raus!

* * *

Glaubt nicht, lieben Freunde, daß dieser Art alle Eindrücke waren, die mir die silbrige Scheldestadt mitgab. Sie hat mir allerlei geschenkt, als ich durch ihre siebenschiffige Kathedrale schritt, und mir ein wundersames Geheimnis aufging vor Marias goldumkleideten Frauenbilde. Als mir von Rubens Altarbildern gellende Kreuzigungsschreie kamen. Als ich vor des jüngeren Breughel Kindermord stand. . . .

Lassen wir es heute lieber. Wer immer seine Feuilletonseele aushaucht, wird am Ende ein leerer Schlauch.

Gönnt mir ein wenig dieses sorglose Aufnehmen, das man nicht gleich in wohlgeformten Kritiken bezahlen muß.

Denkt, daß ich auszog wie ein Kaufmann, neue Ware einzuhandeln. Ich will sie getreulich ausbreiten, zur rechten Stunde und am rechten Ort.

3. Londoner Herbsttage

Grays, Eastham, Upton Park. In rasendem Laufe fliegt es vorbei. Der Höhenzug drüben, hier die bunten Wiesen, vom lieben Gott hingeworfen für eine frische, fröhliche Jagd hinter der Meute im Septemberfrühlicht. Zwischen Ebene und Bergen die fröhliche Themse mit den ehrwürdigen Nelsonfregatten. Die Häuser des Ostens jagen vorüber, tausende in gleicher Form, zu langen Bataillonsfronten aufmarschiert.

Und dann nimmt dich das Ungeheuer auf und verschlingt dich doch nicht. Du bist nicht ohne weiteres zur Zahl geworden, wie in den Millionenstädten Amerikas oder des Kontinents. Dir bleibt in London immer ein Stück Indi-

vidualität, das du betätigen kannst, ohne die Gebärde des vornehmen Mannes aufgeben zu müssen, von denen du noch einen Widerschein siehst in den schlanken, gutgebauten Gestalten dieser Arbeiter, Kommis, Schutzleute, Chauffeure. Du kannst stolzen Hauptes einhergehen, ohne pretentiös zu sein. Du kannst eilen, ohne rücksichtslos zu werden.

Weshalb kann es bei uns nicht ebenso sein? Wohl verstanden, ich meine nicht die unbedingte Anglisierung von Barttracht und Kleiderschnitt. Nicht also nur eine Kopie jener Gebärden, die man spielen könnte. Weshalb aber sieht bei uns der einfache Mann nicht ebenso gut gezüchtet aus, wie hier? Weshalb spielt sich bei uns das Straßenleben nicht mit der nämlichen nervenberuhigenden selbstverständlichen Gelassenheit ab, wie hier?

Die erste ist nicht nur eine Rassenfrage, sie geht auch alle die an, die in Deutschland nicht aussterben wollen: nämlich die im täglichen Bad noch immer einen ungeheueren Luxus sehen.

Die zweite Frage aber geht jeden an, der deutschen Boden verläßt, denn man darf meiner Ansicht nach die Tatsache, daß der Deutsche so unbeliebt im Auslande ist, auf die Dauer nicht mit dem Neide der übrigen Nationen (ach du lieber Gott) begründen. Ich glaube, es wäre Zeit, mit einer Manierenreform aller derer zu beginnen, die das Ausland glauben machen, daß wir uns alle in jener näselnden Sprache gefallen, die mehr hinter den Ladentischen des Warenhauses Wertheim, als im Offizierkorps zu Hause ist; daß wir so oft den Begriff des natürlichen Stolzes mit dem der Prätension verwechseln. Genug davon, zum Volkserzieher bin ich nicht geschaffen.

Jetzt am allerwenigsten, wo ich, in Wehmut halb und halb in freudigem Genießen von der Kultur Europas Abschied nehme, die nun für lange, lange Zeit versinkt hinter mir. Wo ich aus den sinnverwirrenden Schätzen des Britisch Museum mich immer wieder in seine Partenonsäle flüchte, wo mich das alles noch einmal in der lächelnden Gelassenheit der alten unumstrittenen Kultur grüßt, dem ich doch das beste danke, was ich besitze. Wo mich in buntem Auf und Ab dieses Leben umbraust, das ich so liebe, für dessen Strom es kein Versiegen geben dürfte, sondern nur ein ewiges Sicherneuern und -fließen ...

So sprichst du Tor und liegst auf Hydepark grünem Rasen und siehst mit lächelndem Erstaunen die ersten Altweibersommerfäden segeln, hoch oben und starrst in den blaßblauen Himmel hinauf, der dich im müden Herbstlichte still und versonnen küßt, als nähme eine reifende Frau dein Haupt in die Hände und küßte dir die Augenlider zu: „So still, ganz still, mein Junge." Und dann ruhest du, alle Glieder gelöst, in seligem Ermatten ... Und erhebst dich wieder und siehst das ruhige, reuelose Reifen des Herbstes, des Herbstes, der uns doch allen gemein ist, die wir dieses bunte, rätselhafte Spiel treiben, dessen Sinn wir nicht kennen.

Fenchurchstreet, da, wo sie im Westen endet, hellviolette Bogenlichttupfen auf dunkeln, wogenden Menschenmassen. Tausend Automobilschreie, quäkende

Britenlaute und Trambahnklingeln, Gesichter in allen Tinten der menschlichen Farbenpalette. Um dich wogt und singt es. Wonniges Schwimmen in diesem Strome, von dessen Oberfläche du dich unbekümmerst tragen läßt.

Genießt es, unerkannt zu sein in diesem Menschenmeer. Niemand, der um dich weiß, niemand, der ahnt, was in dir ist an Hoffen und Fürchten. Was gestern dir das Haupt beugte und morgen vielleicht es wieder emporheben wird zum Licht. Du schreitest wieder ruhig und stolz, wie du lange nicht schrittest, ordnetst dich gerne in den Rhythmus dieser Massen und fühlst dich doch an ihrer Oberfläche . . .

Und drüben dort im Osten, wo die Parallelen der Lampenreihen sich in der Unendlichkeit schneiden, ahnst du das verblassende Bild der Heimat . . .

(Fortsetzung folgt)

Denis Diderot

Zu seinem zweihundertsten Geburtstag

Von Wilhelm Haape in Baden-Baden

Am 5. Oktober 1713 wurde dem frommen und wohlangesehenen Messerschmied Didier Diderot zu Langres in der Champagne ein Sohn geboren, der seinem Vater mancherlei Sorgen machen sollte. Es war Denis Diderot, der in der Geschichte als einer der Sterne der französischen Aufklärungsperiode neben Voltaire und Rousseau glänzt.

Der junge Denis war hochbegabt, aber mit einer glühenden Wißbegierde vereinigte er einen ebenso großen Hang zur Ungebundenheit. Er wurde zum geistlichen Stand bestimmt und den Jesuiten zur Erziehung übergeben; im zwölften Lebensjahre erhielt er die Tonsur. Sein Lerneifer war groß, aber gegen die Theologie zeigte er eine unüberwindliche Abneigung. Auch mit der juristischen Berufstätigkeit, der er sich dann zwei Jahre widmete, konnte er sich nicht befreunden, und schließlich erklärte er auf die Frage, was er denn werden wolle, rund heraus: nichts.

Er ist denn auch „nichts" geworden, insofern, als er keinen bestimmten Beruf ergriff; aber er ist „alles" geworden in dem Sinne, daß es kaum ein Gebiet des Wissens und der künstlerischen oder technischen Tätigkeit gab, in

das er sich nicht mit Erfolg vertieft hätte. Er war offenbar enzyklopädisch veranlagt.

Nachdem sein Vater sich von ihm zurückgezogen hatte, erteilte er in Paris Privatunterricht, namentlich in der Mathematik; er wurde dann Hauslehrer gab aber seine Stellung bald wieder auf und nahm Beschäftigung an, wie sie sich gerade darbot. Er schrieb sogar sechs Predigten für die portugiesischen Kolonien. Eine Zeitlang wollte er Schauspieler werden. Wenn er diesen Gedanken auch nicht ausführte, so hat er doch sein Leben lang große Freude an der Schauspielkunst gehabt und sich angelegentlich mit ihr beschäftigt. Es lag etwas vom Schauspieler in ihm; man wird daran erinnert durch seinen oft dramatisch bewegten, häufig dialogisch gestalteten Stil, seine Neigung zum deklamatorischen Pathos und zu effektvollen Bildern. Er hat auch manchmal im Leben Proben seines schauspielerischen Talentes gegeben. Seine Tochter, Frau von Vandeul, weiß davon in ihren Denkwürdigkeiten allerlei, nicht immer Rühmliches, zu erzählen.

Unter manchen romantischen Umständen heiratete er gegen den Willen seines Vaters ein hübsches und tugendhaftes, aber armes Mädchen. Die Pflicht, für seine Familie zu sorgen, machte ihn zum Schriftsteller. Er begann mit Übersetzungen aus dem Englischen. England übte damals durch seine Wissenschaft, Literatur und Politik einen bedeutenden Einfluß auf die gebildeten Kreise Frankreichs aus. In der Philosophie fing man an, statt Descartes, englischen Lehrmeistern, Bacon, Locke, Hobbes usw. zu folgen. Diderot bearbeitete die Schrift des Grafen Shaftesbury über „Das Verdienst und die Tugend". Shaftesbury ist Theist, er glaubt an ein höchstes Wesen, an die Tugend als Bedingung des Glückes; dabei billigt er den Egoismus, der sich dem allgemeinen Wohle unterordnet. Mit dieser Arbeit betrat Diderot die Laufbahn des philosophischen Schriftstellers.

Man hat das achtzehnte Jahrhundert in Frankreich das philosophische genannt. Selbst in die Salons drang die Philosophie ein und bildete den Gegenstand der Unterhaltung; freilich war es weniger eine Philosophie, die sich die Aufgabe stellt, die Schöpfung und ihre Rätsel in tiefsinnige Systeme zu fassen, als eine scharfe Kritik der herrschenden religiösen und moralischen Lehrmeinungen und der Einrichtungen in Staat und Kirche. Diderot selbst erwarb sich durch die Vorliebe und die Sicherheit, mit denen er philosophische Fragen behandelte, unter seinen Freunden den Namen „der Philosoph" und pflegte sich selbst so zu nennen. Schon seine erste selbständige Schrift, die Pensées philosophiques (1746), machte großes Aufsehen. Sie wendet sich gegen den Wunder- und Aberglauben und gegen den religiösen Fanatismus. In seinen folgenden Schriften (promenade du sceptique u. a.) bricht er vollständig mit dem Offenbarungsglauben und bekennt sich zur natürlichen Religion.

Seine freien Äußerungen erregten Anstoß bei den herrschenden Kreisen. Er wurde ohne Verhör verhaftet und über drei Monate in Vincennes gefangen

gehalten. Unmittelbar vorher hatte er die Lettre sur les aveugles veröffentlicht. Diese Schrift beschäftigt sich mit dem Einfluß der Blindheit auf die Gedankenwelt; sie war nicht eigentlich religiösen Inhalts, aber ihre naturwissenschaftlichen Anschauungen, so der später von Darwin ausgeführte Gedanke über die Bildung und Erhaltung der Arten, beruhten auf Skeptizismus und Naturalismus und erschienen dem starren Bibelglauben als ketzerisch.

Das ungesetzliche Verfahren, wie es gegen Diderot stattfand, erklärt sich aus den Zuständen des damaligen Frankreichs. Eine sterbende Gesellschaft war am Ruder. Sie suchte sich zu erhalten mit allen Mitteln der Unduldsamkeit, der Willkür und Gewaltherrschaft. Eine unheilvolle Verwirrung der Begriffe von Recht und Sitte, ausgehend von einem unsittlichen Hofe, hatte Platz gegriffen. Man bekämpfte die Aufklärer, die Philosophen; anderseits hatten diese wieder Freunde und Anhänger gerade in den maßgebenden Kreisen und im Volke, in dem Unzufriedenheit und Erbitterung herrschten. Diese Zustände legten es Diderot nahe, fernerhin die größte Vorsicht zu beobachten. Viele seiner Schriften behielt er zurück, andere ließ er im Ausland drucken; ein Teil seiner Werke ist erst geraume Zeit nach seinem Tode erschienen.

Diderots Philosophie mündete im Materialismus und Atheismus aus; seine späteren Schriften, wie das „Gespräch mit D'Alembert", lassen darüber keinen Zweifel. Aber er zog nicht die Folgerungen aus dem Materialismus, welche Helvetius und La Mettrie gezogen haben, die in der sinnlichen Lust den Grund aller Moral sehen. Diderot ist in bezug auf Moral Idealist. Er schwärmt für das Wahre, Gute, Schöne, für die Tugend, für die Bekämpfung des Egoismus. „La nature nous a faits pour la vertu." La Mettrie greift er heftig an als apologiste du vice et détracteur de la vertu.

Von größter Bedeutung wurde Diderots Beteiligung an der Enzyklopädie, dem berühmten Sammelwerke, das in der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts eine so hervorragende Rolle spielt. Die Enzyklopädie sollte das gesamte Wissen der Zeit, und zwar nicht blos das theoretische, sondern auch das praktisch angewendete, die Technik und das Gewerbe, übersichtlich zusammenfassen. Schon früher hatte es kleinere Enzyklopädien dieser Art gegeben; am erfolgreichsten war die von dem Engländer Chambers um 1727 herausgegebene. Der Pariser Buchhändler Le Breton erkannte, daß ein solches Werk für Frankreich ein Bedürfnis war, und forderte Diderot auf, die Chambersche Enzyklopädie zu bearbeiten. Er hätte keine bessere Wahl treffen können. Diderot war durch eine seltene Vereinigung vielseitiger Kenntnisse mit großem praktischem Geschick und durch einen nimmer verzagenden Mut für dieses Riesenwerk, das weit über das Chambersche hinauswuchs, wie geschaffen. Er ging mit Feuereifer an die Sache und verband sich zunächst mit dem ausgezeichneten Mathematiker D'Alembert. Einen trefflichen Genossen fanden sie in dem Ritter Louis Jaucourt, einem Polyhistor, wie sie das achtzehnte Jahrhundert öfters hervorbrachte. Weitere hervorragende Mitarbeiter schlossen sich an, darunter Voltaire, Montesquieu,

Rousseau. Im Prospekt erwähnt Diderot, daß Formey, der ständige Sekretär der Berliner Akademie*), ein ähnliches Werk geplant und ihm in liebenswürdigster Weise seine Vorarbeiten dazu überlassen habe.

Die Enzyklopädie wurde als nationale Tat freudig begrüßt; sie sollte ein ehrfurchtgebietendes Bild der Kultur der Zeit sein, ein Bollwerk für geistige Freiheit und gegen Finsternis und Rückschritt jeder Art. Die Seele des ganzen war Diderot. Welche Arbeitslast er zu bewältigen hatte, zeigt die Zahl und der Inhalt der von ihm verfaßten Artikel. Er schrieb über Religionsgeschichte, Philosophie, Staatsrecht, Politik, Land- und Volkswirtschaft, Grammatik, Poetik, Rhetorik. Besonders wichtig war ihm die Beschreibung der Gewerbe und technischen Künste. Es war ein ganz neuartiges Unternehmen. Das Handwerk sollte in seine Ehren eingesetzt und den sonstigen Tätigkeiten des Menschen gleichgestellt werden. „Niemals vielleicht hat es so viele Schwierigkeiten vereinigt gegeben und so wenig Hilfe, sie zu überwinden", sagt Diderot selbst. Es galt, die einzelnen Werkstätten zu besuchen, mit den Arbeitern zu reden, die Arbeitsgeräte und Maschinen zu besichtigen und sie dann zu beschreiben und zu zeichnen oder zeichnen zu lassen. Während Chambers dreißig Tafeln mit Abbildungen bot, hatte die französische Enzyklopädie deren eintausendzweihundert aufzuweisen. Die Herausgabe des Werkes dauerte von 1751 bis 1772. Es ist in alphabetischer Ordnung aufgestellt und das Vorbild unserer Konversationslexika geworden, welche ja allerdings keinen anderen Zweck als den der Belehrung haben. Offiziell stand die Enzyklopädie auf theistischem Standpunkt, aber in verhüllter Form erstrebte sie den Sieg des freien, durch keine Glaubenslehre beschränkten Denkens. Ebenso kämpfte sie für politische Freiheit. Wer Diderots Ansichten kennt, wird zum Beispiel seinen Artikel über Jesus Christus mit einigem Erstaunen lesen. Er bezeichnet Christus als den Stifter der christlichen Religion, die man „la philosophie par excellence" nenne; wie um sich zu rechtfertigen, fügt er hinzu: „à parler rigoureusement, Jésus-Christ ne fut point un philosophe, ce fut un Dieu." Gewagt war seine Äußerung im Artikel „Autorité": „Aucun homme n'a reçu de la nature le droit de commander aux autres." Diderot selbst verrät uns sein Geheimnis. Bei wichtigen und verfänglichen Fragen trägt er im Hauptartikel die offizielle Meinung im Ton des Berichterstatters vor, die Kritik und der Zweifel verstecken sich in Nebenartikel, auf die er verweist. Es ist ihm gelungen, das Schiff der Enzyklopädie glücklich durch die Klippen zu steuern, die es bedrohten; dazu hat auch die unsichere Haltung der Regierung mitgeholfen.

Die gewaltige Arbeit für die Enzyklopädie erschöpfte diesen rastlosen Geist nicht. Aus allen Lebensgebieten strömten ihm Gedanken zu; allenthalben fand er Fehlerhaftes zu verbessern, erstarrte Formen zu durchbrechen. Insbesondere

*) Joh. Heinr. Formey aus einer Refugiéfamilie in Berlin geboren 1711, gestorben 1797, schrieb über Philosophie, Theologie, Physik u. a.

waren es drei Gebiete, auf denen er sich betätigte: das Theater, der Roman, die Kunstkritik.

Er hatte den Mut, selbst gegen geheiligte Überlieferungen aufzutreten und das französische Theater, den Stolz und Ruhm Frankreichs, für reformbedürftig zu erklären. Er predigt die Rückkehr zur Natur und zur Wahrheit und will ein neues Drama, das bürgerliche oder häusliche, schaffen. Er schreibt selbst zwei Musterstücke „Der natürliche Sohn" und „Der Hausvater" und entwickelt seine Gedanken über das Drama besonders in dem discours de la poésie dramatique. Lessing hat die beiden Schauspiele sehr geschätzt und sie mit der genannten Abhandlung ins Deutsche übertragen. Wir Heutigen finden, daß es ein Fehler von Diderot war, der dramatischen Poesie den Zweck zu unterlegen, die Menschen zu bessern, die Moral zu heben. „La vertu est tout, la vie n'est rien" schrieb Diderot im Widmungsbrief zum père de famille.

Bemerkenswert ist es, daß Diderot an den drei Einheiten des französischen Theaters (Einheit des Ortes, der Zeit, der Handlung) festhält. Mit seinen genauen Anweisungen über das Geberdenspiel scheint er mir die Schauspieler allzusehr einzuengen.

Diderots Eigenart tritt in seinen erzählenden Dichtungen deutlich hervor. Sie werden, wie er selbst, verschieden beurteilt. Wir sehen ab von den „bijoux indiscrets", seiner Jugendsünde, die er selbst später aufs schärfste verdammte. „La religieuse", die Nonne, ein düsteres Gemälde des Klosterlebens, gibt sich mehr als Studie nach dem Leben denn als Dichtung. Der Roman „Jacques le fataliste", der so begeisterte Bewunderer gefunden hat, ja selbst die von Goethe hochgeschätzte und übersetzte köstliche Satire „Le neveu de Rameau" werden, namentlich von französischen Kritikern, getadelt. Man wird aber zugeben müssen, daß diese Werke, wenn auch vom Alter nicht ganz unberührt, den Stempel eines an Ideen, Geist und Witz reichen Kopfes tragen und eine bedeutende Kunst der Schilderung bekunden. Sie werden freilich wohl immer ein Gericht für Feinschmecker bleiben.

Als Kunstrichter hat Diderot eine fruchtbare Tätigkeit entfaltet. Seine „Salons", die Berichte über die Kunstausstellungen von 1759 bis 1781 sind von bleibendem Wert. In seinem Essay sur la peinture, den Goethe teilweise erläuterte und kritisierte, hat er sich allerdings in manche Widersprüche verwickelt und gezeigt, daß er kein Systematiker ist.

Seine größte Stärke lag in der mündlichen Rede; er war berühmt als geistreicher hinreißender causeur. Es wurde förmlich Mode, ihn zu besuchen, und mancher deutsche Fürst ist zu ihm in seine bescheidene Wohnung hinaufgestiegen. Mit Friedrich dem Zweiten von Preußen kam er nicht in Berührung; der große König fand ihn wohl allzusehr „bourgeois", auch soll er es Diderot übel genommen haben, daß dieser in Friedrichs französischen Versen Spuren des märkischen Sandes zu finden glaubte. Übrigens ist Diderot Mitglied der Berliner Akademie geworden, während ihm die französische Akademie verschlossen

blieb. Seine größte Gönnerin war Katharina die Zweite von Rußland, an deren Hof er fünf Monate verweilte. Sie unterstützte ihn großmütig und ließ sich auch seine „gaucheries“, seine Ungeschicklichkeiten gefallen, z. B. daß er nach seiner Gewohnheit im Eifer des Gespräches die Hände auf die kaiserlichen Knie legte. Sie soll ihn auch einmal zu einer gewagten Äußerung ermutigt haben mit den Worten: „Nur zu! wir sind ja unter uns Männern!“

Ein Bild seines Charakters zu geben ist nicht leicht. Sicherlich hatte er viel Herzensgüte und war seinen Freunden ein treuer Freund, aber er vereinigte in sich große Widersprüche. Er ist ernsthaft und frivol, schwärmerisch und cynisch; er beschäftigt sich von Jugend auf mit den wichtigsten Problemen und kann doch noch als siebenundvierzigjähriger Mann Vergnügen daran finden, an einem Schwanenteich entlang zu laufen, um die Schwäne zu necken; er ist begeistert für Moral und für Familienleben, aber eheliche Beständigkeit und Treue, die Grundpfeiler der Familie, stehen nicht in seinem Katechismus. Die Zeit entschuldigte freie Verhältnisse. Es gab noch keine Ehescheidung, man behalf sich mit Freundinnen. Frau von Vandeul, Diderots Tochter und Biographin, berichtet mit großer Offenheit von den Freundinnen ihres Vaters und bemerkt dann: „Les mœurs de mon père ont toujours été bonnes; il n'a de sa vie aimé les femmes de spectacles ni les filles publiques.“

Man hat öfters gesagt, Diderot sei der deutscheste unter den französischen Schriftstellern. Wenn man dabei im Auge hat, daß er von einem rastlosen faustischen Wissensdrang erfüllt war und daß er der Wahrheit um ihrer selbst willen diente, so werden wir dieses Urteil gerne unterschreiben. Auch sein derniger, wenn auch derber Humor ist uns meist sympathisch. Wenn aber ein hervorragender Kenner Diderots auch in der Kürze und Kraft seiner Sprache deutsches Wesen erkennen will, so ist dies weniger begreiflich; seine Sprache zeichnet sich eher durch Redseligkeit als durch Kürze aus. Richtig ist es aber, daß er unter den Schriftstellern des achtzehnten Jahrhunderts der modernste war. Es ist erstaunlich, wievielen neuen Ideen man bei ihm begegnet, selbst Schlagworten wie Preßfreiheit, Progressiv-Einkommensteuer, Realschulanstalten und dergleichen.

Als Diderot sein Haupt zur Ruhe neigte, die er im Leben nie gefunden — es war am 30. Juli 1784 —, grollten schon in der Ferne leise die Donner der Revolution; eine neue Zeit nahte mit ehernem Schritt, die er selbst hatte heraufführen helfen.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Politik

Der japanisch-chinesische Konflikt und die Großmächte. Den Freunden einer deutsch-britischen Annäherung bietet die chinesische Revolution mit der recht bedenklichen Begleiterscheinung des japanisch-chinesischen Konfliktes Gelegenheit, ihren Bestrebungen weitere tatsächliche Unterlagen zu verschaffen. Um „Mißverständnissen" in der Deutschland vielfach feindlich gesinnten Presse Japans vorzubeugen, sei vorausgeschickt, daß ein gemeinsames Arbeiten Deutschlands und Englands auf dem Gebiete der ostasiatischen Politik durchaus nicht eine unfreundliche Handlung Deutschlands gegen Japan bedeuten würde. Im Gegenteil! Auch der dem britisch-japanischen Bündnis nach wie vor sympathisch gegenüberstehende Teil der Londoner Presse, so vor allem die Times, hat bei seinen in diesen Tagen an die Tokioer Adresse gerichteten Mahnungen zur Mäßigung betont, daß das chinesische Problem Japan im großen und ganzen vor dieselben Aufgaben stelle, wie die übrigen Großmächte; jede Großmacht aber, die bedeutende wirtschaftliche und finanzielle Interessen in China besitze, stehe vor der unabweisbaren Aufgabe, zur möglichst beschleunigten Wiederherstellung einer starken und beständigen Regierung der ostasiatischen Republik beizutragen. Die Bestrebungen der Londoner Politik bewegen sich hiernach allem Anscheine nach auf derselben Bahn wie die Deutschlands. Japan hingegen hat seit Jahren und vor allem in jüngster Zeit mit zweifelsfreier Deutlichkeit gezeigt, daß es durchaus nicht den Wunsch hat, zur Aufrichtung oder richtiger Neugründung eines einigen und starken China beizutragen. Tritt demnach ein deutsch-britisches Einvernehmen in bezug auf Ostasien in Kraft, so geschieht dies nur in Wahrung berechtigter wirtschaftspolitischer Interessen beider Länder. Niemand wird Japan, wenn es seine gegenwärtige chinesische Desperadopolitik aufgibt, verwehren, sich Deutschland und England in ihren zum Heile Chinas unternommenen Bestrebungen anzuschließen.

Die gegenwärtige Stellung Japans zu China hat ihre eigentliche Begründung zweifellos in dem Wunsch nach wirtschaftlicher Ausdehnung, deren Erfolg die Tokioer Regierung — meines Erachtens irrtümlicherweise — auf dem Boden eines politisch zerrissenen chinesischen Reiches sucht. Sie ist ferner auf die in neuerer Zeit entstandenen Beziehungen des ostasiatischen Inselreiches zu Rußland zurückzuführen. Die schwierige Stellung Japans gegenüber den Vereinigten Staaten ließ bald nach dem Frieden von Portsmouth in Tokio den Wunsch laut werden, mit dem Zarenreich zu einem gewissen Einvernehmen zu gelangen. Das konnte nur auf Grund einer Abmachung über die nordchinesischen Grenzländer, d. h. die Mongolei und Mandschurei, geschehen. Daß diese vor Jahres-

frist in erweiterter Einigung nur mit der Rückendeckung eines dauernden Schwächezustandes des chinesischen Reiches Daseinsberechtigung behalten konnte, ist selbstverständlich. Daher die Unterstützung der chinesischen Revolution und der anschließenden Aufstandsbewegung durch Japan, das gleichzeitig für Rußland Kohlen aus dem Feuer holt, dabei aber — bewußt oder unbewußt — in Gegensatz zu seinen britischen Verbündeten geraten ist, dessen Handel durch die von Japan geschürten Unruhen in China empfindlich leidet. Es soll nicht bestritten werden, daß das geheimnisvolle britisch-japanische „Jangtseabkommen" als ein Ausgleich für den wirtschaftlichen Schaden gedacht ist, den der kleine Unruhestifter seinem großen Verbündeten zugefügt hat und in noch viel höherem Maße zufügen kann. Die Dauer der Heilkraft dieses Balsams darf jedoch billig bezweifelt werden, denn über ein Jangtseabkommen von größerer Tragweite haben heutzutage doch nicht mehr zwei Mächte allein zu entscheiden. Man kann demnach nicht in Abrede stellen, daß der Verlauf der chinesischen Revolution eine weitere Schwächung des britisch-japanischen Bündnisses, das bereits im Sommer vorigen Jahres von der japanischen Presse als „toter Buchstabe" bezeichnet wurde, gebracht hat. Diese Tatsache wird in London angesichts der eigenen Beziehungen zu Petersburg und mit Rücksicht auf die Möglichkeit unangenehmer Folgen der dauernden Reibungen zwischen Japan und den Vereinigten Staaten nicht allzu schmerzlich empfunden werden. Ziehen wir ferner in Betracht, daß England von seinen Genossen im Dreiverband Handlungsfreiheit im Bereich des fernen Ostens beansprucht, außerdem in seiner Tibetpolitik neuerdings große Zurückhaltung übt, so scheint der Weg für ein ehrliches freundschaftliches Zusammengehen Deutschlands und Englands in der ostasiatischen Frage frei. Ihm dürften sich weder die Bundesgenossen Deutschlands noch die Vereinigten Staaten in den Weg stellen. Trifft daher die Voraussetzung, daß ein Einvernehmen Deutschlands mit England „von Fall zu Fall" möglich ist, überhaupt zu, so ist ein solcher Fall in der chinesischen Frage heute gegeben. H. v. K.

Schöne Literatur

Die französische Revolution im deutschen Drama und Epos nach 1815 von **Hans Hirschstein.** Stuttgart. J. B. Metzlersche Buchhandlung. M. 9.—.

„Die Stoffe aus der französischen Revolution widerstreben dadurch der Poesie, daß die Leidenschaft in ihnen etwas Krampfhaftes hat, und daß der Dichter in Versuchung ist, zur Versöhnung mit dem für den nächsten Blick fruchtlosen und trostlosen Ende dieses großen Kampfes mit zu bemerkbarer Absicht auf eine Zukunft hinzuweisen, die auch uns noch in weiter Ferne steht" schrieb Friedrich Theodor Vischer und dies Wort könnte das Motto des vorliegenden Werkes sein. Mit bewundernswertem Fleiß hat der Verfasser eine große Zahl von Revolutionsdichtungen, die zum Teil nur handschriftlich vorlagen, durchgearbeitet und auf ihren künstlerischen Wert geprüft. Der größte Teil dieser Werke ist innerlich und äußerlich von den bekannten Historikern der Revolution, Thiers, Mignet, Carlyle, Lamartine, Louis Blanc, Sybel und Taine abhängig und macht in der künstlerischen Behandlung große Anleihen bei den eigenen Vorgängern, nur ganz wenige Dichtungen zeigen originelle Auffassung und Darstellung dieses gewaltigen Ereignisses, während die meisten Dramatiker der Revolution ihr auch nicht im entferntesten gewachsen sind.

Die ganze Richtung der führenden Deutschen war beim Ausbruch der großen Revolution zu unpolitisch, um zu einer klaren, objektiven Beurteilung zu führen. Das starke historische Verständnis der Romantik wurde ihr eher gerecht, war aber durch den Druck der reaktionären Zensur an Ausdruck gehindert. Erst die Julirevolution und ihr Widerhall in Deutschland bereitete den Boden für das geniale Jugendwerk Georg Büchners, „Dantons Tod" (erschienen 1835), mit dem sich kein früheres oder späteres Revolutionsdrama messen kann. Büchners Nachahmer, — denen aber seine historische Auffassung fehlt, — und die Schillerepigonen haben sich dann des Stoffes bemächtigt und ihn mit starker politischer Tendenz bearbeitet, ohne doch bis zur Zeit der Reichsgründung irgend ein Werk

von dauerndem Wert zu hinterlassen. Nun tritt ein Umschwung ein: eine gründliche Geschichtsforschung hat die Ansichten so weit geklärt, daß eine objektivere Stellungnahme zur Revolution möglich ist, die zeitliche Distanz erlaubt eine vorurteilslosere Darstellung.

Es sind fast ausschließlich österreichische Dichter, die in dieser jüngsten Epoche das Stoffgebiet der großen Revolution behandeln. Der Grund liegt vielleicht in den politischen Verhältnissen Österreichs, die in ihrer Ungelöstheit und Spannung eine bessere Grundlage für revolutionäre Dichtungen als das konsolidierte Deutsche Reich abgeben. Neben dem Jugendwerk Marie von Ebner-Eschenbachs „Marie Roland" steht das auf umfangreichen historischen Vorstudien beruhende Werk des Spätromantikers Hamerlings „Danton und Robespierre". Hamerling will die beiden Prinzipien der französischen Revolution, ja aller Revolutionen überhaupt, in Danton dem Voltaireaner und Robespierre dem Rousseauschüler einander gegenüberstellen, aber durch diese Absicht hat er die historische Überlieferung vergewaltigt, ohne ein dramatisch-wirksames Bild der großen Zeit geben zu können. Am höchsten von allen Revolutionsdichtungen stellt der Verfasser Marie Eugenie delle Grazie Epos „Robespierre", das bei allem schroffen sozial-tendenziösen Realismus in den Grundgedanken stark von Hamerling beeinflußt ist. Arthur Schnitzlers „Grüner Kakadu" steht zwischen Spiel und Wirklichkeit: den dekadenten Vertretern des ancien régime treten in der dunklen Verbrecherkneipe die sittlich verworfenen Proletarier gegenüber, die Erstürmung der Bastille wirft den Flammenschein der kommenden Revolution in dies düstere Milieu; aber keine Hoffnung auf eine reinere, glücklichere Zukunft scheint aus dem Chaos zu führen. Dies von einheitlicher Stimmung erfüllte, psychologisch vertiefte Momentbild der Neuromantik hat sehr viele dramatische und novellistische Nachahmungen gefunden. Es scheint, als ob die Lösung der zukünftigen Revolutionsdichtungen, die aus den sozialen und kulturellen Kämpfen unserer Tage immer neue Gesichtspunkte gewinnen werden, mehr diesen Vorbildern als den gescheiterten Versuchen der Jungrealisten (Bleibtreu „Weltgericht", „Schicksal") folgen werden. Jedenfalls werden die kommenden Dichter, die sich mit dem gewaltigen, künstlerisch so schwer zu meisternden Stoffe beschäftigen werden, genau so ein Spiegelbild der eigenen Zeit geben, wie die in dieser umfassenden und gründlichen Arbeit behandelten Autoren.

Das Jahr 1848 im deutschen Drama und Epos von **Walter Dohn.** Stuttgart, J. B. Metzlersche Buchhandlung. M. 7.—.

Der Einfluß der deutschen Revolution auf unsere Literatur ist ein wesentlich anderer als der der großen französischen Revolution. Hier stehen mächtige führende Persönlichkeiten im Mittelpunkt, während 1848 kein einzelner die Bewegung auch nur kurze Zeit leitete oder entscheidend beeinflußte. Aber wie bei der Behandlung der großen Revolution gewann man erst spät die objektive Betrachtungsmöglichkeit, während zuerst die Dichter dem Ereignis entweder als unbedingte Anhänger oder als Feinde gegenüberstanden.

So ist die künstlerische Ausbeute aus dem ungeheuer umfangreichen Stoff, den die vorliegende Untersuchung behandelt, zunächst sehr gering. Die beiden größten Dramatiker der Zeit erlebten die Stürme der Revolution zwar als Augenzeugen der blutigen Kämpfe in Wien, aber ohne ihre Erlebnisse in einem großen Werk künstlerisch zu verarbeiten. Grillparzer, der zuerst die Umwälzung mit Begeisterung begrüßte, war doch schon zu skeptisch, zu verbittert, um in der hereinbrechenden Reaktionszeit noch an den Sieg der neuen Ideen zu glauben. Hebbel erkannte von vornherein die Bedeutung der Revolution; er beteiligte sich aktiv an der Tagespolitik, reiste als Abgesandter des Schriftstellervereins mit einer Petition um Rückkehr zu dem nach Innsbruck geflüchteten Kaiser und schrieb Berichte an die Augsburger Allgemeine Zeitung über die Vorgänge in Wien, die uns eine überraschend klare und selbständige Auffassung der Lage zeigen. Interessant sind seine Ansichten über die Bedeutung der Revolution für sich selber, als Mensch und als Künstler: „Ich habe es von jeher für richtig gehalten, daß der Mensch alles' was an ihm ist, entwickele," schrieb er in

einem Brief über seine politische Tätigkeit „Sie verweisen mich auf die Kunst und haben in der Idee freilich Recht, denn der Mensch nützt der Welt ohne Zweifel durch seine primitiven Kräfte am meisten, und das sind mir die poetischen. Aber wer kann während eines Erdbebens malen? Ohnehin wird für mich die Politik jetzt um so sicherer zur Poesie, je gründlicher ich sie selbst durchmache." Von seinen zahlreichen 1848 geplanten Dramen sind uns aber nur Bruchstücke erhalten, an der Ausführung hinderte ihm wahrscheinlich sein späterer Widerwille gegen das revolutionäre Treiben; „Agnes Bernauer" und das Epos „Mutter und Kind" zeigen unter den vollendeten Werken am deutlichsten die Nachwirkungen von 1848. Das eigenartige, mitten in den Stürmen der Dresdener Revolution konzipierte Werk Richard Wagners, „Jesus von Nazareth" ist vom Verfasser aus der Betrachtung der Revolutionsliteratur herausgenommen und als reines Tendenzstück im Anhang gesondert behandelt worden. Nach dem Plan des Buches sicher mit Recht; trotzdem gehört dies seltsame dramatische Fragment, in dem Christus, der Träger einer sozialen Mission, der unsittlichen Adelspartei zum Opfer fällt, innerlich dicht neben Hebbels Fragmente.

Die folgende Epoche hat wenig politische Dichtungen aufzuweisen; die allgemeine Resignation und Gleichgültigkeit lagen lähmend auch auf der Dichtkunst; neben Jordans „Demiurgos" beanspruchen nur Freytags „Journalisten" (1853) größeres Interesse, die erwuchsen aus seiner Mitarbeit an den Grenzboten, die für nationale Einigung unter preußischer Führung eintraten. —

Volles Verständnis für die innere Tragik der 48er Bewegung besaßen die seichten Epigonen der „Schablonendramen" der nächsten Jahrzehnte nicht; erst die jungen Dramatiker, die sich in den 80er Jahren zum Kampf für eine neue, starke Kunst um Gerhart Hauptmann scharten, konnten sie mit ihrem für die Wirklichkeit geschärften Blick erkennen. Die sozialen Motive in der Bewegung, die von den früheren Revolutionsdichtern nie so in den Vordergrund gerückt worden waren, stehen den Dichtern einer Zeit, die sich intensiv mit der Lösung der sozialen Probleme beschäftigt, besonders nahe, erst die Enkel der 48er Freiheitskämpfer haben den richtigen Abstand von

Pädagogium

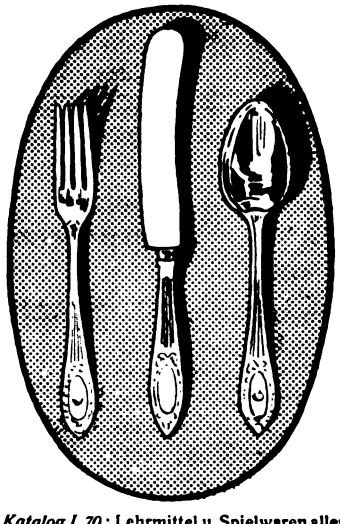
Zwischen Wasser u. Wald äusserst gesund gelegen. — Bereitet für alle Schulklassen, das Einjährigen-, Primaner-, Abiturienten-Examen vor. Auch Damen-Vorbereitung. — Kleine Klassen. Gründlicher, individueller, eklektischer Unterricht. Darum schnelles Erreichen des Zieles. — Strenge Aufsicht. — Gute Pension. — Körperpflege unter ärztlicher Leitung.

Waren in Mecklb.
am Müritzsee.

den historischen Ereignissen des Revolutionsjahres. Neben Hauptmanns sozialer Tragödie, den „Webern" steht Sudermanns Tragikomödie „Sturmgeselle Sokrates" (1908), Josef Ruederers „Morgenröte" (1905) die Münchener Vorgänge sehr lebensvoll behandelt, Graf Keyserlings rein psychologisches und darum als Zeitbild verfehltes Stück „Benignens Erlebnis" und das ebenfalls im aufständischen Wien spielende Drama Telmanns „Messenhauser" (1904), in dem zum ersten Mal der unglückliche Oberkommandant nicht als pathetischer „Held", sondern als der idealistische Träumer, der er war, geschildert wird. Besser als Sudermann die Komödie ist Telmann die Tragödie des Idealismus gelungen. Dies Werk steht am Anfang einer neuen Entwicklungsreihe; man wird die Frage des Verfassers bejahen können, der am Ende seiner umfangreichen Untersuchung fragt: „Sollten nicht jene Tage des 48er Sturmes, der uns die zweite große Befreiung, die politische, brachte, unseren und den kommenden Dramatikern Stoff bieten, die wir auch wieder drin stehen in einem gewaltigen Streit, in dem dritten großen, der ausgefochten werden muß, in dem Kampf um die soziale Befreiung?"

Dr. D. Meyer in Berlin

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 38/37.



Verwöhnte Ansprüche

in gediegener Weise zu befriedigen, ist von jeher unsere vornehmste Aufgabe. Ein neuer, glänzender Beweis sind dafür unsere Artikel für Haus und Herd. Alle stammen von den ersten Fabriken Deutschlands. Infolgedessen und dank unserer **langfristigen Amortisation** bieten wir das Beste, für langjährigen Gebrauch äusserst vorteilhaft.

Machen Sie noch heute die Probe auf das Exempel!

Katalog U 70: Silber-, Gold- und Brillantenschmuck, Glashütter und Schweizer Taschenuhren, Grossuhren, echte und silberplattierte Tafelgeräte, echte und versilberte Bestecke.

Katalog R 70: Moderne Pelzwaren.
„ *S 70:* Beleuchtungskörper für jede Lichtquelle.
„ *P 70:* Photographische und optische Waren: Kameras, Vergrösserungs- u. Projektions-Apparate, Kinematographen, Operngläser, Feldstecher, Prismengläser usw.

Katalog L 70: Lehrmittel u. Spielwaren aller Art.
„ *T 70:* Teppiche, deutsche und echte Perser.
„ *H 70:* Gebrauchs- und Luxuswaren; Artikel für Haus und Herd, u. a.: Lederwaren, Plattenkoffer, Bronzen, Marmorskulpturen, Terrakotten, kunstgewerbliche Gegenstände und Metallwaren, Kunst- und Tafelporzellan, Kristallglas, Korbmöbel, Ledersitzmöbel, weisslackierte, sowie Kleinmöbel, Küchenmöbel und Geräte, Wasch-, Wring- und Mangelmaschinen, Metallbettstellen, Kinderstühle, Kinderwagen, Nähmaschinen, Fahrräder, Grammophone, Barometer, Rasierapparate, Reisszeuge, Schreibmaschinen, Panzerschränke, Schirme, Straussfedern, Geschenkartikel usw.

Stöckig & Co. Dresden-A. 16 (i. Deutschland) Fürstl. Lieferant Hoflieferanten Bodenbach i. B. (i. Österreich)

Downingſtreet und die Dominionen

Von Dr. Paul Müller-Heymer in London

Von manchen führenden Kolonialengländern wird in letzter Zeit die Theſe aufgeſtellt: „Das britiſche Weltreich iſt zu einem Bündnis von fünf Nationen geworden.“ Und anſchließend an dieſe Behauptung wird dann die Forderung verfochten, die äußere Form der britiſchen Reichsorganiſation mit den tatſächlichen Zuſtänden in Einklang zu bringen, d. h. die Gleichberechtigung der fünf Staatseinheiten England, Kanada, Südafrika, Auſtralien und Neuſeeland durch formellen Staatsvertrag feſtzulegen.

Nicht weniger als ſechs britiſche Regierungsämter kommen in Betracht, wenn man ſich die Frage vorlegt, auf welche Weiſe England im Einzelfall ſeine ſouveräne Macht den Dominionen gegenüber dokumentiert. Das Foreign Office, das Colonial Office, das India Office, die Admiralty, das War Office und das Board of Trade haben bei Reſſortfragen ungeachtet der dominialen Selbſtverwaltungsrechte Kontrolle und Verantwortlichkeit. Als ein Überbleibſel aus der Zeit kolonialer Hörigkeit müſſen wir es anſehen, daß die geſamte Korreſpondenz der engliſchen Regierung mit den Dominionen noch heute durch das Kolonialamt geht. Im übrigen iſt das Kolonialamt den Selbſtverwaltungskolonien gegenüber bedeutungslos geworden. Es begnügt ſich mit der Funktion einer Auskunftsſtelle und Schreibſtube, ſeit die Tochternationen gerade dieſem Amt ihre eigene Regierungsgewalt abgerungen haben.

Durch die Verſchiebung der politiſchen Machtverteilung wurde ganz von ſelbſt das Auswärtige Amt zur tatſächlichen Vermittlungsſtelle in allen das britiſche Reich und ſeine einzelnen Beſtandteile betreffenden Fragen. Es wurde zum „Clearinghouſe“ der Reichsangelegenheiten. Downingſtreet übernahm die Vermittlerrolle zwiſchen den Dominionen unter ſich, zwiſchen den Dominionen und England einſchließlich der Kronkolonien und ſchließlich zwiſchen den fünf Staatseinheiten des britiſchen Imperiums und dem Ausland.

Die Stellung des Foreign Office gegenüber den Dominionen hat sich, wie gesagt, aus den tatsächlichen Verhältnissen heraus gestaltet. Wie England keine geschriebene Verfassung kennt, so gibt es auch keine staatsgesetzlich festgelegte Norm über die Kompetenz des Auswärtigen Amtes in Reichs- beziehungsweise Dominialangelegenheiten. Downingstreet übt lediglich de facto, nicht de jure die Kontrolle über die auswärtigen Beziehungen einer Dominion zu einer anderen, zum Mutterlande oder zu einer fremden Nation aus. Es kann sich nicht auf eine ihm zustehende grundsätzliche Kompetenz, auf eine wirkliche Machtbefugnis berufen. Aber es macht — gleichsam durch Kompromiß — von Fall zu Fall einen staatsrechtlich nicht definierbaren politischen Einfluß geltend.

Kanadas Premierminister Mr. Borden stellte am 16. September 1913 in einer zu Halifax gehaltenen programmatischen Rede kategorisch die Forderung auf: „Weil die Dominion Reichsverpflichtungen (gemeint ist die Flottenzusteuerung) erfüllt, verlangt sie volles Reichsbürgerrecht, insbesondere eine gleichberechtigte Stimme bei der Kontrolle der auswärtigen Beziehungen des Reiches." Die eingangs gestreiften Emanzipationsbestrebungen der Tochternationen gipfeln logischerweise in dem jetzt oft gehörten Schlagwort: „Fort mit der Kontrolle Downingstreets!" Es fragt sich nur, was an die Stelle des so geschmähten englischen Auswärtigen Amtes treten sollte. Nehmen wir einmal den Fall an, die fünf Ministerkabinette Englands und der vier Dominionen würden theoretisch auf die Basis der Gleichberechtigung gestellt, in Praxis könnte ein solcher Fünfbund doch auch nichts anderes als eine societas leonina sein. Aus der Macht der gegebenen Verhältnisse heraus müßte der Partner England die prädominierende Stellung einnehmen und — das politische Übergewicht Downingstreets bliebe doch bestehen.

Ein solches Übergewicht Altenglands ist allerdings nicht in allen Fällen gleichbedeutend mit Überordnung, noch weniger mit einem Reservatrecht bezüglich der auswärtigen Angelegenheiten. Es ist auch möglich, daß die gegenwärtige Bewegung zur Schaffung einer neuen Reichsbehörde für die auswärtigen Angelegenheiten des Imperiums führt, die im organischen Zusammenhang, nicht aber in einem ausgesprochenen Abhängigkeitsverhältnis zur Downingstreet stehen wird. Soviel ist gewiß: die gegenwärtige an Kompetenzkonfliktstoff überreiche Lage bedeutet nur eine Übergangsperiode. Die Zeiten, da die Dominionen ein weltabgeschiedenes, idyllisches Dasein des inneren Wachstums führten, sind endgültig vorüber. In der Geschichte der Vereinigten Staaten, die erst im letzten Menschenalter von der lokal-amerikanischen zur internationalen, d. h. zur sogenannten Weltpolitik übergegangen sind, haben wir eine Parallele zu dieser bedeutsamen Umwälzung. Die Dominionen kommen heute selbst vielfach in unmittelbare Berührung, manchmal in Interessenkonflikt mit dem Ausland. Man kann nicht sagen, daß in solchen Fällen die Politik der Downingstreet immer den Beifall der Tochternationen gefunden hat.

Als charakteristisches Beispiel für die ab und zu zutage tretende Divergenz der politischen Interessen Englands und der Selbstverwaltungskolonien möchte ich an einen Artikel erinnern, den ein australischer Staatsmann vor wenigen Monaten in der angesehenen politischen Zeitschrift The Fortnightly Review veröffentlichte und der in England großes Aufsehen erregte. Der koloniale Politiker der sich als „an Australian" zeichnete, führte unter anderem aus:

Die Dominionen haben nur Nachteile davon, daß England durch die Entente cordiale mit Frankreich seine Politik in der Hauptsache auf den europäischen Kontinent eingestellt hat. Das Prestige des britischen Weltreichs leidet unter der Zusammenziehung der Flotte in der Nordsee, die eine unmittelbare Folge der Anlehnung an Frankreich und des hierdurch bedingten Antagonismus gegen Deutschland anzusprechen ist. Insbesondere wird durch die Vernachlässigung der außereuropäischen Flottenstationen die Position Australiens gegenüber Japan gefährdet, dessen in London anerkannte Bündnisfähigkeit im Hinblick auf die ethnologischen Spannungen in Australien, Neuseeland, Britisch Kolumbien und Kanada ohnehin den Dominionen stets ein Stein des Anstoßes geblieben ist.

Schon jetzt ist das Mutterland dem Drängen der Tochternationen nach einer tätigen Teilhaberschaft an den auswärtigen Angelegenheiten des Reiches in einer ganzen Reihe von Fällen entgegengekommen. Bei diesen Kompetenzkompromissen sind drei nebeneinanderherlaufende Ansätze zum Ausbau der politischen Reichsorganisation erkennbar. In die erste Kategorie sind jene Fälle einzugliedern, in denen die englische Regierung den Dominialregierungen freie Hand zum selbständigen politischen Auftreten einräumt. Hier ist die Regelung der asiatischen Einwanderung durch die kanadische Regierung und die Eingeborenenpolitik der südafrikanischen Union den Schwarzen gegenüber zu nennen. Doch auch die europäische Wirtschaftspolitik wird unmittelbar von der den englischen Dominionen bewilligten Halbsouveränität berührt. Den Selbstverwaltungskolonien steht heute das Recht zum Abschluß von Handelsverträgen mit fremden Staaten zu. Bereits im Jahre 1897 war der Einfluß der Dominionen stark genug, daß sie England zur Kündigung seiner Handelsverträge mit Deutschland und Belgien zwingen konnten. Zahlreiche Konventionen und Staatsverträge, insbesondere solche handelsrechtlicher Natur, die England heute mit fremden Nationen abschließt, haben für die vier übrigen Einzelstaaten des britischen Imperiums keine rechtsbindende Wirksamkeit, es sei denn, daß sie auf dem Wege der Legislative, d. h. als eine von den einzelnen Parlamenten angenommene Bill die Billigung der Tochternationen erhalten. England pflegt daher bei internationalen Abmachungen dieser Kategorie jetzt durch eine besondere Klausel den Dominionen das Recht des Beitritts offen zu halten. Dem willkürlichen Beitrittsrecht entspricht es, daß jede Dominion auch aus eigenem Recht wieder aus dem internationalen Vertragsverhältnis ausscheiden kann. Diese dominialen Sonderrechte wurden auf der Reichskonferenz des Jahres 1911 ausdrücklich und grundsätzlich anerkannt. England übernahm es damals, mit solchen fremden

Nationen in Unterhandlungen zu treten, mit denen Meistbegünstigungsverträge älteren Datums bestanden, um den Dominionen das Recht des Rücktritts von den alten englischen Verträgen zu sichern. Erwähnt sei auch an dieser Stelle, daß die Dominionen, insbesondere Kanada, seit neuerer Zeit im Ausland eigene Handelsattachés, sogenannte „Trade Commissioners" anstellen.

Doch auch in den Fällen, in denen die Dominionen die Regelung ihres Verhältnisses zum Ausland nicht in eigene Regie übernehmen, versäumt es die englische Regierung nicht, die Dominialregierungen über den Gang schwebender diplomatischer Verhandlungen auf dem Laufenden zu erhalten und ihnen Gelegenheit zu begutachtender Äußerung zu geben, bevor man sich in London auf eine bestimmte Stellungnahme festlegt. In diese Kategorie fallen solche diplomatische Verhandlungen, bei denen das englische bzw. das Reichsinteresse an erster Stelle, das Sonderinteresse einer Dominion hingegen nur nebensächlich berührt wird.

Schließlich stellt England die Dienste seines diplomatischen Korps und seiner Konsulate den Dominionen zu unmittelbarer Inanspruchnahme zur Verfügung. Wenn die Kolonien früher die Hilfe der englischen auswärtigen Vertretungen in Anspruch nehmen wollten, so war der Weg mühsam und zeitraubend. Die betreffende Dominialregierung hatte sich nämlich auf dem Umweg über das Kolonialamt zunächst einmal mit dem Auswärtigen Amt ins Einvernehmen zu setzen. Downingstreet konnte alsdann nach eigenem Gutdünken das „Gesuch" der Dominion in eine „Weisung" des Auswärtigen Amtes an den betreffenden diplomatischen oder Konsulatsbeamten verwandeln. Die Antwort langte, wiederum auf dem Umweg über das Auswärtige und das Kolonialamt und häufig zu spät, bei der Dominialregierung an. Mit diesem lästigen Instanzenweg ist seit dem Frühjahr dieses Jahres endgültig gebrochen worden. Am 8. Mai 1913 gab der Staatssekretär des Kolonialamtes im Parlament die Erklärung ab, daß „der britische Konsulardienst den Dominionen zu unmittelbarem amtlichen Verkehr zur Verfügung gestellt ist und daß sich Kanada, Australien und Südafrika des neuen Reichsdienstzweiges bereits bedienen." Was den diplomatischen Dienst angeht, so ist die Umwandlung aus einem spezifisch englischen in einen britischen Reichsdienst schon im Vorjahre Tatsache geworden. Von wie außerordentlicher Wichtigkeit diese Entwicklung ist, erhellt aus einer Äußerung des letzten englischen Botschafters in Washington, Mr. Brice, nach dessen Worten „mehr als zwei Drittel des auf seiner Kanzlei vorliegenden Materials im Interesse der kanadischen Regierung bearbeitet wird." Hier übt Kanada zweifellos schon heute jenen „kontrollierenden diplomatischen Einfluß" aus, der das Schlagwort der „plat form" in den Dominionen geworden ist.

Die Dienstbarkeit der englischen Diplomatie und der Konsulate im Interesse der Dominionen, das Anhören der kolonialen Regierungen vor wichtigen politischen Entscheidungen des englischen Auswärtigen Amtes und endlich die erlangte Souveränität der Tochterstaaten in internationalen Fragen der Wirtschaftspolitik,

diese drei Faktoren sind Wahrzeichen vorwärtsstrebender staatlicher Entwicklung. Die vier schnell erstarkenden englischen Demokratien jenseits der Meere, die „dominions beyond the sea", haben schon wegen ihrer geographischen Entfernung voneinander und von England mit ihrem wirtschaftlichen Emporblühen sich jede ihren eigenen Kreis von Beziehungen zu fremden Staaten geschaffen. Und so kann man ihnen neben der inneren Selbstverwaltung ein gewisses Maß äußerer Selbständigkeit nicht vorenthalten. Ist wegen dieser Emanzipation eine Lockerung des britischen Reichsverbandes gegenüber dem Ausland zu erwarten? In absehbarer Zeit wohl kaum. Auch in Zukunft wird die Politik des britischen Weltreiches in London, und vorwiegend vom englischen Gesichtspunkt aus gemacht werden. Eigene Politik kann die einzelne Dominion nur insoweit treiben, als sie sich nicht in Gegensatz zu den Interessen des gesamten britischen Reiches setzt. Nach wie vor gibt es nicht fünferlei, sondern ein einheitliches System der britischen Beziehungen zum Ausland und dieses System steht unter der Kontrolle Downingstreets. Hier ist der konstitutionelle Mittelpunkt, an dem die widerstreitenden Interessen der über die Welt zerstreuten Reichsteile in Einklang mit den Grundsätzen der englischen Politik gebracht werden, auf daß die Einheitlichkeit der politischen Tendenz dem Ausland gegenüber gewahrt bleibe. In den Kardinalfragen der äußeren Politik Großbritanniens übt die Auffassung der einen oder anderen Dominion keine bestimmende Einwirkung aus. Aber bei manchen diplomatischen Problemen wird das Ausland in Zukunft gut daran tun, den Einfluß der Dominionen als wirksames Korrektiv des engeren englischen Standpunktes in Rechnung zu setzen. Downingstreet ist nur noch de jure das englische Auswärtige Amt, de facto ist es zum britischen Reichsamt des Äußern geworden.

Neue Bahnen der Exportförderung

Von Rudolf Nadolny in Berlin

Daß die Pflege der Exportinteressen unserer Industrie zu den wichtigsten, ja vielleicht zu den Lebensinteressen der Nation gehört, darüber ist sich heute, scheint es, jedermann einig. So sehen wir denn bei uns allenthalben — und wohl in höherem Maße als in anderen Exportstaaten — eine rege Initiative an der Arbeit, um die Ausfuhr unserer Industrieerzeugnisse zu ermöglichen, auf der Höhe zu erhalten oder zu steigern. Diese Initiative, so mannigfach und weitverzweigt ihre Betätigung im einzelnen ist, ordnet sich gewissen Grundsätzen unter, und diese bilden zusammengefaßt das System der Exportförderung. Es

wird einleuchten, daß in einer so überaus wichtigen Frage wie die Exportförderung über das zu befolgende System möglichste Klarheit herrschen muß. Daher wird es nicht ohne Interesse sein, wenn wir uns die Richtlinien dieses Systems in seiner heutigen Gestaltung einmal vor Augen führen. Der gegenwärtige Zeitpunkt ist besonders dazu geeignet, weil wir gerade jetzt eine Neuerung darin zu verzeichnen haben, die wohl dazu dienen kann, unserem Exportbedürfnis noch besser als bisher entgegenzukommen.

Die Exportförderung zeigt hauptsächlich folgende drei Arten der Betätigung: 1. Verfechtung des Prinzips der offenen Tür in der internationalen Politik. 2. Erreichung und Erhaltung möglichst leichter, anderen Exportstaaten gegenüber nicht benachteiligter Einfuhrbedingungen im Wege der Außenhandelspolitik, und 3. Erkundung und Bearbeitung der ausländischen Absatzmärkte. Alle drei Betätigungsarten sind für die Pflege des Exports gleich wichtig und ergänzen sich innig. Die Verfechtung des Prinzips der offenen Tür sucht zu erreichen, daß grundsätzlich jedes Absatzgebiet dem Handel aller Völker und damit auch unserer Handelsbetätigung offensteht. Sie schafft damit jedoch nur die allgemeine Voraussetzung jeder Handelstätigkeit nach dem Auslande. Alsbald hat die Handelspolitik dahin zu wirken, daß nicht der Zutritt oder eine erfolgreiche Betätigung durch einzelne Maßnahmen des betreffenden Staates wieder verhindert wird: also Einfuhrverbote und -beschränkungen zu beseitigen, Gleichstellung in den Einfuhrbedingungen gegenüber allen anderen einführenden Staaten zu erreichen und endlich die erreichten Bedingungen auf möglichst lange Zeit sicherzustellen, damit nicht häufige Änderungen jede Berechnung vereiteln und das Risiko bis zur Unmöglichkeit erhöhen. Aber auch damit sind erst die rechtlichen Grundlagen des Exports erreicht. Nun gilt es noch, die tatsächlichen Voraussetzungen für seine Ausübung zu schaffen. Dazu ist es erforderlich, daß vermittelst einer intensiven Erkundung und Bearbeitung des bereitgestellten Auslandsmarktes der Bedarf und die tatsächliche Einfuhrmöglichkeit im einzelnen festgestellt und dem Abnehmer die Ware kaufenswert gemacht wird.

Bei der Handhabung der eben gekennzeichneten Mittel der Exportförderung sind sowohl staatliche als auch private Kräfte beteiligt. Denn angesichts der gewaltigen Anstrengungen, die der Export zu machen hat, um trotz der Konkurrenz anderer Nationen und den Abschlußtendenzen der Absatzgebiete Feld zu gewinnen, hat man sowohl die Grundsätze des Merkantilismus alter Schule, wo der Staat alles in die Hand nahm, als auch die des Laisser faire laisser aller, wo alles dem Spiel der freien Kräfte überlassen blieb, beiseite werfen müssen, und es hat sich als Prinzip der modernen Exportförderung herausgebildet, daß die Kräfte des Staates und der Interessenten gemeinsam wirken müssen, um die schwierige Aufgabe durchführen zu können. Nun ist es aber, wie bei jedem Zusammenwirken mehrerer Kräfte, für die Erzielung eines Erfolges sehr wesentlich, wie diese beiden Kräfte angesetzt sind, also welche Rolle der staatlichen und welche der privaten Initiative bei der Handhabung der oben-

genannten Mittel der Exportpflege zugewiesen ist. In dieser Beziehung ist man heute, entsprechend dem Wesen dieser Mittel, zu folgenden Ergebnissen gelangt:

Die Betreibung einer auf Aufrechterhaltung des Prinzips der offenen Tür gerichteten internationalen Politik fällt in den Pflichtkreis staatlicher Wirksamkeit. Handelt es sich doch darum, ein Prinzip einem anderen Staate gegenüber durchzukämpfen oder zu behaupten. Dazu ist nicht der einzelne, sondern nur der Staat mit seinen Machtmitteln in der Lage. In der Tat sehen wir aus den politischen Ereignissen der letzten Jahrzehnte deutlich, daß die mit der Leitung unserer Auslandspolitik befaßten Stellen die Verfechtung des Prinzips der offenen Tür so ziemlich als das vornehmste Prinzip ihres Wirkens betrachten; so mancher Schritt, der in den Augen des In- und Auslandes einem anderen Ziele zuzustreben schien, hat sich am Ende als lediglich von diesem Prinzip geleitet erwiesen.

Auch die Befolgung einer dem Export förderlichen Außenhandelspolitik ist Sache des Staates. Da es sich aber hierbei nicht nur um die Verfechtung von Prinzipien, sondern auch um die Regelung vieler den einzelnen Geschäftsmann unmittelbar berührender, oft rein fachtechnischer Fragen handelt, so ist die Mitwirkung der Interessenten dabei weder zu umgehen noch zu entbehren. Sie erfolgt gewöhnlich in der Weise, daß die Interessenten, befragt oder spontan, ihre Wünsche äußern und zu den Maßnahmen des Staates Stellung nehmen. Jedenfalls ist aber auch in der Handelspolitik ein anderer Staat Gegenkontrahent, und so liegt bei ihrer Betreibung das Hauptgewicht, nämlich die Exekutive und die Verantwortung, beim Staat und seinen Organen. Diese haben bei den fremden Staaten, die als Absatzmärkte in Frage kommen, diejenigen Zulassungsbedingungen zu erwirken, die einen Export von Waren dorthin gewährleisten und lohnend machen. Das hat vor allem im Wege von Handelsverträgen zu geschehen, in denen, sofern es sich nicht lediglich um Meistbegünstigungsverträge handelt, außer Zollbindungen nach Möglichkeit Verkehrserleichterungen und sonstige vorteilhafte Bedingungen für den Handel zu erwirken sind. Das handelspolitische Verhältnis zu einem anderen Staate macht außerdem eine eingehende Information der beteiligten einheimischen Organe über die wirtschaftlichen Zustände dieses Staates erforderlich; es bedingt weiterhin eine fortwährende Überwachungstätigkeit, die sich besonders als Schutz der Interessenten gegen Übergriffe und Mißverständnisse auf der anderen Seite äußert. Auch diese zur Handelspolitik gehörigen Funktionen fallen dem Staate zu. Sie sind hauptsächlich durch seine handelspolitischen Organe im Auslande, die Konsuln, auszuüben, deren wesentlichste Aufgabe auf diesem Gebiete liegt und deren richtige Anstellung daher gerade in dieser Beziehung ein wichtiger Faktor der Exportförderung ist.

In welcher Weise diese Grundsätze bei unserer Außenhandelspolitik beobachtet werden, zeigt eine Betrachtung der dabei mitwirkenden Faktoren. Der Abschluß von Handelsverträgen, und zwar möglichst von langfristigen Tarif-

verträgen, bildet den Hauptgegenstand der Sorge unserer mit dem Außenhandel befaßten Regierungsorgane. Wie sehr ihnen dieser Gegenstand am Herzen liegt, geht daraus hervor, daß Deutschland mit allen für den deutschen Exporthandel einigermaßen in Frage kommenden Ländern durch Handelsabkommen verbunden ist. Die Verträge werden durch Organe der Regierung vorbereitet und durch staatliche Unterhändler zum Abschluß gebracht. Aber auch eine Mitwirkung der Interessenten in der obengenannten Weise findet, besonders bei der Vorbereitung, in weitestem Maße statt. Insbesondere ihre Organisationen lassen sich eine solche Mitwirkung angelegen sein. Ja man kann wohl sagen, daß es heute der Hauptzweck der zahlreichen Industrie- und Handelsorganisationen ist, Wünsche und Äußerungen ihrer Mitglieder zur Handelspolitik beim Staat zu vertreten. Überdies steht unserer Regierung für diesen Zweck auch eine offizielle Vertretung der Interessenten, der Wirtschaftliche Ausschuß, als Berater zur Seite. Was aber die Informationen über die handelspolitischen Vorgänge im Auslande und den Schutz des deutschen Handels durch unsere amtlichen Auslandsorgane anbetrifft, so dürften die Bemühungen des Auswärtigen Amtes, in dieser Beziehung allen Anforderungen gerecht zu werden, bekannt sein.

Fällt die allgemeine Politik und die Handelspolitik dem Staate zu, so ist die Erkundung und Bearbeitung der ausländischen Märkte Aufgabe des privaten Interessenten. Denn es handelt sich hierbei — abgesehen von gewissen Ausnahmefällen — nicht um eine Tätigkeit, bei der die Kontrahenten Staaten als solche oder staatliche Organe sind oder zu deren Ausübung es staatlicher Autorität oder staatlicher Machtmittel bedarf, vielmehr um eine unmittelbare Wechselwirkung vom Exporteur zum Importeur. Überdies muß der Exporteur, sei es der Produzent oder Händler, seine Ware am besten kennen; er wird sich daher am besten darüber vergewissern können, ob und wo im Auslande ein Bedarf nach dem Artikel vorhanden ist oder sich ins Leben rufen läßt und ob die Verkehrs-, die Handels- und die Konkurrenzverhältnisse den Absatz ermöglichen und als lohnend erscheinen lassen; er wird es auch am besten vermögen, den Käufer durch Anpreisung seiner Ware an sich zu ziehen und ihm seine Artikel annehmbar zu machen. Schließlich gehört die Erkundung und Bearbeitung des Auslandsmarktes bis zum gewissen Grade bereits zum Geschäft selbst, und man hat es füglich dem Exporteur zu überlassen, wo und inwieweit er Geschäfte machen will oder nicht.

Die Geltung dieses im Wesen der Sache liegenden Grundsatzes war noch vor kurzem durch die Praxis sehr in Zweifel gestellt. Während er in früherer Zeit ohne weiteres befolgt wurde, hat sich nämlich in den letzten Jahren eine Strömung Bahn gebrochen, die augenscheinlich von der Theorie durchdrungen war, daß auch die Erkundung und Bearbeitung, vornehmlich aber die Erkundung des ausländischen Absatzmarktes in den Kreis staatlicher Wirksamkeit gehöre. Erst in neuester Zeit ist hierin wieder eine Wandlung zugunsten des genannten Grundsatzes eingetreten. Ihr Ergebnis ist zugleich die eingangs

erwähnte Neuerung in der Gestaltung der Exportförderung. Der Grund und Hergang dieser Entwicklung ist folgender:

Eine erfolgreiche Erkundung und Bearbeitung des ausländischen Marktes ist natürlich nicht ganz einfach. Denn es bedarf dazu einer genauen Feststellung und dauernden Kontrolle der Absatzverhältnisse in dem betreffenden Gebiet. Dazu gehört in erster Linie eine genaue Kenntnis des Bedarfs im allgemeinen, der Zollverhältnisse, Transportverhältnisse, Handelsgebräuche, Kreditverhältnisse, Rechtsverhältnisse usw.; ferner aber muß für jedes einzelne Erzeugnis der Bedarf und Geschmack des ausländischen Verbrauchers erkundet und ihm der Vorzug der deutschen Ware vor der anderer konkurrierender Länder zur Überzeugung gebracht werden. Hierzu, besonders zu der Erkundung der Auslandsmärkte, bedarf es einer Menge eingehendster Kenntnisse und Erfahrungen sowie großer Geschicklichkeit. Vor allem aber ist eine derartige Wirksamkeit mit hohen Kosten verknüpft. Unter diesen Umständen ist es klar, daß nicht jeder Fabrikant oder Kaufmann sie ausüben kann. In früheren Zeiten machte sich diese Schwierigkeit nicht sonderlich bemerkbar, denn da lag der Außenhandel im wesentlichen in der Hand gewisser großer Exporthäuser, deren Organisation eigens auf die Erkundung und Bearbeitung der Absatzmärkte im Auslande zugeschnitten war. Diese Häuser entnahmen die Exportwaren vom Fabrikanten und vermittelten den Absatz, so daß er lediglich an sie zu liefern hatte und der Mühe und Kosten der eigenen Erforschung und Bearbeitung des ausländischen Marktes überhoben war. Sie wurde von den Exporthäusern besorgt, deren anerkannte Aufgabe sie war.

Diese Art des Exportgeschäfts ist jedoch in neuerer Zeit zum großen Teil überholt worden. Die starke Konkurrenz auf dem Weltmarkt, die auch im Exportgeschäft immer mehr zu der Maxime des kleinen Nutzens bei großem Umsatz drängt und daher den Aufschlag des Exporthauses als eine übermäßige Belastung empfindet, die gewaltig gesteigerte Mannigfaltigkeit der Erzeugnisse und des Bedarfs, der eine zentralisierte Exporttechnik wohl nicht immer Rechnung zu tragen vermag, haben es mit sich gebracht, daß die Produzenten die Vermittlung der Exporthäuser nach Möglichkeit zu vermeiden und sich ihren Absatz im Auslande selbst zu schaffen, insbesondere mit dem ausländischen Abnehmer in direkten Verkehr zu treten suchen. Die eingetretene Leichtigkeit der Verkehrsverhältnisse kommt ihnen dabei stark zunutze. Unleugbar hat diese Entwicklung die Solidität des Exportgeschäfts beeinträchtigt, und man mag sie von diesem Gesichtspunkt aus bedauern; aber sie läßt sich nicht aufhalten. Im Geschäft nach fernen, nach wenig entwickelten Gebieten werden die Exporthäuser wohl ihre Bedeutung behalten; der Export nach den dem allgemeinen Verkehrsnetz angeschlossenen Gebieten mit hohem spezialisierten Bedarf vollzieht sich hingegen heute bereits überwiegend direkt vom Produzenten nach dem Auslande.

Nachdem sich der Produzent so vom Exporthaus emanzipiert hat, ist ihm aber auch die Pflicht entstanden, selbst die Kenntnis des Auslandsmarktes zu erwerben und ihn zu bearbeiten. Nun sind wohl große Fabriken in der Lage, die

Kosten eines systematischen Studiums und Bereisens des Auslandes durch eigene Angestellte zu tragen, bei mittleren oder gar kleinen Firmen, soweit letztere überhaupt das immerhin mit einem höheren Aufwande an Kosten und größerem Risiko verknüpfte Exportgeschäft betreiben können, läßt sich dies kaum durchführen. Für die Bearbeitung des Marktes haben sich allerdings bis zu einem gewissen Grade Hilfsmittel finden lassen, nämlich der Katalog und das Inserat, die infolgedessen neben dem Musterreisenden und Platzvertreter der größeren Firmen eine gewaltige Bedeutung gewonnen haben. Schwieriger aber gestaltete sich die Frage hinsichtlich der Erkundung des Auslandsmarktes. Insoweit die Exporthäuser ausgeschaltet waren und ein eigenes Studium im Auslande sich nicht ermöglichen ließ, galt es, andere Wege zu finden, um den Bedarf des Auslandes festzustellen und sein Angebot danach einzurichten. Was lag näher, als daß man in erster Linie diejenigen Organe in Anspruch nahm, die ohnehin die Öffentlichkeit mit Informationen über den ausländischen Handel zu versorgen haben, nämlich die deutschen Konsularbehörden. So kam es, daß diese Behörden mehr und mehr mit den mannigfachsten und technisch kompliziertesten Anfragen über die Marktverhältnisse und die Absatzfähigkeit von Erzeugnissen jeder Art sowie auch mit Anträgen auf Anpreisung von deutschen Waren, Verbreitung von Katalogen usw. befaßt wurden. Soweit den Anträgen nach Maßgabe der zu Gebote stehenden Informationsquellen oder sonst nach Lage der Verhältnisse entsprochen werden konnte, suchten sie den an sie ergehenden Anforderungen gerecht zu werden; soweit dies nicht der Fall war, setzten alsbald Klagen über mangelndes Verständnis der Auslandsbeamten für die Erfordernisse des heimischen Handels ein. Die Regierung kam den Wünschen der Interessenten nach Möglichkeit entgegen. Es wurden zahlreiche Anweisungen an die Konsuln erlassen, die ihnen besonders eine eingehende Auskunftstätigkeit zur Pflicht machten. Ja die Regierung ging sogar soweit, in die Organisation des Auslandsdienstes, die ohnehin in dem Mangel an Einheitlichkeit des Beamtenkörpers leidet, noch ein neues Element einzufügen, indem sie mehreren Konsulaten Personen aus dem Handels- und Gewerbsleben als sogenannte Handelssachverständige zuteilte, eigens zu dem Zweck der Auskunftserteilung über den Auslandsmarkt. Dieses Entgegenkommen ebenso wie das Vorgehen anderer Staaten, die angesichts der Fortschritte, die der deutsche Export von Jahr zu Jahr machte, sich bewogen fühlten, die deutschen Einrichtungen nachzuahmen, bestärkten in der Ansicht, daß man sich auf dem richtigen Wege befinde. So wuchs in den Kreisen der Produzenten allgemach die Überzeugung, daß es Aufgabe des Staates sei, ihnen die für den Absatz ihrer Erzeugnisse erforderlichen Nachrichten über den ausländischen Bedarf zu beschaffen und für das Bekanntwerden der deutschen Erzeugnisse Sorge zu tragen, eine Überzeugung, die von den mit der Vermittlung der offiziellen Handelsnachrichten an die Interessenten beschäftigten Vertretern der Handelsorganisationen noch vielfach stark genährt wurde.

Aber bald machte sich immer mehr das Gefühl geltend, daß der offizielle Auskunftsdienst nicht Genügendes leiste. Denn was in den Auskünften über allgemeine Informationen hinaus an praktischem, die einzelne Ware des Produzenten betreffenden Material geboten wurde, befriedigte bei weitem nicht. Dieses Gefühl wurde zunächst auf den Umstand zurückgeführt, daß der offizielle Apparat unzureichend organisiert sei. Es folgten daher Anträge und Wünsche, ihn weiter und bis zur Genüge auszubauen; das ganze Ausland müsse mit einem Netz von Handelssachverständigenposten überzogen, der Auskunftsdienst durch Einrichtung besonderer Posten bei den Zentralstellen zweckmäßig organisiert werden, so und ähnlich lauteten die Forderungen. Letzthin aber haben maßgebende Vertreter der Handelswelt ihre Stimme erhoben und überzeugend darauf hingewiesen, daß der eingeschlagene Weg auch bei Befriedigung dieser Forderungen nicht zum gewünschten Ziel führen kann. Es ist nämlich schlechterdings nicht möglich, daß der Staat durch seine Vertreter die Erkundung und Bearbeitung des Auslandsmarktes in erschöpfender Weise besorgt. Die Mannigfaltigkeit des Exports ist zu groß, als daß es auch bei gründlichster Durchbildung Vertreter geben könnte, die über eine umfassende Kenntnis aller Branchen verfügen und die Absatzbedingungen aller Waren beurteilen können. Was den Exporthäusern zum Vorwurf gemacht wird, Unzulänglichkeit gegenüber der Kompliziertheit der Erzeugung, das muß in noch höherem Maße einem einzelnen Vertreter zur Last fallen. Diese Anschauung greift gegenwärtig mehr und mehr um sich, und damit ist der Grundsatz, daß die Erkundung und Bearbeitung des Marktes dem Interessenten obliege, und daß der Staat bei der Exportförderung nur insoweit einzutreten habe, als staatliche Kontrahenten vorhanden sind oder sonst staatliche Autorität ins Feld geführt werden muß, wieder zur Geltung gelangt.

Dieser Grundsatz soll natürlich nicht besagen, daß der Staat bei der Erkundung und Bearbeitung des Marktes gar keinen Anteil zu nehmen hat. Denn es gibt Fälle, die eine Einsetzung staatlicher Machtmittel erforderlich machen. Man denke z. B. an die Vergebung von staatlichen oder sonstigen offiziellen Lieferungen im Auslande. Hierbei wird eine behördliche Mitwirkung vielfach sehr zweckmäßig sein. Sie erfolgt bekanntlich bereits jetzt in eifrigster Weise durch die amtlichen Organe und wird auch in Zukunft durch sie zu erfolgen haben. Überhaupt werden die amtlichen Vertreter im Auslande selbstverständlich nicht der Pflicht enthoben, wo immer es im Rahmen ihrer Aufgaben möglich ist, zu der Erkundung und Bearbeitung des Marktes in ihrem Bezirk beizutragen. Aber eine derartige Teilnahme schafft nur Ausnahmen von der Regel, wie solche übrigens schon oben angedeutet worden sind, und vermag den Grundsatz nicht zu entkräften.

Mit der Rückkehr zu dem Prinzip, daß das Studium des Auslandsmarktes dem Interessenten obliege, ist jedoch allein nicht geholfen. Vielmehr ist damit erneut das Problem zur Lösung aufgetaucht, wie der Produzent, der die Kosten eines Bereisens des Auslandes durch Vertreter zu tragen nicht imstande ist, sich

die Kenntnis des Auslandsmarktes verschaffen und seine Erzeugnisse dort anbieten kann. Es scheint, daß auch diese Lösung gefunden worden ist. Der Fehler der Universalvertretung besteht, wie ausgeführt, in dem Mangel an genügender Kenntnis der einzelnen Branchen. Anderseits ist es natürlich, daß, wo ein einzelner eine Aufgabe nicht bezwingen kann, eine Gesamtheit für ihn eintritt. So ergab sich leicht der Gedanke, daß die Gesamtvertretung der einzelnen Industriebranchen, also die Fachvereine, diesen Zweig der Exportförderung zu übernehmen haben. Diesen Vereinen, die sich bisher, soweit es sich um das Studium und die Bearbeitung des Auslandsmarktes handelte, ebenso wie andere Handelsorganisationen im wesentlichen damit begnügten, Nachrichten von Behörden und von der Presse entgegenzunehmen und unter ihren Mitgliedern zu verbreiten, eröffnet sich damit ein weites, vielversprechendes Feld eigener Initiative. Die Ausführung dürfte hauptsächlich derart erfolgen, daß die Vereine neben ihren bereits bestehenden, die Angelegenheiten des Vereins bureaumäßig bearbeitenden Vertretern noch spezielle Vertreter für die Exportförderung, Exportsyndici, anstellen, die systematisch die in Frage kommenden Auslandsmärkte bereisen und die Mitglieder des Vereins durch Wort und Schrift mit den erforderlichen Informationen versehen. Die neue Einrichtung bedeutet eine zweckmäßige Spezialisierung gegenüber den Mängeln der Universalvertretung und eine glückliche Ergänzung des Unvermögens des einzelnen und erscheint durchaus geeignet, die Schwierigkeit, die sich dem Streben nach der Kenntnis und Beherrschung des Auslandsmarktes entgegenstellte, zu überwinden. Sie wird insofern auch noch eine segensreiche soziale Folge zeitigen, als sie tüchtigen Fachmännern, die das Streben nach einer allgemeineren Tätigkeit in sich fühlen, neue Stellen bieten wird, wo sie dieses Streben in gemeinnütziger Weise betätigen können.

Fassen wir zum Schluß die neuesten Grundsätze unseres Systems der Exportförderung nochmals kurz zusammen: Verfechtung des Prinzips der offenen Tür und Betreibung einer fürsorglichen Handelspolitik nebst handelspolitischem Informationsdienst und Schutz deutscher Interessen durch den Staat; Erkundung und Bearbeitung des ausländischen Marktes durch die Interessenten, und zwar teils durch Exporthäuser, teils durch die Produzenten, in letzterem Falle entweder durch den einzelnen selbst oder mit Hilfe der Fachvereine.

Gustav Frenssen

Zu seinem 50. Geburtstage am 19. Oktober

Von Hans von Bruneck in Berlin

Kennst du das Land zwischen den Meeren? Hast du schon einmal erfahren, was es bedeutet, in jener nordischen Luft zu atmen, mit jenen germanischen Menschen zu leben? Hier breitet sich die schimmernd grüne Marsch in schmalem Streifen, laufend von Süd nach Nord, die Meeresküste im Westen. Kleine und breite Kanäle, im Sommer zumeist trocken, durchschneiden den fetten Boden, dessen Fruchtbarkeit und Ergiebigkeit man schon ohne landwirtschaftliches Wissen erkennt. Hier und da, weit verstreut voneinander und kaum verbunden durch schmale Wege einige Erhebungen, die Wurten. Sie tragen im Kranze hoher Ulmen, durch die der Seewind rauscht, alte, breite Gehöfte, schwer lagernde, strohgedeckte Bauernhäuser, in deren Fenstern von Westen her, über die Nordsee hinweg die abendliche Sonne blitzt, die am Morgen über das östliche Meer strahlt und um Mittag sich über Deutschlands Weite dehnt. Auf lang sich hinziehenden, grasbewachsenen Binnen-, Haff- und Außendeichen laufen die großen Straßen: aus weiter Ferne kann man schauen, wer auf ihnen dahinwandert, und wie Gespenster heben sich die schwarzen Gestalten der Reisenden vom blanken Himmel ab. Und über all der Grüne, über dem Blühen und Wachsen, über schneeweißer Öde und Einsamkeit wölbt sich in horizontferner Begrenzung, in mächtiger Glocke die Veste des Himmels, die Endlosigkeit der Luft, aus der im Sommer der Lerchen Jubeln herniederfällt, aus der im Frühjahr der Kiebitze Schrei verhallt. Neben der Marsch reckt sich die Geest. Sie ist der Gegensatz zu all dem Reichtum und Gedeihen in der Tiefe. Sie liegt hoch, plötzlich ansteigend aus dem Lande, das einst harter Sinn dem Meere abrang und abringt. Die Geest ist uraltes Land, sandig, trocken, heidekrautbesät. Katen, arme Bauerngehöfte lagern auf ihr. Sie trägt auch die kleinen Ackerstädte, Dörfer und Gemeinden. Ein Marschdorf gibt es kaum: wer in der Marsch seine Länder bebaut, lebt allein auf seiner Wurte. Auf der Geest drängt das Volk zusammen, ist es mehr aufeinander angewiesen, lebt Händler- und Erwerbsgeist, wie dort der Sinn des Besitzenden. Wundervoll ist es, Sommertage in

der Geest zu verleben: da gräbt die Sonne ihre Glut in Sand und Heide, in Kiefernwald und Haferfeld, indessen unten auf der schattenlosen Marsch die Kühe und Pferde in den weiten Hürden und auf den von Knicks umsäumten Weideplätzen hinter einzelnen Bäumen Kühle und Dunkel suchen.

Das Land, die Menschenart und -lebensweise lösen sich in Holstein und in Dithmarschen ganz in der Natur auf. Sie allein begründete und erhielt mit ihrem Gegensatz von Marsch und Geest die sozialen und materiellen Unterschiede. Sie veranlaßte auch einst die Scheidung von Herrenmensch und Volksvertreter. Denn der Herrenmensch allein konnte sich dem Meere entgegenstemmen, der brüllenden Nordsee im jahrhundertelangen Kampfe Land — die Marsch — abzwingen und vor den Angriffen der wütigen Feindin bewahren. Der Herrenmensch allein konnte die Schutzdeiche bauen und erhalten, konnte Hilfe bringen, wenn die Elemente rasten, wenn auf den Wassern die Not schrie. Und die Natur war es, die den Freiheitstrieb in die Brust dieser Männer senkte. Wie die Möve frei, die von der grauen See weit ins Land hinein streicht, mußten sie sein, sollte ihnen ihr Eigen bleiben, das keiner zu halten verstand, als sie allein, und das sie in manchem politischen Streite bewahrten. Wenn auch einst niedergezwungen von fürstlicher Uebermacht, so doch nie innerlich besiegt: der Bauer der König seiner Welt. Trotz, Stolz, Zähigkeit, Willenskraft, Ehrlichkeit, Verschlossenheit, Festigkeit, Härte, Wildheit und Hochmut drängten sich in der Dithmarschen Blut, das geistige Frucht zu tragen erst im neunzehnten Jahrhundert die Überkraft und die Muße fand.

Aus solchem Volke ging Gustav Frenssen hervor, aus einem Volke von Aristokraten. Kein Proletarierbewußtsein kam hier auf, kein Demokratensinn konnte hier mächtig werden. Die Volkseinheit, die da war, war gegeben durch den Besitz, durch das Erbe, nicht durch den Erwerb, den Handel. Wer den trieb, gehörte zu den „Kreyen", die von den „Uhlen" verachtet wurden und niemals Einfluß auf das Werden des Landes erhielten.

Die Ahnen Gustav Frenssens rechneten zu den „Uhlen". Erst jüngst erfuhr der Dichter von dem Bauerntume seines Geschlechtes. Er hatte schon lange darüber nachgerätselt, woher die unhemmbare Sehnsucht nach Ackerbesitz und Bauerspielen in seiner Familie, in seinem eigenen Innern stammte. Schon der Pastor hatte in Kirchenbüchern Nachforschungen nach der Herkunft seines Namens, seiner Art angestellt. Denn „es macht Freude und allerlei gute und stille Gedanken, zu wissen, woher man gekommen ist." Und so gelang es ihm schließlich, aus alten Türkensteuerlisten festzustellen, daß die Frenssen aus dem Harbergeschlecht, um 1600 ansässig in Süderdithmarschen, stattliche Bauern waren, denn ein Frenssen Jürgen und ein Frentz Peters Hans, ein Frenz Hans Frentz und Jürgen Frentzen zahlten damals gewichtige Steuerbeträge, für die nur größere Bauern in Betracht kamen. Im siebzehnten Jahrhundert verloren aber die Frenssen ihren Besitz; dessen Bebauung und Bewahrung war ihnen freilich ins Blut übergegangen; sie fühlten sich, waren sie nun auch Schäfer oder

Kätner, kleine Handwerker oder Studierte, doch stets stolz als Bauern, als „Uhlen". Und als der Dichter nach den Erfolgen des „Jörn Uhl" über größere Geldsummen verfügte, war es seine erste Tat, einen Hof zu erwerben. Dort setzte sich spornstreichs sein alter Vater fest, dort in Barlt wirtschaftet heute noch der Bruder neben dem fünfundachzigjährigen Greise.

Handwerker war der Vater. Ein fleißiger, wißbegieriger und flinker Dorftischler, der es sich im Leben sauer werden ließ, aber darauf hielt, daß seine Söhne etwas lernten. Die Mutter war eine stille, ängstliche und grüblerische Natur, eine schwere Schwarzseherin, die neben der wachen Heiterkeit des hellen, gescheiten Mannes den melancholischen Ernst der nach Sinn und Inhalt des Lebens fragenden Frau stellte. Von beiden erbte der Dichter die Haupteigenschaften: den sicheren, praktischen Blick für den Alltag, das tiefe, immer wache Gewissen für den Sonntag der Seele.

Zwischen den Häusern und Häuschen des Dorfes Barlt, auf seinen Wiesen und Feldern, hinter Hecken und Knicks wuchs der Knabe heran. Er ging schließlich den Weg vieler Dorfjungen, die, aus armem Kreise stammend, studieren sollen. Auf Meldorfs „hoher Schule", zu Husum, wo er Theodor Storm nahetrat, absolvierte er das Gymnasium, die Flegel- und Entwicklungsjahre. Ihre Unruhe trieb ihn nach der Reifeprüfung in den Süden Deutschlands; in Tübingen lauschte der junge Student erstmalig den theologischen Weisheiten; ein Berliner Jahr folgte; die Weltstadt quälte und bedrängte den Dörfler, der in den Ferien so schnell wie möglich auf seine grünen Wiesen und Triften eilte; kaum erlebte er die brausende Gegenwartskonzentration, die Berlin ausatmet. Er erledigte dann auf der Landesuniversität Kiel seine Examina und kam bald als wohlbestallter Pfarrer in die Heimat zurück, nach Hennstedt und später nach Hemme, beide Dörfer in Norderdithmarschen.

Jetzt setzte erst wieder jene innerliche Entwicklung ein, die seit dem Abschied aus Husum unterbrochen war. Die Eindrücke der Fremde hatten sie abgelenkt. In Tübingen war der junge Fuchs einsam gewesen, wie Heim Heiderieter ein Student „der Fakultät Uhland", der „fünften Fakultät", die ihn dazu verleitete, sich schon schriftstellerisch zu versuchen. In Berlin bedrückte ihn die Enge der Häuser und Straßen, sah er in dem großstädtischen Treiben nur eine dröhnende Anklage, keinen triumphierenden Willen der Menschheit. In Kiel ließ die Examensnot keine Geistesfreiheit aufkommen. Nun aber, in Hennstedt, sah er sich dem wirklichen Leben gegenübergestellt. Zum erstenmal nicht mehr als einer, der nach einem Berufe, nach der Überwindung von Examina, zu streben hat, sondern als unbehinderte, selbständige Individualität, die sofort Aufgaben erfüllen sollte. Da brach die seelische Not über ihn herein, die jeder durchzumachen hat, der es ernst meint mit seinem Verhältnis zur Welt, zu den Menschen und zu Gott. Das Ringen um die ethische und religiöse Weltanschauung hatte Woche um Woche, bei jeder Predigt, seine Schlachten und Krisen. Es waren ruhelose Jahre für diese Natur von einer fast wilden Ursprünglichkeit,

die sich nun brüchig fühlte. Die Vorarbeit für „Jörn Uhl", für „Hilligenlei" wurde geleistet. Beim Schreiben der „Dorfpredigten", in denen das Kirchenchristentum zur persönlichen Wahrheit, die biblischen Formen zu dithmarsischen Formen werden sollten, wuchs der Ethiker und Dichter Frenssen.

Diese Predigten zum Lesen erschienen zwar erst nach den „drei Getreuen", 1899, aber sie enthalten doch den Inhalt des Seelentums Frenssens von 1890 bis 1898. Weder dogmatisch, noch schönrednerisch kam der Pastor daher. Er hatte eine treue Beziehung zur Bauernwelt, ihrer Not und ihrem Inhalt gefunden, er hielt sich dann an die evangelischen Grundwahrheiten und erläuterte sie mit konkreter, originaler Heimatsliebe, nicht übertrieben fromm, sondern schlicht und gefühlsinnig. Religion, Poesie und Leben wurden vermählt, so daß auch der rein ästhetisch Genießende bei ihrem Lesen auf seine Rechnung kommt. Schon hier in dem Predigerwerke erscheint der in den Dichtungen bald zutage tretende Gegenwartsmensch. Sozial-ethische Momente überwiegen. Nicht das eigentlich Biblische ist Richtschnur, sondern das Sittliche im Religiösen.

Frenssens Predigtschaffen ging seinen Dichtungen nicht nur vorauf, sondern auch nebenher. Sein Ringen mit dem dichterischen Genius hing unmittelbar mit dem Ringen um den formalrichtigen Ausdruck seiner Weltanschauung zusammen. Schon das reine Historische seiner Entwicklung zeigt uns das, denn immer klarer wurde Frenssen beim Predigen seine dichterische Bestimmung. Er war zuerst durch reinen Zufall wieder an die poetischen Versuche seiner Jünglingszeit erinnert worden; mit eiserner Not hatte sich sein Inneres an diese Erinnerung geklammert, und er empfand es nun, „daß ich endlich die Stelle gefunden hätte, wo meine Wunderlichkeit und meine Gabe läge. Und allmählich, wie ich weitersann und wie ich die ersten kleinen Geschichten schrieb, wurde es immer heller, ich merkte, daß ich Augen hatte, welche die Dinge und die Seele plastisch sehen. Ich merkte, daß ich das Weinen mit den Weinenden und das Lachen mit den Lachenden nicht als christliche Lebensregel mir zu eigen gemacht hatte, sondern daß es eine besondere Naturanlage war, die mich so hob, so bedrückte: das Leben aller Menschen mitzuleben. Ich hatte die Gabe, mich zu vergessen, ja ich kann sagen, mich zu verlassen, und auf Stunden und Tage wie einer zu sein, der das Leben eines anderen führt. Da, nach kurzem Zaudern fing ich an, den ersten Roman zu schreiben. Ich hatte eine neue Aufgabe. Ich zog aus, mit dem Mut und mit dem Bangen der israelitischen Kundschafter, neue Länder zu entdecken. Und ich habe die Länder wahrhaftig und nicht im Traume gesehen."

So langsam wurde Frenssen sich seiner inneren Aufgabe bewußt. Der Dichter war geboren, der Künstler aber noch nicht aufgeweckt. Der erwachte erst, als der Dichter versuchte, die Gesichte, die ihm über seine Predigtbücher hin zugewinkt hatten, zu gestalten und festzuhalten, als er die „Sandgräfin" schrieb, seinen ersten Roman. Er begann ihn, ohne recht zu wissen, was es heißt, ein Lebens- und Landschaftsbild zu geben, einen Charakter und ein

Schicksal aus dem Nichts hinzustellen. Er glaubte, die Phantasie, ein wenig Lebenserfahrung und Menschenkenntnis genügten. Und so überließ er sich denn fröhlichen Mutes den Gebilden, die aus dem inneren Drange emporstiegen, so gab er sich sorglos hin an die Gefühle und Gedanken, die nach Ausdruck verlangten, ohne Kontrolle und Zwang über sie auszuüben. Während des Schaffens fühlte er aber bereits deutlich genug: „So geht es nicht, so romanhaft und althergebracht. Dies alles, was du da schreibst, ist dir ja innerlich so fern, so fremd. Ist es das, was du geben willst, was du zu sagen hast?"

Nein, das war es nicht. An der „Sandgräfin" versicherte der Dichter sich schnell seiner Erzählergabe. Dann schob er sie weg und versprach sich, nur dem zu gehorchen, was er als sein Eigen empfand, wovon er wußte, daß kein anderer es gleich ihm erlebt und gesehen hatte, darin so eingewurzelt und eingewachsen war. Hell und laut hatte die Melodie, der er nun nachging, schon in der „Sandgräfin" aufgeschrien: das Lied von der Heimat, ihrer Schönheit und ihrer Größe. Sie sollte im neuen Buche neu erstehen wie eine Göttin, die fortan alle Deutschen gelten lassen müßten. Sie war aber eng verbunden mit seinem eigenen Leben, Werden und Alltag. Und so sah er denn eine Gestalt vor sich, die er in den Mittelpunkt der neuen Geschichte zu rücken hatte. Das war Heim Heiderieter. Und das Buch war Frenssens erster dichterischer Roman „Die drei Getreuen", war das erste in jedem Sinne eigene Werk des Friesen, an dem man nicht mehr vorübergehen konnte.

Es war die große, grundlegende Beichte des Mannes. Was seine Jugend an Wünschen und Erkenntnissen, an Not und Sehnsucht bewahrt hatte, wurde hier Wort, Gestalt und Schicksal im Charakter und Werdegang der drei Hauptgestalten: Heim Heiderieter, Andreas und Franz Strandiger. Scharf schieden sich ihre Charaktere voneinander. Frenssen sah sie innerlich deutlich und fest umrissen vor sich und er vermochte es jetzt, sie zu gestalten. Er herrschte jetzt mit Bewußtheit über die technischen Fähigkeiten seines Talentes. In mancher Szene, in manchem Heimatbilde wuchsen sie weiter heraus, in eine Sicherheit hinein, die den besonderen Mann anzeigten. Er meldete sich auch bereits in der Art, wie die Bauernwelt gegeben wurde. Nicht im idealistischen Tendenzlichte, sondern in Liebe kritisch, aus innerem Zwange und freier Neigung wahrheits-, wirklichkeitsgetreu. Die Landschaft war jetzt sicherer gesehen, klarer gezeichnet. Das Meer, nicht mehr Hintergrund, stellte sich mitten in die Handlung. Wundervolle Silberstiftskizzen wurden entworfen, die Natur wurde personifiziert, dämonisiert. Man spürt, wie das Erleben, das unmittelbare Verantworten und Teilnehmen im Erzählten wirksam war, auch wenn die Erfindung sich im Romanhaften verlor.

So war denn die Heimat einmal innerlich überwunden, aber noch nicht für immer, noch nicht in solcher Stärke, daß der Dichter sich von ihr abwenden konnte, anderen Aufgaben zu. Denn in den „drei Getreuen" war besonders persönliches Seelengut, subjektives Leben und Wissen. Nun galt es aber, die Welt der

Heimat, das Bauerntum Dithmarschens in typischer Größe zu geben, so, daß jeder Leser sehen mußte, wie dies Land und seine Bewohner von jeher sind und sich entwickeln. Das „Jörn Uhl"-Thema wuchs unmittelbar aus dem Thema der „drei Getreuen" heraus.

Das Schaffen des dritten Romans schloß sich denn auch eng an den zweiten an. Er brachte den großen Sieg — äußerlich wie innerlich. Deutschland entdeckte in Frenssen mit dem „Jörn Uhl" den Dichter seiner Zeit. Und Frenssen überwand mit dem „Jörn Uhl" die einengenden Heimatgrenzen, wie er es deutlich und persönlich empfand, als er auf neu erworbenem Hof Bauer zu werden versuchte.

Ihn rief nun nicht mehr der Acker, sondern das ganze Volk. Der Erfolg seines Werkes, der Sieg seines Talentes, seiner Weltanschauung stellte ihn auf eine einsame Warte, unter die Männer, die für jeden Schritt, den sie tun, ihrem Volke Rechenschaft ablegen müssen, in die Welt des deutschen Geistes.

Fünf Jahre lang schwieg der Dichter nach dem Erscheinen des „Jörn Uhl". Keine Erfolghascherei jagte und hetzte sein Schaffen. Er mußte das große Ereignis, sich in seinem Werke erkannt zu sehen, erst innerlich seinem Charakter gemäß, überwinden, zu einem Stück Vergangenheit werden lassen. Gab es ihm doch die äußere und innere Freiheit. Er konnte nun von den Lasten des Amtes lassen, sich ganz seinem eingeborenen Berufe zur Verfügung stellen und er konnte jetzt die Stellung zur engeren und weiteren Heimat wählen, nach der er sich sehnt.. Nicht Dithmarschen durfte es mehr sein, wofür er schuf, sondern ganz Deutschland war vom „Jörn Uhl" an seine Aufgabe und seine Pflicht, seine Heimat und sein Lebenselement, das erkannte er in den Zwischenjahren.

Mit Deutschland lebte er fortan. Er baute sich am Abhange der Blankeneser Berge sein neues Heim. Ein Haus, in das Licht und Luft dringt, durch das Frische und Helle weht. Aus den Fenstern sieht man hinab auf den breiten Elbstrom. Dort unten, zu Füßen des Berges, gleiten die Riesendampfer vorbei: sie weisen in die Welt hinaus und in die Heimat zurück. Jenseits des Stromes dehnt sich endlos die niederdeutsche Ebene in Dunst und Sonnenglast, in machtvoller Weite und Eintönigkeit. Die Winde, vom Meere wandernd, jagen drüber hin. Am hoch sich wölbenden Himmel treiben die Wolken — es ist einem, als liege das All hier vereint, man scheint hier zum ersten Male, in grandioser Wucht, den Begriff „Welt" zu erleben, wie man eine Liebe oder eine Not erlebt. Und in dem Riesenraume, der sich dem Auge darbietet, wachsen die Visionen, die Gedanken des Geistesmenschen zu fast niederdrückender Größe. Die sah Frenssen nach dem „Jörn Uhl" vor sich.

Und er spürte eine Not an sein Inneres klopfen, die Not ganz Deutschlands, die er persönlich schon seit Jahrzehnten mit sich trug: das Ringen um geistige Klarheit. Er hatte für sein Ich Resultate erkämpft, er hatte sich seine sittliche und religiöse Weltanschauung gebaut. Sie war das Beste, was er nach „Jörn Uhl" zu geben hatte. Und so offenbarte er sie denn in seinem neuen Werke:

„Hilligenlei." Es barg zugleich die Tragik von Frenssens nordischem Wesen in sich. Langsam reift der Germane, langsam war auch Frenssen gewachsen, noch nicht ausgereift. Seine Entwicklung war, obwohl er es glaubte, noch nicht in sommerliche Zeit getreten; die Ernteſtunde für ſeine Weltanſchauung war noch nicht gekommen. Jene reſtloſe Größe und Klarheit, die er ſchon von ſeiner Weltanſchauung erreicht meinte, fehlte noch. Sie blieb noch ſubjektiv. Und ſo fiel der Parteien Haß und Wut über das Werk her, das dichteriſch zum Teil das Schönſte birgt, was der Dichter geſchaffen hat. Tief verwundet zog Frenssen ſich zurück. Er hatte den ehrlichſten und reinſten Willen gezeigt. Dafür konnte er zum mindeſten Gerechtigkeit verlangen. Die kennt aber die öffentliche Meinung nicht! Sie ſah nicht, wie „Hilligenlei" abermals ein Dokument war für das Weſen der Gegenwart. Was dort ein einzelner auf ſich nahm und geſtaltete, es ging durch ganz Deutſchland, daran nahmen alle Geiſter, die ſich regen und entwickeln, perſönlichſten Anteil. Und die Reſultate, die geboten wurden, brachten vorwärts, nicht rückwärts auf dem Wege zu einer deutſchen Religion, zu einer deutſchen Sittlichkeit. Der Zorn, der in dem Romane loderte, war der edelſten einer und der Optimismus, der aus dem Werke hervorbrach, war von ſo ſieghafter Schönheit, daß er Tauſende in ſeinen Bann zwang und noch zwingt.

Frenssen hatte es, trotz äſthetiſcher und menſchlicher Fehler, doch recht gemacht mit „Hilligenlei". Er hatte deutſches Neuland gezeigt, wie es die Gegenwart wünſcht und ſchafft, er hatte die Not der deutſchen Seele dargeboten, die leiden muß, weil ſie ehrlich iſt und der Welt immer den geiſtigen Gehalt vermittelt oder gar geſchaffen hatte. Im Bewußtſein des Adels ſeiner Tat konnte der Dichter ſeinen Kopf noch höher tragen, als ihm der Erfolg des „Jörn Uhl" ſchon gebot. Denn durch „Hilligenlei" wurde der deutſche Michel abermals wachgerüttelt, damit er nicht ganz in die Macht von Kaſten und Parteien, Cliquen und Fremdlingen geriet.

Um den deutſchen Michel war es dem Dichter ja fortan immer zu tun. Erkannte er eine große Not, die am Mark des deutſchen Vaterlandes fraß, ſo ergriff ihn ſtark und unaufhaltſam der Zorn, der wie eine Blutwelle über ihm hinſchoß, ihn zwang, ſeine Stimme gegen dieſe Not zu erheben, weil er wußte, wie ſehr er gehört wurde. Als in den Jahren der Kämpfe in Südweſt die Deutſchen in der Heimat nur Augen hatten für die Schlachten zwiſchen Ruſſen und Japanern im fremden Oſten, da hob er ſeinen Finger und wies auf dieſe Schmach hin, wie ſehr die Deutſchen ihr eigenes Blut verließen und verrieten. „Peter Moors Fahrt nach Südweſt", die Ilias der deutſchen Kolonien, wurde die dritte große nationale Tat des Dichters. Sie findet ihren ſchönſten Lohn, denn die Erzählung iſt drauf und dran, ein deutſches Volksbuch im alten Sinne zu werden!

Die Kampfepoche im Leben des Dichters ebbte nun ab. Ruhe trat um ihn ein. Er lebte ſich ein in ſeiner Blankeneſer Welt. Hier ſah er das materielle Deutſchland der Welt gegenübergeſtellt. Und hier ſah er Deutſchland, wie es in der Gegenwart ſchafft, hier ſah er, wodurch es in der Gegenwart groß iſt. Dieſes

Schaffen, diese Schaffenden, diese Stellung den Binnenländern zu zeigen, fühlte er bald als seine Aufgabe. In der Gestalt des „Klaus Hinrich Baas" schuf er — mit einigen individuellen Zügen — den typischen Repräsentanten des modernen deutschen Großkaufmanns, die heutige Eroberernatur. Und er stellte sie mit gereifter Erzählerkunst und impressionistischer Eindruckskraft hinein in die Atmosphäre Hamburgs, die episch bewältigt wurde, wie niemals bisher. „Klaus Hinrich Baas" wurde Frenssens Gegenstück zum „Jörn Uhl". Einst gestaltete er das Bauerntum, jetzt die Kaufmannschaft und in „Hilligenlei" war die moderne geistige Welt dichterischer Ausdruck geworden.

Eine mächtige Trilogie, fürwahr, an der die kleinliche Krittelei, die man heute für das Wesen literarischer Kritik zu halten nur allzu leicht geneig ist, nicht zu rütteln vermag, enthüllte so das Werden einer für unsere Zeit zumindest bedeutungsvollen Persönlichkeit, die sich aus Heimatgrenzen zur Vaterlandstreue, zur Menschheitsweite emporgerungen hatte und die nun, da sie allmählich Distanz zu „Hilligenlei" erlangte, die große Revision an der einst aufgestellten Weltanschauung ehrlich und treu begann. „Der Untergang der Anna Hollmann" spricht davon. Christentum und Tradition wurden beiseite geschoben. Es blieb allein die große Frage um die Persönlichkeit Gottes, um seine Gerechtigkeit, um sein Verhältnis zur Welt, um Zweck und Ziel und Sinn des menschlichen Daseins. Jan Guldt sollte diese Frage beantworten; er fand die Lösung nicht, er fand nur eins: immer wieder sich selbst!

Mit diesen sieben Werken, zu denen der dramatische Versuch „Sönke Erichsen" nur als Beweis von der unermüdlichen Künstlerarbeit des Dichters zu zählen ist, steht Gustav Frenssen an seinem fünfzigsten Geburtstag vor uns: eine Persönlichkeit, in ihrem Wesen durch und durch deutsch, dithmarsisch hart und eigenwillig, germanisch verträumt und zart, gegenwartstreu, ein Gewissen für die Not der Zeit, ehrlich und aufopfernd, rücksichtslos im Erkennen und Offenbaren, sich selbst vertrauend, wachsend als Mensch wie als Künstler. Er ging von der „Sandgräfin" aus, schuf langsam Werk um Werk. Jeder Roman, jede Erzählung hat ihren besonderen Gehalt, ihren besonderen Wert. Da ist kein Buch, das der vorüberfliehende Alltag hervorrief, das aus Sensation oder Erfolgssucht entstand, das schnell und leichtsinnig geschrieben wurde. Sondern von den „Drei Getreuen" an weisen alle das Herzblut des Dichters, die seelische Not des Menschen auf. Aber nicht nur das: jedes Werk hat auch sein Eigenes zu bedeuten, zu sagen. Alle diese Romane sind so fest verwachsen mit dem Wesen der Gegenwart, daß sie aus dem zwanzigsten Jahrhundert nicht fortzudenken sind. Wer einst das erste Jahrzehnt des neuen Säkulums charakterisieren will, er findet es in Frenssens Büchern: sie sind die Extrakte aus den Gärungen, den Arbeiten und Sorgen, den Hoffnungen und Bestrebungen, mit denen wir jetzt leben und atmen. Denke dir die Gestalt dieses Dichters fort aus dem literarischen Schaffen: so siehst du geradezu eine Lücke. Denn es ist niemand, den du an seine Seite, geschweige denn an seinen Platz setzen

könntest. Gerhart Hauptmann, Peter Rosegger — durch Welten sind sie getrennt von diesem Aristokraten des Volkes, von diesem Bauernsohne und Rassenmenschen. Als Menschen sind sie von anderer Art und erst recht als Dichter, als Künstler. Frenssen ist der große Epiker unserer Zeit, wie sie der deutsche Norden sieht und formt. Er gehört nicht unter das geschwätzige Volk des Südens. Ernste Schweigsamkeit ist ihm eigen. Wenn er spricht, tut er es nicht als Bildungsmensch, auch nicht als Populariſator, sondern aus dem Erleben heraus, im Bewußtsein seiner Verantwortung, im Ernste seiner gewählten Gedanken, in der Kraft seines Blutes. Wenn er das Volk erzieht, tut er es als einsamer Ethiker, nicht im Dienste einer überlieferten Weltanschauung, sondern Erkenntnissen gemäß, die die Natur und der Entwicklungsstand hervorrufen. Er sieht um sich die Erde, die der Bauer bebaut, und er wurzelt in ihr, aber er weiß, seine Augen schweifen in die Regionen, da die Menschheit als Ganzes denkt und schafft. Und die Menschheit individualisiert sich ihm im deutschen Volke: er ist als Dichter durch und durch national, er kann es gar nicht anders, er vermag sich ebensowenig zu wandeln wie ein Luther, ein Bismarck, weil er deutschen Wesens ist.

Das beweist auch sein Künstlertum. Es ist nicht angekränkelt vom romanischen Formenideal und es findet auch nicht die fremdländische Abrundung, der man infolge von Klassizismus und Romanismus soviel Gewalt im deutschen Kunsturteil einräumt. Frenssen strebt, innerlich getrieben, halb unbewußt, nach der deutschen Form und er wird sie vielleicht einmal offenbaren. Darum ist ein ewiges Hasten und Suchen in seinem künstlerischen Ausdruck. Sein Stil hatte sich von Tradition und falscher Erziehung zu befreien, hat zu ringen mit der Fülle der Gesichte und Gedanken, sucht den großen Rhythmus und die erhabene Plastik, die letztmögliche Konzentration und höchste Anschaulichkeit, die das Wort gestattet, sucht die Eindruckskraft und Bedeutung der alten Volksballaden und Sagas, die Geschlossenheit und Größe der nordischen Natur. Und nach diesem Ziele hin hat sich die künstlerische Form von Werk zu Werk weiterentwickelt, nicht tendenziös und verstandesmäßig konzipiert, wohl aber sagenmäßig durchgebildet und ausgeschmückt, immer in Bewegung, im Mitströmen mit allen Elementen des Frenssenschen Pathos, der Frenssenschen Energie.

Gustav Frenssen ist noch nicht am Höhepunkt seiner Entwicklung. Für ihn bedeutet die Jahreszahl fünfzig nur eine Zahl, keinen Abschnitt und kein Halt machen. Er gehört zu den Naturen, die in dem Jahrzehnt, das jetzt vor ihm liegt, ihr Bestes zu geben pflegen, und denen alles, was zuvor kam, ein Durchgang, ein Aufstieg, ein Vorbereiten war. Seine nächsten Werke werden davon zeugen. Noch reiner und unmittelbarer, noch deutlicher und gewaltiger werden sie dartun, was dieser Mann, der männlichsten einer im Herzen und im Willen, im Fühlen und im Denken, unserer Zeit ist. Darum kein Nörgeln und Mäkeln an diesem ehrlichen Streben und überragenden Können, erwiesen in einer Folge von unnachahmbaren Werken. Anschluß an die große Gesinnung, die aus der ganzen Persönlichkeit leuchtet: das sei das Gelübde zu seinem Ehrentage.

An der Wiege des Königreichs Rumänien

Berichte des preußischen Spezialgesandten Freiherrn von Richthofen an König Friedrich Wilhelm den Vierten

Mit diesem Bericht kommen wir zum Schluß unserer Veröffentlichung. Die übrigen Berichte befinden sich in den Heften 28, 31, 42, 48 des Jahrgangs 1912 und in den Heften 8, 17 und 18 des Jahrgangs 1913.

Bukarest, den 25. Juni 1857.

Die Kommission, der ich, infolge Euer Königlichen Majestät allergnädigsten Vertrauens anzugehören die Ehre habe, hat sich, nach vielen Verzögerungen, endlich vor einigen Wochen konstituiert; es liegen gegenwärtig sieben Protokolle derselben vor, und die Verhandlungen gestatten gerade in dem gegenwärtigen Momente ebensowohl einen allgemeinen Rückblick, als einen Schluß auf die Zukunft.

Der gegenwärtige alleruntertänigste Bericht beabsichtigt keine neue Darstellung der Verhältnisse in beiden Fürstentümern selbst, welche sich, seit meinem alleruntertänigsten Berichte vom 1. April cr. über die hiesigen, das heißt die wallachischen Zustände, und seit demjenigen vom 4. Mai cr. über die Zustände in der Moldau nichts geändert hat. Hier wie dort hält die Bevölkerung in ihrer überwiegenden Mehrheit an der Idee der Union beider Länder unter einem fremden Erbfürsten fest, und die einzige Verschiedenheit, welche den Zustand von heute gegen denjenigen zur Zeit des Eintreffens der Kommission darbietet, besteht nur darin, daß die Hoffnung auf Realisierung jenes allgemeinen Wunsches inzwischen bedeutend gesunken, und an Stelle des freudigen Mutes des edleren Teiles der Bevölkerung eine Hoffnungslosigkeit getreten ist, die leider in den Verhältnissen nur zu sehr ihre Begründung findet.

Euer Königliche Majestät werden ohne Zweifel durch Allerhöchstdero Ministerpräsidenten, welchem ich hierüber fortlaufend Bericht erstattet habe, unterrichtet worden sein, daß die Originalkorrespondenz des Kaimakam der Moldau Vogorides mit seinen Schwägern, dem türkischen Ambassadeur Mussurus in London und Fotiades Kapu Kiaya, d. h. Chargé d'affaires der Moldau in

Konstantinopel, dann mit seinem Bruder, dem Sekretär des ersteren, Vogorides, zur Kenntnis zunächst des französischen Kommissärs, und durch diesen alsdann auch zu meiner und meines sardinischen und russischen Kollegen Kenntnis gelangt ist. Außer diesen Schriftstücken sind auch noch Originalbriefe des österreichischen Internuntius, Baron Prokesch und des österreichischen Generalkonsuls Gödel in der Moldau an den dortigen Kaimakam in unsere Hände gekommen, und endlich einige andere Dokumente, welche über die Mittel, welche man zur Erreichung der Absichten der Türkei, Österreichs und Englands in den Fürstentümern in Bewegung setzt, hinreichenden Aufschluß gewähren. Unter diesen befindet sich unter anderen eine Quittung über 200 Dukaten, welche Vogorides an den Redakteur des Journals de Constantinople für die Aufnahme eines von ihm verfaßten Artikels gegen den würdigen Metropoliten bezahlt hat, in welchem diesem die schandbarsten Dinge angedichtet werden. In diesen Schriftstücken spiegelt sich die ganze Politik der Pforte, Österreichs und Englands ab, die sich in den Verhandlungen der Kommission reproduziert; ich darf daher dieselben dem gegenwärtigen alleruntertänigsten Berichte zugrunde legen. In dieser Hinsicht muß ich jedoch in tiefster Ehrfurcht voranschicken, daß die Briefe, welche der Kapu Kiaya Fotiades in Konstantinopel an den Vogorides in Jassy gerichtet hat, durch die eigentümliche Stellung des Kapu Kiaya, welche nicht mit der eines gewöhnlichen Chargé d'affaires zu verwechseln ist, ein stärkeres Gewicht erhalten. Der Kapu Kiaya hat keine einseitige Stellung zu den Gospodaren, sondern er wird von der Pforte angestellt, und ist der Kanal, durch welchen die letztere ihren Willen an den Gospodar verkündet.

Nach allen diesen Briefen steht nun zunächst soviel fest, daß die Ernennung des Vogorides zum Kaimakam in der Moldau, mit Rücksicht auf seine Familienverhältnisse, die ihn gänzlich an die Pforte binden, und zum blinden Werkzeuge derselben machen, erfolgt ist, und sodann, daß die Pforte, Österreich und England ihm ihre feste Absicht verkündet haben, aus der beabsichtigten Reorganisation der Fürstentümer nichts werden zu lassen, und den Status quo in denselben nicht bloß zu erhalten, sondern sie, wo möglich, auch noch fester an die Pforte zu binden.

Man hat dem Vogorides danach ferner gesagt: diese unabänderliche Absicht der gedachten Mächte, die er sich bei allen seinen Handlungen vergegenwärtigen soll, läßt sich am leichtesten und ohne Kollision mit Frankreich erreichen, wenn die Wahlen in der Moldau so ausfallen, daß sie eine Stimmenmehrheit gegen die Union und ihre Konsequenzen ergeben, und alle gesetzlichen und ungesetzlichen Mittel, jedoch wie Baron Prokesch in seinen Ratschlägen empfiehlt, mit möglichster Geräuschlosigkeit und Mäßigung in den Formen, bei aller Energie in der Sache selbst, seien daher anzuwenden, um diesen Zweck zu erreichen. Da man in der Wallachei kein ebenso sicheres Werkzeug zur Ausführung dieses Planes besitzt, so sollen die Wahlen in der Moldau dergestalt beschleunigt werden, daß der Diwan in der Moldau bereits konstituiert ist und sich möglichst schon gegen

die Union usw. erklärt hat, ehe derjenige in der Wallachei noch zusammentritt. Nach dem Maße der hierauf verwendeten Sorgfalt und dem Resultate derselben könne sich Vogorides demnächst der Belohnung und Anerkennung der Pforte und ihrer beiden Alliierten versichert halten, auf welche Österreich durch das Großkreuz des Ordens der eisernen Krone eine vorläufige Abschlagszahlung geleistet hat. Dieses ist der Plan, welchen die Pforte, Österreich und England zur Basis für ihre Operationen genommen haben.

Die Hauptaktion fällt dabei wie natürlich dem Kaimakam Vogorides anheim; er hat an Ort und Stelle zu wirken, daß der Wille der drei Mächte energisch und schnell zur Ausführung gelange.

Die Kommissäre der drei Mächte können ihm dabei nur durch Deckung des Terrains behilflich sein.

Bei dieser Deckungsoperation hat Österreich die Avantgarde übernommen; sein Kommissär greift mit Leidenschaftlichkeit links und rechts alle Dispositionen des Pariser Friedens in Ansehung der Fürstentümer und in betreff der Wirksamkeit der Kommission an, verdreht und verfälscht den Sinn der Instruktionen der Kommission auf eine Weise, über die jeder andere erröten würde, und über die er, ich glaube mich nicht zu täuschen, im Innern selbst errötet, und sucht einerseits die Wirksamkeit der Kommission zu paralysieren, anderseits sie in den Augen der Bevölkerung herabzusetzen. Er ist soweit gegangen, zu verlangen, daß die Kommission nicht nur jede Mitteilung, Information und Reklamation über die hiesigen Zustände ablehnen solle, sondern auch, daß die Kommission durch die öffentlichen Blätter ihre Nichtkompetenz zum Empfange von Zuschriften aller Art zur Kenntnis des Publikums bringen möge.

Die Türkei, durch den direkten Besitz des Einflusses auf die hiesigen Verhältnisse unterstützt, sucht alle Maßregeln hinzuhalten, welche die Kommission zu treffen vermöchte, und durch Zeitgewinn dem Vorgehen des Kaimakam in der Moldau die Vorteile eines fait accompli zu schaffen.

Englands Kommissär endlich springt jederzeit herbei, um, wenn man österreichischerseits zu weit gegangen ist, einen Vermittlungsvorschlag einzubringen, der in der Sache auf dasselbe hinausläuft, was man österreichischerseits will, aber sich in einer Form darstellt, der eine Konzession zu enthalten scheint. Die englische Verfahrungsweise ist von diesem Gesichtspunkte aus die gefährlichste. Auch ist Sir H. Bulwer in den Mitteln zur Erreichung seiner Absichten am wenigsten blöde. Er leugnet ab, was er wenige Momente vorher gesprochen hat, und würde auch, was er unterschrieben hat, ableugnen, wenn es eben nicht niedergeschrieben wäre. Dabei dokumentiert er die größte Furcht vor Lord Stratford. Welche Mittel konnten unter solchen Umständen von der anderen Seite einem solchen Plane entgegengehalten werden?

Es konnte sich hierbei überall nur um moralische Mittel handeln und solche, welche mit dem Pariser Frieden im vollkommensten Einklange stehen; insonderheit durften, und am wenigsten von mir, keine Mittel angewendet

werden, die als ein Heraustreten aus der Reserve über die Hauptfrage selbst, nämlich die Union, hätten gedeutet werden können, eine Reserve, die durchaus nötig ist, wenn wir nicht später in Verwicklung kommen wollen, die uns zu einer aktiven Teilnahme zwingen würde.

Von diesem Gesichtspunkte aus bin ich mit speziellen diesen Standpunkt bezeichnenden Gründen im Protokolle Nr. 3 einer Erklärung des russischen und französischen Kommissärs beigetreten, welche besagt, daß wir dafür halten, daß es der Würde des Kongresses, welcher die Kommission niedergesetzt hat, nicht entsprechen würde, mit einem Diwan zu unterhandeln, der aus Wahlen hervorgeht, wie sie Vogorides leitet, der von Haus aus die Absicht gehabt habe, die Nationalrepräsentation zu fälschen.

Wir haben uns aber nicht bei dieser Erklärung begnügt; wir haben die Beweise darüber der Kommission vorgelegt. Der österreichische und türkische Kommissär haben sich der Vorlesung der betreffenden Schriftstücke bis jetzt widersetzt und gedroht, die Sitzung zu verlassen, wenn man damit vorschreiten wolle, ungeachtet der schlagenden Gründe, welche der russische Kommissär hiergegen zu Protokoll gegeben hat.

Das Protokoll Nr. 4 ergibt, in welcher Weise ich mich demnächst über die Erklärung ausgelassen habe, durch welche Sir Henry Bulwer unsere obgedachte protokollarische Manifestation entkräften und den Eindruck derselben schwächen wollte. Aus der eigenen Erklärung Sir Henrys glaube ich mich berechtigt, einen Grundsatz entnehmen zu können, den ich für prinzipiell und wichtig hielt, und der mir auf die Verhältnisse, wie sie gerade liegen, besonders verwendbar zu sein schien, nämlich: daß jede Handlung im Namen irgendeiner der sieben Mächte und Fürstentümer, welche mit dem in der Generalinstruktion für die Kommissäre ausgesprochenen Prinzipe der Parteilosigkeit im Widerspruch stehe, dem Friedensvertrage zuwider sei, einem Grundsatz, dem Sir Henry Bulwer zu seinem nachmaligen großen Verdruß beistimmte, wovon im Protokolle sogleich Akt genommen wurde. Denn als ich, wie das Protokoll Nr. 4 dartut, auf diesen Grundsatz zurückkam und meine Kollegen ersuchte, ihren Regierungen die Hoffnung auszusprechen, daß keine Handlung von ihnen autorisiert werden würde, welche die Arbeiten der Kommissäre beeinträchtigen könnte, tat Sir Henry zuerst, als wenn er die Tragweite des im Protokoll Nr. 4 ausgesprochenen Grundsatzes nicht begriffen hätte, und wollte uns veranlassen, das bereits vor vielen Tagen schon in der Reinschrift vollzogene Protokoll abzuändern. Vermutlich hatte er auf Reklamation des Wiener Hofes von dem seinigen inzwischen einen Vorwurf erhalten. Als ich dies natürlich nicht zuließ und erklärte, daß, wenn es sich um Rücknahme eines Grundsatzes handelte, für den er sogar die Autorschaft reklamiert habe, wie das Protokoll Nr. 4 dartue, dies nur ebenfalls zu Protokoll geschehen könne, gebärdete er sich nach Lord Stratfordscher Manier erst etwas ungezogen, als er aber damit keinen Effekt machte, nahm er Safret Effendi beiseite, um diesen zu bestimmen, sich nun zu seiner, Sir Henrys

Deckung ebenfalls für jenen Grundsatz zu erklären. So ist es denn gekommen, daß der österreichische Kommissär mit seiner Inkompetenzerklärung allein stehengeblieben ist.

Wie die Protokolle ergeben, ist nun die fernere Wirksamkeit der Kommission auf dreifache Weise gehemmt, und zwar:

erstens dadurch, daß von dem österreichischen und türkischen Kommissär, dem klaren Wortlaut der Generalinstruktion zuwider, die Kompetenz der Kommission zur Annahme aller und jeder Papiere zur Information über die hiesigen Zustände in Abrede gestellt ist. In der letzten Sitzung, worüber das Protokoll erst nächsten Mittwoch zur definitiven Annahme kommt, hat Graf von Liehmann sogar erklärt, diese sogleich verlassen zu wollen, wenn Petitionen und Reklamationen auch nur als vorläufiges Depot ohne Lesung in der Kommission angenommen werden würden, während der türkische Kommissär, wenn auch nicht zu Protokoll, so doch gesprächsweise andeutete, die Genehmigung seiner Regierung in Aussicht stellen zu können;

zweitens dadurch, daß man österreichischerseits der Kommission die Kompetenz abspricht, nicht Einflüsse neben sich zu dulden, welche dem Zweck, um dessentwillen die Kommission instituiert ist, zuwider sind, und ihn aufheben;

drittens dadurch, daß der Kaimakam in der Moldau, wie der Schluß des Protokolls Nr. 6 dartut, jedenfalls infolge jener ad 2 alleruntertänigst gedachten Einflüsse, ohne sich selbst an die ostensiblen Orders der Pforte zu kehren und mit gänzlicher Nichtachtung der Ansichten der Kommission in seinen Willkürmaßregeln fortfährt. Über diese Widersetzlichkeit wird das Protokoll Nr. 8, welches am 1. k. Mts. zur Vollziehung kommt, sogar ein eigenes, indirektes Anerkenntnis seitens des türkischen Kommissärs enthalten, während der österreichische fortwährend dabei stehen bleibt, daß der Kaimakam tun und lassen könne, was er wolle.

Der französische Kommissär hat geglaubt, daß sich vielleicht eine größere Geneigtheit zur Nachgiebigkeit ergeben würde, wenn dem englischen und türkischen Kommissär der größte Teil der eingangs alleruntertänigst gedachten Schriftstücke gezeigt würde; Baron Talleyrand konnte voraussetzen, daß auch Herr von Liehmann dann davon Kenntnis erhalten würde. Aber das öffentliche Geheimnis hierüber hat durchaus keine Änderung hervorgebracht. Nur soll, wie mir Herr von Talleyrand sagt, Mr. Bulwer zwischen den Zähnen etwas von „mauvaise politique" gemurmelt haben. Auf die Bojaren aber, die die Schriftstücke größtenteils auch kennen, haben sie höchst niederdrückend gewirkt. Mit Recht beklagen sich dieselben, daß die Stoffe der Demoralisation, die sich bei ihnen finden, und aus denen sie sich herauszuarbeiten suchen, durch die Mittel, die Österreich und die Türkei und gewissermaßen auch England hier in Bewegung setzten, um sie noch tiefer in den Schlund der Demoralisation zu bringen, ihren vollen Abscheu erregen, und daß sie, weit entfernt, durch die Dispositionen des Pariser Friedens gewonnen zu haben, nur zu einem Objekte der Rivalitäten und der Korruption herabgewürdigt worden sind.

Euer Königliche Majestät werden aus dieser alleruntertänigsten Darstellung der gegenwärtigen Sachlage allergnädigst entnehmen, daß die Dinge bis auf einen Punkt gekommen sind, der einen Bruch in der Kommission voraussehen läßt, auf den es Österreich abgesehen zu haben scheint. Besonders ich habe darauf hinzuwirken gesucht, daß dieser Bruch bis jetzt noch vermieden worden ist, aber ich sehe nicht ab, wie sich derselbe, wenn die Sitzungen nicht ganz suspendiert werden, für die Zukunft vermeiden lassen wird.

Da die Kommissäre einzeln genommen keine Macht haben, die Kommission aber in zwei Ansichten geteilt ist, von denen diejenige der Minorität die der Majorität vollkommen paralysiert, so ist auf diesem Wege durchaus nicht mehr weiter zu kommen.

Indem ich diese Überzeugung in tiefster Untertänigkeit und mit schuldiger Pflichttreue ausspreche, muß ich die Instruktionen, welche der Fall erheischt, Euer Königlichen Majestät allergnädigstem Ermessen ehrfurchtsvoll anheimstellen.

Inzwischen werde ich mich in meiner schwierigen Stellung ganz auf der bisherigen Linie zu halten suchen, welche bis jetzt Allerhöchstdero huldreiche Approbation gefunden hat.

Bukarest, den 6. August 1857.

Euer Königliche Majestät habe ich in meinem Allerhöchst untertänigsten Bericht vom 25. Juni cr. bereits ehrfurchtsvoll gemeldet, daß schon damals die Entwicklung der Donaufürstentümerfrage bis auf einen Punkt gekommen sei, der einen Bruch in der Kommission voraussehen lasse, auf den es Österreich abgesehen habe.

Seitdem hat die systematische Provokation von dieser Seite sich soweit gesteigert, daß dieser Bruch nunmehr hier und in Konstantinopel wirklich eingetreten ist.

Was in dieser Hinsicht bis jetzt am letzteren Orte vorgegangen, wird Euer Königlichen Majestät Geschäftsträger ausführlich gemeldet haben. Die Sache stand für uns, wie für Frankreich, Rußland und Sardinien einfach so, daß zwischen der Alternative zu wählen war, ob wir uns dem Betrugssystem, mit dem Österreich die Wahlen in der Moldau unter Konvienz der Türkei und Englands zu fälschen suchte und zu dessen Instrument sich der Kaimakam Vogorides hergegeben hatte, anschließen und damit die Frage aus der Welt zu schaffen suchten, oder ob wir den Pariser Frieden wie im allgemeinen so auch in seinen auf die Fürstentümer bezüglichen Bestimmungen ehrlich ausführen wollten.

Euer Königliche Majestät hohe Achtung vor internationalen Verpflichtungen hat Allerhöchstderer Regierung nicht zweifelhaft sein lassen, auf welche Seite sich dieselbe in dieser Frage zu stellen hatte.

Aus diesem Prinzip sind die Instruktionen hervorgegangen, welche Euer Königliche Majestät mir Allergnädigst haben erteilen lassen. Nach ihnen sind

alle meine Erklärungen in der Kommission angemessen gewesen. Es handelte sich schon lange nicht mehr um die Frage, wie und in welcher Weise die wohlwollenden Absichten des Pariser Kongresses für die Fürstentümer zu realisieren seien, sondern die Angelegenheit war bis auf den Standpunkt herabgedrückt, daß es nur noch darauf ankam, die eigene Ehre durch Ablehnung jeder Gemeinschaft mit dem Betruge, der Fälschung, der Verleumdung, und überhaupt mit den verwerflichsten Mitteln, die von der anderen Seite angewendet wurden, zu wahren, und die Infraktionen in dem Pariser Vertrag zu konstatieren.

Diesem unseren mehr abwehrenden, als vorgehenden Systeme hat die Gegenpartei eine lebhafte und energische Aktion entgegengesetzt. An ihr scheiterten meine Bemühungen sowie diejenigen der Kommissäre von Frankreich, Rußland und Sardinien, die Wahloperationen in der Moldau den Intentionen des Pariser Friedens gemäß von äußeren und inneren Einflüssen möglichst frei zu erhalten und das Vorkommen von Mißbräuchen und Fälschungen zu verhindern. Im vollkommenen Besitz aller Fäden, man kann nicht sagen der Intrigue — denn dieses Wort wäre für die Sache, welche es bezeichnen soll zu hoch gegriffen —, sondern des gemeinen Betruges, welcher im Spiele war, unterließen wir nicht, auf vertrauliche Weise unseren Kollegen anzudeuten, daß wir die in Anwendung gebrachten Mittel kennen. Wir zeigten sogar, mit aller Berücksichtigung des Interesses der Großmächte, diesen skandalösen Charakter der Sache nicht in die Öffentlichkeit gelangen zu lassen, die in unseren Händen befindlichen, Österreich und die Türkei besonders kompromittierenden Dokumente vor; aber alles dies äußerte auf Österreich gar keinen, auf England und die Türkei nur einen geringen Einfluß. Unseren Bestrebungen ist endlich die vollendete Tatsache der Wahlen in der Moldau entgegengesetzt worden, gegen welche sich die ganze Nation, der Klerus an der Spitze, und alle diejenigen mitinbegriffen, welche nicht im Solde des Vogorides stehen, durch massenhafte Proteste und allgemeine Enthaltung von den Wahlen erhoben hat.

Bei dieser Lage der Sache hatte Euer Königliche Majestät Regierung beschlossen, diesen Wahlen, die hiernach als ungültig angesehen wurden, nicht bloß durch einfache Konsignation im Protokoll — denn diese hätte, wie alles, was bisher zu Protokoll gegeben worden ist, gar keine praktische Folge gehabt —, sondern durch einen förmlichen Protest entgegenzutreten, und somit zu hindern, daß der Diwan, den uns Vogorides oktroyieren wollte, eine vollendete Tatsache würde.

Gleiche Instruktionen hatten der französische und der russische Kommissär auf ausdrücklichen Befehl ihrer Souveräne erhalten, während der sardinische Kommissär angewiesen war, sich genau meinem Verfahren und dem des französischen Kommissärs anzuschließen.

Euer Königlichen Majestät wird aus den Berichten Nr. 20 und 22, welche ich an Allerhöchstdero Ministerpräsidenten abzustatten die Ehre gehabt habe, bereits bekannt sein, daß während dieser Vorgänge Lord Stratford seinen ersten

Sekretär nach Jassy abgesendet hatte, um den Kaimakam Vogorides zu bestimmen, ohne weitere Befehle von der Pforte abzuwarten, mit den Wahlen vorzugehen; ebenso fuhr der dortige österreichische Generalkonsul Gödel fort, auf den Kaimakam zu wirken. Wir erhielten bereits am 28. v. Mts. die Nachricht von der vollständigen Beendigung der Wahlen sowie gleichzeitig nach übereinstimmenden Berichten Euer Königlichen Majestät Konsuls und desjenigen von Rußland und Frankreich die Mitteilung, daß die Idignation in der Moldau bis dahin gestiegen sei, daß wenn das bisherige beobachtete Stillschweigen zu diesen Vorgängen fortgesetzt würde, ein Ausbruch des allgemeinen Unwillens, den jene Konsuln bis dahin nach Möglichkeit zu unterdrücken getrachtet hätten, und Unruhen im Lande gar nicht mehr zu vermeiden seien.

Gleichzeitig benachrichtigten uns telegraphische Depeschen aus Konstantinopel, daß von dort bei dem entschiedenen Widerspruch Österreichs und Englands und der Unentschlossenheit der Türkei keine Hilfe zu erwarten sei.

Lag es demgemäß schon an und für sich in dem Charakter einer Protestation, demjenigen, gegen den sie gerichtet ist, mitgeteilt zu werden, wenn sie überhaupt einen Effekt haben soll, so hätten uns zu ihrer Bekanntgebung an den Kaimakam der Moldau, wenn hierüber noch irgendein Bedenken hätte obwalten können, die vorstehend alleruntertänigst geschilderten Verhältnisse noch ganz besonders bestimmen müssen.

Ganz im Einverständnis mit meinen Kollegen von Frankreich, Rußland und Sardinien und fast wörtlich wie sie, habe ich daher dem Kaimakam der Moldau den von Allerhöchstdero Regierung gegen seine Wahloperationen erhobenen Protest, nachdem derselbe in der Kommission zu Protokoll gegeben worden war, durch einen Erlaß, an den Konsul Theremin, welchen ich inzwischen bereits Euer Königlichen Majestät Ministerpräsidenten abschriftlich eingereicht habe, eröffnen lassen.

Dieser Protest hat ganz die Folgen gehabt, die man sich davon hat versprechen können, denn die uns aus der Moldau zugehenden Nachrichten besagen, daß der Eindruck dieser Maßregel das Vertrauen auf die vier Mächte bedeutend gehoben und jeden Gedanken an Selbsthilfe verscheucht habe. Selbst diejenigen Individuen, welche Vogorides für den Diwan gewonnen hatte, sind scheu geworden, denn schon bis dahin hatte, bei dem allgemeinen Unwillen, die Fortsetzung der Wahloperationen nur dadurch ermöglicht werden können, daß sowohl der vorgedachte österreichische als der englische Agent die Meinung verbreitet hatten, Frankreich, Preußen, Rußland und Sardinien würden froh sein, durch eine vollendete Tatsache, des Widerstandes gegen den festen Willen Englands, Österreichs und der Türkei überhoben zu sein.

Die unserseits gegen die Wahlen in der Moldau erhobene Protestation hat nun, soweit sich dies bis jetzt manifestiert hat, die bisher ziemlich geschlossene Koalition des österreichischen, englischen und türkischen Kommissärs gesprengt, während diese Koalition in Konstantinopel selbst noch fortbesteht.

Wie immer, so ist auch hier der österreichische Kommissär mit der größten Violenz vorgegangen. Bereits mittelst einer telegraphischen Depesche vom 3. d. Mts. habe ich Euer Königlichen Majestät Ministerpräsidenten den Inhalt einer von Herrn von Liehmann abgegebenen Konterprotestation mitgeteilt, und tags darauf mittels Berichts unter Nummer 29 den authentischen Text seiner Erklärung eingereicht.

Diese Erklärung, auf welche ich hierdurch ehrfurchtsvoll Bezug nehme, ist sehr leicht zu widerlegen.

Es ist zuvörderst allerdings richtig, daß die Kommission nur einen konsultativen Charakter hat, aber es ist ebenso unzweifelhaft, daß die Ratschläge, die sie demnächst an den Kongreß zu Paris zu richten hat, nach dem Wortlaut und nach dem Sinne des Pariser Friedens und ihrer Instruktion sich auf die Wünsche des Volkes stützen, und daß diese letzteren diejenigen aller Klassen der Gesellschaft wirklich repräsentieren sollen. Die Kommission ist sonach an ein Organ gewiesen, für welches Bedingungen vorgeschrieben sind, die man durch einen Betrug wegeskamotieren wollte. In dem Augenblicke, als sie diese Absicht bemerkte, hatte sie die Pflicht dagegen aufzutreten, um ihr Urteil nicht auf einer falschen Basis zu bilden. Dies ist, wie die Protokolle ergeben, mit der äußersten Moderation geschehen; gerade um den konsultativen Charakter der Kommission in seiner vollkommensten Reinheit zu erhalten, sind alle die Präpositionen gemacht worden, welche sich auf eine Zensur des Verfahrens des Kaimakams beziehen und sämtlich an dem Widerstande des österreichischen Kommissärs gescheitert sind. Die Theorie, die dieser im Auftrage seiner Regierung geltend zu machen sucht, würde lediglich dahin führen, wie in dem Protokoll Nr. 10 ausführlich bemerkt ist, daß der Diwan ebensogut von Vogorides und der Türkei hätte ernannt werden können. Ein solches Possenspiel ist zu Paris nicht verabredet worden. Damit fällt die Argumentation der österreichischen Regierung gegen den diesseitigen Protest zusammen.

Ebensowenig trifft die österreichische Argumentation gegen die Mitteilung des Protestes an den Kaimakam zu, denn ohne dieselbe wurden die Wahlen zu einem fait accompli erhoben, und die Kommissäre zu schweigenden Komplizen an einem offenkundigen Betruge, oder, wie wir es in dem Protokoll Nr. 10 genannt haben, zu Statisten in der beabsichtigten Komödie gemacht worden sein.

Die Violenz, mit der Herr von Liehmann seine Meinung ausdrückt, und die sich nicht auf unser, seiner Kollegen, Verfahren, sondern auf die Anordnungen unserer Regierungen bezieht, die er des ungesetzlichen Verfahrens und Vertragsbruchs beschuldigt, hat meine Kollegen von Frankreich, Rußland und Sardinien sowie mich veranlassen müssen, die in der Anlage abschriftlich alleruntertänigst beigefügte Erklärung abzugeben.

* * *

Bereits in meinem vorläufigen Bericht an den Ministerpräsidenten vom 28. v. Mts. habe ich die Ehre gehabt, zu melden, daß der englische Kommissär der Ansicht des Herrn von Liehmann nicht beigetreten ist. Seine äußerst weitläufigen Äußerungen in den Protokollen Nr. 13 und 14, die ich die Ehre haben werde, sobald sie aus der metallographischen Presse kommen werden, an Euer Königlichen Majestät Ministerpräsidenten einzureichen, lassen keine Zweifel darüber übrig, daß er dem Beispiele Lord Stratfords, die Sache auf die Spitze zu stellen, nicht folgen mag, und aus Furcht vor der öffentlichen Meinung in England gern einen Mittelweg eingeschlagen möchte, der, bei allem Anschein von Liberalität, doch gestatten würde, die Sache zu einem Ausgange zu führen, der den Interessen Englands in dieser Frage, wie sie Lord Clarendon im Widerspruch mit seinen im Pariser Kongreß abgegebenen Erklärungen nunmehr aufgefaßt hat, entspricht. Eine feste Ansicht ist aus den Erklärungen Sir Henry Bulwers nicht zu entnehmen; nur das ist darin klar, daß er mit dem Benehmen Lord Stratfords unzufrieden, und daß die gegenwärtige Krisis ihm geeignet erschienen ist, seine persönliche Polemik gegen ihn selbst in unsern Protokollen wieder aufzunehmen.

Der türkische Kommissär schien anfangs der Deklaration seiner österreichischen Kollegen beitreten zu wollen. Er fing an, eine solche Beitrittserklärung vorzulesen. Als ihm indes von mir und meinen Kollegen die Tragweite des österreichischen Vorgehens auseinandergesetzt wurde, und als er sah, daß auch der englische Kommissär dasselbe geradezu verwarf, kassierte er die Schrift und erklärte einfach, seiner Regierung die Beurteilung der Sache vorzubehalten.

Der österreichische Kommissär ist sonach mit der im Auftrage seiner Regierung abgegebenen Erklärung ebenso isoliert geblieben, wie in der unbedingten Billigung aller Vorgänge in der Moldau, denn der englische Kommissär hat dieselben direkt getadelt, und der türkische wenigstens das Bestehen gewisser Irregularitäten zugegeben.

In der Sache selbst wird es jetzt von den weiteren Schritten in Konstantinopel abhängen, inwieweit die nunmehr vollkommen paralysierte Kommission noch zum Wiederaufleben gebracht werden könne.

Wahrscheinlich wird die telegraphische Kunde hierüber diesem allerunterthänigsten Berichte voraneilen.

(Schluß)

Reisebriefe

Von Fritz Reck-Malleczewen in Stuttgart

4. Seefahrt.

Seit drei Wochen nun hält uns Vater Atlantic in seinen Armen. Und wenn ich von Punta Arenas diesen Brief auf die Heimreise schicke, werden es mehr als fünf gewesen sein.

Was sind euch fünf Wochen? Ihr seid mitten im frohen Auftakt der Saison, lauft zu den ersten Proben, schmiedet die ersten Winterintriguen, freut euch am immer neuen Spiele eines frischen, frohen Flirtes . . . und scheltet die dekadente Kultur Alt-Europas. Bitte sehr, für einige Tage bin ich zum Tausch bereit; endloser Himmel, endloses Wasser in endlosen fünf Wochen, das sind drei sehr einfache Elemente, in deren Mitte euch doch vielleicht das Verlangen nach der Kompliziertheit unserer Kultur überkäme.

Auch ich kann es nicht leugnen; es wäre mir lieb, wieder einmal eine Materie um mich zu spüren, die kühler wäre, als dreißig Celsiusgrade.

Ich kann es nicht leugnen, daß mich manchmal in der schwülen Sinnlichkeit dieser Tropennächte die Sehnsucht überkommt nach den brennenden Farben und dem letzten leidenschaftlichen Aufbegehren eurer klaren Frühherbsttage. Ich kann nicht leugnen, daß auch von diesem Schiff Schauer süßbegehrender Sehnsucht hinüberzittern nach dem Lande, das wir hinter uns ließen. Wie von jedem Schiff, das junge Fracht einsame Wege führt.

O nein, tot ist Alt-Europa nicht für mich. Ich bummelte so gerne einmal die Linden entlang und werde gewiß manchmal in Ekuadors höllenheißen Fiebersümpfen an verstaubte Flaschen und unverstaubte Menschen in Lutter und Wegners verräucherten vier Wänden denken.

Aber ich will nicht undankbar sein. Es gibt Weine, die nur unter besonderen Sonnenstrahlen reifen. Und es gibt Dinge, mit denen man nur fern von seinen ausgetretenen Pfaden fertig wird. Und am Ende umgibt mich meine alte Geliebte, die See, mit ihrer ganzen pflegenden Zärtlichkeit. Am frühen Morgen grüßt sie mich und küßt im Bade den tropennachtmatten Körper ein wenig frisch. Ein wenig nur. Gerade soviel, daß man die Energie hat, sich anzuziehen und aufs Achterdeck zu gehen. Denn dort ganz hinten ist

mein Reich. Ein alter, ehrlicher, leinenüberzogener Kasten steht dort, ich glaube, er birgt den Mechanismus des Reserveruders. Zu beiden Seiten ist eine breite Bank. Kommt der Wind von rechts, so ist die linke Bank mein Rauchsalon, die rechte mein Kühlraum. Kommt der Wind von links, so ist es umgekehrt. Auf dem Kasten selbst aber liege ich stundenlang und lasse den sündhaften Leib von der Äquatorsonne durchglühen. Und so ist mein Fell denn braun geworden, wie das eines Brasilindianers.

Übrigens bin ich ganz ungestört dahinten. Denn erstens ist ein Achterdeck so ein eigen Ding: es schwankt in wahnsinniger Hausse und Baisse, ist bald zehn Meter, bald nur drei Fuß über Wasser in der himmelhohen Dünung. Mitunter grüßt auch der Dampfspritzenstrahl einer unverschämten See herauf. Kurz, ein Achterdeck ist kein Aufenthalt für Seekranke. Und dieses peinliche Geschäft besorgen die zwei englischen Ehepaare, die außer mir an Passagieren an Bord sind, schon seit Dover mit unbegreiflicher Standhaftigkeit. Nur manchmal, bei sehr ruhiger See höre ich die eine der Frauen das Gebet einer Jungfrau spielen; ein etwas unzeitgemäßes Beginnen. Aber in das Auf und Nieder meines Achterdeckes wagt sich niemand. Außerdem habe ich mein Gebiet mit einer großen deutschen Reichsflagge abgesperrt.

Ach, gönnt uns diese Tropenfaulheit. Ihr wißt nicht, wie zwischen dreiundzwanzig südlicher und dreiundzwanzig Grad nördlicher Breite irgendein in der Luft liegendes Gift die Glieder lähmt. So, daß auch die kleinste Bewegung zur Qual wird. Und so faulenzt denn mit Ausnahme der armen Teufel im Maschinenraum alles. Überall in den Deckstühlen weiße Gestalten: auch Kapitän und Offiziere machen es nicht anders, wenn sie irgend können. Und vorne auf der Back lassen sich die Leute in den Hängematten vom frischen Passat schaukeln. Mit geistiger Arbeit ist es auf dem Äquator ein eigen Ding. Und Dramen in fünffüßigen Jamben, die man hier schreibt, werden nie ihren Geburtsort verleugnen. Was man auch produziert, es trägt alles den Stempel einer stillvergnügten, milden Senilität.

Des Abends weht der frischere Wind uns die Elastizität für eine Schachpartie her. Mit wem? O, mit der „Santa Barbara", die irgendwo, 150 Kilometer nördlich von uns nach dem La Plata fährt. Wozu ist der Markoniapparat an Bord? Wir spielen Schiff gegen Schiff. Alle Offiziere von drüben (Passagiere haben sie nicht) gegen die unseren und mich. Jeder Zug wird lange beraten, der Kapitän als unser bester Spieler entscheidet. Es sind erbitterte Kämpfe, die oft Tage dauern. Es liegt ein prickelnder Reiz in dem geistigen Konnex mit Leuten, die man nie sah, die dort weit draußen, irgendwo im Dunkeln über Kilometertiefen schweben, wie wir.

Es ist überhaupt ein eigen Ding, die Markonizelle. Der Telegraphist dort oben kann merkwürdige Dinge erfahren, Gespräche belauschen, die kreuz und quer über den Ozean huschen, die Schicksale bedeuten. Und oft warte ich da oben, ob mir ein Gruß zuflattert von euch aus dem Leben, das für lange

Monate versunken ist hinter mir. Ach einmal nur, als der Pik von Teneriff auftauchte hinter Santa Kruz' blaugoldener Bucht, nur das eine Mal knatterten mir die Funken zu, und da wars eine wehe Todesbotschaft . . .

Beschaulichkeit, Freunde! Ach, wir kennen sie in der Hetzjagd um den Erfolg nicht mehr, die freundliche Frau, die noch in Urgroßvaters fröhlich-goldenen Empirezimmern umging. Kommt her, ihr Unrastigen, hier auf unseren einsamen Wegen trefft ihr sie noch an. Und für eine Weile stillt sie dieses pulsende Pochen, dieses ewige Begehren, vermischt alle Bilder der Freude und des Schmerzes. Du vergißt dich selbst in diesem Dämmern, bist weit, weit. Bist vielleicht das rote Segel jenes Korallenfischers, bist die letzte verflatterte Schwalbe über den Wogenkämmen. Bist alles, nur du selbst nicht. Und das ist am Ende Balsam uns allen. Allen, nur euch nicht, ihr ewig Trefflichen und Selbstgerechten, die ihr ohne Schuld und ohne Zweifel durch dieses Leben stapft, die nichts Besseres kennt, als euch selbst. Ihr freilich könnt hier nichts gewinnen. Gemach, auch euch schlägt die Stunde, die euch zweifeln lehrt und leiden. Und lernt ihr es wirklich nie, so entbehrt ihr doch ewig die jauchzende Lust, die wir uns mit tausend Schmerzen erkaufen.

Der alte, gutmütige Spötter Fontane ist mir der rechte Freund für diese Stunden. Er, der die Farben nie zu grell mischt, der immer gleich entschuldigt, wo er eigentlich verurteilen müßte, von dem mir neulich jemand sagte, er sei gefährlich, weil er gar zu viel Verständnis hätte. Aber auch das ist wohl ein weites Feld. . . .

Wenn die Sonne gesunken, die Dunkelheit gekommen ist, blitzschnell, wie sie in den Tropen immer kommt, wenn der erste frische, kühle Wind weht, dann erst wirst du wieder du selbst, dann erst erwachst du aus dieser sanften Betäubung. Dann bist du wieder elastisch und frisch und hörst wieder die herben, heischenden Klänge des Lebens, das du liebst. Du stehst vorne auf der Back, läßt dich auf und nieder tragen von dem gewaltigen Rhythmus, in dem dich das Schiff senkt und hebt. Und über die leuchtenden Wogen klingt es wie das Steuermannslied aus dem Tristan.

Dann aber streckst du dich hin, nicht in der Gluthitze deines Zimmers, sondern hier oben auf Deck. Und läßt den Körper umschmeicheln von der frischen Tropennacht bis zum Morgen. Durch Tauwerk oben schwanken die fremden Glutsterne, die auch hier über mehr Sündern scheinen, als über Gerechten. Geradeso, wie die euern, die dort hinten im Nordosten verblichen, versanken. . . .

Und wieder umschlingt es dich wie mit kühlen, weichen Armen, und wieder flüsterts dir heimlich zu: „Stille, törichtes, unruhiges Menschenkind. . . . Still, so . . ., ganz still. . . ."

Tropennacht. . . .

Atlantic, bei St. Paul, Oktober.

5. Pumeta, Caballero ...

In Corral hatte er mich sofort von Bord abgeholt, der deutsche Oberförster, der hier die Wälder irgendeiner chilenischen Hüttenbesitzerin verwaltet. Er war mit der Freudenbotschaft gekommen, zwei Pumas seien zwanzig Meilen nach den Kordilleren zu gespürt worden. Im Augenblick war ich im Reitanzug. Und als die ersten Abendnebel auf die vielverzweigte Bucht zwischen Valdivia und Corral sanken, saßen wir im Sattel.

Steile Hänge erst hinauf, hinab. Die kleinen Patagonierpferde krallen sich fast an den Steinrippen fest, klettern meisterlich, brauchen in diesem Gelände, das einer Reitschule würdig wäre, nur ein Minimum an Reiterarbeit. Steuert man sie eigene Pfade, und machen sie dann Schwierigkeiten, so kann man sicher sein, daß man auf falscher, gefährlicher Fährte war.

Dann weite, weite Ebene, auf deren Grunde nun im Mondscheine silberner Nebel wellt. Immer derselbe Takt im Knarren des neuen Reitzeuges, im Klappern meines Büchsenschaftes, der unten im Bügelschuh steckt. Unsere beiden chilenisch-indianischen Mischlinge, die hinter uns reiten, haben ihr halblautes Gespräch eingestellt. Auch wir beide sind verstummt. Ich genieße diese ungeheure Ebene, ich genieße doppelt den Rhythmus unseres kurzen Trabes, diese wohlige Bewegung in der kühlen Nachtluft, diesen jugendlichen Schwung, der den letzten Rest Bordfaulheit aus dem Blute jagt. Zuerst füllt die auf See zu kurz gekommene Phantasie dieses Nebelmeer mit allerlei holden und unholden Gestalten. Dann aber tat der gleichförmige Trab das seine, und ich versank für einige Zeit in eine Letargie, die ich vom Schlaf nicht mehr recht unterscheiden konnte. Die Chilenen wußten ja den Weg ...

Nun gehts wieder hinauf, mühsam, Schritt für Schritt. Wieder harte Klippen mit spärlichen Zwergkakteen bestanden und scharfbewehrten Dornbüschen, über die der eben eingezogene Frühling mit seiner verschwendenden Kavalierhand Millionen gelber Wunderblüten streute.

Da taucht es auf: auf steiler Höhe ein zerfallenes Gemäuer, im Dreieck gebaut. Ein längst von allerlei Gestrüpp überwucherter Graben ringsum. Eine alte Kanone über die ich nach dem Absitzen pflichtschuldigst stolpere. Kurz das ganze Requisit der Ruinenromantik. „Was ist das denn?“ „Oh, eins von den alten spanischen Forts, die hier seit hundert Jahren verfallen.“ So erklärt mein Jagd- und Gastfreund. „Es liegen so viele im Walde, an Stellen, die heute kein Mensch mehr betritt. Die Indianer mußten sie für die Spanier um 1550 bauen. Das Wappen eines der Gouverneure brach ich neulich aus der Mauer, es war ein Marchese da Pescara.“ Seltsam klingt mir hier der Name von Konrad Ferdinand Meyers geliebtem Meisterwerk ins Ohr. „Ich habe hier auch mal graben lassen,“ fährt der Forstmann fort, „ein paar Hellebardenblätter, Pfeilspitzen und Münzen habe ich auch wirklich gefunden. Und fünfzig Schritt von hier ist ein indianisches Gräberfeld aus der Zeit vor

Columbus. Dort finden Sie Mumien in großen Tonbehältern, keinen Fuß unter der Erde. Wenn Sie Lust haben, können wir ja morgen . . ."

Nein ich habe keine Lust. Laßt die Toten lieber . . .

„Übrigens sind in dem alten Fort in der spanischen Revolution zwanzig Royalisten niedergemacht worden."

Das gibt dem alten Gemäuer nur noch mehr den Nimbus des Sagenhaften.

Wir sind abgesessen. Das Feuer schüttet seine Glutgarben auf unser Reitzeug, unsere Waffen. Die Chilenen schnarchen, wir haben uns fest in unsere Decken gewickelt. Und tun das, was Ort und Stunde gebieten: wir erzählen uns Gespenstergeschichten. Und schauerlichere weiß auch meine kurische Freundin nicht, die doch in jedem kur- und livländischen Gutshause jeden Spuk persönlich kennt.

Das Feuer sinkt. Im Körper klopft noch der Rhythmus des langen Trabes nach. Und wieder wiegt er mich langsam, langsam in Schlaf . . .

Zum Donnerwetter, muß ich hier von Kindergeschrei träumen? Beruhigt doch das kleine Ding! . . . „Pumeta, Caballero, Pumeta!"

„Halts Maul und laß mich schlafen." (Das Fafnermotiv ungefähr.) „Pumeta, Caballero!" Eindringlicher mahnt mich der Chilene, der mich weckt. Nun rüttelt mich auch der Oberförster: „Raus, bitte, da unten schreit das Pumababy und die Alte ist nicht weit."

Das mit dem Kindergeschrei ist also kein Traum gewesen! Durch die klare Mondnacht hallt der Schrei langgezogen und kläglich, wie der eines jungen, hilflosen Menschleins.

Los! Der Oberförster links, ich rechts. Durchs hohe lackteengespikte Gras, wie Schlangen. Nun finds nicht mehr fünfzig Schritt weit. Der Oberförster stoppt. Still. Ich liege, die Büchse vor mir auf dem linken Ellenbogen, wie es uns das Regiment Großherzog von Sachsen lehrte. Infamer kleiner Kerl, wenn du noch lange so nach deiner Mutter schreist, wird mir das Herz weich und ich hole dir Milch. Merkwürdig übrigens, wie dieses Naturmenschentum verkümmerte Sinne geschärft hat. Ich rieche doch deutlich die Katzenbrut, so deutlich, wie es bei uns nur Hunde können.

Da blinkt es auf vor mir. Eine mattglänzende, silbrige Masse huscht durch das Mondbad. Standvisier, sagt der Infanteristeninstinkt. Das da drüben huscht laut- und wesenlos, wie ein Phantom. Der Stecher knackt ganz leise. Das Büchsenlicht ist zwar miserabel, aber . . . blaff . . . Die Silbermasse huscht nicht mehr, bäumt sich in irrsinnigem Sprunge auf. Das Kindchen schreit weiter. Ich galoppiere über die nasse Wiese.

„Browning mit?" Das ist der Oberförster. „Nein." „Na dann also bitte, ein angeschossener Puma ist kein Backfisch." Ach so. Naja. Also erst den Genossen Browning. Und dann wieder hin, im Galopp.

War gar nicht nötig, die Pistole. Das verdammte Halbmantelgeschoß hat den Kopf arg ruiniert. Schadet nichts. Der erste Puma! Die erste große Katze! „Na also," sagt der Oberförster.

Die Chilenen tragen das tote Tier heran. Da schreit es unten wieder. Verflucht! Bitte, nicht diesen Ton! Ich kann dir doch nicht die tote Mutter wieder lebendig machen! Sentimentalität? Ach nein, keine Spur. Aber Respekt vorm Leben. Ich zerstöre doch ungern eins. Weil ich dich selbst so liebe, du herrliches, furchtbares Jagen durch diese Welt. Weil ich selbst, solange ich diesen Leib habe, nichts besseres wünschen kann, als ihn ewig zu verjüngen, immer neu zu schöpfen ... deshalb tuts mir leid um jedes Leben, das ich ende. Hinterher, meine ich ...

Der Chilene gleitet in den Busch. Mit dem kleinen, jammernden Kerl kommt er zurück. „Pumeta ... Pumeta." Ganz zärtlich sagt er es. Tierliebe ist sonst nicht die starke Seite dieser Halbindianer. Das süße Kätzchen, das noch zu dumm ist, die zarten Krallen zu gebrauchen, wird in ein Tuch verpackt, wo es nicht sieht, was nun mit der toten Mutter geschieht. Am nächsten Tage habe ich es mitgenommen. Vielleicht verträgt es die Reise nach Europa. Junge Pumas sind leicht zu zähmen. Dann läuft es nächstes Jahr mit mir über den Promenadenplatz oder durch den englischen Garten!

Am nächsten Tag? Ja, wir ritten noch ein gutes Stück in die Ebene hinein, den blauen Bergen entgegen. Wer fünf Wochen an Bord eingesperrt war, kann der Bewegung und des Grüns nicht leicht genug bekommen.

Am Abend war ich Gast im Hause meines Jagdfreundes. In einem richtigen Hause, denkt euch! Nicht in einem unbehaglichen, knarrenden Schiffssalon mit Stühlen, die man nicht rücken kann, mit unausstehlichen Stewards, mit stummen Tafelgenossen. Nein, ein richtiges Zimmer mit aller Behaglichkeit und allem Leben, in das man eigentlich hineingehört. Und bei Tisch saß man wieder einer Dame gegenüber. Einer Dame! Denkt, was das heißt! Ach, ihr wißt es ja nicht! Die sich in Südwest oder in der Mandschurei herumgetrieben haben, kennen es natürlich noch viel mehr: das Gefühl, nach Wochen zum ersten Male wieder in Damengesellschaft zu sein.

Man ist verbauert, verwildert, verschmutzt auf den tausend Streifzügen, weil die Dame fehlt. Ohne die man am Ende zum Aschantineger würde ...

Wir waren zu viert an jenem Abend. Denn Konsul Grün war auch gekommen. Wer das ist? An Südamerikas Westküste braucht man nicht danach zu fragen, denn sie hallt wieder von seinem Ruhm. Konsul Grün ist ein Ritter ohne Furcht und Tadel, sieht mit dem weißen Vollbart und seinen sechs Fuß just so aus, wie ich mir den lieben Gott vorstelle, oder zum mindesten den Oberst Beerenkreutz in Gösta Berling. Und Geige spielen kann er auch. Denn alle Kavaliere spielen bekanntlich mindestens ein Instrument ...

Ja, so langten wir bei der Musik an, an jenem fröhlichen Abend. Der Oberförster liebäugelte mit einem wunderschönen, blitzblanken Horn. Nein, heute muß ich es haben. Ich habe es lange entbehrt. Noten her!

Sieh da: Kammermusik in Südamerika! J. Brahms, op. 40, Trio für Violine, Waldhorn und Klavier! Und über die monbeschienenen Wälder, die Kakteen, die gelben Dornbüsche, die wilden Hyazinthen, über diesen fremden südlichen Frühling zog schluchzend das deutsche Leid. Adagio mesto. Quasi niente. Der deutsche Meister in exotischem Gewand. Ein Gruß von der Heimat. Von geliebter, unentbehrlicher Kultur!

Dann aber, als wir uns ausgesungen hatten, haben wir gezecht. Bis zum frühen Morgen! Wie Landsknechte!

(Schluß folgt)

Der heil'ge Hain

Zu Böcklins Gemälde

Ein heil'ger Hain liegt tief in mancher Seele
Verborgen. — — Lodernd auf dem Hochaltar
Ein Opferfeuer gold'ner Kinderreinheit. — —
In weißen Schleiern der Gedanken Schar
Naht schweigend, beugt sich betend nieder.
Sie weihet sich der Flammen heil'gem Tod.
Und aus der glüh'nden Asche der Verbrannten
Beim jungen Morgenrot
Steigt, durch das Lippentor der ernsten Menschheit,
Der Liebe hohes Wort.
Es hebt die Welt zu mächt'gem Aufwärtsschwingen,
Lebt in der Tat der Selbstveredlung fort!

Bertl von Braunhorst

Reichsspiegel

(Der status nach den politischen Sommerferien)

Politik und Wirtschaft — Das preußische Wahlrecht — Der neue Kurs in der Polenfrage — Die Welfenfrage

Der Sommer ist wieder einmal gewesen! Vorüber sind die Tage, in denen auch der Politiker ganz sich selbst leben konnte und mit dem Herbst stellen sich auch die politischen Aufgaben ein, in deren Dienst Winter und Frühling hingehn. Aus allen Weltgegenden strömen Minister, Abgeordnete und Journalisten wieder der Reichshauptstadt zu oder treffen sich zu Konferenzen auf deutschem Boden; auch der Reichskanzler zeigt sich für einige Tage in der Reichshauptstadt, freilich, um schnell wieder Bayerns Ministerpräsidenten in München zu besuchen. Mit einem Wort: die Instrumente werden gestimmt; das innerpolitische Konzert kann jeden Augenblick beginnen.

Für uns selbst bedeutet der Schluß der Ferien die intensivere Wiederaufnahme der Versuche, einem gebildeten, selbständig denkenden Leserkreise die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Zustände und Kämpfe in unserem großen Vaterlande und seine Beziehungen zur Außenwelt im Spiegelbilde zu zeigen. Den Rahmen für die Arbeiten bilden unsere weitgehenden Ansprüche an Freiheit der Persönlichkeit, an Herrschaft des deutschen Gedankens und an Einheit und Macht des Deutschen Reiches. Alle Arbeiten, Bestrebungen und Tendenzen, die solchen Idealen dienen, werden liebevoll unterstützt werden; wo aber unsere Ansprüche in Widerstreit geraten mit Parteiforderungen oder bureaukratischer Engherzigkeit, wo wir Regierung, Parteien oder Wirtschaftsverbände im obigen Sinne schädlich wirken sehen, werden unsere Spiegelbilder solches klar zum Ausdruck bringen.

Irgendeiner der bestehenden politischen Parteien können und wollen wir uns unter diesen Gesichtspunkten nicht verschreiben. Dies um so weniger, als es nach unserer Beobachtung, abgesehen vom Zentrum und von der Sozialdemokratie mit ihrer die Persönlichkeit knebelnden Weltanschauung, gegenwärtig

keine bürgerliche Parteigemeinschaft gibt, die dasjenige politisch wirklich darstellt, was ihr Parteischild angibt; selbst die Jungliberalen, die eine Zeitlang rein politische Ideale zur Schau trugen, beginnen sich an den Wagen der Wirtschaft spannen zu lassen, während die Alldeutschen ausdrücklich darauf verzichten, eine Partei sein zu wollen, obwohl ihre große politische Idee als Gegengewicht gegen Ultramontanismus und Internationalismus sehr wohl die Grundlage für eine große bürgerlich-nationale Partei abgeben könnte.

Was heißt heute deutsch-konservativ? was freikonservativ? was nationalliberal oder freisinnig? Wieviel edlen Liberalismus findet man bei Angehörigen der konservativen Parteien, wieviel rückständigen Konservativismus bei freisinnig organisierten Männern. Sie alle eint ein tief wurzelndes, nationales Bewußtsein; der Monarchie und den Anforderungen des Staates stehen sie im Innern ihres Herzens alle mit gleicher Gesinnung gegenüber. Was sie wirklich trennt sind die verschiedenen wirtschaftlichen Ansprüche. Das Autoritätsdogma wird heute in liberal organisierten Industriekreisen weit rücksichtsloser vertreten, als vom konservativ verbundenen Großgrundbesitz. Konnte doch jüngst sogar das Wort von der monarchischen Verfassung der Fabrikbetriebe geprägt werden! Wirklich liberal im alten doktrinären Sinne sind wohl nur die politisch wenig einflußreichen Gruppen am linken Flügel des Freisinns, wirklich konservativ ist die klerikale Reichsbotengefolgschaft. Weltanschauungsfragen werden im übrigen von allen bürgerlichen Parteien mit Ausnahme des Zentrums als unpraktisch oder als Ausfluß eines hypermodernen Ästhetentums abgelehnt. Die wirtschaftlichen Aufgaben beherrschen das politische Leben und so sind es auch die wirtschaftlichen Gesichtspunkte allein, die gemeinsame Interessen schaffen, ohne Ansehen der Weltanschauung. Da nun aber die wirtschaftliche Entwicklung in einem gesunden Volke, das Landwirtschaft, Industrie und Handel treibt, niemals still stehen kann, so darf eine gesunde Wirtschaftspolitik auch niemals konservativ sein, will sie nicht die frei werdenden Kräfte wieder schleunigst knebeln und mit Hilfe des Privatunternehmens die persönlichen Freiheiten beseitigen, die wir im neunzehnten Jahrhundert dem Staat abgerungen haben; sie muß vielmehr zugleich liberal die vorhandenen wirtschaftlichen Kräfte weiter kräftigen und sozial die wirtschaftlichen Ergebnisse gerecht auf alle Schichten der Nation verteilen und so den Aufstieg der mittleren und unteren Schichten ermöglichen, damit die führende Schicht, die durch gewaltige, nervenzerrüttende Arbeit, Luxus, Kindermangel usw. ständig verbraucht wird, sich immer wieder zum Heile des Ganzen verjüngen und erneuern kann. Leisten die Parteien bezüglich der Kräftigung der Wirtschaft — trotz vieler Fehler — durchweg das menschenmögliche, so kann man bezüglich der Verteilung der Ergebnisse, des Gewinnes keiner der bestehenden Gruppen den Vorwurf ersparen, daß sie von Gesichtspunkten ausgehen, die den nationalen gesamtvölkischen Interessen durchgehends nicht gerecht werden. Der Maßstab wird nicht gebildet durch die berechtigten Ansprüche der Menschen, sondern durch die Ansprüche des Kapitals; diesen Ansprüchen wird alles

untergeordnet. Und hiermit tritt das politische Moment in die Wirtschaftskämpfe unserer Zeit, das geeignet wäre, die Geister auch politisch zu scheiden, wenn nicht wieder parallele Erscheinungen in den beiden großen produktiven Zweigen des nationalen Wirtschaftslebens, in Industrie und Landwirtschaft, die nationalen Gesichtspunkte zu eng mit sozialen verknüpften: der immer stärker werdende Gegensatz zwischen Großbetrieb und Persönlichkeit, zwischen Kapital und Mensch. Die wirtschaftliche Gruppe, der es gelänge diesen Gegensatz ohne Erschütterung des Staates auszugleichen, schiene mir berufen das deutsche Volk zu führen und das bürgerliche Parteileben wieder zu beleben. Noch sehe ich sie nicht. Noch gelten die Kämpfe, trotz großer sozialer Lasten, nicht sozialem Ausgleich, sondern wirtschaftlicher Macht und so mußten auch die Worte des preußischen Landwirtschaftsministers erfolglos verhallen, mit denen er kürzlich zu Essen a. d. Ruhr die gewerblichen Stände zur Eintracht ermunterte. Seinen Bemühungen steht bei dem städtischen gewerblichen Bürgertum, das sich liberal nannte, der tiefe Antagonismus entgegen, der die Gefolgschaft des Regierungsrats Schweighoffer von der des Dr. Stresemann trennt. Solange keine Formel gefunden ist, die diese beiden Gruppen einigt, darf auf Frieden unter den bürgerlichen Parteien in der praktischen Politik nicht gerechnet werden, da auch für den Bund der Landwirte, der Anlehnung an den Zentralverband deutscher Industrieller sucht, keine Veranlassung vorliegt, sich mit dem Hansabunde zu verständigen. Nicht politische Anschauungen trennen das Bürgertum, sondern wirtschaftliche Gegensätze. Vielleicht bringen die bevorstehenden Kämpfe um den neuen Zolltarif dennoch eine Annäherung.

* * *

Die Beschaffenheit der Grundlagen unseres politischen Lebens sollte nun Anlaß genug sein, um die Regierung von allen Schritten zurückzuhalten, die geeignet sind, die Zerrissenheit zu vermehren und die einzelnen Organisationen auf die Bahn der Selbsthilfe zu drängen. Vertrauen heischende Stetigkeit ist in solchen Zeiten die beste Regierungsmethode, größte Zurückhaltung unausgereiften Fragen gegenüber, Konsequenz in der Verfolgung einmal als richtig erkannter Ziele. Wenn wir in diesem Zusammenhange mit Herrn von Bethmann einverstanden sein können, so ist es im Hinblick auf die Behandlung der Wahlrechtsfrage durch die preußische Regierung. Man hat nach dem Scheitern des ersten Gesetzentwurfs von einem uneingelösten Königswort gesprochen, weil die Regierung nicht sogleich mit neuen Vorschlägen an den Landtag herangetreten ist. Davon kann keine Rede sein. Die Verhandlungen im preußischen Landtage haben so deutlich bewiesen, wie wenig die Fraktionen selbst ein Bild von dem künftigen Wahlrecht in Preußen hatten, daß nur ein unmögliches Gesetz zustande gekommen wäre. Da war es denn nur verständig und den Aufgaben der Zeit angemessen, wenn die Regierung ihren Entwurf zurückzog und es jetzt

erst einmal berufenen Autoren überläßt, die Wahlrechtsfrage in der Literatur zu klären. Mit der Formel des Reichstagswahlrechts ist für Preußen ebensowenig anzufangen, wie mit den Versuchen einer Bewertung der einzelnen Stimmen. Einen Weg scheinen die auf Verhältniswahl hinzielenden Vorschläge zu zeigen; doch möchte ich glauben, daß man angesichts des tatsächlichen Zustandes der politischen Parteien, angesichts des Mangels politischer Interessen und Begeisterung, die Verhältniswahl nur dann praktisch und gerecht einrichten könnte, wenn man sich entschlösse, auf die Grundsätze des Freiherrn von Stein, also auf die ständische Grundlage der Volksvertretung zurückzugreifen, — natürlich habe ich dabei nicht die alten Stände im Auge, sondern denke an die modernen Gebilde, die unter dem Schutz der Reichsverfassung als Vereine und Verbände entstehen konnten.

* * *

Viel Befremden und Enttäuschung und in den zunächst beteiligten deutschen Kreisen der Ostmark Entmutigung haben die Vorgänge gezeitigt, die als ein neuer Kurs in der Polenfrage gedeutet werden. Nachdem Herr von Waldow die Oberpräsidentschaft von Posen mit der von Stettin vertauschte und Herr Schwartzkopff in Posen eingezogen ist, verließ vor einigen Monaten auch der bewährte Präsident der Ansiedlungskommission Dr. Gramsch seinen Posten. Kenner der inneren Vorgänge versichern, Gramsch sei zurückgetreten, weil die vom ostelbischen Großgrundbesitz eingeschüchterte Regierung seine Siedlungstätigkeit hinderte. Der Leser findet Näheres darüber in Heft 34 Seite 355 und Heft 37 Seite 484 dieses Jahres. Nun ist der Posten seither unbesetzt geblieben, weil sich kaum ein tüchtiger Mann finden dürfte, der seine Stellung an der Spitze der Ansiedlungskommission lediglich als Sinekure aufzufassen gewillt wäre. Schließlich wurden bei dem jüngsten Aufenthalt des Kaisers in Posen eine Reihe von polnischen Herren zur kaiserlichen Tafel herangezogen und ihm vorgestellt. So scheinen wir denn wieder einmal in eine Zeit rückläufiger Entwicklung hineinzusteuern, in eine Periode, die wieder auflösen soll, was die vorangegangene mühsam zusammengefügt hat. In früheren Zeiten, z. B. bei jenem Intermezzo, das sich an den Namen des Herrn von Koscielski (Admiralski) knüpft, konnte man bei dem Einlenken in einen versöhnlichen Kurs noch einen Zweck erkennen. Der Kaiser wollte die Flotte bauen; bei dem Stimmverhältnis im Reichstage brauchte er die Polenfraktion dazu; er glaubte sie billiger, wie durch Liebenswürdigkeiten, nicht gewinnen zu können, wobei freilich übersehen wurde, daß wichtige nationale Werte, die vorläufig nicht in sichtbaren Gewinnen zutage treten können, gefährdet wurden. Die damalige Annäherung hatte aber doch einen Sinn. Was aber steht uns jetzt bevor? Welche Nebenzwecke werden gegenwärtig verfolgt? Nirgends in der inneren Politik erkennen wir ein Gebiet, auf dem die Mitwirkung der Polen notwendig wäre. Wollen sie am Staats- und Reichswagen mitziehen, so hindert sie niemand daran, wollen sie nebenher laufen, so wird auch Liebenswürdigkeit

sie davon nicht abhalten. Aus welchen Gründen und zu welchem Zweck also ein Verhalten, das nur Mißtrauen im deutschen Volke gegen die Regierung sät und das Ansehen der deutschen Beamten, die in der Ostmark die wichtigsten Träger des deutschen Gedankens sind, wenn nicht erschüttert, so doch unendlich erschwert?

Über Zweck und Ziel des neuesten Polenkurses ist naturgemäß viel geschrieben und geraten worden. Zu den wiederholten Versicherungen der Regierung, daß von einem Versöhnungskurs nicht die Rede sein könne, ist auch ein Schreiben des Herrn Präsidialrat Naumann zu Posen an die Kreuzzeitung zu rechnen, das die Politik des Oberpräsidenten gut national nennt, — übrigens ein novum im preußischen Beamtenkörper, daß Untergebene ihre Vorgesetzten öffentlich loben! Rücksicht auf den österreichischen Bundesgenossen soll nach einer Lesart, Rücksichtnahme auf die deutsche Zentrumspartei nach einer anderen die Ursache für die neue Richtung sein. Wenn die zweite Lesart richtig sein sollte, müßten wir darauf gefaßt sein, daß demnächst mit der Regel gebrochen wird, ausschließlich evangelische Bauern in der Ostmark anzusetzen und daß man wahllos auch katholische Ansiedler aufnimmt. Sollte dies wirklich geschehen, dann bedeutete das die Preisgabe des nationalen Zweckes, dem die Ansiedlungskommission bisher diente. Nicht daß die heute lebenden katholischen Bauern in ihrer Gesinnung verdächtigt werden sollen! Sie würden gewiß der polnischen Propaganda standhalten. Die Gefahr liegt bei ihren Kindern und Kindeskindern und bei den Ehen mit Polen. Es ist kein Märchen, daß die Muttergottes als Königin von Polen verehrt wird und leicht läßt sich dies Symbol einer glücklichen Zukunft Polens auch in die Herzen der bayerischen Bauernknaben pflanzen, wenn sie auf ehemals polnischem Boden unter der Obhut polnischer Geistlicher aufwachsen!

Für das andere Argument, daß die preußische Regierung sich von Österreich leiten lasse, fehlt mir jeder Anhaltspunkt. Wie tief müßten wir mit unsrer politischen Stellung im Dreibund und in Europa herunter gekommen sein, wenn ein Stirnrunzeln der österreichischen Polenpartei genügte, um Maßnahmen unserer inneren Politik zu modifizieren! Daß aber die österreichische Regierung offiziell vorstellig werden könnte, halte ich für absolut unmöglich. Man lese einmal im zweiten Bande von Wertheimers Andrassy nach, wie vorsichtig Bismarck sein Mißbehagen gegenüber der österreichischen Polenpolitik zur Kenntnis des ihm befreundeten Andrassy kommen ließ und man wird verstehen, wie übel die Rolle unserer Diplomaten wäre, wenn sie sich zu Trägern der polnischen Mißstimmung machten, wie ihnen von manchen Seiten imputiert wird. Ich mag daran nicht glauben!

Bleibt die Frage, ob der Herr Reichskanzler und mit ihm der Herr Oberpräsident von Posen an die Möglichkeit einer Aussöhnung mit den Polen ohne Garantie für die Wiederherstellung eines mehr oder minder autonomen polnischen Staates glauben. Wäre es der Fall, so kennen sie entweder die

einschlägige Literatur nicht oder sie mißachten die Ergebnisse ernster Forschungen. Mag von einzelnen Polen noch so oft gegen diesen oder jenen Politiker und Publizisten beteuert werden, daß sie alle Hoffnungen auf Selbständigkeit aufgegeben haben, so ist doch die Tatsache nicht aus der Welt zu schaffen, daß die Polen, und zwar nicht etwa nur die preußischen, sondern die Polen in Preußen, Rußland und Österreich zusammen als eine sich einig fühlende Nation das Ziel haben, sich einen eigenen Staat zu schaffen. Wir achten sie darum nicht weniger als Menschen, — als Deutsche und Preußen müssen wir ihr Streben bekämpfen. Man erwarte nicht, daß die Polen für die territoriale Unverletzlichkeit Deutschlands in Preußen eintreten würden, wenn etwa in einem europäischen Kriege Rußland siegreich in Posen und Schlesien einmarschierte. Die Geschichte seit 1808 zeigt uns die Polen überall dort, wo sie glauben, daß siegreiche Kraft gegen die Teilungsmächte vorhanden ist: bei Napoleon, trotz allen Entgegenkommens von seiten des ersten Alexander, — bei Frankreich, Österreich und der Türkei, trotz Alexanders des Zweiten wohlmeinender Gesinnung; — zwischendurch gehen sie auf die Versöhnungsanträge von russischer Seite scheinbar ein, aber nur um unter dem Schutz einer milden Regierung und einer irregeführten öffentlichen Meinung ihre staatsgefährlichen Organisationen um so sicherer ausbauen zu können und dann in kritischen Augenblicken dem Gutgläubigen in den Rücken zu fallen.

Von den drei Teilungsmächten ist Preußen die einzige, die mit Erfolg eine Politik verfolgt, die es verhindern kann, daß der künftige Polenstaat auf ihrem Territorium errichtet werde. Diese Politik aber besteht in innerer Kolonisation, in der Ansiedlung deutscher evangelischer Bauern vor allem in der Ostmark. Herr von Bethmann hat die innere Kolonisation als die wichtigste Aufgabe der preußischen inneren Politik bezeichnet. Darum wollen wir auch noch nicht die Hoffnung verlieren, daß er in der Polenfrage das Werk Bismarcks und Bülows fortsetzt.

* * *

Wenn es Herrn von Bethmann gelingen sollte, die öffentliche Meinung wegen seiner Ostmarkenpolitik zu beruhigen, dürfte er auch in einer anderen Frage, die gerade in den letzten Tagen die Gemüter erregte, seine eigne Position im Lande und die der Regierung überhaupt wesentlich verbessern, in der Welfenfrage. Trügen nicht alle Zeichen, so enthalten die letzten Veröffentlichungen von welfischer und nationaler Seite neben starken Übertreibungen auch manches Wahre. Richtig scheint nach allem was die Tagespresse erzählt, zu sein, und das ist der Kernpunkt, daß seit der Verlobung unserer Kaisertochter mit dem Welf viel mehr unverantwortliche Kreise in der Sache mitgewirkt haben, als wie sie es vertragen kann. Menschliche, allzu menschliche Regungen scheinen die Vorsicht gehindert zu haben, stets auf dem Platze zu sein, und der Wunsch scheint manches als vollzogene Tatsache hingenommen zu haben, was in Wirklichkeit nicht bestand. Das nächste was wir von der Regierung in diesem Zusammen-

hange, verlangen müssen ist schleunige und rückhaltlose Klarstellung der Verhältnisse. Im übrigen sind wir überzeugt, daß weder der Herr Reichskanzler noch der Bundesrat, denen an einer friedlichen Entwicklung des Reichs sicher ebenso gelegen ist wie allen guten Deutschen, wünschen können, daß Prinz Ernst August von Cumberland in Braunschweig als Herzog und deutscher Bundesfürst einzieht, ehe nicht die Frage seiner Ansprüche auf Hannover klipp und klar im Sinne des Verzichts geregelt ist. Persönliche Rücksichten auf das Eheglück der Kaisertochter müssen, so hart es anmuten mag, zurücktreten vor den Anforderniſſen der Politik. Die Frage ist zu ernst für das Reich sowohl, wie für das Haus Hohenzollern, wie für alle Bundesfürsten. G. Cleinow

* * *

Erklärung

Ich, unterzeichneter George Cleinow, Herausgeber der Grenzboten zu Berlin, erkläre wiederholt, daß ich mit dem in den Grenzboten Nr. 36 vom 13. September 1911 auf Beziehungen zwischen den Herren Mannesmann und der Rheinisch-Westfälischen Zeitung angewandten Ausdruck „Fäden" keinerlei Verbindungen gemeint habe, die sich mit journalistischer Ehrbarkeit und journalistischem Anstand nicht vereinbaren lassen; ferner bestätige ich, daß die bisherigen gerichtlichen Auseinandersetzungen zwischen der Rheinisch-Westfälischen Zeitung und mir keinen Anlaß gegeben haben, meine Ansicht zu ändern, insbesondere werde ich durch den Gang der Verhandlungen nur in der Auffassung bestärkt, daß zwischen den Herren Mannesmann und der Rheinisch-Westfälischen Zeitung weder persönliche noch geschäftliche, noch redaktionelle Beziehungen bestehen oder bestanden haben.

Ich spreche mein Bedauern darüber aus, daß die Fassung meiner Ausführungen in den Grenzboten zu mißverständlicher Auslegung Veranlassung gegeben hat.

Berlin-Friedenau, den 8. Oktober 1913. George Cleinow

Wir sind durch die obige Erklärung des Herrn Cleinow befriedigt und ziehen unsern Strafantrag gegen ihn zurück.

Essen, den 8. Oktober 1913. Verleger Dr. Reismann-Grone
Hauptschriftleiter A. Nießner

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Heeresfragen

Vom deutschen Militärsanitätswesen. Aus dem vom preußischen Kriegsministerium herausgegebenen Sanitätsbericht 1909/10 ist zu ersehen, daß von 317626 insgesamt behandelten Mannschaften des deutschen Heeres 290464 unter militärärztlicher Behandlung genesen und wieder dienstfähig geworden und nur 598, das sind 1,9 Promille der Behandelten bzw. 1,1 Promille der Kopfstärke des Heeres, gestorben sind. Demgegenüber ist die Sterblichkeit der männlichen Gesamtbevölkerung im Alter von zwanzig bis unter dreißig Jahren eine beträchtlich höhere, denn im Jahre 1910 starben im Deutschen Reiche 24283 männliche Personen der vorerwähnten Altersklasse und auch im Königreich Sachsen, dessen Sterblichkeitsziffer eine besonders niedrige zu nennen ist, starben im gleichen Jahre von 392675 männlichen Personen im Alter von zwanzig bis unter dreißig Jahren nicht weniger denn 1501, das sind 3,8 Promille — eine mehr als dreimal größere Sterbeziffer gegenüber der des deutschen Heeres. Von je 1000 insgesamt behandelten Soldaten sind 914,5 als geheilt und dienstfähig entlassen worden, was nicht etwa ein zufällig günstiges Ergebnis für ein einzelnes Jahr ist, da in den Jahren 1900/01 bis 1909/10 die Zahl der geheilt und dienstfähig Entlassenen durchschnittlich jährlich 910,0 betrug. Insbesondere sei hervorgehoben, daß von 404 Diphtheriekranken im Berichtsjahre nur 7 starben, das sind 1,9 Prozent gegen 3,4 Prozent 1899/1900 und 4,7 Prozent 1890/91. Auch die Wundinfektionskrankheiten, welche früher der Schrecken der Soldaten waren, spielen mit einem Zugang von 0,10 Promille der Iststärke des gesamten Heeres nur noch eine untergeordnete Rolle, ebenso der Unterleibstyphus mit 0,05 Todesfällen auf 1000 Mann der Iststärke, während im gleichen Jahre diese Verhältniszisser für die französische Armee 0,55, für das österreichisch-ungarische Heer 0,21 betrug. Auch starben von hundert im Berichtsjahre in den Garnisonlazaretten behandelten Typhuskranken nur 9,9, während z. B. die Sterbeziffer bei den in den sächsischen allgemeinen öffentlichen Krankenhäusern behandelten Typhuskranken im Durchschnitt der Jahre 1906 bis 1910 16,02 Prozent beträgt. Ferner belief sich im Berichtsjahre 1909/10 die Sterbeziffer an Lungenentzündung im deutschen Heere nur auf 0,15 Promille der Kopfstärke gegenüber 0,34 im französischen und 0,26 Promille im österreichisch-ungarischen Heere. Auch die Bekämpfung der Grippe, Ruhr und Tuberkulose unter den deutschen Soldaten hat in den letzten Jahren nachweislich große Erfolge gehabt. Übrigens betrug der Zugang von venerisch-kranken Soldaten in der deutschen Armee 20,8 Promille der Iststärke gegenüber 54,7 in der österreichischen und 65,9 Promille in derenglisch-indischen. Von den venerisch-erkrankten deutschen Soldaten wurden 87 Prozent wieder völlig hergestellt. Es erübrigt noch hervorzuheben, daß der rechtzeitigen Ermittlung verborgener Geisteskrankheiten, insbesondere des angeborenen Schwachsinns und der ererbten geistigen Minderwertigkeit die größte Aufmerksamkeit von seiten der Sanitätsoffiziere zugewandt wurde. Die Sterblichkeit an Magengeschwür und an Unterleibsbrüchen ging erheblich zurück. Drei Fälle von schwerem, der innerlichen Behandlung trotzenden Magengeschwür wurden operativ geheilt und die Zahl der trotz der Bruchoperation dienstunbrauchbar bleibenden Leute zeigte eine erfreuliche Abnahme. Von 1043 wegen Blinddarmentzündung beziehungsweise beginnenden Bauchfellentzündung operierten Soldaten konnten nicht weniger als 893, das sind 85,6 Prozent als dienstfähig wieder zur Truppe entlassen werden. Überhaupt war die operative Tätigkeit der Sanitätsoffiziere reich an Erfolgen. Narkosenunfälle sind im Berichtsjahre überhaupt nicht vorgekommen, in welchem 2634 größere Operationen ausgeführt wurden. Nach Ausschaltung von neun von vornherein aussichtslosen chirurgischen Hilfeleistungen bei Selbstmördern und 11 Operationen bei zu weit verbreiteter Tuberkulose verbleiben 2614 schwere Operationen mit späterem tötlichen Ausgang in 85 Fällen, d. i. mit einer Mortalität von nur 32,5 Pro-

mille. Die Operationen bestanden in 21 Eröffnungen des Schädels, 114 Aufmeißelungen des Warzenfortsatzes, 3 Luftröhrenschnitten, 62 Eröffnungen der Brusthöhle, 110 Eröffnungen der Bauchhöhle, 1043 Blinddarmoperationen, 486 Bauchschnitten, 25 Aufmeißelungen bzw. Auskratzungen von Knochen, 20 Gelenkaussägungen, 37 Gliedabsetzungen, 19 Gliedauslösungen, 92 Entfernungen von Geschwülsten, 24 Kropfschnitten, sämtlich mit Erhaltung der Dienstfähigkeit und 575 sonstigen Operationen. Die Mehrzahl der Operationen führte zu völliger Heilung mit Erhaltung der Dienstfähigkeit.

Das deutsche Militärsanitätswesen steht somit auf einer sehr hohen Stufe, was uns zu der Erwartung berechtigen dürfte, daß die deutschen Sanitätsoffiziere auch in einem künftigen Kriege ihre volle Schuldigkeit tun werden. Das laufende Kalenderjahr erneuerte übrigens die Erinnerung an den pommerschen Wundarzt Arend, der vor hundert Jahren beim Verbinden im Feuer zweimal selbst verwundet wurde, und an den kurmärkischen Regimentsarzt Assing, der sich der Verwundeten im Kugelregen so unermüdlich annahm, daß ihm Bülow das Eiserne Kreuz für Kombattanten geben ließ. Trotzdem, und obwohl auch im Kriege 1870/71 unsere Militärärzte mit den Kämpfenden wetteiferten, werden sie heute nicht mehr so bewertet wie von seiten Bülows. Es erscheint daher nur sehr begreiflich und berechtigt, daß unsere Sanitätsoffiziere wünschen, daß man sie nicht als Offiziere zweiter Klasse betrachte und behandele, sondern betreffs der Ehrenerwerbungen und äußeren Abzeichen ihnen die gleichen Rechte wie den Truppenoffizieren gebe, was auch bei der Beratung der Militärvorlagen im Sommer dieses Jahres von verschiedenen Mitgliedern des Reichstages als dringend erforderlich bezeichnet worden ist, um dem noch immer vorhandenen Mangel an aktiven Sanitätsoffizieren abzuhelfen, was im Interesse unserer Soldaten not tut. Darauf ist schon mehrfach in politischen Tageszeitungen hingewiesen worden. An dieser Stelle sei nochmals betont, daß im Kriegsfalle die Ärzte des Beurlaubtenstandes, welche doch nur eine sehr kurze Übungszeit bei der Truppe hinter sich haben, kein vollwertiger Ersatz für die aktiven Sanitätsoffiziere sind. Weiter ist der auch von verschiedenen Reichstagsabgeordneten geteilten Auffassung beizustimmen, daß die Vermehrung der Studierenden an der Kaiser-Wilhelms-Akademie nur als ein unzulängliches Mittel zur Verstärkung des Sanitätsoffizierkorps erscheint, weil deren Ausbildung erst im Jahre 1919 bzw. 1920 beendet sein wird, bis zu welcher Zeit unvorhergesehenerweise eine Mobilisierung des deutschen Heeres eintreten könnte, und weil überdies den süddeutschen Staaten eine Abhängigkeit von Preußen in bezug auf die Ergänzung ihres Sanitätskorps nicht erwünscht sein dürfte; überhaupt würde ein freier Zugang zu der militärärztlichen Laufbahn der einseitigen Lieferung der Sanitätsoffiziere von Berlin her bei weitem vorzuziehen sein. Zweifellos sind die durch die Heeresverstärkung geschaffenen besseren Aufrückungsaussichten für die Sanitätsoffiziere als ein großer Fortschritt zu begrüßen. Auch die günstigeren Besoldungs- und Aufrückungsverhältnisse der Unteroffiziere sowie das neueingeführte Tragen der Regimentsuniform seitens der Sanitätsunteroffiziere werden zweifellos die Beschaffung eines Stammes tüchtiger Sanitätsunteroffiziere erleichtern. Aber dadurch wird der bedenkliche Mangel an Sanitätsoffizieren nimmermehr ausgeglichen. Denn, wenn es auch gelingt, die Unteroffiziere in den handwerksmäßigen Handgriffen des Wundverbandes, der Krankenpflege und des Verwundetentransportes genügend auszubilden, so werden sie dennoch den neuartigen und unberechenbaren Aufgaben, welche ungewöhnliche Verwundungen und Seuchen in fremden Landen mit sich bringen, verständnislos gegenüberstehen und vor allem dürfte ihnen die hohe Berufsauffassung, welche dem Sanitätsoffizier eigen ist, gänzlich abgehen, wie auch die Geschichte der Napoleonischen Feldzüge zeigt. Aus diesen Gründen ist es dringend wünschenswert, daß die Reichstagsabgeordneten immer und immer wieder die berechtigten Wünsche der Sanitätsoffiziere nach Hebung ihrer Stellung nachdrücklich vertreten, was einige Mitglieder des Reichstages bereits in anerkennenswerter Weise getan haben.

In der Fremdenlegion. Erinnerungen und Eindrücke. Von **Erwin Rosen.** 21. Auflage.

Preis geb. 6 Mark. Stuttgart, Robert Lutz (Memoirenbibliothek).

Die französische Fremdenlegion rekrutiert sich zur Hälfte ungefähr aus Deutschen. Sollte es nicht möglich sein, diesen deutschen Jungborn der Truppe zu verstopfen? Ihr Bestand könnte damit ernstlich gefährdet werden. Seit langem sind Bestrebungen im Gange, das deutsche Volk, insbesondere die militärpflichtigen Schichten über die wahren Zustände im Korps durch Vorträge in Versammlungen aufzuklären. Das ist sehr anerkennenswert, genügt aber allein nicht; das geschriebene Wort muß tatkräftig mitwirken. Welche Illusionen sind es denn, die die jungen Leute in die französische Uniform treiben? Sind es die vier (!) Pfennige täglichen Soldes? Ist es die Arbeit, anstrengende Arbeit unter der afrikanischen Sonne, die der Legionär neben dem Soldatspielen dem französischen Staat kostenlos leisten muß? Was erwartet den, der seine Jugendkraft dem französischen Interesse in fünf bis zehn Jahren geopfert hat und nach dieser Zeit ohne Anspruch auf Pension auf die Straße gesetzt wird? „Man kann gar nicht zweierlei Meinung sein über diese Institution", sagt Erwin Rosen, der sie aus eigener Anschauung kennen gelernt hat, in dem vorliegenden Buch. Glänzend geschrieben, rückt es das Schicksal des Unglückseligen, der sich zum Eintritt hat bewegen lassen, in die rechte Beleuchtung. Wir wünschen dem Buch die weiteste Verbreitung, eine solche ist nicht das schlechteste Mittel, der Anziehungskraft der Legion auf die deutsche Jugend entgegenzuwirken.

Sch.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 36/37.

Pädagogium

Zwischen Wasser u. Wald äusserst gesund gelegen. — Bereitet für alle Schulklassen, das Einjährigen-, Primaner-, Abiturienten-Examen vor. Auch Damen-Vorbereitung. — Kleine Klassen. Gründlicher, individueller, eklektischer Unterricht. Darum schnelles Erreichen des Zieles. — Strenge Aufsicht. — Gute Pension. — Körperpflege unter ärztlicher Leitung.

Waren in Mecklb.
am Müritzsee.

Weltbürgertum und Staatsbürgertum

Von Dr. W. Dopheide in Hagen

Vor hundert Jahren gab es in Europa zwei mächtige universaliſtiſche Ideen: die franzöſiſche Revolutionsidee und ihre romantiſch angehauchte Gegnerin. Der dritte Stand in Frankreich erklärte die Rechte der Freiheit und Gleichheit für allgemeine Menſchenrechte und den Kampf um ſie für eine Sache der Menſchheit. Und als dieſe Bewegung international zu werden begann, erhob ſich gegen ſie eine andere, die auch eine überſtaatliche Verknüpfung der Völker anſtrebte mit der Abſicht, die alte Ordnung der Staaten im chriſtlichen Sinne gemeinſam zu verteidigen. Novalis wollte 1799 einen Staat der Staaten, einen Weltbürgerſtaat, „den die völkerverſöhnende Kirche ſtiften und einrichten ſollte.“ Fr. Schlegel ſchrieb noch 1796: „Die Idee einer Weltrepublik hat praktiſche Gültigkeit und charakteriſtiſche Wichtigkeit.“ Aber 1810 will er dem falſchen Kaiſertum Napoleons das wahre Kaiſertum entgegenſetzen, „ein auf ſittlichen Ideen beruhendes allumfaſſendes Staatenſyſtem mit einem König der Könige an der Spitze.“ Eine breite Schicht unter den beſten deutſchen Männern der Zeit glaubte damals an die Möglichkeit einer dauernden allgemeinen Staatenverbrüderung, auch praktiſche Politiker wie W. von Humboldt und Stein ſind von ſolchen weltbürgerlichen Gedanken nicht frei geweſen. Und die Allianz, die 1815 zur Förderung einer allgemeinen Friedenspolitik gebildet wurde, nannte man die Heilige. König Friedrich Wilhelm der Vierte hat an das Ideal eines Bündniſſes aller europäiſchen Staaten zur Abwehr jedes ungerechten Friedensbruches geglaubt, ihm ſchwebte noch die Erneuerung des römiſch-deutſchen Reiches (durch Öſterreich!) vor. „Er nannte es wohl ein Nebelgebilde, erklärte es aber dennoch für eine große Realität“ (Meinecke, „Weltbürgertum und Nationalſtaat“, 2. Aufl., München 1911, bei R. Oldenbourg, S. 263).

Der Glaube ist lange mächtig gewesen, daß es dauernde überstaatliche Interessen gebe, denen ein Staat eigene Interessen opfern dürfe und müsse. Erst bittere Erfahrung haben den modernen bewußten Nationalgeist geweckt und gestärkt, der Freiheit und Einheit und Größe des eigenen Staates als Allerhöchstes, als notwendige Vorbedingung für das Wohl und den kulturellen Fortschritt der Gesamtheit der Bürger erkennt und darum alle nationalen Bestrebungen an die erste Stelle setzt und sie vor allen anderen, auch vor den kosmopolitischen sprechen läßt. Meinecke hat in seinem oben angeführten Buche gründlich und glänzend entwickelt, mit welcher Schwierigkeit und zugleich mit welcher Stetigkeit sich der moderne reinpolitische Nationalstaatsgedanke im Laufe des Jahrhunderts allmählich aus der Verwicklung mit unpolitischen universalen Ideen losgelöst hat. Den Idealisten des achtzehnten Jahrhunderts war das Kosmopolitische, Universale das Höchste, nicht das Nationale; ihr Volk sollte nur das Mittel sein, den großen kosmopolitischen Kulturzwecken zu dienen, und wie Griechenland die Menschheitsnation der antiken Welt gewesen war, so war ihnen dies für die neue Zeit das deutsche Volk. Ihr politischer Fehler bestand darin, daß sie glaubten, sie könnten die Kulturgüter Deutschlands und damit der Menschheit pflegen und heben ohne Freiheit und Einheit des Staates. Sie hatten keine Freude an ihrem zersplitterten und unfreien Staate. Fichte hält es 1804 noch „für die Aufgabe eines sonnenverwandten Geistes, sich abzuwenden vom Staate, wenn dieser gesunken sei, und sich dorthin zu wenden, wo Licht ist und Recht". Der Weltbürger von 1804 ist durch die Not von 1806 und 1807 der Redner an die deutsche Nation geworden, der nach einem Zwingherrn zur Deutschheit rief. Und der andere Schüler Kants, Hegel, bewies auf Grund seiner Philosophie die Berechtigung des selbstherrlichen Willens jedes Staates und die Vernünftigkeit des Krieges. Von Hegel geht der Weg über Ranke zu Bismarck zu der klaren Erkenntnis, daß, wie die einzelnen Menschen, so auch ihre großen Gemeinschaften, die Staaten, Persönlichkeiten mit einem notwendigen, immanenten Recht auf Freiheit, Eigenheit und Einheit sind oder sein sollen, die bei ihren besonderen Lebensbedingungen und Lebensinteressen und ihrem besonderen Charakter gesunden Egoismus brauchen, um Lebensmöglichkeit und Lebensberechtigung zu haben. Bismarck hatte in seiner Olmützrede 1850 Grund zu sagen: „Die einzige gesunde Grundlage eines großen Staates, und dadurch unterscheidet er sich wesentlich von einem kleinen Staate, ist der staatliche Egoismus und nicht die Romantik, und es ist eines großen Staates nicht würdig, für eine Sache zu streiten, die nicht seinem eigenen Interesse angehört."

An dem völkischen Naturtrieb, der für Leben und Selbständigkeit des eigenen Volkes alles aufs Spiel setzt, sind alle Versuche, ein Weltreich zu bilden, gescheitert. Die Versuche des Xerxes, Alexander des Großen, der römischen Cäsaren, Innozenz des Dritten, Napoleons des Ersten erinnern daran, daß an den Markscheiden der Weltgeschichtsperioden der Zusammenbruch großer Welt-

reiche steht und das Erstarken freiheitsliebender Völker, die Kraft genug besaßen, um sich der Völkervereinigung und Völkervermengung zu entziehen. Aber das triebhafte Gefühl, das früher die Völker unter ihren Fürsten in die männermordenden Schlachten trieb zum Kampf für Leben und Freiheit, ist mit dem Erwachen des politischen Denkens in größeren Volksschichten und mit dem wachsenden Anteil der Bürger am Staate etwa seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts mehr und mehr zu einem klarbewußten, überlegenden Mithandeln geworden. Die Untertanen werden zu denkenden und urteilenden Staatsbürgern. Mit Naturnotwendigkeit und Stetigkeit ist im Laufe des letzten Jahrhunderts der staatsbürgerliche Sinn gewachsen. Und weil mit dem Wachsen der staatsbürgerlichen Erkenntnis immer mehr die Notwendigkeit bestimmter staatlicher Güter wie der Einheit, Freiheit und Macht erkannt wird, ist die Ansicht auch immer klarer und stärker geworden, daß man internationale Friedensbestrebungen und weltbürgerliche Interessen nur pflegen darf, soweit es der Nutzen des eigenen Staates fordert.

Und je enger Staat und Volk miteinander verwachsen, je mehr die Bürger ihren Staat ihren Lebensbedingungen anpassen, je mehr alle notwendigen Lebensgüter vom eigenen Staate gewährt werden, um so weniger geraten staatsbürgerliche Interessen in Konflikt mit weltbürgerlichen. Erst wenn der eigene Staat berechtigten Ansprüchen gegenüber versagt, erst wenn sozialen, religiösen oder irgend welchen anderen kulturellen Bedürfnissen nur außerhalb des Staates Gerechtigkeit widerfährt, kann es zum Widerspruch zwischen Staatsbürgertum und Weltbürgertum kommen. Wenn Kulturnation und Staatsnation zusammenfallen, wenn der Staat ein Volk umfaßt, das wenigstens im Großen einig ist in der Verfolgung kultureller und politischer Ziele, dann braucht jeder Staatsbürger nur dem Wohle seines Staates zu dienen, um zugleich dem Wohle der Menschheit zu dienen. Gerade weil alle Staaten wie alle Menschen in den Kampf ums Dasein gestellt sind, der durch ihren Selbsterhaltungstrieb und ihre Verschiedenheit naturnotwendig ist, der das Tüchtige erhält und das Untüchtige vernichtet, gerade darum dient der, der die materielle und geistige Kraft seines Staates heben hilft, daß er zu den Tüchtigen, den Überlebenden gehört im Kampf ums Dasein, in seinem kleinen Kreise dem Fortschritt der Menschheit.

Daß der Kampf ums Dasein zwischen den staatlichen Individuen ebensowenig aufhören wird wie zwischen den menschlichen, und daß dadurch das Untüchtige immer wieder zugrunde geht, das ist keine Frage. Nur die Form dieses Kampfes ändert sich. Es ist ein großer Fortschritt, daß das natürliche Verhältnis zwischen den Staaten heute Friede ist, daß die Greuel des Krieges gemildert werden, daß man nur im Notfall, wenn alle die vielen anderen friedlichen Mittel versagen, zum Kriege greifen darf. Wirtschaftliche und politische, ethische und religiöse Motive treiben hier gemeinsam dem Ideale zu, mehr Milde und Gerechtigkeit in den mühseligen Kampf ums Dasein zu bringen. Wie weit dieses Ideal erreicht werden kann, will ich hier nicht untersuchen.

Aber eine Nivellierung der Staaten im Sinne des achtzehnten Jahrhunderts ist zur Erreichung dieses Ideals nicht nötig. Denn wenn sich ein großer Organismus bildet, ist es nicht nötig, daß seine Zellen alle einander gleich sind; im Gegenteil, je komplizierter der Organismus ist, um so eigenartiger ist das Sonderleben der Einzelzelle, um so eigenartiger ihre besonderen Funktionen. Das biologisch-soziologische Gesetz Spencers sagt: je größer der Aufbau, die Integration ist, um so größer ist die dadurch bedingte Differenzierung der Teile. In diesem Punkte paßt der Vergleich der Menschheit mit einem Organismus. Je besser die einzelnen Zellen, die Staaten, ihre Sonderaufgaben erfüllen, um so mehr dienen sie dem großen Organismus der Menschheit. Es gilt also, das Eigenleben der Einzelzelle zu erkennen und für ihre gesunde Entwicklung und Ausbildung zu arbeiten und sie in der höchsten Not sogar mit den Waffen zu verteidigen, um zugleich dem Gesamtleben des Ganzen und seinem Fortschritt dienen zu können. Je mehr die Idee des Nationalstaates mit seinem individuellen Wesen und seinem nötigen selbständigen Eigenleben innerhalb des Menschheitsganzen der Verwirklichung nahekommt, um so weniger können Staatsbürgertum und Weltbürgertum miteinander in Konflikt geraten.

Der blaue Brief

Unter obiger Überschrift erschien im Tag vom 3. September d. J. ein Aufsatz des Landtagsabgeordneten Heß, in dem dieser unter Bezugnahme auf gleichartige Ausführungen von Dr. Zimmer und Müller-Coblenz im Landtage es für bedenklich erklärt, wenn die Justizverwaltung ihren Assessoren erst nach vieljähriger kommissorischer Beschäftigung eröffne, daß sie auf Anstellung im Staatsdienst nicht zu rechnen hätten. Indem Dr. Heß auf die Zunahme solcher Fälle und die schwere wirtschaftliche und moralische Schädigung hinweist, von der ältere Leute durch eine verspätete Eröffnung dieser Art betroffen werden, verlangt er, die Justizverwaltung möge sich mit ihren Assessoren so eingehend beschäftigen, daß sie sich nach spätestens drei Jahren über deren Annahme oder Ablehnung entscheiden könne, damit die Abgewiesenen die Möglichkeit hätten, sich rechtzeitig nach einem anderen Beruf umzusehen. Der dann im Dienst behaltene Assessor solle ein Anrecht auf eine Richterstelle erworben haben und nicht mehr wegen „allgemeiner Unbrauchbarkeit" sondern nur noch wegen Verfehlungen entlassen werden können. Schicke man noch alten Assessoren den blauen Brief, so bedeute das

eine Sorgfalt in der Auswahl, die auch derjenige kaum noch verstehe, der für den Richterstand nur gutqualifizierte Leute angenommen zu sehen wünsche. Damit sei Anlaß zu begründeten Beschwerden gegeben.

Wenn sich schon die Beamten gegen die bei ihnen einreißende Gewohnheit, die Entscheidung über die Brauchbarkeit der Anwärter auf Staatsstellen zu lange hinauszuschieben, wehren zu müssen glauben, dann dürfte es angesichts unseres stark vermehrten Offiziersbedarfs und des seitherigen anhaltenden Offiziersmangel doppelt nötig sein, die Aufmerksamkeit auf die in dieser Beziehung in der Armee herrschenden ungleich schlimmeren Verhältnisse zu lenken, welche den Hauptgrund des geringen Andrangs zur militärischen Laufbahn bilden.

Der Offizierberuf verlangt neben körperlicher Eignung und gewissen fachwissenschaftlichen Kenntnissen, deren Erwerbung das bestandene Offiziersexamen nachweist, bestimmte, im Laufe der Dienstzeit auszubildende Eigenschaften des Charakters. Da die Charakterbildung Mitte der Dreißig abgeschlossen ist, könnte somit die Ausmerzung der für ihren Beruf weniger oder gar nicht geeigneten Offiziere nach Ablauf der üblichen sechzehn Subalternoffizierjahre, allerspätestens der ersten Hauptmannsjahre, beendet sein. Tatsächlich findet aber die eigentliche Siebung der Offiziere erst unter den Kompagniechefs statt, also in einem Alter, in dem nicht nur der Jurist, sondern jeder Beamte seit Jahren fest angestellt und nur noch disziplinarisch zu verabschieden ist. So sind nach einer in Nr. 36 Bd. 1911 der Gegenwart wiedergegebenen Zusammenstellung der von 1889 bis 1902 bei der Infanterie vorgekommenen Verabschiedungen in den sechzehn Leutnantsjahren nur 37 Prozent der Subalternoffiziere, in den zwölf Kompagniechefjahren dagegen nicht weniger als 63 Prozent der Hauptleute — diese letzteren zweifellos nur zum Teil wegen körperlicher Defekte — verabschiedet worden. Die Jahre 1889 und 1890, in denen zuerst die erhöhte Bewertung der Schießleistung Platz griff, bilden mit 110 (= 7,4 %) respek. 101 (= 6,7 %) verabschiedeten Hauptleuten bei der Linieninfanterie und 3 (= 2,7 %) respek. 1 (= 0,9 %) bei der Garde einen Rekord. Die meisten Hauptmannsverabschiedungen fanden zwischen dem fünften und zwölften Kompagniechef-, etwa dem 40. bis 47. Lebensjahre statt.

Man braucht nur die Zukunftsaussichten des im Staatsdienst nicht ankommenden Assessors mit denen des verabschiedeten erheblich älteren Hauptmanns zu vergleichen, um einzusehen, daß die Verschiebung der unerläßlichen Pensionierungen bis in die Hauptmannsjahre ihre stärksten Bedenken hat. Was kann der verabschiedete Offizier dann noch anfangen, der dem Staat bereits seine besten Jahre geopfert hat? Seine militärischen Kenntnisse sind im Gegensatz zu den Kenntnissen der meisten Beamten im bürgerlichen Leben wertlos. Im Hauptmannsalter (37 bis 49 Jahre) ist die Aneignung eines neuen Wissens unmöglich, da die geistige Aufnahmefähigkeit aus physiologischen Gründen in den vierziger Jahren nur noch gering ist. So bezeichneten die vor einigen Jahren

vom „Matin" über die Grenze der menschlichen Intelligenz befragten Autoritäten übereinstimmend die erwerbende Tätigkeit des Gehirns anfangs der Vierzig als abgeschlossen und die dann noch weiter zu beobachtende Steigerung der geistigen Leistungen als das Ergebnis der durch Berufs- und Lebenserfahrung zweckmäßigen Klassierung des früher Gelernten. Daher ist ein völliger Berufswechsel, wie ihn der Übergang des Offiziers in einem Zivilberuf darstellt, in fortgeschrittenen Jahren nur noch ausnahmsweise möglich, und der Andrang solcher Offiziere zu Zivilstellen ein im Verhältnis zur Zahl der Pensionäre außerordentlich geringer. Die Hauptmannspension reicht günstigstenfalls kaum für die notwendigsten Bedürfnisse des unverheirateten Offiziers, viel weniger für den verheirateten mit heranwachsenden Kindern. Auf das „Kommißvermögen" des Pensionärs ist nicht zu rechnen. Wer jetzt vor zwanzig Jahren als Leutnant geheiratet hat, dürfte, wenn das vorzuweisende in mündelsicheren Werten angelegte Heiratsgut wirklich in seinen Besitz überging, einen Teil für Erziehung der Kinder, ferner bei Krankheiten, Pferdeverlusten, Umzügen usw. zugesetzt, einen weiteren durch den inzwischen eingetretenen bis zu 20 Prozent gehenden Kursverlust seiner meist auch noch durch Konvertierung in ihrem Werte gesunkenen Papiere verloren haben. Der Rest ist bald verbraucht, wenn von seinen $3^1/_2$ Prozent Zinsen die Bedürfnisse noch auf der Höhe des Lebens stehender Eltern und erziehungs- und versorgungsbedürftiger Kinder zu befriedigen sind.

Zwar ist einer Anzahl von gutgedienten Offizieren die Möglichkeit der Wiederanstellung im Staatsdienst geboten. Allein diese ist für Hauptleute denkbar ungünstig. Die für die älteren Jahrgänge in Frage kommenden militärischen Stellen, deren Einkommen für die höheren Chargen eine willkommene Zulage zu ihrer im Notfall ausreichenden Pension bildet, versagen den Hauptleuten die nachträgliche Erreichung des Normalziels, des Einkommens und der Pension des Stabsoffiziers. Deshalb müssen sie — schließlich ganz verbraucht — je nach Gehaltsklasse und Pensionstarif mit bestenfalls 4875, 4482, 4020, 3105 M. Pension aus ihnen wieder ausscheiden. — Anderseits ist der Eintritt in eine der wenigen für Hauptleute in Frage kommenden Beamtenstellen von Bedingungen abhängig, die der Pensionär Mitte der Vierzig meist nicht mehr erfüllen kann. Viele Anstellungen — so die speziell für Hauptleute bestimmten Militärpostämter — sind außerdem für die Mehrzahl der älteren, am meisten einer Berücksichtigung bedürfenden, Verheirateten fast wertlos. Daher der in einem Erlaß des Kriegsministeriums von 1912 beklagte geringe Andrang zu ihnen. Sie befinden sich alle an ganz kleinen Orten ohne höhere Schulen, verlangen daher die Unterbringung der Kinder in auswärtigen Lehranstalten und verteuern deren Erziehung derart, daß der Wert der Anstellung für lange Jahre gleich Null ist. Der Paragraph 243 des Offizier-Pensionsgesetzes (O. P. G.) von 1906 tut ein Übriges, um die Lage des Hauptmanns im Beamtendienst zu einem sogar im Vergleich mit der des Subalternoffiziers ungünstigen zu gestalten. Da nach ihm die Pension des als Beamter angestellten Offiziers zu ruhen hat, soweit sie mit dem Beamtengehalt

das letzte Militäreinkommen bzw. die in jenem Paragraphen angegebenen Grenzen überschreitet, und das Anfangseinkommen der von den Offizieren durchweg in Anspruch genommenen mittleren Beamtenstellen meist größer ist als das Aktiveinkommen des Leutnants, so ruht mit dessen Wiederanstellung sofort seine ganze Pension, und sein Beamtengehalt kann um alle im neuen Beruf erdienten Alterszulagen und etwaige gesetzliche Aufbesserungen wachsen. Beim Hauptmann dagegen, dessen letztes Militäreinkommen stets größer ist als das Anfangsgehalt der fraglichen neuen Stellen, vergehen bis zum Fortfall der ganzen Pension endlose Jahre, und alle Alterszulagen usw. werden durch einen gleich großen Pensionsausfall unwirksam.

So blieb — um ein der Wirklichkeit entnommenes Beispiel anzuführen — ein 1903 als Militärpostdirektor angestellter Hauptmann I. Klasse (letztes Diensteinkommen nach Tarif 1897 5364 Mark) bis 1908 auf seinem Anfangseinkommen von 5363 Mark (3000 Mark Anfangsgehalt + 420 Mark Wert der Dienstwohnung + 1900 Mark nicht ruhender Pension) stehen. Da man ihm sogar die 400 Mark, die das Beamtengesetz 1908 den Dienstwohnungsinhabern als Entschädigung für die Heraufsetzung des fiktiven Wertes ihrer Wohnungvon 320 auf 720 Mark bewilligt hatte, von der Pension abzog, sank sein Bareinkommen damit auf 4647 Mark und blieb bis 1911, wo seine ganze Pension ruhte, auf dieser Höhe. Was hätte der Betreffende, wenn er verheiratet gewesen wäre und Kinder gehabt hätte, anfangen sollen, wo schon in dem Dienstalter, in welchem er seinerzeit ausschied, heute der Hauptmann 6474 Mark pensionsfähiges Einkommen hat? Das für ihn erreichbare Höchsteinkommen beträgt 6000 Mark, nicht mehr, als nach obigem Paragraphen im mittleren Beamtendienst jeder Leutnant erreichen kann. Nach Tarif 1909 kann der Hauptmann höchster Gehaltsklasse als Beamter bis auf 6474 Mark kommen. Selbst das steht zu seiner, mit der des Leutnants verglichen, viel längeren Militärdienstzeit und den von ihm geleisteten ungleich verantwortlicheren Dienste außer Verhältnis.

Wo schon die Verabschiedung als Bataillonskommandeur allgemein und mit Recht als Härte empfunden wird, weil sie die Bestreitung eines großen Teils der Erziehung und Versorgung der Kinder, die der Beamte von seinem Diensteinkommen bestreitet, von der Pension nötig macht, müssen die viel zu zahlreichen Hauptmannsverabschiedungen als die Nachtseite des Militärberufs bezeichnet werden. Was seither gegen dieses Übel geschehen ist, genügt nicht. Das große Avancement der Heeresvermehrung von 1913 wirkt nur momentan, und der Vorteil der seither geschaffenen überzähligen Stabsoffiziere wird großenteils durch den die Maschinengewehrkompagnie führenden dreizehnten Hauptmann und die neuen Stabshauptleute unwirksam gemacht. Die zur Verbesserung der Wiederanstellung im Gesetz 1906 getroffenen Maßnahmen aber haben für die von der Verabschiedung am meisten betroffenen und am schwersten geschädigten mittleren Offiziere keinen nennenswerten Erfolg gehabt.

Durch die jetzt notwendige Vergrößerung unseres Offizier- und Unteroffizierkorps ist, da der Dienst im Heere wohl kaum je seinen Mann selbständig ernähren kann, die Frage der Verbesserung der militärischen Laufbahn bzw. der militärischen Versorgung, wieder einmal in den Vordergrund gerückt worden. Bei den Unteroffizieren ist die letztere durch die erhöhten Dienstprämien gelöst, bei den Offizieren noch in der Schwebe gelassen worden.

Für das, was zur Hebung der Aussichten des Offizierberufs, zur quantitativen und qualitativen Verbesserung des Offiziersatzes und damit unserer militärischen Leistungsfähigkeit, zu geschehen hat, läßt sich an der Hand der umfangreichen Literatur über dieses im letzten Jahrzehnt nicht zu Ruhe gekommene Thema folgende Formel aufstellen: Obligatorisches Maturitätszeugnis, längere Ausbildung der Fähnriche, sorgfältigere Sichtung der Offiziere vor der Beförderung zum Hauptmann, spätestens in den ersten vier Kompagniechefjahren, Verringerung des bei der heutigen Bedeutung beider Chargen zu großen Abstandes zwischen dem Gehalt des ältesten Hauptmann und das Chargengehalt beziehenden überzähligen Majors, Verabschiedung älterer Hauptleute nicht mehr wegen „allgemeiner" beruflicher Unbrauchbarkeit, sondern nur noch wegen Felddienstunfähigkeit oder Verfehlungen. Ferner wirksame Versorgung der als felddienstunfähig verabschiedeten aber noch dienstfähigen Hauptleute. Die Versorgung müßte in der Regel bei den über fünfundvierzig Jahre alten Offizieren in den etatsmäßigen Heeresstellen, bei allen jüngeren im Beamtendienst stattfinden, und die Besoldung beider Anstellungen teilweise geändert werden. Nachdem das Mannschaftsversorgungsgesetz 1906 die Halbinvalidenabteilungen, welche dazu bestimmt sind, felddienstfähigen Unteroffizieren die Erreichung ihres Zieles, des vollgültigen Zivilversorgungsscheins und der Dienstprämie zu ermöglichen, reaktiviert und damit diesen Unteroffizieren die Besoldung und Beförderung der Front bewilligt hat, läßt sich eine Berücksichtigung der in gleicher Lage befindlichen alten Offiziere auf die Dauer nicht ablehnen. Nach dem vom Kriegsministerium herausgegebenen Kommentar zu den Pensionsgesetzen von 1906 erschien die Reaktivierung der halbinvaliden Unteroffiziere deshalb geboten, weil nach der Kriegsm. Verfügung vom 19. Februar 1900 die im Garnisondienst wiederangestellten Offiziere und Mannschaften „Personen des aktiven Dienststandes" sind, daher die Verwendung in jenem Dienst als „Fortsetzung des aktiven Dienstes" zu betrachten ist. Mit der ferneren Angabe des Kommentars, daß von der Ausdehnung obiger Maßregel auf die im Garnisondienst wieder angestellten Offiziere habe abgesehen werden müssen, weil felddienstunfähige Offiziere nicht wieder für dienstfähig erklärt werden könnten, steht die unter den gleichen Verhältnissen stattgefundene Reaktivierung der Halbinvalidenabteilungen und der Bekleidungsämter in Widerspruch. Die fraglichen Abteilungen sind trotz der mit ihnen vorgenommenen Veränderung ausdrücklich für felddienstunfähige Unteroffiziere bestimmt — ein Beweis, daß die Reaktivierung nur eine Form ist —, und die durchweg felddienstunfähigen Offiziere der Bekleidungsämter sind seinerzeit

auch nach deren Reaktivierung im Dienst geblieben. — Sollten der Einführung der Frontgehälter für die Offiziere des Garnisondienstes besoldungstechnische Bedenken entgegenstehen, so müßte wenigstens die Pension diesen noch „im Dienst stehenden", daher zur Forderung zeitgemäßer Bezüge berechtigten Offiziere nach neuestem Tarif gezahlt und ihre Stellenzulage pensionsfähig gemacht werden. Vor allem verlangt es der Vergleich mit obengenannten Unteroffizieren, daß wenigstens den im Garnisondienst verwandten älteren Hauptleuten ebenso wie jenen die allmähliche Erreichung des Normalzieles, des Einkommens und der Pension des Stabsoffiziers — etwa in pensionsfähigen Dienstalterszulagen — zugänglich gemacht wird. Die Lage der Jüngeren dieser Charge im Zivildienst läßt sich dadurch aufbessern, daß in den § 24 D. P. G. von 1906 für Hauptleute höhere Sätze eingeschaltet werden.

Die befürwortete bessere Versorgung der Hauptleute erscheint schon dadurch gerechtfertigt, daß das Gesetz von 1906 den beim Leutnant ohnehin am leichtesten möglichen Berufswechsel noch durch besondere Zulagen während der Übergangszeit begünstigt und Einkommen und Pension des Leutnants etwa verdoppelt hat. Ferner vergeht kein Jahr, in dem nicht für die immerhin erträglich gestellten Pensionäre der höheren Chargen neue Versorgungsstellen eingerichtet werden.

Es wäre zu wünschen, daß der Reichstag, der sich, nach den Ausführungen der Abgeordneten Götting und Hoppe in der Sitzung vom 18. April 1913 zu schließen, von der Notwendigkeit durchgreifender Änderungen überzeugt zu haben scheint, sich unzweideutig zur Bewilligung der für sie erforderlichen Mittel bereit erklärte. Um größere Summen handelt es sich dabei nicht, zumal, wenn, wie gefordert, die Auswahl unter den Offizieren hauptsächlich in die Leutnantsjahre verlegt wird, in denen die Verabschiedung noch keine oder nur eine geringe Belastung des Pensionsfonds zur Folge hat, und noch damit zu rechnen ist, daß durch Eintritt des Pensionärs in den Beamtendienst dessen sonst brachliegende Kräfte dem Staat erhalten bleiben.

Was zur Lösung dieser für Offizierkorps und Heer wichtigen Frage geschieht, trägt dazu bei, die enormen Kosten unserer heutigen Rüstung rentabel zu machen. Die Mehreinstellung so vieler Mannschaften hat die Auswahl unter ihnen geringer, den Ersatz weniger gut und seine Ausbildung schwieriger gemacht. Deshalb muß, wenn die Leistungen des Heeres nicht zurückgehen sollen, um so mehr die Leistungsfähigkeit des Offizierkorps gehoben werden. Das aber ist unmöglich, wenn die heute viel zu große Gefahr, noch dicht vor dem Ziel verabschiedet und durch eine mangelhafte Versorgung der Not preisgegeben zu werden, Jahr für Jahr zahlreiche gutgeeignete junge Leute von der Ergreifung des Offizierberufs abschreckt, wenn ständige Sorge um die ungesicherte Zukunft der Dienstfreudigkeit und den moralischen Qualitäten des Offizierkorps Abbruch tut und seine im Ernstfall entscheidende Nervenkraft schon im Frieden aufzehrt.

Die Steuerfreiheit der deutschen Bundesfürsten

Von Dr. jur. Eduard Hubrich, o. ö. Professor der Rechte in Greifswald

Die Frage der Steuerfreiheit der deutschen Bundesfürsten hat aus neuerlichem Anlaß bereits eine ganze Reihe von Beantwortern gefunden, ohne daß die Lösungen den vom Standtpunkt juristischer Konsequenz zu stellenden Anforderungen wirklich genügten. Bei der antimonarchistischen Richtung der Zeit haben namentlich im Reichstage und in der politischen Presse manche Stimmen gern die Gelegenheit wahrgenommen, um mit der Verneinung der seitens der Reichsregierung behaupteten Steuerfreiheit der Bundesfürsten dem monarchischen Prinzip überhaupt eins zu versetzen. Erleichtert wurde diese Arbeit allerdings durch das Ungeschick der offiziösen Begründung des Regierungsstandpunktes in der vorliegenden Frage. Aber auch der in Nr. 11 der Deutschen Juristen-Zeitung vom 1. Juni 1913 erschienene Aufsatz von Anschütz (Berlin): „Die Steuerfreiheit der deutschen Fürsten", dessen Ausführungen gegenüber der offiziösen Begründung des Regierungsstandpunktes manches Zutreffende enthalten, wird der Sachlage im Hinblick auf den prinzipiellen Aufbau nicht vollauf gerecht, ebensowenig wie die Aufsätze von Arndt in Nr. 127 des Tag vom 3. Juni 1913 und von Hamm in Nr. 12 der Deutschen Juristen-Zeitung vom 15. Juni 1913.

Anfechtbar ist es von vornherein, daß Anschütz in seinem erwähnten Aufsatz ausnahmslos für die Beurteilung staatsrechtlicher Fragen der Gegenwart eine Verwendung der Rechtsgedanken des vorkonstitutionellen deutschen Staatsrechts ablehnt. Das mag eine gewisse Berechtigung für die Staaten Süddeutschlands haben, welche, aus einer Reihe verschiedenartiger Länderbrocken zusammengesetzt, erst mit dem Anschluß an das konstitutionelle System ein modernes Staatswesen und eine moderne Staatsrechtsentwicklung bekamen. Anders steht es jedoch sicher mit der Staatsrechtsentwicklung der preußischen Monarchie. Das vorkonstitutionelle preußische Staatsrecht hat bekanntermaßen seine maßgebende Kodifikation bereits im Allgemeinen Landrecht von 1794 erhalten, und die Weltanschauung, auf welcher die staatsrechtliche Partie des Allgemeinen Landrechts sich aufbaut, ist unleugbar in den Hauptpunkten wesensverwandt der Weltanschauung des Konstitutionalismus, von welcher die Normen der geltenden preußischen Verfassungsurkunde Zeugnis ablegen. Eine von schon wesentlich

modernem Geist erfüllte Staatsrechtsordnung besitzt Preußen seit der landrechtlichen Kodifikation. Liegt ihr doch bereits nicht nur der Gedanke zugrunde, daß das preußische Staatswesen prinzipiell ein durch Kräfte von diesseits der Erde geschaffener Bau ist, sondern auch die Anschauung, daß der — absolute — König nur Organ der selbst als Subjekt der Staatsgewalt auftretenden juristischen Staatspersönlichkeit sei und daher seine formelle Machtvollkommenheit materiell nur im Interesse des Staatsganzen ausüben dürfe. In den berühmten, dem damaligen Kronprinzen gehaltenen Vorträgen von 1791 und 1792 lehrte schon Suarez von der Rechtsstellung des Hohenzollernkönigs: „In ihm vereinigen sich also alle Rechte der bürgerlichen Gesellschaft, und dies ist es eigentlich, was seine Souveränität ausmacht. Vermöge dieser Souveränität ist er also auch befugt, alle Handlungen der Bürger des Staates nach den Zwecken der bürgerlichen Gesellschaft zu leiten und zu bestimmen. Aber diese Zwecke enthalten zugleich die innere Einschränkung der Souveränität und den unterscheidenden Charakter zwischen ihr und dem Despotismus." Den Grundsatz, daß der ordentliche Richter in den ihm durch Gesetz zugewiesenen Rechtsprechungssachen nicht durch plötzliche einseitige Machtverfügungen des Königs gestört werden könne, hat die vorkonstitutionelle Gesetzgebung Preußens schon mehrere Jahrzehnte vor dem Inkrafttreten der Verfassungsurkunde festgelegt, und von Anschütz selbst ist vor mehr als einem Jahrzehnt darauf hingewiesen worden („Gesetzgebende Gewalt 1901"), daß gerade die landrechtliche Kodifikation sich auch zu dem „Prinzip der gesetzmäßigen Verwaltung" bekenne, d. h. zu dem Standpunkt, daß die Verwaltungsorgane nur auf Grund objektiven Rechtssatzes Handlungen und Unterlassungen von den Untertanen fordern könnten. Endlich stand auch dem königlichen Gesetzgeber, durch Einzelnormen des Allgemeinen Landrechts verbrieft, ein gewisses Gesetzesvorschlagsrecht bestimmter volkstümlicher Kreise (der Provinzialstände, Stadtgemeinden, Innungen, Kirchengesellschaften, Universitäten) gegenüber. Der sich in der preußischen Verfassungsurkunde auswirkende Konstitutionalismus hat nur auf solcher von modernem Geist erfüllten Basis fortgebaut, und den inneren Zusammenhang zwischen der vorkonstitutionellen und der konstitutionellen Rechtsordnung Preußens deutet auch genugsam die salvatorische Klausel des Artikels 109 der Verfassungsurkunde an, nach welchem alle „der gegenwärtigen Verfassung nicht zuwiderlaufenden Bestimmungen der bestehenden Gesetzbücher, einzelnen Gesetzen und Verordnungen" in Kraft bleiben. Bekräftigt und vervollständigt hat insbesondere nur die Verfassungsurkunde mit ihren Normen über die Grundrechte der Preußen das „Prinzip der gesetzmäßigen Verwaltung" und sodann in Titel VI die Unabhängigkeit der durch die ordentlichen Gerichte zu handhabenden Rechtspflege, desgleichen mit der Proklamierung der Unabhängigkeit der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte der Preußen vom religiösen Bekenntnis die Vorstellung von dem spezifisch weltlichen Charakter des preußischen Staatswesens. Als durchgreifende Neuerungen, die der preußischen Verfassungsurkunde zu verdanken

sind, die aber doch die konstitutionelle Rechtsordnung Preußens nicht zu einer völlig andersartigen gegenüber der vorkonstitutionellen machen können, erscheinen in der Hauptsache lediglich einerseits die Bindung des königlichen Gesetzgebers durch ein wahres, bei der Feststellung des Gesetzesinhalts sich äußerndes Zustimmungsrecht einer sich gleichmäßig über der regierten Masse erhebenden allgemeinen Volksvertretung, anderseits die Einführung der Ministerverantwortlichkeit als grundsätzlicher Bedingung der Rechtsgültigkeit der königlichen Regierungsakte.

Allerdings folgt aus der Natur der Sache, daß im allgemeinen eine Steuerfreiheit der deutschen Bundesfürsten gegenüber indirekten Reichssteuern nicht in Frage kommen kann, anders steht es indessen mit direkten Reichssteuern! Auf die Rechtfertigung, mit welcher jetzt die behauptete Freiheit der deutschen Fürsten auch von direkten Reichssteuern offiziös ausgestattet wurde, ist augenscheinlich die Rechtsprechung des preußischen Oberverwaltungsgerichts nicht ohne Einfluß gewesen, welche auch für die konstitutionelle Zeit die preußischen Monarchen grundsätzlich der Pflicht enthoben hat, gleich den Untertanen persönlich zu den Lasten des Staats, wie der Kommunen beizutragen und sich in dieser „auf dem Wesen der Monarchie" beruhenden Auffassung ausdrücklich auch noch auf die positiven Bestimmungen im Titel 13 und 14 II des Allgemeinen Landrechts gestützt hat. Namentlich in Band 33 der „Entscheidungen des Oberverwaltungsgerichts" wird ausgeführt (Urteil des II. Senats vom 16. Februar 1898): „Der Titel 13 enthält — wie Suarez in der Revisio monitorum bemerkt — nicht sowohl Gesetze für den Landesherrn, als vielmehr eine Herleitung seiner Rechte aus seinen Pflichten. Nach § 1 dieses Titels vereinigen sich alle Rechte und Pflichten des Staats gegen seine Bürger und Schutzverwandten in dem Oberhaupt desselben; ihm gebühren alle Vorzüge und Rechte, welche zur Erreichung der Endzwecke des Staats erforderlich sind (§ 4). Diese Vorzüge und Rechte sind die Majestätsrechte, die in den folgenden Paragraphen näher behandelt werden. Nach §§ 14, 15 kommt dem Oberhaupt des Staats das Majestätsrecht zu, zur Bestreitung der Staatsbedürfnisse das Privatvermögen, die Personen, ihre Gewerbe, Produkte oder Konsumtion mit Abgaben zu belegen. Folgerecht bestimmt § 2 des Titels 14, der von den Staatseinkünften und fiskalischen Rechten handelt, daß dem Besteuerungsrechte, als einem Hoheitsrechte des Staats, alle diejenigen unterworfen sind, die für ihre Personen, Vermögen oder Gewerbe den Schutz des Staats genießen; und es ist weiter in den §§ 3, 4 nur von den „Klassen von Landeseinwohnern", Korporationen oder Gemeinden als von solchen die Rede, denen eine Befreiung von diesem Hoheitsrechte zukommen könne. Aus der so umschriebenen Stellung des Staatsoberhauptes als des Inhabers sämtlicher Staatshoheits- oder Majestätsrechte folgt somit, daß dasselbe für seine Person nicht wiederum eben diesem Majestätsrechte der Besteuerung weiter „unterworfen" sein könne, als es selbst bestimmt und angeordnet hat. Darin hat

auch die Verfassungsurkunde vom 31. Januar 1850 bloß insoweit etwas geändert, als nunmehr das Recht der Besteuerung gemäß Artikel 100 nur nach den Gesetzen und dem Staatshaushaltsetat auszuüben ist."

Diese Ausführungen des Oberverwaltungsgerichts zeigen deutlich, wie gerade das aktuelle preußische Staatsrecht noch auf die vorkonstitutionelle Rechtsordnung Preußens als Maßstab für bestimmte Rechtsfragen der konstitutionellen Zeit zurückgeht, und wie es sich insbesondere bestimmte landrechtliche Normen mit solcher zwingenden Einheitskraft ausgestattet denkt, daß es ihnen auch ohne besondere Neupublikation Geltung in dem ganzen — erweiterten — Gebiet der preußischen Monarchie beilegt, während die Bestimmungen der Verfassungsurkunde nur modifizierend zu diesen ihre Grundlage bildenden, vorkonstitutionellen Einheitsnormen hinzutreten (siehe auch Annalen des Deutschen Reichs 1908 S. 662f.). Es involviert dieser Standpunkt des Oberverwaltungsgerichts auch eine beherzigenswerte Lehre und Warnung gegenüber neueren, in literarischen Produktionen hin und wieder vorkommenden Versuchen, nicht gern gesehenen Konsequenzen aus einer vorkonstitutionellen, weder durch Ausspruch des Gesetzgebers, noch durch nachweisbares Gewohnheitsrecht beseitigten Rechtsnorm dadurch aus dem Weg zu gehen, daß man schlankweg behauptet, die Bestimmung sei antiquiert! Das ist nicht das Verfahren eines positiven, seiner Aufgabe und Bestimmung bewußten Juristen! Auf der andern Seite muß freilich gegenüber der Art der Beweisführung des Oberverwaltungsgerichts, daß nämlich der preußische König als Inhaber sämtlicher Majestätsrechte und insbesondere des Majestätsrechts der Besteuerung auch in konstitutioneller Zeit präsumtiv nicht diesem Majestätsrecht der Besteuerung unterliegen könne, beanstandet werden, daß diese Sprachweise den Anforderungen moderner Staatsrechtswissenschaft nicht eben gerecht wird und den Entscheidungspunkt für die Steuerfreiheit des preußischen Monarchen nur in einer gewissen Umhüllung vorführt. Es ist diese Sprachweise vom Standpunkt moderner Staatsrechtswissenschaft ebenso zu beanstanden, wie das Vorgehen Hamms, welcher davon redet, daß „der absolute Fürst als Souverän im Zusammenhang mit seinem Gesetzgebungsrecht zwei ‚persönliche Hoheitsrechte' besessen habe: gegenüber den Strafgesetzen die Strafreiheit und gegenüber den Steuergesetzen die Steuerfreiheit."

Suarez, dem „Vater" des Allgemeinen Landrechts, war die Montesquieusche Dreigliederung der Funktionen der Staatsgewalt in die gesetzgebende, richterliche und vollziehende Gewalt wohl bekannt (Verwaltungsarchiv Bd. 16, S. 447), nichtsdestoweniger entschloß sich die landrechtliche Kodifikation, die nicht eine erschöpfende Normierung des ganzen öffentlichen Rechtsstoffes brachte und bringen sollte, dazu, bei der Umschreibung der Rechtsstellung des preußischen Monarchen noch die damals in Deutschland vorherrschende Aufteilung der Staatsgewalt in einzelne Majestäts- oder Hoheitsrechte zugrunde zu legen, nicht jene Dreigliederung der Staatsfunktionen. So erscheint auch der preußische Monarch im Allgemeinen Landrecht nicht nur nach II 13 §§ 6, 7 als Inhaber des

„Majestätsrechts" der Gesetzgebung (der Gesetzgebungshoheit), sondern auch davon gesondert nach II 13 § 15, II 14 § 2 als Inhaber des „Majestätsrechts" des Besteuerungsrechts und nach II 17 § 18 als Inhaber des „Hoheitsrechts" der „allgemeinen und höchsten Gerichtsbarkeit" (der Justizhoheit). Einer Vorstellungsweise, die es über sich gewinnen kann, in dieser Weise Gesetzgebungs-, Steuer- und Justizhoheit nebeneinander zu stellen, erscheint es nun allerdings gemäß, weiter zu folgern, daß der Monarch als Inhaber der Steuer-, wie der Justizhoheit „logischerweise" für seine Person nicht der nämlichen Steuer- wie Justizhoheit unterliegen könne. Aber diese Betrachtungsweise übersieht doch den juristischen Kern der Dinge, nämlich, daß die Besteuerungs- und die Justizhoheit in ihrer materiellen Ausgestaltung von der „Gesetzgebungshoheit" abhängig ist, und daß demgemäß auch eine persönliche Befreiung des Monarchen auf dem Gebiete der Besteuerungs- und der Justizhoheit allein durch eine entsprechende Äußerungsart der „Gesetzgebungshoheit" bedingt ist und hierauf lediglich in juristisch haltbarer Weise zurückgeführt werden kann. Die bloße Qualifikation eines Monarchen als des Inhabers der Justiz- und Steuerhoheit reicht daher nicht aus, in juristisch unanfechtbarer Weise den Grundsatz der persönlichen Straf- und Steuerfreiheit des Monarchen zu formulieren.

Die landrechtliche Kodifikation hat dem preußischen Monarchen nicht durch einen positiven Rechtssatz unmittelbar die persönliche Steuer- und Straffreiheit zugesprochen, jedoch ergab sich diese Freistellung zunächst schon ohne weiteres aus der Art der Beteiligung, welche die landrechtliche Kodifikation für den preußischen Monarchen bei dem Zustandekommen eines Gesetzes vorsah. Die §§ 6, 7 II 13 des Allgemeinen Landrechts, welche das „Majestätsrecht" der Gesetzgebung allgemein und in allen besonderen Erscheinungsarten des Gesetzes als ausschließliches Reservat des Königs hinstellten, legten damit zugleich die beiden für das Zustandekommen eines Gesetzes notwendigen Dinge an sich in die Hand des Staatsoberhauptes: die Formulierung des Gesetzestextes (Gesetzesinhalts) und die Erteilung des Gesetzesbefehls (die „Sanktion"). Von diesen beiden Dingen war es nun gerade das Verfügungsrecht über den Gesetzesbefehl, von welchem allein entscheidend die persönliche Straf- wie Steuerfreiheit des Königs abhing. Das Staatsoberhaupt, zu dessen freiem Ermessen das Sanktionsrecht beim Gesetzeserlaß stand, brauchte naturgemäß das letztere nicht in der Weise auszuüben, daß die von ihm sanktionierten Steuer- und Strafgesetze auch seine Person verbanden. Im Gegenteil, da es nicht in der menschlichen Natur liegt, sich selbst ohne Notwendigkeit Schranken aufzulegen, war es bereits in der vorkonstitutionellen Zeit Preußens lediglich eine selbstverständliche und notwendige Auslegungsweise, die vom Könige sanktionierte Verbindlichkeit von Straf- und Steuergesetzen nicht auf dessen Person mitzubeziehen. Der König war seinen Steuer- und Strafgesetzen deshalb nicht unterworfen, weil er als Träger des Sanktionsrechts dieselben präsumtiv nur für die übrigen Angehörigen seiner Monarchie gab. Es bedurfte einer ausdrücklichen — wenn auch nicht

immer mit förmlichen Worten ausgedrückten — Unterwerfungserklärung, wenn der königliche Träger des Sanktionsrechts auch mit seiner Person für irgendwelche von ihm sanktionierten Rechtsnormen haften sollte. Eine derartige positive Unterwerfungserklärung des königlichen Gesetzgebers brachte das Allgemeine Landrecht schon hinsichtlich seiner Privatrechtsverhältnisse. Die §§ 17, 18 II 13 bestimmten unter dem Marginale „Privatrechte des Landesherrn und seiner Familie": § 17. „Rechtsangelegenheiten, welche die Personen- und Familienrechte des Landesherrn und seines Hauses betreffen, werden nach den Hausverfassungen und Verträgen bestimmt;" § 18. „Andere Privathandlungen und Geschäfte derselben sind nach den Gesetzen des Landes zu beurteilen." Eine prozeßrechtliche Ergänzung dazu enthielt der § 80 der Einleitung: „Auch Rechtsstreitigkeiten zwischen dem Oberhaupt des Staates und seinen Untertanen sollen bei den ordentlichen Gerichten nach den Vorschriften der Gesetze erörtert und entschieden werden."

Wenn im vorkonstitutionellen Preußen der König im Interesse der Aufrechterhaltung der allgemeinen Rechtsordnung ein Kriminalgesetz sanktionierte, tat er es jedoch selbstverständlich nicht in der Absicht, für sich selbst volle Handlungsfreiheit gegenüber „der Norm an sich" vorzubehalten. Seine gesetzgeberische Absicht war nur darauf gerichtet, die Straffolgen eines normwidrigen Tuns d. h. Strafverfahren und Strafvollstreckung von seiner Person auszuschließen. Dies Resultat ergibt sich namentlich indirekt auch aus der Bestimmung der preußischen Kriminalordnung von 1805 § 251: „Wider Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses, wider regierende geistliche und weltliche deutsche Reichsfürsten, desgleichen wider andere regierende deutsche Reichsstände findet keine Untersuchung und keine Verhaftung statt, es sei denn, daß sie von dem Oberhaupt des Staates einem Gericht oder einem einzelnen Justizbedienten aufgetragen werden." Wenn also den gedachten Personenkategorien gegenüber in der preußischen Monarchie nur ausnahmsweise, mit speziellem Auftrag des Königs ein Strafverfahren stattfinden konnte, so war natürlich erst recht gegenüber der Person des Königs selbst an sich ein Strafverfahren unzulässig. Als dann Preußen mit der Einführung der Verfassungsurkunde die konstitutionelle Bahn betrat, geschah dies bereits unter Zugrundelegung der Dreigliederung der Staatsfunktionen in die gesetzgebende, richterliche und vollziehende Gewalt (Art. 62, 86, 45), aber auch nur mit dem Vorbehalt der grundsätzlichen persönlichen Freiheit des Königs in der Sanktionserteilung zu den nunmehr mit dem Dezisivvotum der Volksvertretung formulierten Landesgesetzen. Es blieb ein allgemein-notwendiger Auslegungsgrundsatz, daß der König Landesgesetzen, welche gewisse persönliche Pflichten und Leistungen vorschrieben, an sich nur mit dem Vorbehalt der Befreiung seiner eigenen Person die Sanktion erteilte — in Anbetracht der allgemeinen Lebenswahrheit, daß niemand selbst sich ohne Not Beschränkungen auferlegt. Es bedurfte einer ausdrücklichen — eventuell aber auch aus den Umständen des Falls zu folgernden — Unterwerfungserklärung,

wenn der König mit seiner Person den von ihm sanktionierten Landesgesetzen gegenüber haften sollte. Was die Kriminalgesetze des Landes anlangt, so blieb in Ansehung der Haftungsfrage der königlichen Person die Rechtslage in konstitutioneller Zeit ebenso, wie in der vorkonstitutionellen Zeit. Da die Kriminalgesetze im Interesse der Aufrechthaltung der allgemeinen Rechtsordnung ergingen, war es eine aus den besonderen Umständen des Falls ohne weiteres sich ergebende Auslegungsfolge, daß der König „der Norm an sich" ebenfalls Achtung zu zollen hatte. Aber die preußische Verfassungsurkunde hielt es nunmehr doch für geraten, die persönliche Befreiung des Königs von den Straffolgen eines normwidrigen Tuns, d. h. von Strafverfahren und Strafvollstreckung durch einen positiven Rechtssatz selbst zu gewährleisten. Das geschah durch den Artikel 43: „Die Person des Königs ist unverletzlich."

Die Steuergesetze des Staats, die in konstitutioneller Zeit über die Leistung von direkten Steuern ergingen, unterlagen aber ebenfalls der geschilderten allgemein-notwendigen Auslegungsweise. Sie durften auf die Person des Königs nur mitbezogen werden, wenn dieser Wille des Sanktionserteilers expressis verbis oder durch unzweideutige konkludente Handlungen erklärt war. Da theoretisch die Grenzscheidung zwischen „direkten" und „indirekten" Steuern unter Umständen zweifelhaft sein kann, entschied gegebenenfalls der konkret zu ermittelnde Wille des Gesetzgebers, ob eine angeordnete Steuerleistung von ihm als „direkt" oder als „indirekt" gedacht war. Diese gegenüber Steuergesetzen in Betracht kommende allgemeine Auslegungsweise kann selbstverständlich auch dadurch nicht beeinträchtigt werden, daß die Verfassungsurkunde im Artikel 4 alle Preußen (d. h. preußischen Staatsuntertanen) „vor dem Gesetz" für gleich erklärte, und daß der Artikel 101 nun als Programm für die Zukunft aussprach: „In Betreff der Steuern können Bevorzugungen nicht eingeführt werden; die bestehende Steuergesetzgebung wird einer Revision unterworfen und dabei jede Bevorzugung abgeschafft." Diese Bestimmungen hinderten unter keinen Umständen die aus der Freiheit der Sanktionserteilung notwendig zu folgernde persönliche Freiheit des Königs von direkten Steuerleistungen. Bei einzelnen (nicht bei allen!) Gelegenheiten wurde auch nach Erlaß der Verfassung — zur Herbeiführung voller Klarheit — die persönliche Exemtion des Königs in direkten Steuergesetzen positiv ausgesprochen (vgl. z. B. Gesetz betreffend die Aufhebung der Grundsteuerbefreiungen vom 24. Februar 1850 § 2 Ziff. c), und damit das in vorliegender Untersuchung gewonnene Resultat nur bekräftigt. Bezeichnend ist es jedenfalls für die Situation, daß das preußische Einkommensteuergesetz vom 24. Juni 1891 und das Ergänzungssteuergesetz vom 14. Juli 1893, beide jetzt in der Fassung vom 19. Juni 1906, die Befreiung ausdrücklich nur für „die Mitglieder des königlichen Hauses" (§ 3) aussprechen. Nach der in Betracht kommenden Gesetzessprache gehört der König nicht selbst zu den „Mitgliedern des königlichen Hauses" (v. Roenne-Zorn, Staatsrecht der preußischen Monarchie II, S. 20 f., 138. — Siehe auch die Gegenüberstellung „Landesherr und sein

Haus" in II 13 § 17 und entsprechend „Landesherrn und Mitglieder der landesherrlichen Familien" in § 5 E. G. z. G. V. G.; § 5. E. G. z. C. P. O.; Art. 57 E. G. z. V. G. B.; § 3 Preuß. A. G. z. C. P. O.; Art. 88 Preuß. A. G. z. V. G. B.; § 4 Einkommensteuergesetz in der Fassung vom 24. Juni 1891), und es ist daher der in vorliegender Arbeit entwickelten Grundansicht gemäß, wenn der König hier nicht unter den Steuerbefreiten mitaufgeführt wird. Seine Steuerexemtion wurde bei den genannten Gesetzen als selbstverständlich übergangen. Die besondere Entstehungsgeschichte der mit den „Mitgliedern des königlichen Hauses" in § 3 des Einkommensteuergesetzes gemachten Ausnahme nötigt aber auch noch, den preußischen König selbst nicht unter die fraglichen „Mitglieder" zu rechnen. Die in Rede stehende Ausnahme geht nämlich auf § 16 des Gesetzes, betreffend die Einführung einer Klassen- und klassifizierten Einkommensteuer, vom 1. Mai 1851 (G. S. 199) zurück, wo auch „die Mitglieder des königlichen Hauses" von der klassifizierten Einkommensteuer eximiert wurden. Die Regierungsbegründung (Stenographische Berichte der II. Kammer 1850/51, Anlagen Nr. 10) rechtfertigte dies folgendermaßen: „Der Zusatz, nach welchem die Mitglieder des königlichen Hauses von der Zahlung der Einkommensteuer befreit bleiben sollen, wird einer näheren Rechtfertigung um so weniger bedürfen, als der größte Teil der Einnahmen der ersteren aus dem Kronfideikommiß fließt und eine Besteuerung derselben eine Schmälerung des letzteren involvieren würde; überdies das diesfällige Einkommen wegen der an sich schon darauf ruhenden Lasten (der Kosten für die Hofstaaten, der daraus zu bestreitenden Gehälter, Pensionen und Unterstützungen und Ehrenausgaben aller Art, welche nicht vermieden werden können) nach anderen Rücksichten bemessen werden muß, als das Einkommen auch der reichsten Privatpersonen, welche über dasselbe nach freiem Ermessen verfügen dürfen." Aus dieser Begründungsart — aus der Art und Weise, wie „der größte Teil der Einnahmen" der „Mitglieder des königlichen Hauses" auf das Kronfideikommiß zurückgeführt wird — erhellt zur Evidenz, daß schon das Gesetz von 1851 die Steuerfreiheit des Landesherrn als ganz selbstverständlich ansah. Die „Hofstaaten" jedenfalls, deren die zitierte Stelle der Regierungsbegründung gedenkt, sind lediglich „die prinzlichen Hofstaaten" (Schwartz, Kommentar S. 124, 167; besonders aber Entscheidungen des Oberverwaltungsgerichts Bd. 47 S. 32).

In einzelnen deutschen Gliedstaaten (Württemberg, Baden, Sachsen) hat freilich die Entwicklung dahin geführt, daß man eine grundsätzliche Exemtion des Landesherrn von der direkten Steuergesetzgebung nicht annimmt, während dies für die Mehrheit der monarchischen Verfassungsstaaten Deutschlands allerdings der Fall ist. Aber die etwaige partikularstaatliche Steuerpflicht deutscher Fürsten ist durchaus ohne Einfluß auf die Frage, ob nicht doch den deutschen Bundesfürsten persönlich die grundsätzliche Exemtion von direkten Reichssteuern zukommt. Die Gesetzgebungsgewalt des Reichs ist von der Gestaltung der partikularstaatlichen Gesetzgebung völlig unabhängig. Sie ist Ausfluß der den Glied-

staaten gegenüber durchaus eigenständigen souveränen Reichsgewalt. Die Formulierung des Gesetzestextes ist im Deutschen Reich freilich der gemeinsamen Arbeit von Reichstag und Bundesrat überwiesen (Art. 5 der Reichsverfassung), aber das in gesetzgeberischer Hinsicht entscheidende Element, die Sanktion ist ausschließlich Sache des Bundesrats (Art. 7, Ziff. 1). Der Bundesrat ist indessen bei der Erteilung der Sanktion zu Reichsgesetzentwürfen nur das abhängige, durch Instruktionen geleitete Werkzeug der Bundesfürsten selbst und der Senate der Hansestädte. Die Bundesfürsten und die Senate der Hansestädte erscheinen danach im Verhältnis zu den Bundesratsbevollmächtigten als die eigentlichen Rechtsträger der Sanktion, ohne die Reichsgesetze nicht Gesetzeskraft gewinnen können. Wie die Bundesfürsten und die Senate der Hansestädte aber die Instruktionen, welche der Sanktionsabstimmung im Bundesrat zugrunde liegen, zu erteilen haben, darüber gibt es keine näheren, jene Faktoren bindenden Rechtsvorschriften, abgesehen von dem allgemeinen Rechtsgrundsatz, daß die Träger von „Regierungsbefugnissen" im Rahmen von Verfassung und Gesetz zu „regieren" haben (vgl. Art. 54 der preußischen Verfassung). An sich ist die Instruktionserteilung, welche einer Sanktionsabstimmung im Bundesrat zugrunde liegt, Sache der freien Entschließung der deutschen Landesherren und der Senate der Hansestädte. Daraus folgt aber, daß auch gegenüber dieser Instruktionserteilung und dem darauf fußenden Sanktionsbeschluß des Bundesrats die allgemeine Lebenswahrheit gilt, daß niemand ohne Not sich persönlichen Beschränkungen aussetzt. Ein Sanktionsbeschluß, welcher im Bundesrat auf Grund der empfangenen Instruktionen gefaßt wird, muß daher — zumal in Anbetracht des Übergewichts der durch monarchischen Willen geleiteten Bundesratsstimmen — grundsätzlich so ausgelegt werden, daß die sanktionierten Rechtsvorschriften des Reichs die deutschen Landesfürsten nur dann persönlich fassen wollen und sollen, wenn dies expressis verbis oder durch unzweideutige konkludente Handlungen erklärt ist. Der persönliche Haftungsausschluß zugunsten der Bundesfürsten ist an sich die selbstverständliche Voraussetzung eines vom Bundesrat zu einem Reichsgesetz gefaßten Sanktionsbeschlusses. Insbesondere aber gilt diese Rechtswahrheit eben für die direkte Steuergesetzgebung des Reichs. Die Richtigkeit dieser Schlußfolge bestätigt dazu der schon in der Regierungsbegründung des preußischen Gesetzes von 1851 angedeutete Gesichtspunkt, daß bei einer Unterwerfung der Bundesfürsten unter direkte Reichssteuern die monarchischen Gliedstaaten genötigt wären, eventuell die Zivilliste ihrer Fürsten zu erhöhen — ein Effekt, der kaum in der Absicht des Reichsgesetzgebers gelegen sein kann.

Wenn auch mit theoretisch unzulänglicher Begründung, so doch im Endresultat zutreffend, haben die Vertreter der Reichsregierung bei der Beratung des Wehrbeitragsgesetzes vom 3. Juli 1913 im Reichstage die grundsätzliche Freiheit der Bundesfürsten von direkten Reichssteuern standhaft behauptet. Und selbst wenn es gelungen wäre, durch positive Gesetzesvorschrift die persönliche Leistungspflicht der Bundesfürsten zu dem „außerordentlichen Wehrbeitrag" fest-

zulegen, so wäre dies doch nur ein einmaliger Vorgang gewesen, welcher für spätere Fälle direkter Reichssteuergesetze an sich ohne Präjudiz wäre. Um die grundsätzliche Befreiung der Bundesfürsten von direkten Reichssteuern für die Zukunft endgültig auszuschließen, bedarf es notwendig einer direkt hierauf gerichteten positiven Bestimmung des Reichsgesetzgebers. Die wiederholten Behauptungen im Reichstage, daß auch die Bundesfürsten den „außerordentlichen Wehrbeitrag" gesetzlich zu leisten verpflichtet seien, nicht ihn, wie von vornherein erklärt war, nur aus freiwilliger Entschließung heraus leisten könnten, sind angesichts des standhaften Widerspruchs der Vertreter der Reichsregierung für die Auslegung des Wehrbeitragsgesetzes vom 3. Juli 1913 ohne jede Bedeutung. Die Vorschrift im § 35, Abs. 2: „Der Bundesrat bestimmt die für die Veranlagung und Erhebung des Wehrbeitrags der Bundesfürsten zuständigen Behörden", regelt nur das formelle Verfahren, wie auf Grund der vorherigen freiwilligen Beitragserklärung der Bundesfürsten, deren Spende zum „außerordentlichen Wehrbeitrag" zur Erhebung kommen soll, und enthält nichts von einer gesetzlichen Festlegung einer Beitragspflicht der Bundesfürsten. Es verrät Unkenntnis der einschlägigen Gesetzessprache, wenn der Abgeordnete Erzberger im Tag vom 19. September 1913 die Bundesfürsten sogar zu den „Angehörigen" des Deutschen Reichs rechnet, welche der § 10 des Gesetzes vom 3. Juli 1913 positiv als „beitragspflichtig" bezeichnet. Als ob „Angehörige des Deutschen Reichs" hier etwas anderes bedeuten könnten als gewöhnliche Reichsuntertanen, während die Bundesfürsten mit den Senaten der Hansestädte notorisch kollektive Mitträger der Reichssouveränität sind! Anderseits folgt auch aus dieser Nebenstellung der Senate der Hansestädte selbstverständlich nichts gegen die behauptete grundsätzliche Freiheit der Bundesfürsten von den direkten Reichssteuern. Denn die kollegialen Senate scheiden als Objekte der direkten Steuergesetzgebung des Reichs überhaupt ihrem Wesen nach schlechthin aus.

Das Unternehmen der vorliegenden Arbeit, die grundsätzliche Freiheit deutscher Monarchen von direkten Steuern aus der Freiheit der Sanktionserteilung herzuleiten, wird jedenfalls auch durch charakteristische Äußerungen von Staatsrechtslehrern aus früherer Zeit unterstützt. So schreibt H. A. Zachariae, Deutsches Staats- und Bundesrecht II 1867: „Hinsichtlich der Person des Landesherrn kann rechtlich von gar keiner Steuerpflicht und mithin auch von keiner Steuerbefreiung die Rede sein" — ein Wort, das von Rönne-Zorn, II S. 138 aufgenommen hat. Auch Seydel, Staatsrecht des Königreich Bayern 1888, S. 27, erklärt: „Der König ist von allen direkten Staatssteuern frei. Dieser Satz ist zwar nirgends gesetzlich ausgesprochen, gleichwohl aber als Grundsatz des bayerischen Staatsrechts anzuerkennen."

Kleist ein Klassiker?

Von Dr. R. Schacht in Charlottenburg

Seit dem Erscheinen von O. Brahms Kleist-Biographie, also seit bald einem Vierteljahrhundert, hat die Schätzung Kleists, des lange Verkannten, beständige Steigerung erfahren. Die literarische Forschung beschäftigte sich näher mit ihm, bald gab es speziell Kleistforscher und die Literatur des Gedenkjahres 1911 war an Umfang wie Bedeutung erstaunlich zu nennen. Gleichzeitig machte man energische Anstrengungen, dem Dichter ein Publikum zu gewinnen. Zwei große kritische und zahlreiche populäre Ausgaben fanden begierige Käufer, die Theaterdirektoren entsannen sich, daß Kleist außer dem „Käthchen von Heilbronn" und etwa der „Hermannschlacht" auch noch den „Prinzen von Homburg" und den „Zerbrochenen Krug" geschrieben hatte; man verbesserte die alten, oft recht mangelhaften Bühnenbearbeitungen, ja es wurden Versuche mit den „Schroffensteinern", mit „Amphytrion" und zuletzt gar mit dem schwierigsten und am meisten problematischen Werk, der „Penthesilea", gemacht.

Die Gründe für diese steigende Schätzung sind leicht zu erkennen. Es traf sich für die Naturalisten der neunziger Jahre und ihre kritischen Vorkämpfer überaus günstig, daß sich Kleist, der Nachfahr Schillers, als Eideshelfer aufstellen ließ gegen eine in Akademismus erstarrte Kunst. Zwar gingen sie nicht von Kleist aus, oder bauten da weiter, wo dieser aufgehört hatte, aber sie konnten doch darauf hinweisen, daß das, was an ihnen so unerhört schien, der Realismus und die zerfasernde Psychologie schon lange vor ihnen, schon in unmittelbarer Nachbarschaft der Klassiker existiert hatte. Das griff dann niemand freudiger auf als die Jugend, die es in ihrer Opposition ja auch insofern leicht hatte, als die bisherige Gleichgültigkeit gegen Kleist tatsächlich mit der Blindheit für höchste künstlerische Qualität zusammenhing. Nimmt man endlich hinzu den starken Reiz, der von der eigenartigen Persönlichkeit des Dichters ausgeht, das einmal erweckte Interesse für wenn auch nur scheinbar problematische Naturen,

so sieht man leicht ein, wie die Begeisterung für Kleist so groß werden konnte, daß man ihn heute schlechtweg als den größten Dramatiker nach Shakespeare preist, ihn über Schiller stellt und ihn als Klassiker feiert, mit einem Titel also, der hier nicht lediglich, wie etwa neuerdings bei Gutzkow, eine Buchhändlerspekulation bedeutet, sondern einen Qualitätsgrad, wie man meint den höchsten, ausdrücken soll.

Damit dürfte die Kleist-Bewegung den Höhepunkt erreicht haben und scheinbar besteht kein Grund, sich über dieses Resultat aufzuregen. Denn es vermag ja niemand die Qualität Kleistischer Poesie wegzuleugnen, und was in der Bewegung vorderhand übers Ziel hinausschießt, dürfte sich mit der Zeit wieder von selbst korrigieren. Aber so einfach liegt die Sache doch nicht. Denn mit der Bezeichnung Kleists als Klassiker erhebt sich die Forderung, daß auch die Schule sich des Dichters mehr annimmt als bisher, und da der Lehrstoff schon sowieso viel zu reichlich bemessen ist, muß dies notwendig auf Kosten der bisher allgemein behandelten Schullektüre geschehen, also wie die Dinge liegen, hauptsächlich auf Kosten Schillers. Und eben dies gibt zu Bedenken Anlaß. Die Schule darf nicht experimentieren und einmal begangene Systemfehler pflegen sich für Jahrzehnte und damit für eine ganze Generation zu rächen. Ehe man Schiller gegen Kleist in weitgehendem Maße eintauscht, bedarf es genauester und kühlster Überlegung.

Man kann darüber streiten, ob in der Schule überhaupt Klassiker gelesen werden sollen, ob nicht vielmehr die allermeisten Werke unserer Klassiker, selbst mit Erklärung des Lehrers, viel zu schwer für die heranwachsende Jugend sind, und ob statt dessen nicht lieber volkstümliche Sagen, Erzählungen und einfache Gedichte behandelt werden sollten. Entscheidet man sich aber für Klassiker, so tue man es nicht einfach, weil es Klassiker sind, sondern weil man ihnen einen ganz bestimmten, bei der Behandlung herauszuarbeitenden Bildungsgehalt, zuerkannt hat.

Welche Dichter wollen oder können wir nun in diesem Sinne klassisch nennen? Es gilt zunächst, das Vorurteil abzuweisen, als ob klassisch soviel wie außerordentlich gut bedeute. Die Franzosen, die in diesen Dingen häufig sehr viel klarer sehen als wir, stellen ihre neueren Dichter außerordentlich hoch und es hat nicht an solchen gefehlt, die Victor Hugo oder Verlaine höher stellten als Corneille und Racine, dennoch wäre es ihnen nie eingefallen, jene als Klassiker zu bezeichnen. Die Schätzung dichterischer Qualität wechselt bekanntlich, das Klassische aber ist ein von diesem Wechsel völlig unabhängiger Begriff. Man mag für die dichterischen Qualitäten des Sophokles z. B. kein Organ haben, und doch wird man nie seine Bedeutung als Klassiker wegleugnen wollen, denn klassisch bedeutet eben nicht sehr gut oder das beste, sondern es hat einen viel umfassenderen Sinn.

Betrachten wir nämlich die Stellung der Klassiker in der Literatur der Zeit, so machen wir die noch lange nicht genugsam bekannte Beobachtung, daß sie

nicht etwa vereinzelt wie erratische Blöcke dastehen, sondern daß sie Gipfelpunkte enggeschlossener Entwicklungsreihen bilden, daß sie bestimmten Entwicklungstendenzen die letzte abschließende Form geben. Damit hängt zusammen, daß sie nicht so sehr Erfinder wie Ausgestalter sind, eine Tatsache, die wir auch in anderen Künsten, man denke an Raffael, wiederfinden. Was hat Shakespeare erfunden? Alle seine Stoffe waren bereits vorhanden, zum großen Teil sogar schon dramatisch bearbeitet.

Der Klassiker also erfindet nicht, er gestaltet zu einer allgemeinen überzeugenden Form. Dazu gehört, daß seine Stoffe Allgemeingut sind, zum mindesten des Kreises, der sein unmittelbares Publikum bildet. Dann erst, wenn der Stoff allgemein bekannt ist, vermag die formale Gestaltung eindringlich zu überzeugen. Tatsächlich finden wir dies bei allen Klassikern bestätigt. Die Stoffe der altgriechischen Tragiker waren jedem einzelnen Zuschauer von Kindheit an vertraut, die künstlerische Formgebung im höchsten Sinne war hier alles. Homer und Nibelungenlied stehen als Abschluß einer reichen Sagenentwicklung da. Shakespeare erbt den riesigen Märchen- und Novellenschatz der Renaissance, Corneille, Racine und Molière hängen aufs allerengste mit der Theaterentwicklung der jüngst vorhergegangenen Periode zusammen, insbesondere bei Molière gibt es ja kaum ein Motiv, für welches die literarhistorische Forschung nicht ein Vorbild gefunden hätte. Das gleiche gilt für Schillers „Räuber" und „Kabale und Liebe" und die Ideen Posas, um nur diese wenigen Beispiele anzuführen, waren seit mehr als dreißig Jahren bekannt. Bei Goethe machen wir die interessante Beobachtung, daß die dramatischen Stoffe, die er schlechtweg erfunden hatte, wie „Elpenor" oder „Die natürliche Tochter", liegen bleiben oder wie „Stella" nur einen notdürftigen Abschluß fanden, während Goethes sonstige Erfindungen solange in ihm bewahrt blieben, bis er sie aus jahrzehntelanger Vertrautheit heraus gestalten konnte wie überkommene Mythen. Ein Beispiel bietet der zweimal in langen Abständen ausgeführte „Wilhelm Meister"; von anderen Werken wie „Faust", den „Wahlverwandtschaften" und der Novelle wissen wir, daß Goethe sie lange vor der endgültigen Niederschrift fertig mit sich herumtrug.

Mit der Wahl der allgemein bekannten Stoffe, mit ihrer abschließenden allgemeingültigen Fassung hängt dann der allgemeine Erfolg zusammen. Es gibt keinen Klassiker, der bei seinem Auftreten nicht gebührende Beachtung gefunden hätte. Von den Griechen zu schweigen, waren Shakespeares und Molières Werke Zugstücke, wie es in unserer so gar nicht klassischen Zeit nur noch Operetten sind, Cervantes „Don Quixote", Goethes „Götz" und „Werther", Schillers „Räuber" schlugen ein wie sichs ein heutiger Sensationsschreiber nicht besser wünschen kann und wenn die Verfasser nicht alle den gewünschten klingenden Erfolg davontrugen, so lag das nur daran, daß ihnen die zu jedem materiellen Verdienste nötigen Fähigkeiten abgingen, nicht aber daran, daß man die betreffenden Werke nicht zu schätzen gewußt hätte.

Mit diesem Erfolge hängt dann letztens die große literarische Nachwirkung zusammen, die alle Klassiker gefunden haben. Nicht nur ziehen sie einen riesigen Schweif bewußter und unbewußter Nachahmer nach sich, sondern regen auf die mannigfachste Weise an, helfen den Tendenzen, die durch ihre Hand laufen weiter, beleben und befruchten alle, die in gleicher Bahn mit ihnen vorwärtsstreben, bestimmen die Anschauungen und Empfindungen der Gesamtheit auf Jahrzehnte hinaus. Und nicht nur wegen ihrer abschließenden Formgestaltung, sondern eben wegen dieser weiten und tiefen Allgemeinwirkung, wegen ihrer Bedeutung für die Herausbildung des gegenwärtigen Lebens halten wir die Klassiker für geeignet, auch unsere Jugend zu bilden.

Was also, um es zusammenzufassen, den Klassiker von dem gewöhnlichen Dichter unterscheidet, ist die Breite der Auffassungsgabe, die Fülle allgemein wertvoller Motive, die abschließende Gestaltung und die Breite und Tiefe der Nachwirkung.

Wenden wir uns nun zu Kleist und sehen wir wie weit er dem oben bestimmten Begriff des Klassikers entspricht, so machen wir die überraschende Entdeckung, daß er sich in nahezu allen aufgeführten Punkten von den Klassikern aufs schärfste unterscheidet. Was schon dem Laien beim Lesen irgendwelcher Kleist-Biographien auffällt, ist der Umstand, daß bei jedem Werk die Quellen und Einflüsse ganz kurz, im Vergleich mit andern Dichtern verschwindend kurz abgetan werden können. Bei Molière, Shakespeare, Schiller Seiten um Seiten, Titel auf Titel, bei Kleist, mit Ausnahme der stark veränderten Kohlhaaschronik, kurze Notizen bei Montaigne, bei einem Historiker oder Chronisten, von Einflüssen einige allgemeine philosophische Gedankengänge, das ist alles. Von Vorbildung einzelner Motive ist nirgends die Rede, kann es auch nicht sein, weil eben alles dem Dichter angehört. Noch dazu sind all diese anregenden Chronisten keineswegs aktuell und Rosseau, der philosophische Lieblingsschriftsteller Kleists, der einzige, von dem sich Einflüsse herleiten lassen, galt als längst überholt. Natürlich kann bei solcher Lage der Dinge auch nicht von Abschließendem, von krönendem Gestalten gesprochen werden. Und, um das hier gleich vorweg zu nehmen, auch eine Nachwirkung hat Kleist nicht gehabt, er wurde, kaum bekannt, schon wieder vergessen.

Bis sich ein großes Publikum in einem neuen Stoffe zurechtfindet, vergehen Jahrzehnte. Wie lange hat die germanische Mythologie gebraucht, um soweit ins Allgemeinbewußtsein zu dringen, daß Hebbel, Wagner und Jordan sie mit Aussicht auf Erfolg behandeln durften. Alles was im achtzehnten Jahrhundert Klopstock, im neunzehnten die Romantiker darin versucht hatten, blieb ohne Echo im Publikum. Es ist also kein Wunder, daß auch Kleists neue Stoffe keinen Widerhall fanden und alle wohlfeilen Beschimpfungen des zeitgenössischen Publikums von unserer Seite sind wenig am Platze, weil eben die rasche allgemeine Aufnahme einer stofflich fremden Dichtung zu den Unmöglichkeiten gehört. Und es möge als Gegenbeweis dienen, das daß einzige Werk Kleists,

das zu einem beträchtlichen Teil auf derzeit bekannten Motiven aufgebaut ist, das mit dem nachgötzischen Ritterdrama zusammenhängende „Käthchen" das einzige von Kleists Dramen ist, das sich für die nächste Zeit auf der Bühne hielt und zwar auch nur in einer Bearbeitung, die spezifisch Kleistische Züge abschwächte oder vernichtete.

Man berufe sich nicht auf die ungünstige Zeit, man jammere nicht über Henriette Vogel, über Raumer, die den Dichter in den Tod getrieben hätten zwei Jahre bevor die „Hermannsschlacht" eine allgemeine Wirkung hätte ausüben können, und den Verfasser mit einem Schlage berühmt gemacht hätte. Ich glaube vielmehr, daß eine solche Annahme auf absoluter Täuschung beruht. Auch der „Hermannsschlacht" wäre kein rauschender und sicher kein nachhaltiger Erfolg beschieden gewesen, so wenig wie Kleists Kampflieder trotz ihrer wunderbaren Pracht und Gewalt ein Echo fanden. Ist denn dieser Realpolitiker Hermann, diese hinterlistige Katze, dieser humorvoll zurückhaltende überlegene Gatte das Ideal der damaligen Deutschen gewesen? Wer die Teutschen vom Schlage der Maßmann und Jahn, die doch sicher den allgemeinen Typus darstellen und deren Gebahren auch Goethe verstimmte, kennt, wird diese Frage ernsthaft und bestimmt verneinen müssen. Und atmet etwa die Politik der Zeit, die sich, wenn auch nicht auf die Brauseköpfe der Freiheitskriege, doch auf einen sicherlich nicht minder geringen Teil der Bevölkerung stützen konnte, eben jenen Teil, der später die Restauration möglich machte, atmet diese Politik etwa im geringsten jenen unbedingten, maßlosen Franzosenhaß, der in jeder Zeile von Kleists Dichtung lebt? Woher hätte da ein Echo allgemeiner Begeisterung kommen sollen?

Ich möchte nicht mißverstanden werden. Ich predige kein juste milieu und sage nicht, Kleist hätte sich den Anforderungen seiner Zeit, des Publikums fügen sollen. Er tat, was er nicht lassen konnte und erntete die Früchte seines Tuns. Ich will nur betonen, daß man Kleist beim besten Willen nicht zum Klassiker machen kann. Er ist ein Eigenbrödler. Das spricht nicht gegen seine dichterische Größe, wohl aber gegen seine Bedeutung für uns. Man meine nicht, alles Große könne Gemeingut werden. Kunstwerke leben fort — ich rede von wirklichem Leben, nicht von dem in Literaturgeschichten, und prächtig ausgestatteten Neuausgaben —, solange sie aktuell sind oder aktuell gedeutet werden können. Volkstümlich aber werden sie nur durch den Stoff, das ist nun einmal nicht anders, und nur ein Phantast kann darüber klagen oder trübselige Betrachtungen anstellen. Kleist konnte Dichtern und Kritikern eine Zeitlang als Schild dienen, eine modische, rein auf das Artistische gerichtete Schätzung fand in ihm mit Recht einen ganz Großen, die Literaturgeschichte stürzte sich auf das noch unbebaute Feld und literarhistorische Bänkelsänger stellten die unglückliche Natur des Einsamen und Verkannten in das bengalische Licht des Melodramas; das sind die Faktoren, die die Kleist-Begeisterung hervorgebracht haben, welche, man täusche sich darüber nicht, eine Mode ist und kein Erwachen zu besserer Erkenntnis.

Und was sollte Kleist endlich in der Schule? Unseren jungen Mädchen erscheint das Käthchen, was man auch von echt deutscher, inniger Hingebung reden mag, unwürdig, unseren Sekundanern der Prinz von Homburg ebenso, und warum wollten wir der Jugend ihr auf ihrer Entwicklungsstufe durchaus berechtigtes echtes Gefühl durch die Literatur rauben? Oder sollen wir es dahin bringen, daß jeder Feigling sich trösten kann, daß es dem Prinzen von Homburg, den Kleist doch als Helden aufgefaßt haben wolle, gerade so ginge wie ihm und daß das gerade echt menschlich wäre, oder daß jede hinterlistige Kanaille sich auf Hermann den Cherusker beruft? Ich sage nichts gegen die hohe dichterische Kunst, die in diesen Zügen liegt, und die ich von jeher bewundert habe, ich unterscheide mich nur darin von den Kleist-Propheten, daß ich diese Bewunderung recht gut für mich behalten kann. Daß ferner „Penthesilea" nicht in die Schule gehört, weil sie viel zu schwer ist, wird mir jeder zugeben, und der „Zerbrochene Krug" kann nur von der Bühne herab wirken. Das einzige für Knaben, aber nicht für Mädchen, wäre der „Michael Kohlhaas", der wegen seiner typischen Bedeutung für werdende Männer von Reiferen allgemein gelesen werden sollte, obwohl sie die Kraft der Objektivierung noch nicht zu würdigen verstehen und Kleists Prosa, so großartig sie an sich ist, alles andere als vorbildlich genannt werden kann.

Mit Ausnahme des „Kohlhaas" möchte ich Kleist also für die Schule streichen. Abgesehen davon, daß ihm jene krönende, weittragende Bedeutung in der Entwicklung unseres Geisteslebens, um derentwillen wir die Klassiker lesen lassen, fehlt, erfordert er ein Maß psychologischen Verständnisses, das sich bei der Jugend mangels eigener Erlebnisse noch nicht finden kann. Und wo nicht das Beste zum Verständnis aus der Brust des Lesers kommen kann, da wird auch der Lehrer und Erklärer nichts Fruchtbringendes ausrichten können.

Reisebriefe

Von Fritz Reck-Malleczewen in Stuttgart

6. Icarus tropicus

Als wir vor Valparaisos Amphitheater lagen und am Tage in der Glutsonne brieten, am Abend im „eisigen Süder" froren, ratterten die Dampfwinden uns ein wunderliches Ding an Bord: eine Kiste, gut zwölf Meter lang und kaum zwei Meter breit. Vorn bei der Back wurde sie verstaut. Wir rieten auf alles mögliche. Der erste Offizier, der um den Inhalt wußte, lächelte nur ironisch und führte mich schließlich nach vorn an das seltsame Ding heran. Und durch die weiten Fugen der Verpackung sah ich eine Menge Spanndrähte und eine große weiße Fläche und dann noch eine. Da wußte ich Bescheid, zumal auf den Brettern der Verpackung in großen schwarzen Buchstaben das Wort „Farman" geschrieben stand. Ich sah den Seemann etwas fragend an: wir gingen nach der tropischen Westküste! Wer wollte denn da fliegen? Der andere wußte es auch nicht. Aber schon am nächsten Tag löste sich das Rätsel: ein brauner Gesell kletterte das Fallrepp hoch, ein kleiner eleganter Kerl, in seiner Eleganz ein wenig eine Boulevardfigur. Er sagte guten Tag und nannte seinen Namen. Da stellte es sich heraus, daß es ein chilenischer Offizier war, der oben in den Republiken des Nordens Schauflüge veranstalten wollte. „Auf Einladung der Regierungen?" O nein, für Geld! Daß das für meinen europäischen Horizont ein wenig merkwürdig war, konnte er nicht recht begreifen. . . .

Im übrigen war er ein netter Kerl. Es stellte sich bald heraus, daß er auch eine Weile nach Berlin kommandiert gewesen war. Dann hatte er bei Paris das Fliegen erlernt und wußte allerlei Schnurriges von den französischen Flugplätzen zu erzählen und von seinen Fahrten im Clement-Bayard, dessen starkes Schwanken ihm entschieden ungemütlicher gewesen war als die Stöße seines Flugzeuges.

So plauderten wir uns — wenn ich an Bord war und es nicht vorzog, die Strecken von Hafen zu Hafen an Land reisend oder reitend zurückzulegen — bis zu seinem Bestimmungsort hinauf. Am Vorabend, als seine Mechaniker sich schon an der Kiste zu schaffen machten, kam er mit einer Bitte: ob ich nicht sein Fluggast sein wolle. Wenigstens einmal: die Leute würden mehr staunen, wenn sich ein Europäer ihm anvertraue, müsse ich wissen.

Natürlich wollte ich. Denn einmal war ich noch nie geflogen und dann wars die erste Flugveranstaltung in der kleinen Republik. Und monsieur le président de la république würde bestimmt kommen, sagte er.

Am nächsten Tage schon klebten große Plakate mit dem Porträt des Chilenen an den Straßenecken. Und jede dieser Ecken war von einem Schwarm neugieriger Nigger belagert. Seine Leute wählten einen geeigneten Platz. Ja, das war nun nicht so einfach wie in Johannisthal! Ein klein Fleckchen nur des Feldes war fester Boden, der Rest ziemlich weich und feucht und mit hohem Gras bestanden. Am Abend, als die Leute mit dem Montieren des Apparates fertig waren und sein Manager einen notdürftigen Zaun hatte herumlegen lassen, ließ er den Gnomemotor brummen und steuerte getrost geradeaus. Im Moment saß er im Morast und zwar recht tief: ein paar Drähte waren gerissen und der Propeller beschädigt. Es war am Donnerstag und am Sonntag schon sollte geflogen werden. Aber der kleine braune Kerl verlor nicht den Mut. Am Freitag abend war alles wieder in Ordnung und auch eine neue, leidlich gute Abflugbahn war gefunden worden. Es ging wirklich. Er mußte zwar recht zirkeln, aber er kam gut hoch. So warteten wir getrost den Sonntag ab.

An dessen Nachmittag saßen wir im Schutzzelt und rauchten und plauderten. Draußen strömte es schon heran. Woher nahmen die Nigger nur das Geld? Zehn und fünf Sukres — das sind zwanzig und zehn Mark — nahm der Kleine für den Platz. Und er lachte behaglich, wenn er heraustrat und die Fülle sah. Die europäischen Kolonien waren natürlich vollzählig vertreten und ebenso die Gesellschaft der nahen Hauptstadt. Selbst der Hafenpöbel hatte sich — legitim oder illegitim — eingefunden. Für fünf Sukres mußte doch etwas zu sehen sein! Am Ende, wenn das Glück gut war, gar eine Katastrophe: der Spaniermischling witterte den Blutrausch eines Stiergefechtes! Jedenfalls hatte der Kleine ausverkauft. Nur das versprochene Staatsoberhaupt und sein „Hof" fehlte noch. Wir hatten aber keine Zeit, die Seebrise mußte bald kommen und die wollten wir hier — wo keine meteorologische Station wie in Europa die oberen Luftbewegungen genau beobachtet hatte — vermeiden. Um vier Uhr kletterten wir in unsere Sitze. Ich glaube, wohl war dem kleinen Chilenen nicht zumut: steuerte er beim Abflug heute wieder in den Sumpf, so konnte er sicher sein, daß der um sein Geld sich betrogen wähnende Pöbel den Apparat zertrümmerte. Aber er blieb leidlich ruhig und wir wanden uns durch alle Fährnisse unserer Abflugbahn gut hindurch.

Ich weiß nicht: die seit den Anfängen der Aviatik nun wirklich bis zum Überdruß gehörte Phrase, das Flugzeug habe den alten Menschentraum vom Fliegen erfüllt, schien mir immer und scheint mir heute noch eine Torheit zu sein; Dädalus träumte nicht von einer schweren, lärmenden Maschinerie, er träumte von einem leichteren und leiseren und unauffälligeren Medium, das den Menschenleib von der Erdenschwere befreien sollte. Im Flugzeug von heute ist der Motor und das Riesenweiß der Flügel das Wesentliche, nicht aber der

Mensch, der räumlich in ihnen versinkt. Und unsere alte Sehnsucht wird erst dann ganz erfüllt sein, wenn (wer weiß in wie kurzer Frist) ein kleinerer, leichterer Fittich uns hebt. . . .

Und doch der eine Augenblick — Bruchteile von Sekunden nur während — der eine Moment, in dem das Flugzeug sich von der Erde ablöst, wo man nicht mehr die Sprünge und Stöße des Rollens spürt, dieser Augenblick ist unendlich schön, unirdisch fast. Wirklich ein Ahnen des Flügelpaares, das sich losheftet, ein jubelndes „Gönnt mir den Flug" . . .

Der Rest war zunächst kein ungehemmtes Genießen: die Intelligenz, das Bewußtsein war im Anfang zu sehr wach, beobachtete den kleinen Mann vor mir, wie er arbeitete, bemerkte oben, wie die Brise stärker und böig wurde und daß der Apparat ein wenig zu schwanken begann. Aber bald geschah etwas Wunderbares: weit unter unserem Himmelswagen brausten Rufe, wogten fremde Menschen, raste zwischen seinen Ufern der exotische Strom. Dort unten, da waren die Tropen, die Schwüle, der Pesthauch, das wirre bunte, heiße Leben, das mit kinematographenschnellem Gebären und Verwesen am taumelnden Auge vorüberreißt. Hier oben aber . . . war die Heimat, die Kühle, der herbe Norden, gegen den der heiße Taumel der Menschen dort unten doch nur ein Scheinleben ist. Die Luft, die ich so lange nicht geatmet hatte, die Frische, die man allmählich verliert, wenn es auf langer Ozeanfahrt glühender und glühender wird. Es war ein freudiger Rausch in diesem unerhört raschen Wechsel, in diesem kurzen, flüchtigen Gruß von der Heimat. Und hätte ich an der Stelle gesessen, an der vor mir der Mann dort seine Hebel und Schrauben handhabte, ich wäre höher und höher gestiegen und hätte mir nicht genug darin tun können, in den herrlichen Böen, die uns umbrausten, wenig hunderte von Metern nur über gaffendem Rotvolk jubelnd den Norden zu grüßen. Den Norden, dem die karge, rauhe Natur entbehren läßt, den sie aber an Kraft und Adel an Gemüt und an Intelligenz seiner Menschen hoch hinaushebt über ihre südlichen Kinder, die sie durch reichere Gaben doch immer in die Kinderstube der Menschheit zwingt . . .

So aber stiegen wir wieder zurück in den heißen Brodem dort unten, in die neblige Schwüle, zwischen die braunen, gestikulierenden, johlenden Menschen. Musik . . . Beifallrufe. Wir setzen auf: rollen, springen, halten. Weiße Tropenanzüge und bunte Uniformen. Die Niggerexzellenz aus der Hauptstadt in offiziellem Schwarz mit vielen, vielen Kotillonorden. Begrüßung und Empfang, Ansprache und Erwiderung in der eleganten, klingenden Sprache Castiliens . . . Und dann das Klubdiner und wieder Reden und kalter Champagner . . .

Aber ich träumte noch lange von der Heimat, die mich oben flüchtig gegrüßt hatte . .

Drei Monate später, als ich schon lange wieder den europäischen Winter atmete, las ich in einer Zeitung: „Der chilenische Hauptmann ist bei einem Fluge zwischen Valparaiso und Concepcion tötlich abgestürzt" . . .

Ikarus hat fallend sein Schicksal erfüllt . . .

7. Tropica

Über den fernen Bergketten der Anden wird der Himmel klar. Verliert den weißen Giftnebel, den Guayaquils Höllensümpfe am Tage ausbrüten. Tief unten im Süden wird das Kreuz entzündet. Vom Czimborasso, von der fernen Wunderstadt Quito her kommt der erste erlösende kühle Gletscherhauch.

Du warst tot den ganzen, langen Tag, solange diese entsetzliche Sonne ohne Erbarmen alles Leben tötete und nur fettes Sumpfkraut und in Schlangeneiern ekles Giftgewürm brütete. Du warst tot und starr, wie dieser eherne Gluthimmel tot und starr ist. Und nun erst weckt dich der erste kühle Lufthauch.

Horch, nun erwacht es auch da drüben. Im Sumpf brüllt der Bullockfrosch. Die Stadt, die wie ein aus der Lava befreiter Totenort dalag, beginnt sich zu regen. Das Restchen Dämmerung, das die Tropensonne dem müden Menschen gönnt, spielt über die endlosen Sümpfe und gibt ihnen etwas von den Farben der heimatlichen Ebene.

Nun zieht es heran, Boot auf Boot. Uralte Weisen erklingen, wie sie hier erklungen sein mögen, lange, bevor Pizarro das Inkareich in Blut ersäufte. Männer von unentwirrbarer Blutmischung, aber die braunen Körper von einer Schönheit, das Muskelspiel von einer Harmonie, wie ich es nie zuvor sah. Leichte, sorglose Naturkinder: die bunte Decke, armselig und fadenscheinig, umspielt den nackten Körper in Linien und Farben, die den Adel dieser Glieder zum Klassizismus steigern. Mädchen, fast nackt, blumenbekränzt. Das lacht und singt und lockt und jauchzt wie eine Bacchantinnenschar. Der kultiviertere Typ mit den strengen spanischen Zügen, in denen Sinnentaumel und mönchischer Fanatismus eine seltsame Hochzeit feiern ... Das alles zieht an dir vorbei in weichen lässigen Bewegungen, in denen ein ewiges Verlangen nach dem Leben liegt.

Bestrickender Blumenduft zieht schwer und süß herüber von den Gärten der Berge ...

„Des Westwinds Säuseln und des Baches Rieseln
Stimmen jede Fiber zur Entzückung,
Die Blumen duften auf den bunten Wiesen" ...

Oh, auch diese Nacht ist eine von jenen, die die Stirn mit Rosen kränzen! Es ist eine Sinnlichkeit in ihr, schwer und betäubend und verzehrend. Verzehrend und tötend. Wehre dich gegen diesen Zauber und du wirst ein Antlitz sehen, so grauenvoll und hart, daß du erbebst.

Gehe einmal im nüchternen Lichte des Tages durch jene Stadt, deren goldviolette Lichter dir jetzt in lockendem Farbenton herüberwinken. Du wirst kein Paradies sehen, du wirst irre Todesschreie hören. Du wirst Leichenzug auf Leichenzug sehen, alle mit jenen entsetzlichen engen südländischen Särgen. Denn Pest und Gelbfieber rasen durch die Gassen und raffen täglich ein halb

Hundert Menschen hin. Haben morgen vielleicht schon jenes wundervolle braune Geschöpf zerstört, das dir lachend zuwinkt, schön, wie der erste Frühlingstag.

Betritt nur jene Wiesen, die dir den Taumelduft wilder Hyazinthen herübersenden. Unter jeder Wunderblüte lauert der Kopf eines Giftreptils. Versuche es nur Mensch zu sein unter jenen braunen Gestalten, die dir wie harmlose Kinder des siebenten Schöpfungstages erscheinen. Sobald sie dich nicht mehr als Herren fürchten, fährt dir bei der ersten Gelegenheit ihr Messer in den Leib.

Frau Übersee, die Herrscherin über diese Lande, ist wie eine jener großen Fürstinnen, die ihre Liebhaber töten. Sie beschenkt dich heute mit nie gekanntem Glück, mit unerhörtem Sinnentaumel und küßt dir morgen lachend den Tod auf die verlangenden Lippen.

Schön ist ihr Reich in seinem ewigen Blühen und Schwellen, in Üppigkeit und Farbenglanz. Aber diese Schönheit ist erschöpft mit ihrer Exotik. Du wirst in ihm nie Orplid, dein Land sehen, wirst sie immer bewundern und nie lieben.

Ich bin durch Boliviens Wüsten geritten, ich sah Cuscos stolze Inkabauten, ich hörte in Quito und Riobamba noch das geheimnisvolle Flüstern und Raunen jener Zeiten, die lange vor der der Inkas liegen. Ich hörte den verborgenen Strom rauschen, der von den Quellen der roten Menschheit kommt. Ich hörte ihre Sagen und Lieder, deren Worte sie heute selbst kaum versteht. Ich habe mich diesen Dingen vorsichtig und ehrfürchtig genaht, wie man einer uralten, gewaltigen Kultur nahen muß. Ich habe mich wohl gehütet, mich von der befremdenden Stilisierung ihrer Kunst abschrecken zu lassen. Und schaudernd habe ich schließlich vor dem mystischen Wunder einer Kulturblüte gestanden, deren Größe wir nur zu ahnen vermögen, deren Wurzeln vielleicht zu den Uranfängen der Menschheit zurückführen.

Aber was ich vor Monaten ahnend voraussah, als ich Jensens „Exotische Novellen" las, ist mir hier zur selbsterlebten Gewißheit geworden. Wir haben mit dem Menschen der Tropen nicht viel mehr gemein, als die körperliche Ähnlichkeit. Gut und Böse, Schön und Unschön, Recht und Unrecht, diese Begriffe sagen uns etwas anderes, als ihm.

Wir trafen einmal in den weiten Sandwüsten von Eten nach langem Ritt, gut fünfzig Kilometer von jeder Menschensiedelung entfernt, auf die Ruinen einer uralten spanischen Kirche. Vor vierhundert Jahren mochte sie die Kapelle eines vorgeschobenen Postens gewesen sein, denn noch ließen sich die Fundamente einer Befestigungsmauer nachweisen. Wir traten ein.

Und da sah ich plötzlich den Kontrast zwischen uns und dem Menschen der Tropen symbolisiert. Auf der brüchigen Innenwand der Apsis waren die Rest eines Kruzifixes zu sehen. Es war nicht eben ein Meisterbild, und doch lag in dem Antlitz etwas von dem Heroismus duldender Liebe, der von Lionardos Brerafkizzen strahlt. Vielleicht, daß Pizarro einen verschollenen Schüler des Meisters hinübergenommen hat.

Und ich sah die Abendsonne das Antlitz neu beleben, dachte an den Siegesweg, den dieses duldende Lächeln gezogen ist. Und trat hinaus und sah die trostlose Wüste, die spärlichen Zwergpalmen, die rohen Gesichter der Eingeborenen, die uns begleiteten. Und dachte wieder an die blutende Liebe in den Zügen des Marterbildes da drinnen. Und nie ward es mir so klar, daß einstweilen Krieg ist zwischen unserer Welt und der hier. Daß einstweilen unsere Zivilisation und Kultur und alles, was dahinter liegt, diesen Ländern auffitzen wie einem Vierkantschädel ein zu enger Hut, den der erste Windstoß fortbläst. Entfernt die Reste reinen spanischen Blutes, nehmt die Europäer aus dem Lande, stellt alle Missionsbestrebungen ab, kurz: subtrahiert Europa von dem Riesenleib Südamerikas — und diese stolz sich als Kulturmenschen gebärdenden Bürger der Republiken Chile, Peru und Ekuador sitzen nach längstens sechzig Jahren wieder als schwermütige Wilde auf Bäumen und fressen Bananen.

Ob hier ein Entwicklungsprozeß zu höheren Formen im Gange ist, oder ob diese Welt ein für allemal der unseren verschieden sein wird, diese Entscheidung ist mir zu schwer. Einstweilen aber ist eine gähnende Kluft zwischen uns und ihnen. Und wer hier lebt, muß trachten, der Herr zu sein, unter allen Umständen.

Und das Resultat ist dann der Europäergrößenwahn, den man sich draußen mit einiger Sicherheit erwirbt . . .

Was tuts? . . .

Guayaquil, im Dezember.

8. Quarantäne

Ja, da war nichts zu ändern. Die Yankees sind bakterienfürchtige Leute und sperrten uns, die von dem pest- und fieberverseuchten Ecuador kamen, in Quarantäne ein. Auf einer der kleinen Inseln, die vor der Westmündung des werdenden Panamakanals liegen. Gut sechzig Menschen auf einem Fleck von 200 Metern im Geviert. In einer Hundebude, die sich Hotel nannte. Drei Mann in einem Zimmer, das weder Waschseinrichtungen hatte noch Klingeln. Denn wie kann man es wagen, einen freien Amerikaner herbeizuklingeln? Bedienung: schmierige, faule Nigger mit Ohrfeigengesichtern. Pensionspreis pro Tag fünf Dollar. Wenn man wenigstens dafür in einem guten, ehrlichen Heuboden gewohnt hätte. So aber war es dieses Hotel.

Die Gesellschaft? Du lieber Gott: ein deutscher Kaufmann aus Guayaquil, auf dessen Koffern stolz der Name prangt: Carlos . . . und dann folgt ein Familienname der Mießnickklasse. Aber natürlich Carlos. Denn es ist sicher schon drei Jahre her, daß der Mann in Ecuador lebt. Also Carlos . . .

Herr Carlos ist leider nicht ohne ebenbürtige Genossen. Was die Herren tun? Sie tun das, was den Deutschen im Auslande so ungemein beliebt macht: man spielt bis 12 Uhr nachts Skat, grölt mit Zotenlachen in dem

leichtgebauten Haus alle übrigen aus dem Schlaf und schwitzt übelriechend das unentbehrliche Bier aus. Aber gewiß, es ist ein unumstößliches Dogma: nur deshalb ist der Deutsche im Ausland so verhaßt, weil man ihn so ungeheuer beneidet. Ohne Zweifel.

Übrigens war einer dieser Herren ein Spanier, so stand es im Hotelbuch. Merkwürdig, Juden gibt es nun bald überhaupt nicht mehr. Es gibt nur noch Griechen, Italiener, Perser. Sehr beliebt ist es, Armenier zu sein. Und im Notfalle ist man Türke. Oder Bulgare. Aber Juden? Überwundener Standpunkt! Auf dieselbe Weise (und aus demselben Grunde stirbt auch der alte schöne Name Cohn aus nebst seiner K-Variante). Wer heißt heute noch Kohn? Man heißt eben Kaan, Kan, Kahn. Sehr beliebt ist auch Kohen und Kahane.

Dieser Herr war, wie gesagt, ein Spanier, Andalusier pur sang. Na ja.

Was ich tat? Was jeder in meiner Situation getan hätte. Ich pendelte zwischen Ärger und Langeweile hin und her. Den Rest des Tages, wenn über Columbien das allabendliche Gewitter niedergegangen war, ging ich an die See. An den ewig bleiernen, schläfrigen Pacific dieser Glutbreiten, der nichts von der nordischen Herbheit des Atlantik hat. Und ich suchte Muscheln oder träumte von Europa oder sah den Sprengarbeiten drüben am Kanal zu und freute mich, wenn die Sprengstücke in wundervollem Bogen die Luft durchschnitten und mit mächtigen Spritzgarben im Wasser aufschlugen.

Und so ward aus solch müdem Zeittotschlagen und einer (dank deutscher Rücksichtnahme schlaflosen) Nacht der erste Tag.

Und dann kam es so, wie es so oft geht in diesem Torenleben: man ist verdrießlich über irgendeine Situation, zählt die Stunden, die sie noch andauern wird: und dann kommt plötzlich, aus irdendeiner Ecke die Fügung und macht aus solcher Lethargie einen Freudentag.

So war es auch hier. Am Südhimmel war eine Wolke zu sehen. Und aus der Wolke wurde der Perudampfer „Urubamba". Und vom Dampfer „Urubamba" kamen neue Quarantänesträflinge, Menschen, die mir das Andenken an diese Tage lieb machen.

Sie kamen alle brav nacheinander den Landungssteg hinauf: der kleine, schwarze Belgier, Tyll Ulenspiegels lustiges Ebenbild. Der flinke, liebenswürdige Spanier, dieses Mal ein echter, von gutem, toledanischen Blut. Der kleine Ecuadorianer, der Quito mit Paris vertauschen will, und dem wir hinterher das beginnende Heimweh weglachen mußten. Da war ein Schweizer und Herr Nazur, der Türke mit den Augen, die immer zu weinen schienen. Und ein alter Franzos stieg gemächlich hinauf, ein ganz altmodischer Typ mit köstlich verschmitzten Äuglein und dem unerschöpflichen Schatz allerliebster zweischneidiger Bonmots. Zum Schluß aber kam ein langes, feierliches Lineal, Herr Mac Dougal aus Schottland, ernst und würdig anzusehen. Und dabei wurde er

gerade der frischste und lustigste von uns allen, ein famoser, elastischer, alterloser Bursch, der sich in Indien und Peru mit Tod und Teufel herumgeschlagen hatte.

Noch kamen sie alle getrennt, und jedem sah man den Ärger über die kommende Haft an.

Aber siehe da: noch in derselben Nacht hatten wir uns gefunden. Um 12 Uhr standen wir, weiß Gott, wie es kam, alle im Nachtgewand und furchtbar anzusehen in unserem Zorn auf dem Korridor und brachten die skatspielenden Deutschen zwangsweise zur Ruh. Durch Lichtlöschen und Wassergüsse.

Der gemeinsame Krieg hatte uns geeint. Und am nächsten Tage war uns diese höllenheiße Teufelsinsel Ekeby und wir waren seine Kavaliere, die in Jubel und Trubel Langweile und Heimweh totschlugen und diese würdige Yankeequarantäne auf den Kopf stellten.

Da wurde gezecht und Reden gehalten wie in einem Pariser Boulevardcafé. Und ein Zirkus wurde aufgebaut, in dem ein Jongleur auftrat, in dem Herrn Nazurs Harem (mit unseren bartlosen Gesichtern trefflich dargestellt) eine unverschämt feierliche Pantomime aufführte. Da gab es Wettboxen und Preisspringen. Und am kühlen Abend Wettläufe nackt am mondbeschienenen Strand, wie einst im eiskalten Nordwest bei Ridden. Und da gab es ein großes Preisschießen nach Rotweinflaschen, die der Schotte, der Franzose und ich unter würdigen Reden leer tranken.

Wir waren gute Kameraden, wir acht. Wir wußten wohl, daß morgen schon ein Krieg in Europa uns zu Feinden machen konnte. Wir hatten sicher sehr divergierende politische Ansichten. Und glitten doch klug über alles fort, was uns trennen konnte. Wir haben gezecht und gelacht und gesungen, aber keiner mutete dem anderen eine sentimentale Freundschaft zu. Wir wußten wohl, daß wir nach einer Woche uns alle würden vergessen haben, daß jeden das Leben seinen Weg führen würde. Und doch haben wir diese Tage lustig totgeschlagen und dieser weltverlassenen Insel unser Leben aufgezwungen.

Als wir frei wurden, haben wir dem wohlanständig amerikanischen Zug von Panama nach Colon zu nie gekanntem Leben verholfen. Und haben auch in Colon noch gute Kameradschaft gehalten, einer dem anderen nach Kräften geholfen, wo es nötig war. Haben Niggerpolizisten geärgert, die Heilsarmee gegen uns mobil gemacht und in den mondbeschienenen Spaniergassen Colons dem schönsten Mädchen ein Ständchen gesungen. Und noch jeden von uns, als ein Dampfer nach dem andern auslief, treu und lustig an Bord gebracht. Ohne sentimentalen Abschied. Zuletzt blieb der alte Franzos übrig und ich. Der eine feierte den Abschied mit Absynth, der andere mit ernsterem Rotwein.

Heute sind wir alle verstoben. Der eine wird bei Punta Arenas Schafe züchten, der andere in Paris Louvrebilder kopieren. Der Engländer wird in Indien Tiger schießen und der Franzose in Martinique Tunnel bauen.

Keiner wird je vom anderen hören. Was tuts? Wir waren acht fröhliche Menschen und bezwangen vier öde Tage kraft unser.

Ist es nicht genug?

Jamaica, an Bord des „Prinz Joachim".

9. New York

Jeden Tag halte ich Parade ab über New York. Dann stehe ich hoch oben auf der Brooklynbrücke und sehe auf den Strom hinab, der im eisigen Dezemberwest mit grauen Wogen geht, und auf die Fährboote, die mit irrsinniger Gelenkigkeit durcheinanderschießen. Auf die Turmhäuser, aus deren Spitze Dampffahnen flattern, die in den nächsten Sekunden in nichts verwehen und immer wieder neu hervorschlagen. Wenn dann diese himmelhohe Hängebrücke unter den unendlichen Ketten der Züge und Straßenbahnen zittert und donnert, spüre ich den tollen Synkopenrhythmus dieser Stadt. Dann ist es mir, als müßte man zu dem tiefen Baß, in dem sich das Tosen der Trains, das Tuten der Fähren, das Brüllen der Zeitungsjungen und die tiefen, quakenden Britenlaute vereinen, als müßte man zu diesem tiefen Unterton ein kecks Lied singen. Dann wird es mir klar, wie der Gassenhauer entsteht . . .

World! . . . Evening Post! Kleine Kerle, kaum vier Jahre alt, schreien sich, die Abendblätter im Arm, ihr Brot zusammen. Drüben auf der sicheren Rettungsinsel steht ein Mann mit großen Stapeln aller Zeitungen. Und wenn einer von den kleinen Burschen den Stoß von Blättern, den der Kinderarm kaum umspannen kann, sich vom Leibe geschrien hat, läuft er mit Kinderschritten, die zwischen diesen Autobussen, Trams und all den anderen modernen Ungeheuern unendlich komisch und kläglich zugleich wirken, zum alten Platz auf der Bordschwelle des Fahrdammes. Ist ihm dann ein Konkurrent zuvorgekommen, so wird der erste Erwerbskampf mit kleinen Kinderfäusten ausgefochten. Amerika ist hart wie Eisen, und auch für den kurzen Traum einer Kindheit ist hier kein Platz und keine Zeit . . . .

Wie merkwürdig uniformierend ist doch dieses amerikanische Straßenleben! An den bunten Wirbel von Brüssel und Paris denke ich dabei gar nicht. Wieviel liberaler und individueller aber ist selbst London in der Physiognomie seiner Straße! Die Oxfordstraße ist ein Symbol des Imperiums, auf ihren Trottoirs drängt sich der ganze bunte Farbentanz britischer Kolonialbewohner. New York ist mürrisch und farbenfeindlich, grau und nivellierend, wie der Nebel seiner Dezembertage. Aus allen Nationen fließt ihr der Menschenstrom zu. Und wenn die Tausende, die hier an mir vorbeifluten, nicht ihr heimatliches Idiom so rasch vergäßen, in dieser Stadt würden alle Sprachen Babels klingen. Am Broadway liegen die Häuser des Herrn Delgado aus Barcelona und des Herrn Gumbinner aus Neutomischel in friedlicher Nachbarschaft nebeneinander. Beide Herren kamen vielleicht einmal vor Jahren im Zwischendeck von Europa herüber, sicher mit sehr verschiedenem Äußern, mit anderen Gewohnheiten und Erinne-

rungen, jeder mit anderem Hassen und Lieben. Aber diese Stadt ist indifferent gegen alles, was wie eine Reminiszenz nationaler und persönlicher Eigenart aussieht: die erste Generation der Einwanderer mag noch ein Fünkchen von dem bewahren, was sie an diesen Dingen herüberbrachte. Die zweite aber hat sicher alles vergessen, spricht, denkt und sieht aus, wie alles hier: amerikanisch.

Ohne Zweifel, Stil hat auch dieses Leben. Denselben imponierenden, sachlichen Stil, wie die Architektur der aus Notwendigkeit und Proportionensinn geschaffenen Turmhäuser, die freilich mehr Wohnmaschinen als Wohnungen sind. Dieser Stil ist das bewußte feindliche Verbannen des Individuellen nicht nur, sondern auch des Dekorativen. Und eben diesen Stil sieht man in dieser unförmigen Menschenmasse wieder, wie man ihn am amerikanischen Geisteshimmel wiederfindet. Das Leben des Tages gehört der Tatsache. Und das seelische Verlangen stillt die Masse im Sensationellen, Exotischen oder . . . Sentimentalen. Nehmt eine dieser Tageszeitungen zur Hand, die die kleinen Menschen vor mir noch immer ausschreien: zwei Seiten Depeschen über den Balkankrieg, über die Börsenstimmung in Europa, zwei weitere Seiten amerikanische Interna, der Handelsteil und die Lokalnotizen. Für die Ergötzung des Geistes bleibt nur die übliche Geschichte von dem „horrible murder“ oder die welterschütternde Tatsache, daß Fräulein Gould im Januar statt im Februar heiraten wird. Die Stelle, wo wir in unseren Weltblättern den Essai, die Kritik suchen, wo wir den Pulsschlag unseres Geisteslebens ein wenig fühlen, diese Stelle fehlt. Manchmal freilich, wenn ein monströser Star aus Europa herkommt, wenn Caruso singt oder Strauß dirigiert, dann schreibt man eine Kritik. Als neulich Ysaie Beethovens Violinkonzert spielte, las ich solch ein Opus. Wenigstens den Anfang. Der lautete wörtlich: „Ysaie hat von allen europäischen Geigern bei uns das beste Reno.“ Bei dem Worte Reno ließ ich das Blatt still und resigniert sinken.

Und doch, und doch! Wer mit offenen Augen durch diese Stadt geht (und was für New York gilt, gilt für die ganze östliche Union), wer ein wenig tiefer blickt, wird eine alte (freilich wenig gekannte) Weisheit bestätigt finden, daß Phantasie und Gemüt, Geistes- und Kunstleben in ihren ererbten und neugeschaffenen Formen nicht Luxusdinge sind, die sich aus dem Menschenleben einfach ausschalten lassen. Sie sind am Ende physiologische Bestandteile unserer Welt, Dinge, ohne die wir nicht auskommen. Amerika hat sie ein und ein halbes Jahrhundert verbannt, ist wirtschaftlich und zivilisatorisch ohne Skrupel, ohne sentimentale Erinnerungen an Alt-Europas Kultur seinen geraden Weg gegangen und streckt heute, wo es das ist, was es ist, verlangend die Hände aus nach den einst verschmähten Göttern. Dieses Pilgern nach Baireuth und München, nach Venedig und Rom, das Ankaufen von Kunstwerken ist nicht nur die Protzengebärde von Herrn und Frau Snob. Es steckt am Ende darin eine ehrliche Sehnsucht, Geist und Gemüt und Phantasie zu atzen, die man so lange hat darben lassen, wie es der Dollar befahl.

Als ich neulich hier in ein einfaches Kino ging, fand ich nach dem üblichen süßlich-sentimentalen Zeug Bilder aus — Dantes Inferno. In der fünften Straße (in der Newyorks Millionäre nicht, wie man sich denkt, in Palästen oder Cottagevillen, sondern der Sparsamkeit wegen in hohen, schmalen Häusern mit Dreifensterfronten wohnen), sah ich neulich das Heim irgendeines Großhändlers. Es war ganz und gar gotisch, außen und innen: die Fassade, das Portal, der Türdrücker und das Treppengeländer. Selbst der Fahrstuhl war gotisch und ich vermute, daß auch alles weitere gotisch war (die Menschen freilich ausgenommen). Lacht, bitte, nicht. Liegt darin nicht bei aller Komik ein rührendes Verlangen nach einer Welt, die man einst selbst verbannte? Ein amerikanischer Journalist vom World sprach einmal mit mir über diese Dinge. Und was ich ahnend mir selbst gesagt hatte, hat mir dieser Mann ehrlich bestätigt: daß über Amerika leise, leise die große Ermüdung kommt, der Überdruß an der einseitigen Gestaltung des Lebens, das neben dem Dollar keinen anderen Gott duldet, daß in diesem Volk, das seine biologische Kraft in dem tollen Hetzen und Jagen nicht völlig verzehrte, nach allen zivilisatorischen Erfolgen der Wunsch mächtiger und mächtiger wird, im engeren Sinne ein Kulturvolk zu werden, wie die dort drüben.

New York ist mehr als eine Siedelung von drei oder vier Millionen Menschen. New York ist ein Prinzip. Das Prinzip der Zivilisation ohne Kultur. Und nun der Amerikaner das Experiment in diesem Sinne eine neue Welt zu schaffen durchgeführt hat, sieht man seine Verkehrtheit ein. Das Experiment war auf neuem Boden unternommen, auf dem keine überkommenen Kulturschätze zu verwüsten waren. Der Amerikaner hatte, als er es begann, nichts zu verlieren. Wir aber in Europa verwalten noch alten Kulturbesitz. Kein moderner, vorwärtsstrebender Mensch wird an eine Mumienkonservierung denken, wird verschmähen, was in Organisation, in Verkehr, in Technik geleistet wird. Aber vor dem sinnlosen, unnötigen Vergeuden alter, unersetzlicher Schätze sollten wir uns hüten. Amerika gibt zu denken!

Neben mir auf dem schmalen Fußgängerpfad flutet der Strom des Lebens stärker und stärker. New York ist müde, New York kehrt von der Arbeit heim. Nur die Fähren tuten noch unermüdlich. Dort hinten, wo sich am Wolworthbuilding eben die erste Lampenreihe entzündet, wo die Flußdampfer im Hudsonnebel verschwinden, liegt Hoboken, liegt das Schiff, das mich nach Europa zurücktragen wird. Das Schiff, das mir der erste Gruß von der Heimat ist.

Reichsspiegel

(vom 6. bis zum 18. Oktober)

Die Welfenfrage

Recht unerquickliche Erörterungen sind es, mit denen jetzt wieder die politische Welt anläßlich der braunschweigischen Frage beschäftigt ist. Endlich sind nun aus Gmunden neue Erklärungen erfolgt und der Öffentlichkeit übermittelt, die uns vor die Frage stellen, ob es daraufhin möglich sein wird, die Angelegenheit einem Ruhepunkt zuzuführen. Wie erwünscht das wäre, darüber wird wohl nirgends eine Meinungsverschiedenheit herrschen.

Die Grundstimmung der öffentlichen Meinung scheint mir eine gewisse Enttäuschung zu sein, daß die Sache einen solchen Ausgang genommen hat. Man hatte wohl gedacht, es werde alles in eitel Wohlgefallen enden. Die Enttäuschung äußert sich nun nach zwei Richtungen hin. Die einen wollen die schroffsten Saiten aufziehen und den Welfen recht energisch die Folgen ihrer Hartnäckigkeit fühlbar machen. Die anderen wollen nach Möglichkeit beschwichtigen und die Tatsache vertuschen, daß die Angelegenheit von vornherein wohl zu leicht genommen worden ist. Welche Stellung soll man jetzt dazu nehmen? Um den Ausgangspunkt der folgenden Betrachtung klarzustellen, muß ich sagen, daß ich mich nicht zu den Enttäuschten rechnen darf. Ich habe seinerzeit die vorbehaltlose Freude und Genugtuung, die bei Veröffentlichung der Verlobung der Prinzessin Viktoria Luise fast in der gesamten bürgerlichen Presse geäußert wurde, nicht begriffen. Man verstehe dies nicht falsch! Wohl bin ich zu sehr Monarchist vom alten Schlage und zu sehr innerlich interessiert für das Wohl und Wehe des Hauses Hohenzollern, um nicht mit menschlicher Teilnahme und aufrichtigen Wünschen die an sich herzerfreuende Tatsache zu begrüßen, daß unsere Kaisertochter ihrer Neigung folgen durfte und einem jungen Fürstensohn die Hand reichen sollte, der ihrer in jeder Beziehung würdig ist und menschliche Sympathie verdient. Aber wie man dieses Ereignis auch als politisch wünschenswert bezeichnen und daran die Hoffnung auf endgültige Lösung der Welfenfrage knüpfen konnte, das war mir unverständlich.

Es mag, vom Standpunkt der Regierenden aus gesehen, angenehmer sein, künftig von einem Prätendententum äußerlich unbehelligt zu bleiben; wer aber die politische Eigenart unseres Volkes etwas genauer studiert, der wird es für unsere innere nationale Entwicklung ersprießlicher halten, wenn die öffentliche Aufmerksamkeit von Richtungen, die unseren alten nationalen Schwächen schmeicheln und unserer politischen Erziehung abträglich sind, nicht abgelenkt wird. Es ist bei der deutschen politischen und nationalen Indolenz gar nicht nötig und wünschenswert, daß bei uns im Innern jede Unebenheit schnell zugedeckt wird, obwohl sie in Wahrheit gar nicht beseitigt ist. Freilich gewinnt man heute den Eindruck, als ob über das Wesen der von der Welfenpartei drohenden Gefahr vielfach recht krause Vorstellungen bestehen. Recht zahlreich scheinen die Leute zu sein, die von der Sorge bewegt sind, es könne eines Tages wirklich der Versuch gemacht werden, das Königreich Hannover gewaltsam wiederherzustellen. Wenn eine derartige Sorge begründet sein sollte, so müßten vorher noch viele andere Voraussetzungen erfüllt sein, an die in absehbarer Zeit gar nicht zu denken ist. Nein, so einfach und äußerlich läßt sich der vom Welfentum angestiftete und drohende Schaden nicht umschreiben. Es sind zersetzende Wirkungen mannigfacher Art, durch die wertvolle Kräfte brachgelegt und in falscher Richtung entwickelt werden; das Verständnis geschichtlicher Vorgänge wird dadurch unterbunden, unzählige Nebenwirkungen gemeinschädlicher Natur werden gefördert. Und wenn der Ausgangspunkt der Bewegung ein legitimistischer Idealismus ist, dem man seine Achtung billigerweise nicht versagen kann, so sind viele ihrer Ausstrahlungen leider ganz anderer Art, sie werden aber durch den glänzenden Schild jenes achtungswerten Welfentums mitgedeckt und sind eben dadurch um so wirksamer und gefährlicher als Nährboden der verbohrten und verbissenen Eigenrichtigkeit, die in der deutschen Geschichte stets eine verhängnisvolle Rolle gespielt hat. Daß diese ganze Gefahr nicht durch eine dynastische Aussöhnung beseitigt werden konnte, war vorauszusehen; dann wäre es aber sehr viel besser gewesen, man hätte die Dinge gelassen, wie sie waren; sie waren dann wenigstens klar, einfach und für jedermann verständlich.

Nun ist es aber anders gekommen. Die Vermählung des Prinzen Ernst August hat eine neue Lage geschaffen, und nun steht die Frage im Vordergrunde: Was soll geschehen? Es ist verständlich, daß viele die Forderung erheben: Vor allem konsequent bleiben! Will der Prinz nicht in aller Form auf sein Recht an dem ehemaligen Königreich Hannover verzichten, so bleibt es eben bei dem bisherigen Zustande; von einer Thronbesteigung in Braunschweig kann dann nicht die Rede sein. Es ist das ein Standpunkt, dem man auch im Privatleben häufig begegnet, der Standpunkt des nicht gehörten Warners: „Ihr hättet das voraussehen sollen, ihr habt aber nicht gehört, nun seht zu, wie ihr herauskommt!“ Da muß doch mit allem Nachdruck gesagt werden, daß man sich in politischen Dingen auf einen solchen Standpunkt nicht stellen kann. Politik treiben heißt auf dem Boden der jeweiligen Wirklichkeit die weiteren Ent-

wicklungen und Lösungen suchen, die wir für unser Volk und Vaterland am nützlichsten halten, nicht aber sich in Vorstellungen festbeißen, die einmal vielleicht berechtigt und richtig waren, jetzt aber nicht mehr die Grundlage unserer Meinungen bilden können, weil sich in der Wirklichkeit die Verhältnisse eben verschoben haben. Manche sagen jetzt: das Geschehene war ein Fehler, zu dem sich der Kaiser durch sein väterliches Gefühl, durch seinen ritterlichen Sinn und vielleicht noch durch andere Erwägungen und Einflüsse drängen ließ, aber das sind dynastische Angelegenheiten, und was gehen die das deutsche Volk an? Die Verhältnisse liegen jetzt noch genau so wie zur Zeit des letzten Bundesratsbeschlusses, und dementsprechend muß auch jetzt der Bundesrat handeln.

Eine solche Auffassung ist meiner Ansicht nach unhaltbar. Dynastische Vorgänge und Interessen entscheiden heute nicht mehr allein über Völkerschicksale, aber sie einfach eliminieren zu wollen, noch dazu in einer Thronfolgefrage, ist eine Unmöglichkeit. Der Kaiser hatte ein unbestreitbares Recht, über die Hand seiner Tochter und über die Beziehungen seines Hauses zum Welfenhause zu verfügen, soweit nicht staatliche Rechte und Verträge in Frage kamen. Gab es eine verfassungsmäßige Handhabe zum Widerspruch, so konnte sie natürlich gebraucht werden. Ist dergleichen aber nicht möglich oder nicht geschehen, so fehlt vollends jede Möglichkeit, hier einen Unterschied zu machen zwischen dem Kaiser und dem deutschen Volke. Man kann also nicht sagen, wie man es jetzt von verschiedenen Seiten hört: die Grundlage sei ein förmlicher Verzicht des Herzogs von Cumberland auf Hannover für sich und seine Nachkommen; so lange diese Grundlage nicht geschaffen sei, komme alles, was zwischen Berlin und Gmunden in letzter Zeit verhandelt und erklärt worden sei, gar nicht in Betracht, und der Bundesratsbeschluß vom 28. Februar 1907 könne nicht abgeändert werden. In Wahrheit sind die letzten Erklärungen, die von Gmunden aus abgegeben worden sind, von sehr wesentlichem Einfluß auf die Lage.

Um dies näher zu erläutern, müssen wir kurz auf die Bundesratsbeschlüsse zur braunschweigischen Frage zurückgehen. Nach dem Tode des Herzogs Wilhelm von Braunschweig am 18. Oktober 1884 hatte der Herzog von Cumberland durch ein „Besitzergreifungspatent" sein Recht auf die Thronbesteigung in Braunschweig notifiziert. Dieses Recht auszuüben, sah er sich jedoch durch die Schritte der braunschweigischen und preußischen Regierung behindert. Den vorläufigen Abschluß der nun anschließenden Erörterungen der braunschweigischen Frage bildeten die auf preußischen Antrag gepflogenen Verhandlungen des Bundesrats, die am 2. Juli 1885 in dem Beschluß endeten: „die Überzeugung der verbündeten Regierungen dahin auszusprechen, daß die Regierung des Herzogs von Cumberland in Braunschweig, da derselbe sich in einem dem reichsverfassungsgemäß gewährleisteten Frieden unter Bundesgliedern widerstreitenden Verhältnisse zu dem Bundesstaate Preußen befindet und im Hinblick auf die von ihm geltend gemachten Ansprüche auf Gebietsteile dieses Bundes-

staates, mit den Grundprinzipien der Bündnisverträge und der Reichsverfassung nicht vereinbar sei."

Dieser Bundesratsbeschluß, der die Grundlage der ganzen Frage bildet, enthält keine bestimmte Forderung über die Form und Art, wie das die Behinderung bildende Verhältnis geändert oder beseitigt werden könnte. Der Herzog von Cumberland selbst aber hat in den folgenden Jahren keinen Schritt getan, der irgendeine Änderung begründet hätte. Nur seine Bereitwilligkeit, die Reichsverfassung anzuerkennen, hat er einige Jahre später ausgesprochen, aber in einem Sinne, der sich mit dem vom Bundesrat aufgestellten Begriff nicht in allen Konsequenzen deckte. So ist es nicht zu verwundern, daß der im Jahre 1906 nach dem Tode des ersten Regenten von Braunschweig, Prinzen Albrecht von Preußen, unternommene Versuch des Herzogs, den Thron von Braunschweig wenigstens für sein Haus zu gewinnen, ohne selbst auf Hannover verzichten zu müssen, eine Ablehnung erfuhr, die den neuen Bundesratsbeschluß (vom 28. Februar 1907) als eine Verschärfung des früheren erscheinen läßt. Der Herzog von Cumberland hatte am 2. Oktober 1906 an den Kaiser folgendes geschrieben:

„Es ist mein Wunsch, eine endgültige Ordnung der Regierungsverhältnisse im Herzogtum Braunschweig auf dem Wege herbeigeführt zu sehen, daß ich und mein ältester Sohn, Prinz Georg Wilhelm, unsere Rechte auf die Regierung im Herzogtum auf meinen jüngsten, nach dem braunschweigischen Hausgesetz volljährigen Sohn, den Prinzen Ernst August, übertragen, und daß dieser als Herzog die Regierung übernehme. Mir und meinem ältesten Sohne, sowie dessen Deszendenz würde die Sukzession in Braunschweig für den Fall vorbehalten bleiben, daß die Linie meines jüngsten Sohnes erlöschen sollte."

Nach Versicherung von eingeweihten und hinsichtlich ihrer Zuverlässigkeit und Ehrenhaftigkeit nicht anzuzweifelnden Parteigängern des Welfenhauses war dieses Schreiben so gedacht, daß es den Prinzen Ernst August gewissermaßen aus dem Bereich der Ansprüche auf Hannover herausheben und ihm dadurch die Thronbesteigung in Braunschweig ermöglichen sollte. Denn der Herzog ging von dem Gedanken aus, daß er ein alter Mann sei und Prinz Georg Wilhelm bei seinem Gesundheitszustand keine Hoffnung auf Nachkommenschaft habe. Aber der Herzog und seine Ratgeber hatten den Eindruck des Schreibens nach außen falsch berechnet. Hatten sie gemeint, der Aufrechterhaltung der Ansprüche auf Hannover durch ihre Beschränkung auf den Herzog und seinen ältesten Sohn das Bedenkliche nehmen zu können und dem Prinzen Ernst August dafür freie Bahn zu schaffen, so war die Wirkung eine ganz andere. Man glaubte darin die Absicht zu sehen, in der Form einer scheinbaren Befriedigung der Forderung des Bundesrats das Festhalten an den hannoverschen Ansprüchen in verschleierter Form erst recht zu betonen. Manches, was damals hinter den Kulissen spielte, schien diesen Eindruck noch zu bekräftigen. In

bundesfürstlichen Kreisen spielte man mit der Anschauung, als ob das preußische Königshaus eine Art von moralischer Verpflichtung habe, das angebliche „Unrecht von 1866" zu sühnen. Unter solchen Umständen hatte der damalige Reichskanzler Fürst Bülow durchaus recht, sich scharf und fest auf den Boden des Bundesratsbeschlusses von 1885 zu stellen und ihn dahin zu ergänzen, daß, solange der Herzog von Cumberland nicht für sich und sein ganzes Haus für alle Zeiten auf Hannover verzichtet habe, auch ein anderer Prinz dieses Hauses nicht in Braunschweig regieren könne.

Die Motive, die im Jahre 1907 eine etwas schärfere Stellung gegenüber den Wünschen des Welfenhauses herbeiführten, sind zweifellos jetzt nicht mehr vorhanden. Daß der Herzog von Cumberland nach seiner ganzen Vergangenheit Bedenken tragen muß, durch einen förmlichen Verzicht auf seine Ansprüche einen vernichtenden Schlag gegen Leute zu führen, die seinem Vater und ihm fast durch ein halbes Jahrhundert Treue gehalten haben, wird allgemein verstanden. Während er aber früher sorgfältig jede Zusicherung vermied, die ihn in der Geltendmachung seiner Ansprüche hätte hindern können, überdies persönlich in seinem Verhalten dem Kaiser gegenüber eine Form wählte, die vielleicht bei Würdigung seiner besonderen Lage nicht so ungünstig ausgelegt zu werden brauchte, aber doch zunächst den Eindruck der Feindseligkeit machte, so ist das jetzt anders geworden. Wir haben nicht nur mit der Tatsache der persönlichen Aussöhnung zu rechnen, die bei dem Charakter des Herzogs jedenfalls feindselige Schritt efortan ausschließt, sondern wir wissen jetzt auch, daß der Herzog die Ansprüche, auf die er freilich nicht förmlich verzichtet hat, keinesfalls geltend machen will. Dies läuft in der Praxis für seine Person auf einen Verzicht hinaus. Prinz Ernst August ist jetzt der einzige Erbe seiner Ansprüche. Auch für ihn liegen Erklärungen vor, die einem Verzicht insofern gleichkommen, als sie ihn persönlich für alle Zeit zur Nichtgeltendmachung der Ansprüche verpflichten. Die Gründe also, die in dem grundlegenden Bundesratsbeschluß von 1885 als Hindernisse für die Thronbesteigung in Braunschweig bezeichnet wurden, sind wenigstens für die Praxis insofern beseitigt, als die Rechte des Welfenhauses zwar theoretisch festgehalten, aber in Wirklichkeit nicht geltend gemacht werden. Das genügt aber, um dem Bundesrat ohne Verlassen des 1885 festgestellten Standpunktes die Möglichkeit zu geben, daß er die Behinderung der Thronbesteigung als nicht mehr vorhanden ansieht.

Mehrfach ist der Einwand erhoben worden, daß, solange der förmliche Verzicht nicht ausgesprochen worden sei, die Ansprüche der Welfen jederzeit wieder aufgenommen werden können. Das ist richtig, aber daran würde auch ein Verzicht nichts ändern. Die Geschichte bietet unzählige Beispiele, daß ein späteres Geschlecht erklärt, sich durch den Verzicht eines Vorfahren nicht gebunden zu fühlen. Auf diesem Gebiet werden alle Rechtsfragen am letzten Ende zu Machtfragen. Was wir vernünftigerweise verhindern müssen, das ist nur, daß ein Anspruch, den wir im Interesse des Staates ablehnen und zurückweisen

müssen, wirklich geltend gemacht werden kann. Dafür ist dem Welfenhause gegenüber innerhalb der Grenzen des Menschenmöglichen gesorgt. Wollen wir mehr tun, so gibt es nur noch eins, daß wir nämlich klipp und klar und endgültig das Welfenhaus vom braunschweigischen Thron überhaupt ausschließen. Daran aber kann niemand denken, und dafür würde auch der Bundesrat nicht zu haben sein.

Die Gefahr der Welfenpartei bleibt natürlich bestehen, und wir müssen sie weiter bekämpfen. Aber auch hier dürfen wir nicht immer nur daran denken, wieviel günstiger die Lage gewesen wäre, wenn die Annäherung zwischen Hohenzollern und Welfen nicht erfolgt wäre, sondern der richtig formulierte Gedanke lautet so: Nachdem einmal diese Annäherung erfolgt ist, geben wir den Welfen nur ein neues Agitationsmittel an die Hand, wenn wir die praktisch doch sehr bedeutungsvollen Erklärungen des Gmundener Hofes anzweifeln und für nichts halten. Aus allen diesen Gründen wäre zu wünschen, daß die braunschweigische Frage zum Abschluß kommt. W. von Massow

* * *

Unsre Leser werden sich erinnern, daß wir in unsern Forderungen weiter gehen als der verehrte Verfasser obiger Ausführungen. Wenn auch in den letzten Tagen aufklärende Veröffentlichungen stattgefunden haben, möchten wir doch glauben, uns mit dem, was Herrn von Massow befriedigt, nicht begnügen zu dürfen. G. Cl.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Wirtschaft

Entwicklung der privaten deutschen Lebensversicherung im Jahre 1912. Von den im Jahre 1912 tätigen 43 privaten deutschen Lebensversicherungsinstituten — 16 Gegenseitigkeitsanstalten und 27 Aktiengesellschaften — wurden in der großen Lebensversicherung 1,3 Milliarden Mark neu abgeschlossen. Der Gesamtbestand an regulären Kapitalversicherungen stieg von 13,1 Milliarden Mark Ende 1911 auf 13,8 Milliarden Mark Ende 1912.

Die Gesamteinnahmen betrugen 761,7 Millionen Mark, davon entfielen auf Prämien 554,8 Millionen Mark, auf Zinsen und sonstige Einnahmen 206,9 Millionen Mark. Unter den Ausgaben stehen die Zahlungen an die Versicherten im Betrage von 317,9 Millionen Mark an erster Stelle. Die gesetzlich vorzunehmende Erhöhung der Prämienreserven er-

Name der Gesellschaft (A = Aktien-, G = Gegenseitigkeits-Gesellschaft)		in der Todesfallversicherung: Zu erledigende Anträge in Millionen Mark	Vorzeitiger Abgang in % der im Laufe des Jahres versichert gewesenen Summe	Reinzuwachs in Millionen Mark	Gesamter Kapital-Versicherungsbestand in Millionen Mark	Extra- und Dividendenreserven[1] in Millionen Mark	Überschußüberweisung an die Todesfallversicherung einschließlich vorweg überwiesener Zinsen in % der gewinnberechtigten Prämien im Durchschnitt der Jahre 1907 bis 1912
1		2	3	4	5	6	7
Viktoria-Berlin	A	?	3,3	131,6	1448,4	78,2[2]	29,0[3]
Gothaer	G	89,8	1,0	35,4	1132,0	58,6	30,4
Alte Stuttgarter	G	115,7	0,8	60,1	1077,8	73,5	33,3
Alte Leipziger	G	89,3	1,1	39,9	1026,5	69,5	31,1
Germania-Stettin	A	91,2	1,2	34,7	925,1	41,1	28,5
Karlsruher	G	67,5	1,1	33,9	784,4	46,4	30,3
Nordstern-Berlin	A	71,7	2,8	24,5	606,0	19,7	19,4[4]
Friedrich Wilhelm-Berlin	A	114,2	4,8	56,9	424,9	40,0	Plan A 23,7[4] „ B 31,0[4]

[1]) Bei den Aktiengesellschaften einschließlich des eingezahlten Aktienkapitals.

[2]) In der regulären Kapitalversicherung, hierunter 7 200 000 Mark (Aktienkapital, Reservefonds und Gewinnreserven), die zugleich für das hohe Risiko der Volks-, Renten-, Unfall-, Haftpflicht- und Transportversicherung haften.

[3]) Für das Jahr 1912 ist dabei die gewinnberechtigte Prämie geschätzt.

[4]) Für Versicherungen ohne Vorbehalt.

forderte 212,5 Millionen Mark. Die Verwaltungskosten machten im Durchschnitt bei den 16 Gegenseitigkeitsanstalten 7,59 Prozent und bei den 27 Aktiengesellschaften 12,64 Prozent der Jahreseinnahmen aus. Nach Abzug aller Ausgaben verblieb ein Jahresüberschuß von 134,7 Millionen Mark. Davon wurden den Versicherten zur späteren Dividendenverteilung überwiesen 126,4 Millionen Mark — bei den 16 Gegenseitigkeitsanstalten 63,5 Millionen, bei den 27 Aktiengesellschaften 62,9 Millionen. Die Aktionärdividenden beanspruchten 9,3 Millionen Mark — 20,5 Prozent des eingezahlten Aktienkapitals. Das Gesamtvermögen der 43 Privatinstitute belief sich Ende 1912 auf 5,7 Milliarden Mark. Unter den Verpflichtungen bilden die Prämienreserven im Betrage von 4,6 Milliarden Mark den Hauptposten. An Extra- und Dividendenreserven waren 863,5 Millionen Mark vorhanden. In der vorstehenden Tabelle sind für die vier größten Gegenseitigkeitsanstalten und vier größten Aktiengesellschaften die wichtigsten Geschäftsergebnisse in 1912 enthalten. Die letzte Spalte — Überschußüberweisung in Prozenten der dividendenberechtigten Prämieneinnahme — gilt allgemein als der sicherste Maßstab für die Beurteilung der dauernden Billigkeit einer Lebensversicherungsanstalt.

Das Erbrecht des Reiches und die Geburtenzunahme. In Heft 37 der Grenzboten wurde der Vorschlag des Generalleutnants Ratgen besprochen, der Geburtenabnahme im Elsaß dadurch zu steuern, daß man von Nachlässen der Eltern, die weniger als vier Kinder haben, einen Teil dem Staat überweist. Es wurde dargelegt, daß nicht nur im Elsaß, sondern auch in Preußen und im Reich ein beständiges Sinken der Geburtenziffer zu beklagen ist. Das eben erschienene Statistische Jahrbuch für das Deutsche Reich von 1913 liefert den Beweis, daß die rückläufige Bewegung durchaus nicht zum Stillstand gekommen ist. Nach Seite 20 des Jahrbuches stellen sich nämlich die Zahlen für die letzten vier Jahre wie folgt:

1908	2 076 660	Geburten
1909	2 038 857	„
1910	1 982 836	„
1911	1 927 039	„

Es kamen also auf 1000 Einwohner:

1908	33	Geburten
1909	32	„
1910	30,7	„
1911	29,5	„

Im Jahre 1911 sind 149 621 Kinder weniger geboren, als im Jahre 1908. B.

Schöne Literatur

Franz Michael Felder: Sämtliche Werke. Herausgegeben im Auftrage des Franz-Michael-Felder-Vereins zu Bregenz. 1. bis 4. Band. Herausgegeben von Hermann Sander. Leipzig, Hesse u. Becker, 1910 bis 1913.

Im Mai 1867 brachten die Grenzboten unter dem Titel „Zwei Geburtstage eines Bäuerleins" selbstbiographische Skizzen eines einfachen achtundzwanzigjährigen Bregenzerwälder Bauern Franz Michael Felder, dessen schriftstellerische Tätigkeit besonders in Norddeutschland damals großes Aufsehen erregte. Von Geburt schwächlich, ist Felder als ein Sorgenkind wenig begüterter Eltern in dem von Welt und Verkehr abgeschlossenen Bauerndörfchen Schoppernau im hintersten Bregenzerwald aufgewachsen. Frühzeitig entwickelte er sich zu einem Sonderling, der an den Spielen und Freuden der übrigen Dorfkinder keinen Anteil nahm. Um so mehr entstand in dem jungen Bauernburschen eine leidenschaftliche Neigung zu Büchern, die ihm eine neue Welt erschlossen. Mit unermüdlichem Eifer suchte er sich über alles Rechenschaft zu geben und erwarb sich bei seiner hohen Begabung und seinem reifen Verständnis für Zeit und Kulturfragen in kurzer Zeit ein staunenswertes Wissen auf den verschiedensten Gebieten. Als ihn später die tägliche Bauernarbeit in Feld und Wald öfter mit den Dorfbewohnern zusammenführte, lernte er deren materielle und geistige Bedürfnisse kennen und entdeckte jene weite Kluft, durch die sein Heimatdorf immer mehr von der Kulturwelt abgeschlossen wurde. Da erwachte in ihm das ernste Pflichtbewußtsein, seinen Nebenmenschen zu helfen. Die wirtschaftliche Lage seiner Landsleute zu bessern, die harten Gegensätze von Bildung und Beschränktheit, Armut und Reichtum auszugleichen und den Bauer in die Kulturströmung hineinzuziehen, war fortan seine

einzige Lebensaufgabe, der er sein leider nur kurzes Leben widmete. Er wollte ein Oswald für sein Heimatdorf werden, wie ihn Zschokke im „Goldmacherdorf" schildert.

So trat Felder nach vieljähriger Zurückgezogenheit in eifrigen Verkehr mit seinen Landsleuten; bei den täglichen Zusammenkünften lenkte er die Unterhaltung auf allerlei wichtige Tagesfragen, die dann allgemein besprochen und verhandelt wurden, und weckte so das schlummernde Interesse für gemeinsames geistiges und wirtschaftliches Streben. Aber nicht überall wurden seine sozial-politischen Ideen und Pläne mit gleichem Verständnis und Wohlwollen aufgenommen. Nach dem alten Sprichworte „nemo propheta in patria" blieben ihm arge Enttäuschungen nicht erspart. Der ehrgeizige Kleingeist mancher eitlen Bauern, die auch den Dorfpfarrer für sich zu gewinnen wußten, duldete es nicht, daß sich einer als Führer und Berater über die anderen erhebe; am allerwenigsten aber durfte dies ein junger verspotteter und verhöhnter Sonderling wagen, auf den man überall mit Fingern zeigte. Man begegnete daher Felders Bestrebungen nicht nur mit dem größten Mißtrauen, sondern lehnte sie von vornherein ab, weil Felder der Anreger war. Bald standen sich zwei Parteien gegenüber, die in den folgenden Jahren jenen erbitterten Kampf führten, in dem die ruhige Überlegung der blinden Leidenschaft weichen mußte und das Sachliche dem Persönlichen geopfert wurde. Ja es kam schließlich so weit, daß Felder es für gut fand, das Heimatdorf auf einige Zeit zu verlassen, bis sich die erregten Gemüter wieder etwas beruhigten.

Daß Felders schriftstellerische Tätigkeit unter solchen Verhältnissen von seinen eigenen Landsleuten nicht entsprechend gewürdigt wurde, ist leicht begreiflich. Seine Werke durften weder gekauft noch gelesen werden; dafür sorgten die erfinderischen Gegner, die in den Schriften neue Angriffspunkte suchten und entdeckten. So mußte Felder auf den Beifall seiner Landsleute verzichten, während er in Deutschland überraschende Erfolge erzielte und sich [rasch den Ehrenplatz neben Auerbach", und Jeremias Gotthelf in der deutschen Literatur erwarb. Den Wandergang in seine eigene Heimat konnte der lang verkannte und verbannte Dichter erst viele Jahre nach seinem Tode antreten.

Am 5. März 1910 wurde in Bezau ein Franz-Michael-Felder-Verein gegründet, der die durch Anton E. Schönbach angeregte Volksausgabe von Felders Werken ermöglichte. Hermann Sander, der dem verstorbenen Dichter im neunten Jahresbericht der Feldkircher Realschule 1869 einen warmen Nachruf gewidmet und diesen später zu einer wertvollen Biographie umgearbeitet hat, wurde mit der Herausgabe betraut und hat seine Aufgabe glänzend gelöst, indem er den einzelnen Bänden aufschlußreiche Einleitungen vorausschickte und dem Texte die notwendigen sachlichen Erklärungen beifügte. Die Ausgabe umfaßt vier Bände. Der erste Band enthält die Selbstbiographie „Aus meinem Leben", die vom Dichter als Manuskript hinterlassen erst 1904 durch Anton E. Schönbach in den „Schriften des literarischen Vereins in Wien" veröffentlicht wurde. Die literarhistorische Einleitung über Felders Bedeutung als Dichter wurde aus der Ausgabe Schönbachs in die Volksausgabe übernommen. Der zweite und dritte Band bringt die Romane „Arm und Reich" und „Sonderlinge", während im vierten Band alle kleineren Erzählungen, Schilderungen, soziale, politische und biographische Schriften und einige dichterische Versuche aufgenommen wurden.

Felder schildert in seinen Werken fast nur Selbstgeschautes und Selbsterlebtes aus seiner unmittelbaren Umgebung. Dieser innige Zusammenhang von Leben und Dichtung weckt beim Leser das aufrichtige Verlangen, auch den Menschen Felder genauer kennen zu lernen, der sich in den Briefen an Rudolf Hildebrand und Kaspar Moosbrugger, aus denen Sander manche Stellen anführt, am besten offenbart. Es wäre daher wünschenswert, wenn dieser umfangreiche Briefwechsel, der für den Literarhistoriker einen besonderen Wert hat, im Anschluß an die Volksausgabe veröffentlicht würde. Dann erst können wir die Entwicklung und den Werdegang Felders verfolgen, der sich unter den schwierigsten Verhältnissen in einem abgeschlossenen Bauerndorf, das er zeitlebens nur zweimal auf kurze Zeit verließ, einzig und allein durch selbsttätiges Schaffen zu

einer hohen Lebensauffassuug emporgerungen hat. Während er die harten Arbeiten der kleinen Bauernwirtschaft selbst verrichten und für den Unterhalt seiner Lieben sorgen mußte, schuf er jene Werke, durch die er die Aufmerksamkeit der ganzen literarischen Welt auf sich lenkte. Wenn auch die spannende Verschlingung der Handlung bei den größeren Werken etwas zu wünschen übrig läßt, so ist und bleibt Felder ein gewandter Erzähler und Darsteller, der leider noch nicht dreißig Jahre alt starb, bevor sein hohes Talent vollkommen ausreifen konnte. Um so mehr Bewunderung und Anerkennung verdient das große Lebenswerk, das er seiner Nachwelt hinterließ. Möge daher der im Leben viel verfolgte Bauer, Dichter und Volksmann durch die erste Volksausgabe nach seinem Tode im ganzen deutschen Volke, vor allem aber in seinem eigenen Heimatlande Vorarlberg eine siegreiche Auferstehung feiern.

Hugo Häusle in Czernowitz

Kulturgeschichte

„Das Biedermeier im Spiegel seiner Zeit." Briefe, Tagebücher, Memoiren, Volksszenen und ähnliche Dokumente, gesammelt von **Georg Hermann.** Deutsches Verlagshaus Bong u. Co., 1913. (2 Mark, geb. 3 Mark.)

Auch in der kulturgeschichtlichen Betrachtung gilt das Sprichwort „sage mir, mit wem du umgehst, und ich werde dir sagen, wer du bist". Denn wenn wir den Geist einer Epoche kennen lernen wollen, so werden wir nicht nur den Spuren folgen, die sie in schriftlichen und sonstigen Denkmalen hinterließ, sondern wir werden uns auch fragen: was war ihr Ideal, wohin verlegte sie am liebsten ihre Träume, welcher vergangenen Periode fühlte sie sich am meisten verwandt, zu welcher am meisten hingezogen? So war für die Renaissance, für die deutsche Klassik das Altertum das große Vorbild, so das Mittelalter für die Romantik. Denn eine Zeit vermag wohl zu fühlen, was ihr fehlt, und wieder und wieder richtet sie die Blicke auf ein Ideal, das in der Vergangenheit liegt, das sie oft nach den eigenen Wünschen und Bedürfnissen umbildet, und so gibt sie selber dem späteren Betrachter die Möglichkeit, ihr innerstes Streben, ihre geheimste Sehnsucht zu erkennen.

Pädagogium

Zwischen Wasser u. Wald äusserst gesund gelegen. — Bereitet für alle Schulklassen, das Einjährigen-, Primaner-, Abiturienten-Examen vor. Auch Damen-Vorbereitung. — Kleine Klassen. Gründlicher, individueller, eklektischer Unterricht. Darum schnelles Erreichen des Zieles. — Strenge Aufsicht. — Gute Pension. — Körperpflege unter ärztlicher Leitung.

Waren in Mecklb.
am Müritzsee.

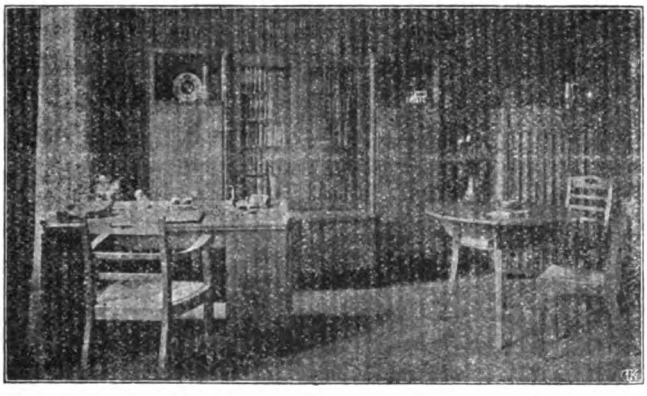
Unsere Zeit, deren fortschreitende Mechanisierung und Materialisierung zu beklagen schon fast trivial geworden ist, hat eine seltsame, halb sentimentale und halb ironische Vorliebe für die stillen Jahre von 1815 bis 1847, die man wohl auch mit dem — eigentlich satirisch gemeinten — Namen „Biedermeier“ bezeichnet. Man kann nicht genau sagen, wann diese Vorliebe sich zuerst weitere Kreise gewann, ob dies durch den starken Einfluß der Jahrhundertausstellung und der kulturgeschichtlichen Romane aus der Biedermeierzeit geschah, oder ob diese schon ein gleichgestimmtes Publikum fanden — jedenfalls ist diese „Mode“ ebenso charakteristisch wie ihr leise beginnendes Verschwinden, das sich in mancherlei Zeichen ankündigt. Man beginnt allgemach zu entdecken, daß die Vorstellung, die wir uns von jener Zeit gemacht hatten, doch eine recht einseitige sei, daß sie viel reicher, viel komplizierter, viel bewegter war, als wir zuerst glaubten — und so wird auch das vorliegende Buch, in dem eine fast überreiche Fülle von charakteristischen und intimen Zeitdokumenten gesammelt ist, manchem Leser eine große Überraschung bereiten. Es ist nun freilich einer der besten Kenner, der uns in diese bunte, lebensvolle und doch so fremdartige Welt einführt, uns mit ihrem häuslichen Leben, ihren Festen, ihren künstlerischen, sozialen, ihren wissenschaftlichen und politischen Bestrebungen vertraut macht. Charakteristischerweise nehmen die Kapitel, die sich mit sozialen und politischen Dingen befassen, nur einen verhältnismäßig geringen Teil des Buches ein — trotz der starken politischen Unterströmung hemmte die Behörde durch alle ihr zu Gebote stehenden Machtmittel, nicht zum letzten durch die Zensur, alle Beschäftigung mit diesen Fragen, unterstützte aber gern das Interesse für Kunst — das sie als ein ungefährliches Ventil betrachten mochte —, vor allem die überschwängliche Begeisterung für Theater und Ballett, von der uns hier einige recht bezeichnende Beweise mitgeteilt werden. Aber es wäre unmöglich, im Rahmen eines kurzen Referates all die Dinge zu berühren, die den Leser fesseln werden. Dazu ist der Inhalt des Buches zu reich, zu vielgestaltig,

Werkstätten Bernard Stadler

Paderborn Zusammenarbeiten von Kaufmann, Künstler und Handwerker; im neuzeitlichen Geiste durch Max Heidrich entworfene Zimmereinrichtungen; gediegen, bequem, von durchdachter Zweckmäßigkeit und Sachlichkeit, in sich schön durch die Wirkung des Holzes und die feinfühlig abgewogenen guten Verhältnisse der Formen. Einzelanfertigung in verständnisvollem Eingehen auf besondere Wünsche. Besonders preiswert:

Bürgermöbel

Vollständige Zimmer für etwa 300 bis 1000 Mark. Teppiche, Bezug-Stoffe, Beleuchtungskörper, auserlesenes kunstgewerbliches Kleingerät



Lieferung frei in die Wohnung.

Preisbuch T 3 mit 170 Abbildungen Preis 1 Mark

Berlin W. 30 · Bremen · Düsseldorf · Hamburg · Leipzig

Traunsteinerstr. 6 Georgstr. 64 Bleichstr. 6 Bergstraße 12/14 i. H. Aug. Polich

und eben darum ist es auch keins von denen, die man schnell durchfliegt, sondern eins, in dem man gern wieder blättert, um immer neue Züge zu finden, die unser Bild der Biedermeierzeit bereichern. Es ist nicht für den Forscher geschrieben, mehr für den gebildeten Leser, den die tieferen Wurzeln unserer Kultur interessieren, dem aber der Beruf und die Fülle der modernen literarischen Erzeugnisse nicht erlauben, sich in die Vergangenheit zu vertiefen; aber auch der Kenner der Zeit von 1815 bis 1847 wird für manche ihm unbekannte Nachricht, für manches Zitat aus verschollenen oder schwer erreichbaren Werken, für Mitteilungen aus der literarischen Kleinkunst der Orakelpuppen und Stammbücher dankbar sein, wenn er auch bedauern mag, daß der Herausgeber, wie es die Art solcher Sammelwerke bedingt, so stark hinter seinem Stoff zurücktreten mußte.

Dr. D. Meyer in Berlin

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 36/37.

Busch Prismen-Binokel

sind als
erstklassig
weltbekannt.

Bei allen Optikern vorrätig.

Letzter Katalog mit Neuheiten kostenlos durch

Emil Busch, A.-G., Rathenow
Optische Industrie.

Gegründet 1800. Gegründet 1800.

Deutſche Rheinmündung

Einige Betrachtungen über die militäriſche Seite des Problems

Von Dr. Adolf Coppius in Berlin-Charlottenburg

Der Gedanke der Schaffung einer Kanalverbindung großen Stils vom Rhein zur deutſchen Nordſee, um dem Rhein einen unabhängigen deutſchen Auslaß zur See zu geben, hat ſeit mehr als Jahresfriſt den Anlaß zu vielfachen Erörterungen über das Für und Wider in der Öffentlichkeit gegeben. Die außerordentliche Tragweite dieſes Projektes für unſere Volkswirtſchaft hat ihm viele Freuude und Förderer geſchaffen. Freilich fehlt es auch nicht an Gegnern.

Bei den bisherigen Erörterungen wurden in erſter Linie und überwiegend die in Betracht kommenden Fragen der deutſchen Verkehrs- und Wirtſchaftspolitik behandelt, während die daneben konkurrierenden militäriſchen Intereſſen kaum geſtreift worden ſind. In der Tat liegen ja die politiſchen, verkehrs- und wirtſchaftspolitiſchen Fragen dem Publikum viel näher, liegen ſozuſagen auf der Hand. Einen wie großen Wert es für die deutſche Volkswirtſchaft haben würde, wenn ein erheblicher Teil unſeres gewaltigen, ſich aus dem Weſten Deutſchlands über die niederländiſchen Häfen bewegenden überſeeiſchen Handels und Verkehrs, von dieſen nach einem deutſchen Seehafen abgelenkt, und ſo von fremder Tributpflicht unabhängig gemacht werden könnte, iſt ſo ſelbſtverſtändlich, daß es kaum einer näheren Begründung bedarf. Der Verfaſſer glaubt deshalb in ſeinen Ausführungen um ſo mehr davon Abſtand nehmen zu können auf dieſe Seite des Projektes einzugehen, als die einſchlägigen Fragen ſchon, wie erwähnt, mehrfach in der Preſſe behandelt worden ſind. Dagegen hält er es für weſentlich, die öffentliche Aufmerkſamkeit auf die mit der Schaffung eines unabhängigen deutſchen Rheinauslaſſes zur See verbundenen wichtigen militäriſchen Intereſſen hinzulenken.

Bekanntlich hat sich zur Förderung des Planes eines auch für mittlere Seeschiffe benutzbaren Wasserweges vom Rhein zur deutschen Nordsee ein Verein gebildet, der zu seinen Mitgliedern einflußreiche Interessenten aus den beteiligten Wirtschaftsgebieten Deutschlands zählt und für welchen die Fürsten zu Salm-Salm, zu Bentheim und Steinfurt, und zu Salm-Horstmar die Ehrenmitgliedschaft angenommen haben. Bekannt ist auch, daß vom Verein zwei Projektentwürfe für den zu schaffenden neuen Wasserweg der Öffentlichkeit unterbreitet sind, deren Verfasser auf verschiedenem Wege eine Lösung zu erreichen versuchen. Ohne für einen derselben Stellung zu nehmen, darf sich der Verein der begründeten Erwartung hingeben, daß die Königliche Staatsregierung, die besonders bei der gelegentlichen Erörterung des Gedankens einer unabhängigen Wasserverbindung zwischen Rhein und deutscher Nordsee im preußischen Abgeordnetenhause durch den Mund des Herrn Ministers der öffentlichen Arbeiten ihr lebhaftes Interesse für diese wichtige nationale Angelegenheit bekundet hat, demnächst an der Prüfung und Fortsetzung der Projektierungsarbeiten durch einen staatlichen Wasserbautechniker sich beteiligen werde. Über den Stand der Angelegenheit ist den Mitgliedern des Vereins in der im Mai in Köln abgehaltenen Hauptversammlung Bericht erstattet worden. Außerdem ist bei dieser Gelegenheit im Gefolge eines Referates über den Rhein—Nordseekanal vom verkehrspolitischen Standpunkte aus, von sachverständiger militärischer Seite zum ersten Male die militärische Bedeutung einer solchen Wasserstraße eingehender beleuchtet worden. Um die breitere Öffentlichkeit hiermit bekanntzumachen, verlohnt es sich wohl darauf zurückzukommen, wie überhaupt hiermit einige Betrachtungen über eine deutsche Rheinmündung im Kriegsfalle zu verknüpfen.

Die praktische Verwendung der vorhandenen Wasserstraßen im Kriegsfalle hat bis jetzt noch nicht in der Weise stattgefunden, daß daraus nennenswerte Erfahrungen hätten abgeleitet werden können. Um daher der Zahlung eines Lehrgeldes, das unter Umständen sehr hoch zu stehen kommen könnte, enthoben, und für alle Fälle auch in dieser Hinsicht gerüstet zu sein, sollte mit allen Kräften und zur Verfügung stehenden Mittel an ihren Ausbau gegangen werden.

Es steht fest, daß wir in einem künftigen Kriege ganz andere Truppenmassen werden bewegen müssen, als im Jahre 1870. Bei der Schnelligkeit, mit der die Mobilmachung vor sich geht, kommt nun freilich die Benutzung von Wasserstraßen für den ersten Aufmarsch nicht in Betracht, wohl aber für die Beförderung von Verpflegungsmitteln, Kriegsmaterialien und Munition, also für Massengüter, welche entsprechend der vermehrten Kopfzahl der Heere von Anfang an gewaltigen Umfang annehmen werden. Tritt bei diesen Nachschüben eine Verzögerung oder gar ein Versagen ein, wie es sich in der Gegenwart bei der Führung des Krieges der Türkei geltend machte, könnte hierdurch der Ausgang unvorteilhaft bestimmt werden. Aber nicht nur im Anfangsstadium eines Krieges werden heute die Bahnen vollauf in Anspruch

genommen sein, auch in seinem weiteren Verlauf sind hochangespannteste Leistungen von ihnen zu fordern, so daß der, obgleich geminderte Privatgüterverkehr, will er nicht ins Stocken geraten, zweckmäßig den Wasserweg einschlägt.

Ferner ist der Transport von Verwundeten und die Errichtung von beweglichen Lazaretten, wie Magazinen zu berücksichtigen. Besonders hierfür eignen sich die Wasserstraßen, wie das bereits der Krieg gegen Frankreich, in welchem der Rhein solchen Zwecken diente, gezeitigt hat, während die Ausnutzung der französischen Wasserstraßen, vornehmlich des Rhein—Marnekanals, nicht erfolgte, wodurch wir mancher Transportschwierigkeiten enthoben wären.

Dies Unterlassen hat nur ergeben, welche wertvollen Dienste Wasserstraßen im Kriege zu leisten vermögen. Ihren Ausbau schon in Friedenszeiten, damit sie den Schienenweg im Ernstfalle ergänzen, zu fördern, und so gleichzeitig für die Erhaltung der kämpfenden Truppen, worauf die gesamte Kriegsführung sich stützt, vorzusorgen, muß eine dringende Mahnung an die Gegenwart sein. Wenn bereits Friedrich der Große, der sich im Schlesischen, wie im Siebenjährigen Kriege in ausgiebiger Weise der Elbe wie der Oder bediente, von letzterer als der „Nährmutter" der Armee sprach, so dürfte dadurch die hohe Bedeutung, welche den Wasserwegen überhaupt im Ernstfalle beizumessen ist, in das rechte Licht gerückt sein.

Der Wert der Wasserstraßen für einen Krieg wird sich nun nach ihrem Lauf, aber auch nach ihrer Lage richten. Es ist daher in erster Reihe nötig, in solchen Gegenden bestehende Wasserverbindungen auszubauen, oder neue zu schaffen, für welche schon heute die Vermutung eines künftigen Kriegsschauplatzes spricht. Deutschland muß in dieser Beziehung, darüber herrscht wohl ganz allgemein nur eine Ansicht, auf seine Westgrenze bedacht sein und hier, wo möglicherweise mit einem künftigen Aufmarsch zu rechnen ist, bereits im Frieden hinlängliche Verkehrsmittel in Bereitschaft halten.

Für solchen Fall wird sich das Vorhandensein eines Kanals von der Emsmündung zum Rhein und damit in das Herz unserer Schwerindustrie hinein als durchaus zweckmäßig erweisen. Es ist phantastisch für ihn Dimensionen zu fordern, die sich denen des Kaiser-Wilhelmskanals nähern, ihn also zur Befahrung von Kriegsschiffen größten Stils befähigen sollen; phantastisch aus dem Grunde, weil die Natur einer solchen Ausführung Schranken entgegensetzt, welche nur durchbrochen werden könnten unter Aufbringung ganz riesenhafter Mittel, der kein preußischer Minister jemals wird zustimmen. Wohl aber ist demgegenüber einer Wasserstraße das Wort zu reden, welche sich Größenmassen anpaßt, wie sie mittlere Seedampfer besitzen, beziehungsweise auch für solche befahrbar ist, die nach ihren Größenverhältnissen geeignet sind rheinaufwärts zu verkehren.

Eine derartige Wasserstraße möchte auch unserer Marine Dienste erweisen. Wenn immerhin, wie wohl anzunehmen ist, unsere Marineverwaltung in aus-

giebigster Weise Vorkehrungen getroffen hat, daß ihr Bedarf durch Anhäufung von Kohlenvorräten für den Ernstfall gedeckt ist, so würde doch fraglos für die Ergänzung und Wiederauffüllung ein Wasserweg, der die Verbindung mit dem Kohlenrevier herstellt, von Bedeutung sein. Gleichfalls läßt es sich wohl nicht von der Hand weisen, daß das Vorhandensein solchen Kanals für etwa erforderlich werdende Nachschübe an Kriegsmaterialien in die Marinedepots unter Umständen von erheblichem Nutzen sein kann. Es ist außerordentlich bezeichnend, daß ähnliche Momente schon zu Anfang der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts der Düsseldorfer Mulvany, ein geborener Ire, der damals bereits eifrigst diese Kanalidee propagierte, in einem Schreiben an die Handelskammer für Ostfriesland und Papenburg gedachte, und gerade mit Rücksicht auf dauernden Nachschub jeglicher Art Kriegsbedarf für die Marine ihr eine noch größere Bedeutung in Kriegszeiten als für merkantile Zwecke in Friedenszeiten beimaß.

Es berührt indes eigentümlich, wenngleich die tieferen Gründe leicht zu durchschauen sind, daß gerade in jener Gegend, in der einst dieser weitblickende Wirtschaftspolitiker lebte, sich Interessenkreise finden, die dem Kanalprojekt weniger Sympathie zuwenden. Man scheint sich offenbar der Erwägung zu verschließen, daß in erster Linie gerade diese Gebiete im Kriegsfalle außerordentlich empfindlich durch den Mangel verfügbarer Verkehrsmittel getroffen werden können.

Die militärische Bedeutung, welche dem Rhein—Nordseekanal innewohnt, dürfte bei Erwägung aller einschlägigen Gesichtspunkte für unseres Reiches Zukunft doch recht schwer ins Gewicht fallen. Wenn demgegenüber aber kürzlich dies Projekt derart hingestellt wurde, daß es für den Ernstfall gar keine Vorzüge böte und daher keine Daseinsberechtigung habe, so muß eine solche Behauptung angesichts der bestehenden Verhältnisse etwas eigenartig anmuten. Diese letzteren aber drängen auf Schaffung einer deutschen Rheinmündung, eines Kultur- und Nationalwerkes ersten Ranges. Bedeutet doch, das sei nicht vergessen, eine deutsche Rheinmündung nicht mehr und nicht weniger als ein ganz erhebliches Plus in der Machtbilanz des Deutschen Reiches.

Ritualmord und Blutaberglaube

Von Dr. Albert Hellwig in Berlin-Friedenau

Seit acht Jahrhunderten taucht bald hier bald dort das Gespenst eines Ritualmordes auf, eines Mordes, begangen angeblich von Juden an unschuldigen Christenknaben, unter gewissen religiösen Zeremonien zur Gewinnung von Blut zur Beimischung unter die Osterbrote am Passahfest. In früheren Jahrhunderten fast allgemein geglaubt, nicht nur von dem ungebildeten Pöbel, sondern auch von den Geistlichen und Gelehrten, von Medizinern und Juristen für eine unumstößlich feststehende Tatsache gehalten, ist der Glaube an einen Ritualmord auch heute noch nicht völlig geschwunden. Die große Erregung, die sich in den letzten Jahrzehnten mehrfach weiterer Kreise bemächtigt hat, als Mordtaten den alten Glauben an einen Ritualmord wieder wachriefen, — ich erinnere an den Xantener Knabenmordprozeß im Jahre 1892 gegen Buschoff, an den Polnaer Prozeß gegen Hilsner im Jahre 1900, an die Untersuchung des Konitzer Mordes an dem Gymnasiasten Winter in demselben Jahre, sowie an den Kiewer Prozeß wegen Justschinski, der gerade in diesen Tagen die Augen der ganzen Kulturwelt nach dem Osten lenkt — die große Erregung, sage ich, die sich in diesen Fällen breitester Volksschichten bemächtigt hat, zeigt zur Genüge, daß wir auch heute noch keineswegs berechtigt sind, den Glauben an einen Ritualmord als einen überwundenen Standpunkt zu betrachten. Leider kann man nicht einmal behaupten, daß nur die untersten Volksschichten in diesem Glauben befangen sind.

Diese hartnäckige Erhaltung eines derartigen Glaubens, die demjenigen, welcher mit dem Volksaberglauben sich näher beschäftigt hat, allerdings keineswegs so seltsam und eigenartig erscheint, wie dem Nichteingeweihten, läßt es als nicht nur berechtigt, sondern geradezu als unerläßlich erscheinen, sich die Frage vorzulegen, ob denn wirklich dieser Glaube nicht einen berechtigten Kern

habe; und wenn man zu dem Ergebnisse kommt, daß es tatsächlich einen jüdischen Ritualmord nicht gibt und nicht gegeben hat, weiter danach zu fragen, wie sich die hartnäckige Erhaltung dieses Aberglaubens erklärt.

Wer einen Einblick in die schon eine kleine Bibliothek füllende Literatur über diese Frage gewonnen hat, der weiß, daß wohl nur bei wenigen Problemen hüben und drüben fast durchweg mit einer solchen Leidenschaftlichkeit gekämpft worden ist, wie bei dem Ritualmordproblem, und daß es infolgedessen fast unmöglich erscheint, sich ein auf Tatsachen gegründetes Urteil über das Ritualmordproblem zu bilden.

Und doch ist es heute möglich, eine Theorie über die Ritualmordfrage aufzustellen, die mehr als eine bloße Hypothese ist, die jedenfalls nach dem heutigen Stande unseres Wissens darauf Anspruch machen kann, die Frage zu entscheiden, ob es wirklich jüdische Ritualmorde gibt oder jemals gegeben hat, oder nicht.

Aber nur dann wird man die Ritualmordfrage in ihrer geschichtlichen Entwicklung wirklich verstehen und das, was an der Beschuldigung möglicherweise wahr ist, ausscheiden können, wenn man psychologisch geschult und besonders auch mit den Forschungen der letzten Jahrzehnte über die Aussagepsychologie von Grund auf vertraut ist, und wenn man überdies noch die volkskundliche und völkerkundliche Literatur über den Aberglauben, namentlich den auch im zwanzigsten Jahrhundert noch überaus lebenskräftigen kriminellen Aberglauben vollkommen beherrscht.

Da immer noch in den weitesten Volksschichten, und nicht nur im Osten Europas, sondern auch in Österreich sowie bei uns, über den Ritualmord Anschauungen herrschen, deren Ursprung auf das Mittelalter zurückgeführt werden kann, dürfte es angebracht sein, einmal den Versuch zu machen, von obigen Gesichtspunkten aus zur Klärung der Frage beizutragen. Dies erscheint um so wünschenswerter, als der Kiewer Ritualmordprozeß durch die Gutachten eines russischen Geistlichen und eines russischen Psychiaters, sowie durch die in den Zeugenaussagen zum Ausdruck kommenden Volksanschauungen und Volksphantastereien sicherlich sein Teil dazu beitragen wird, daß der Ritualmordgedanke wieder mit größerer Lebendigkeit auftaucht. Erfahrungen, die man im Anschluß an den Polnaer Ritualmordprozeß gemacht hat, lassen es als nicht unwahrscheinlich erscheinen, daß in den nächsten Jahren der Ritualmordgedanke mehr noch als bisher die Masse beherrschen und zu unerfreulichen Erscheinungen führen wird. Da dürfte es denn die Pflicht eines jeden Kundigen sein, der sich seiner Verantwortlichkeit bewußt ist, zur Aufklärung weiterer Kreise über diese Frage beizutragen.

Befriedigendes über das Ritualmordproblem zu sagen, ist eigentlich erst in den letzten Jahren möglich geworden, seitdem eingehende Untersuchungen anerkannter Kenner des jüdischen Schrifttums den Nachweis erbracht haben, daß in den jüdischen Religionsschriften Anschauungen, die den Glauben an

einen Ritualmord stützen könnten, sich nicht vorfinden, seitdem auch mehrere eingehend in voller Öffentlichkeit verhandelte Prozesse der letzten Jahre samt und sonders das Ergebnis gezeitigt haben, daß von einem Ritualmord dem ganzen Sachverhalt nach nicht die Rede sein konnte. Volkskundliche und völkerkundliche Forschungen haben aber den überraschenden Nachweis erbracht, daß Aberglaube mannigfachster Art ein allgemein-menschliches Erbteil zu sein scheint, daß insbesondere auch der Blutaberglaube in seinen verschiedensten Formen allüberall nachweisbar ist, daß auch bei den Juden Blutaberglauben und andere abergläubische Vorstellungen sich vorfinden, und daß selbst schwere Formen des Aberglaubens sich in einer früher kaum geahnten Fülle auch bei den modernen Kulturvölkern bis auf den heutigen Tag erhalten haben.

Sowohl in Xanten, als auch in Polna und in Konitz haben die berufenen Organe der Strafrechtspflege nach sorgfältigen Untersuchungen, unterstützt durch die Darlegungen der ärztlichen Sachverständigen, mit aller Entschiedenheit erklärt, daß es nicht nur nicht erwiesen sei, daß ein Ritualmord vorliege, sondern daß sogar der Beweis des Gegenteils völlig einwandfrei geführt worden sei. Wo es, wie in dem Xantener und Polnaer Falle möglich ist, auf Grund der stenographischen Verhandlungsberichte oder der Aktenauszüge und Gutachten der Sachverständigen die Frage nachzuprüfen, muß man sich, wenn man nicht für alle Gegenargumente blind ist, zugestehen müssen, daß diese Ansicht der Staatsanwaltschaft durchaus in den Tatsachen begründet ist. Aber auch in dem Kiewer Fall gestatten schon die bekannt gewordenen, einwandfrei festgestellten Umstände den Schluß, daß auch hier mit der Möglichkeit eines Ritualmordes ernstlich nicht zu rechnen ist. Es ist nach der Kritik, die auf der diesjährigen Versammlung der Deutschen Gesellschaft für gerichtliche Medizin von Professor Ziemke und anderen Autoritäten an den Obduktionsprotokollen und an den Gutachten in dem Kiewer Fall geübt worden ist, und nach den im Manuskript gedruckten, mir zugänglich gewesenen Gutachten hervorragender deutscher, österreichischer, französischer und englischer Gelehrter über diese Frage mit Sicherheit anzunehmen, daß auch in Kiew die Haltlosigkeit des Ritualmordglaubens von neuem für jeden, der Ohren hat zu hören und Augen hat zu sehen, klar erwiesen werden wird.

Daß die Prozesse der letzten Jahrzehnte, über die uns genauere Daten zur Verfügung stehen, sich bei genauerer Betrachtung als eigentliche Ritualmordprozesse in keinem einzigen Falle herausgestellt haben, beweist allerdings noch nicht, daß Ritualmorde noch nie und nirgends vorgekommen sind, und noch viel weniger ist die erwähnte Tatsache natürlich geeignet, die absolute Unmöglichkeit eines Ritualmordes darzutun.

Daß ein eigentlicher Ritualmord, das heißt ein von jüdischen Religionsgesetzen anerkannter Mord zur Gewinnung von Christenblut zur Verwendung bei religiösen Zeremonien, in das Reich der Fabel gehört, das ergibt sich erst aus der von christlichen Gelehrten in sorgsamer Weise vorgenommenen Durch-

forschung der einschlägigen jüdischen Religionsschriften. Insbesondere verweise ich auf die sorgfältigen, völlig tendenzlosen Untersuchungen des Berliner Theologen Professor Strack, der nicht eine einzige Stelle aus der jüdischen Literatur beibringen kann, die einen Anhaltspunkt für eine derartige Beschuldigung der jüdischen Religion geben würde. Wenn das Gegenteil behauptet wurde, wie dies unzählige Male, vom Mittelalter an bis auf unsere Tage geschehen ist, so hat unbefangene Nachprüfung immer wieder festgestellt, daß es sich entweder um absichtliche Fälschungen und bewußte Entstellungen gehandelt hat, oder um Mißverständnisse mancher schwieriger Quellenstellen. Strack bringt sogar eine Reihe von Belegen dafür bei, daß nach dem ganzen Zusammenhange der in der jüdischen Religionsliteratur sich vorfindenden Anschauungen über Blut und Blutgenuß es an und für sich schon höchst unwahrscheinlich sei, daß der Ritualmordgedanke in dem jüdischen Religionssystem enthalten sei. Auf diese zuletzt erwähnte Tatsache wird man allerdings, wie wir weiter unten sehen werden, allzu großes Gewicht nicht legen dürfen. Entscheidend für uns ist die Tatsache, daß trotz der Jahrhunderte alten Blutbeschuldigung sich noch niemals irgendeine Quellenstelle hat nachweisen lassen, welche diese Blutbeschuldigung als berechtigt erscheinen lassen würde.

Wie erklärt es sich nun, daß trotz dieser Unhaltbarkeit der Blutbeschuldigung seit Jahrhunderten immer wieder von neuem der Ritualmordgedanke auftaucht, in zahlreichen Prozessen eine Rolle gespielt hat, und auch heute noch in den Köpfen herumspukt? Erst wenn wir dieses Problem befriedigend gelöst haben, können wir sagen, daß das Ritualmordproblem völlig geklärt ist.

Wenn wir der Frage näher treten, wie sich die Entstehung dieses Volksglaubens erklärt, so werden wir auf zweierlei Gedankenkreise hinweisen müssen; einmal auf die Rolle, welche das Blut im Aberglauben der Naturvölker sowohl, wie auch der Kulturvölker spielt, und zweitens auf die gleichfalls universale Erscheinung, daß man Fremde, insbesondere, soweit sie einer anderen Rasse oder einer anderen Religion angehören, von jeher mit besonderem Mißtrauen betrachtet hat und ihnen alles Schlechte zuzutrauen pflegt.

Was zunächst den ersten Gedankenkreis anbetrifft, so ist es einem jeden mit ethnologischen oder volkskundlichen Forschungen Vertrauten eine nur allzu bekannte Tatsache, daß das Blut allüberall auf dem ganzen Erdenrund als ein besonderer Saft gilt, dem mannigfache Zauberkräfte eigen sind. Wenn man daran denkt, daß in primitiven Verhältnissen der Mensch sich tagtäglich, im Kampfe sowohl wie auf der Jagd, davon überzeugen mußte, daß das Bestehen des Lebens an die Erhaltung des Blutes gebunden, daß mit einem größeren Blutverlust stets eine schwere Schädigung aller Lebensäußerungen, wenn nicht gar völliger Verlust des Lebens gegeben ist, so ist es nur zu verständlich, daß aus derartigen Beobachtungen heraus ganz unvermittelt die Anschauung erwuchs, das Blut sei der Träger allen Lebens, das Leben mit allen seinen mannigfachen Erscheinungsformen sitze im Blut, so daß dieses eigentlich der stoffliche

Repräsentant des Lebens sei. Deshalb hat von jeher in der Heilbehandlung das Blut eine große Rolle gespielt, wie Professor Magnus klar nachgewiesen hat. Die überaus zahlreichen Materialien, welche die volkskundlichen Forschungen der letzten Jahrzehnte ergeben haben, sind von Hovorka und Kronfeld in ihrem bekannten Werke über die Volksmedizin systematisch zusammengestellt worden. Aus ihm ergibt sich mit voller Klarheit, daß die Anschauung primitiver Völker über die Heilwirkung des Blutes auch in den unteren Schichten der modernen Kulturvölker noch überaus lebenskräftig sich erhalten hat. Das Blut ist jedoch nach dem primitiven Volksglauben nicht nur ein ausgezeichnetes Heilmittel, sondern — und das hängt eng damit zusammen — gleichzeitig auch ein vorzügliches Zaubermittel. Wie die Beobachtungen bei den Kulturvölkern der Jetztzeit erwiesen haben — ich verweise auf die zahlreichen Materialien bei Westermarck —, glaubt man wohl allgemein, daß die Seele des Menschen auch nach seinem Tode noch an dem Blute hafte und daß es daher möglich sei, durch Trinken des Blutes, durch Beschmieren des Gesichts mit dem Blute Erschlagener, oder durch ähnliche Zeremonien die Seele des Verstorbenen sich dienstbar zu machen, und dadurch allerlei Kräfte und Zaubergaben zu gewinnen, über die man sonst nicht verfügt. Auch dieser Glaube an die Zauberkraft des Blutes ist, wie gleichfalls über allen Zweifel festgestellt ist, noch im modernen Volksglauben lebendig. Nur mit einigen wenigen bezeichnenden Beispielen sei es gestattet, diese dem Laien meistens unbekannten Tatsachen zu belegen.

Am 3. Juli 1891 wurde in dem Dorfe Stary Sfallmann im Gouvernement Kasan die Leiche eines sechsjährigen Mädchens gefunden. Es ergab sich, daß ihr die Kehle durchschnitten und die Brust- und Magenhöhle geöffnet war. Das Herz war aus der Leiche herausgenommen und fortgebracht. Es wurde festgestellt, daß dies Verbrechen gemeinschaftlich von einem Mann und seinem Sohne verübt worden war, und zwar, um den Vater dadurch von einer Krankheit zu kurieren, daß er das Herz des Mädchens aufäße. Zahlreiche Fälle sind auch in den letzten Jahrzehnten in Rußland bekannt geworden, in welchen Diebe Leichenschändungen begangen haben, um sich nach altem Volksglauben — der übrigens auch bei uns bekannt ist — aus Menschenfett ein sogenanntes Diebslicht zu fertigen. Diese Kerze aus Menschenfett soll die für lichtscheues Gesindel angenehme Eigenschaft haben, diejenigen, die sie sich als Opfer ausersehen haben, so einzuschläfern, daß der Diebstahl unentdeckt verübt werden kann.

Vielfach glaubt man auch, man könne sich von der Hexerei befreien, wenn man die Hexe blutig schlage, und mit ihrem Blute den Behexten bestreiche. Weit verbreitet ist dieser Glaube auch heutigen Tages noch namentlich im Osten Deutschlands. So schlugen beispielsweise im Januar 1874 ein Landschullehrer im Kreise Straßburg und seine Frau auf den Rat einer Wahrsagerin ihre eigene Tante mit der Feuerzange, bis Blut floß, mit welchem sie dann ihr vermeintlich von der Mißhandelten behextes Kind benetzten. Derartige Fälle sind vielfach vorgekommen. So wurde im Jahre 1868 einem schon längere Zeit

kranken Bauern in Jaschhütte eingeredet, er sei von einer ihm gegenüber wohnenden Verwandten behext. Die Hexe wurde veranlaßt, in die Wohnung des Besessenen zu gehen und ihm von ihrem Blute zu trinken zu geben. Sie erbot sich, mit einer Nadel am Arm zu ritzen. Das genügte aber nicht, da das herausquellende Blut kein „natürliches" war. Die angebliche Hexe wurde daher gezwungen, sich durch rohe Faustschläge das rettende Blut aus der Nase entlocken zu lassen, sich über das Bett des Behexten zu legen und das Blut in seinen aufgesperrten Mund fließen zu lassen. Die Behexung schien denn auch zu weichen, denn der Behexte äußerte bald nach dieser Labung: „Nu wart mi beeter!" Das noch fließende Blut wurde für etwaige Rückfälle in einer Tasse aufbewahrt. Die Schuldigen wurden von dem Kreisgericht Berent zu drei Monaten Gefängnis verurteilt. Ein ganz analoger Fall fand am 13. Juni 1904 vor dem Landgericht zu Thorn seine Sühne. Diese wenigen, aus der unendlichen Fülle der Literatur aufs geradewohl herausgegriffenen Fälle mögen genügen, um darzutun, daß der Glaube an die Heil- und Zauberkraft des Blutes keineswegs nur vergangenen Kulturepochen angehört.

Der zweite Gedankengang, der bei der Blutbeschuldigung gegen die Juden zweifellos eine erhebliche Rolle gespielt hat, ist gleichfalls auf uralte, primitive Anschauungen zurückzuführen, nämlich auf die Scheu und Furcht vor allem Fremden, die gleichfalls mit dem Zauberglauben, der das ganze soziale Leben der Naturvölker durchsetzt, aufs innigste zusammenhängt. Man glaubte nämlich ursprünglich allgemein, daß der Fremde, der Nichtstammesangehörige, insbesondere, wenn er einer anderen, dem Volke vielleicht sogar durch Äußerlichkeiten oder Charaktereigentümlichkeiten unsympathischen Rasse angehörte, und wenn er nicht den religiösen Glauben des betreffenden Volkes teilte, aller Schandtaten fähig und vielfach durch besondere Zauberkräfte oder besondere ihm bekannte Zauberprozeduren im höchsten Grade gemeingefährlich sei. Die am Anfang der Entwicklung stehende allgemeine Rechtlosigkeit des Fremden, die Gleichstellung von fremd und feindlich, die Abschließung gegen jede Berührung mit anderen Völkern ist zum größten Teil auf diese abergläubischen Vorstellungen zurückzuführen. Es ist eine bekannte Tatsache, daß unsere großen Forscher auf ihren Entdeckungsreisen in der Regel entweder feindlich empfangen wurden, oder daß ihnen mit einer aus abergläubischer Scheu vor der überlegenen Zauberkraft des Weißen entsprungenen Furcht begegnet wurde.

Wenn wir von modernen Volksforschern hören, daß beispielsweise katholische Priester bei der protestantischen Landbevölkerung vielfach in dem Geruche stehen, daß sie besonderer Zauberkräfte teilhaftig seien, wenn man weiß, daß auch die Zigeuner vielfach als Zauberer gelten, so kann man schon daraus entnehmen, daß der Glaube an die Zauberkraft des Andersgläubigen oder des Angehörigen einer anderen Rasse, eines anderen Volkes, auch im modernen Volksbewußtsein noch keineswegs verschwunden ist. Es läßt sich noch eine ganze Reihe weiterer Tatsachen anführen. Ganz besonders interessant ist die Feststellung, daß ganz

analoge Beschuldigungen, wie sie bei dem Ritualmordglauben gegen die Juden erhoben werden, auch schon gegen Christen und überhaupt gegen Nichtsemiten erhoben worden sind. Es wird nicht nur von modernen Forschungsreisenden berichtet, daß sie sich bei den Primitiven vielfach des zweifelhaften Rufes erfreut hätten, Menschenfresser zu sein, sondern auch die Christen des zweiten und dritten Jahrhunderts hatten unter der Beschuldigung, sie äßen Menschenfleisch, schwer zu leiden. Später haben die Christen die einst gegen sie gerichtete Verleumdung, nachdem die christliche Religion zur Herrschaft gelangt war, gegen andere gerichtet, zuerst gegen die Montanisten, im späteren Mittelalter gegen Ketzer, und im dreizehnten Jahrhundert gegen die Juden. Wie Hansen uns dargelegt hat, hat die christliche Kirche schon in der römischen Zeit den Vorwurf der mit geschlechtlichen Ausschweifungen verbundenen Abschlachtung von Kindern gegen die Manichäer erhoben, im Mittelalter gegen deren Nachfolger, die Katharer, dann auch gegen die Waldenser. In der Neuzeit wurden die Hugenotten in Frankreich und die Puritaner in England dieses Verbrechens geziehen, und auch heute taucht jene Beschuldigung von Zeit zu Zeit wieder auf, wenn den frommen Christen Abscheu vor der Freimaurerei und ihrer „schwarzen Messe" eingeflößt werden soll. „Es ist eben ein historisch bewährtes Kampfmittel der Orthodoxie gegen das Geheimnis, mit dem sich im Interesse der Sicherheit religiöse Minoritäten zu umgeben pflegen."

Auch die Zigeuner, die man ja bekanntlich fast allgemein heute noch für Kinderräuber hält, trotzdem jede aktenmäßige Nachprüfung der angeblich beglaubigten Fälle mit positiver Gewißheit ergeben hat, daß an dieser Beschuldigung kein wahres Wort ist, haben sich in früheren Zeiten, wenigstens in Ungarn, gegen den Vorwurf der Menschenfresserei verteidigen müssen, und gar mancher Zigeuner ist in früheren Zeiten, nachdem die Qualen der Folter ihm ein Geständnis erpreßt hatten, wegen angeblicher Menschenfresserei als Opfer eines Vorurteils des Volkes eines qualvollen Todes gestorben.

Die soeben kurz skizzierten Volksanschauungen, die einen universalen Untergrund haben, machen es erklärlich, wie die Blutbeschuldigung auftauchen konnte; sie geben uns aber noch keine Erklärung dafür, wie es möglich ist, daß sich der Glaube an einen Ritualmord der Juden nicht nur bis auf den heutigen Tag erhalten konnte, sondern daß auch in den zahlreichen Ritualmordprozessen der vergangenen Jahrhunderte immer wieder eine Reihe von Zeugen aufgetreten sind, welche Bekundungen gemacht haben, die den Gedanken an einen Ritualmord nahelegten, ja, daß sogar auch Sachverständige in den Ritualmordprozessen der letzten Jahrzehnte aufgetreten sind, deren Feststellungen einen Ritualmord beinahe wahrscheinlich erscheinen ließen. Dieses eigenartige Phänomen kann man nur dann begreifen, wenn man die Ergebnisse der modernen Forschungen über die Psychologie der Aussage kennt, wenn man insbesondere mit dem aussagefälschenden Charakter der Massensuggestion vertraut ist und wenn man weiß, daß nicht nur Zeugen, sondern auch Sachverständige keineswegs sehr selten in

Vorurteilen befangen sind, und deshalb von diesen Vorurteilen aus zu ungenauen Beobachtungen und zu Fehlschlüssen gelangen. Gerade die Ritualmordprozesse liefern einen außerordentlich wertvollen und lehrreichen Beitrag aus der Praxis des Gerichtssaales zu den Lehren der Aussagepsychologie. Mit Fug und Recht hat daher Geheimrat von Liszt in seinem Vorwort zu dem Nußbaumschen Buch darauf hingewiesen, daß der Prozeß Hilsner nicht nur für den Kulturhistoriker, sondern auch für den Kriminalisten außergewöhnliches Interesse hat. „Er liefert einen Beitrag zur Psychologie der Aussage, der alle theoretischen Auseinandersetzungen über dieses Thema und alle experimentellen Untersuchungen in den Schatten stellt." In anschaulichster Weise zeigt uns der Verfasser an der Hand der Akten die Macht der Suggestion: wie aus dem Volksglauben heraus die Phantasiebilder der Zeugenaussagen entstehen, wie sie immer festere Gestalt gewinnen, anschaulicher werden, und zahlreichere, kennzeichnende Einzelheiten aufnehmen, wie nach langen Monaten neue Zeugen sich melden und unter ihrem Eide über entscheidende Tatsachen berichten, die sie bis dahin unbegreiflicherweise bei sich behalten haben; wie die Maschen des Netzes immer enger werden, das sich über dem Verdächtigen zusammenzieht."

Daß auch der normale Mensch für Suggestionen aller Art in außerordentlicher Weise empfänglich ist, und in viel stärkerem Grade, als man früher angenommen hat, haben die eingehenden Untersuchungen von Psychologen, wie Bernheim, William Stern, Lipmann und anderen einwandfrei erwiesen. Auf die große Bedeutung der Massensuggestion hat man namentlich von ethnologischer Seite — ich denke insbesondere an die verdienstvollen Untersuchungen von Professor Stoll — mit Recht nachdrücklich hingewiesen. Berücksichtigt man diese Ergebnisse moderner Forschung, so liegt es auf der Hand, daß auch in den Ritualmordprozessen die Suggestion, namentlich die Massensuggestion, die auf den uralten Volksglauben zurückgeht, eine große Rolle spielen muß. So kann es uns denn keineswegs überraschen, wenn wir in den zahlreichen Ritualmordprozessen gar mancher Aussage begegnen, die den mit der psychologischen Forschung nicht vertrauten Laien vielleicht bedenklich machen könnte, da sie die Konstatierung eines vom Angeklagten verübten Ritualmordes geradezu als notwendig erscheinen läßt, wenn anders man dem Zeugen nicht den Vorwurf eines bewußten Meineides machen will. Jedem praktischen Kriminalisten freilich ist es bekannt, daß zwar auch die Lüge bei Zeugenaussagen eine nicht unerhebliche Rolle spielt, daß aber die unbewußten Aussagefälschungen unendlich häufiger sind, und die modernen experimentellen Untersuchungen, die man von psychologischer Seite gemacht hat, haben diese Erfahrungen aus der kriminalistischen Praxis einwandfrei bestätigt. Wer mit dem Rüstzeug der modernen Wissenschaft ausgerüstet unbefangen an das Studium der Akten bzw. der Verhandlungsberichte der Xantener und Polnaer Ritualmordprozesse herangeht, der wird auf Schritt und Tritt unbewußten Fälschungen der Zeugenaussage begegnen. Es ist erfreulich, daß die getreuen Verhandlungsberichte der neueren Ritualmordprozesse uns in

den Stand setzen, diese Tatsache einwandfrei festzustellen. Bei den älteren Ritualmordprozessen reicht das uns überlieferte Material vielfach allerdings nicht aus, um alle Einzelheiten der Aussage mit derselben Gewißheit kontrollieren zu können; aber schon diejenigen Feststellungen, welche man auf Grund des überlieferten, vielfach trüben Quellen entstammenden Materials machen kann, lassen es im Zusammenhalt mit den oben erwähnten Erfahrungen bei den Ritualmordprozessen der letzten Jahrzehnte als sicher erscheinen, daß auch damals schon die Massensuggestion ihre verhängnisvolle, unheilvolle Rolle gespielt hat.

Auf ein Moment noch möchte ich in diesem Zusammenhange besonders hinweisen. Ich meine den verderblichen Einfluß, den eine geradezu frivole Preßagitation in den letzten Ritualmordprozessen ausgeübt hat. Bei der Untersuchung des Knabenmordes in Xanten war der Untersuchungsrichter zu dem Ergebnis gelangt, daß gegen Buschoff keinerlei Belastungsmomente zu finden seien; er legte daher dem Staatsanwalt die Akten mit dem Antrage auf Haftentlassung vor. Dem Antrage wurde stattgegeben. Kaum war dies geschehen, so erhob sich auf der ganzen Linie der Antisemiten ein wüster Lärm, um auf die Gerichte einen unerhörten Druck auszuüben. Trotzdem die eingehende Untersuchung ein völlig negatives Ergebnis gezeitigt hatte, wurde Buschoff in Zeitungen und Broschüren öffentlich des Mordes, und zwar des Ritualmordes beschuldigt. Bedauerlicherweise hatten diese maßlosen Angriffe der Presse den Erfolg, daß ein Sachverständiger, durch sie irregeführt, ein, wie sich später herausstellte, nicht haltbares Gutachten abgab, und dadurch die Veranlassung zur Wiederverhaftung und zur Eröffnung des Hauptverfahrens gegen Buschoff gab. Auch in dem Polnaer Fall spielte, wie dies Nußbaum in eingehender Weise an der Hand von Zeitungsausschnitten dargelegt hat, die Preßagitation eine verhängnisvolle Rolle. Besonders muß hervorgehoben werden, daß der Spezialberichterstatter des führenden Wiener Antisemitenorgans mehrere Tage lang die in Betracht kommenden Zeugen verhört und die Aussagen protokollarisch festgelegt hat. Daß Zeitungen, die ihre Aufgabe in einem solchen Grade verkennen, der Rechtspflege einen kaum wieder gutzumachenden Schaden zufügen, bedarf wohl kaum einer näheren Ausführung. Was hilft es, daß der kriminalistisch geschulte Untersuchungsrichter mit aller Sorgfalt es vermeidet, in die Zeugen etwas hineinzufragen, daß er sich bemüht, unbewußte Aussagefälschungen nach Möglichkeit zu vermeiden; welchen Sinn hat es, daß die Zeugen der Hauptverhandlung erst beiwohnen dürfen, nachdem sie vernommen sind, damit sie nicht durch das, was sie vor Gericht hören, in ihrer Aussage unwillkürlich beeinflußt werden, wenn gewissenlose Reporter das, was sie als erwünschtes Ergebnis erhoffen, vorher aus ihnen herausfragen, oder, was dasselbe ist, in sie hineinzufragen versucht haben.

Die gleichen Tatsachen, welche eine Beeinflussung der Zeugen durch die Massensuggestion zur Folge haben, machen es aber auch erklärlich, daß Aussagefälschungen und allgemeine Irrtümer auch bei den anderen für die Urteils-

findung in dieser oder jener Hinsicht wichtigen Personen vorkommen können, und auch tatsächlich vorkommen. Insbesondere darf man nicht vergessen, daß auch Sachverständige und auch die Richter nur Menschen sind, und als solche gleichfalls dem Irrtum unterworfen sind, wenngleich ihre in der Regel vorhandene technische Schulung und lange Erfahrung sie in höherem Grade geeignet macht, sich vor Beobachtungsfehlern und ähnlichen Quellen des Irrtums zu bewahren, als dies Laien möglich ist.

Gerade für die Psychologie der Befangenheit der Sachverständigen geben die neueren Ritualmordprozesse höchst bemerkenswerte Beispiele. Sowohl in dem Xantener Fall, als auch bei dem Konitzer Mord und in dem Polnaer Prozeß sind anfangs Sachverständige aufgetreten, welche glaubten, die Feststellung machen zu können, daß der ganzen Sachlage nach nur ein geringer Teil desjenigen Blutes, das in der Leiche normalerweise vorhanden sein müßte, am Fundort der Leiche nachweisbar sei, und die daraus den Schluß zogen, daß es dem Täter aller Wahrscheinlichkeit nach auf die Gewinnung des Blutes angekommen sei. Erst durch die Gutachten erster Autoritäten auf diesem Gebiete, insbesondere des Medizinalkollegiums zu Coblenz, der Königlichen wissenschaftlichen Deputation für das Medizinalwesen zu Berlin sowie der Tschechischen medizinischen Fakultät zu Prag, wurde die Hinfälligkeit dieser Annahme und damit das Fehlen eines jeden Anhaltspunktes für die Mutmaßung eines Ritualmordes erwiesen.

Wenn wir nunmehr die Frage aufwerfen, ob denn bei den immer wiederkehrenden Blutbeschuldigungen es sich wirklich immer nur um Hirngespinste gehandelt hat, so werden wir diese Frage meines Erachtens unbedingt verneinen müssen, da der Aberglaube ein Erbteil der Menschheit ist. Gerade die neueren volkskundlichen Forschungen haben den Nachweis erbracht, daß man zu allen Zeiten und bei allen Völkern abergläubischen Meinungen in Hülle und Fülle begegnet.

Bezüglich der Juden hat man allerdings mit einem gewissen Schein von Recht darauf hingewiesen, es sei doch zum mindesten sehr unwahrscheinlich, daß sie in einem Blutaberglauben befangen seien könnten, da durch das Religionsgesetz der Blutgenuß ihnen verboten sei. Dies Verbot bezieht sich seinem Wortlaute nach nur auf Tierblut, und vor allem ist auch nur der Genuß des Blutes verboten, nicht dagegen die Verwendung des Blutes zu irgendwelchen anderen Zwecken, beispielsweise, um einen Kranken damit zu bestreichen oder irgendein Zaubermittel daraus zu bereiten. — Es handelt sich bei den abergläubischen Anschauungen über die besondere Heilkraft oder Zauberkraft des Blutes eben um eine allgemein menschliche Erscheinung, die wir bei allen Völkern nachweisen können.

Aber auch wenn man hiervon absieht, wird man dem Verbote des Blutgenusses kein allzu großes Gewicht beilegen dürfen. Es ist zweifellos, daß auch der Meineid in den jüdischen Religionsbüchern auf das schwerste verpönt wird,

und dennoch lassen sich, wie die Untersuchungen über den kriminellen Aberglauben klar ergeben haben, auch bei den Juden Anschauungen nachweisen, die unter Beobachtnng gewisser Zeremonien einen Meineid für geradezu erlaubt halten. Wenn solche mystischen Meineidszeremonien trotz des Verbotes des Meineids im Religionsgesetz auch bei den Juden vorkommen, ja teilweise sogar auf manche unklaren, mißverstandenen Stellen der Religionsgesetze zurückgeführt werden, so ist nicht recht einzusehen, weshalb nicht auch trotz des Verbotes des Blutgenusses sich abergläubische Juden finden sollten, welche dem Blutaberglauben huldigen und vielleicht sogar der einen oder anderen von ihnen falsch interpretierten Stelle des Talmud oder andrer religiöser Schriften eine Bestätigung ihres Aberglaubens entnehmen könnten.

Fälle, wo religiöse Anschauungen von Abergläubischen verkannt und in ihrem Sinne umgedeutet werden, finden wir sowohl bei den Juden als auch bei den Völkern christlicher Religionen. Man hat in neuerer Zeit überaus zahlreiche Belege für eine gewisse Religiosität gar vieler Verbrecher gesammelt, und dabei die Feststellung gemacht, daß die Verbrecher ihren religiösen Anschauungen vielfach eine gewisse Rechtfertigung ihres Tuns entnehmen, daß sie zu Gott oder zu den Heiligen um den Erfolg ihres Unternehmens beten, sorgsam alle kirchlichen Gebote beachten, durch kirchliche Amulette sich den Segen des Himmels zu sichern glauben, regelmäßig zur Beichte gehen usw. Ich wiederhole also: Es handelt sich auch hier um eine universale Erscheinung, die sich bei Christen sowohl wie bei Juden, bei Semiten sowohl wie bei Germanen, Romanen und Slaven findet.

Man wird entgegenhalten, daß doch in der Tat in mehr als einem Fall in früherer Zeit der Angeklagte des Ritualmordes schuldig befunden sei. Die früheren Verurteilungen beweisen hier ebensowenig wie die zahllosen Verurteilungen wegen Hexerei das tatsächliche Vorkommen der Hexerei beweisen. In den neueren Fällen, die wir schon öfters erwähnt haben, ist außerdem mit Sicherheit erwiesen, daß der Angeklagte eines Mordes aus Blutaberglauben nicht schuldig gewesen ist. Hieraus ergibt sich auch meine Stellung zu dem Beilisprozeß, der ja den Anlaß zu den vorstehenden Erörterungen gegeben hat: Daß es sich hier um einen Ritualmord durch Beilis oder einen anderen Juden handelt, ist ausgeschlossen; wohl aber muß mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß der Angeklagte oder ein Unbekannter einen Mord aus Blutaberglauben begangen hat. Auch im zwanzigsten Jahrhundert muß man immer noch mit der Möglichkeit rechnen, daß ein Mord aus diesen Motiven vor die Schranken des Gerichts kommt. Wer weiß, wie außerordentlich lebenskräftig der Aberglaube auch in seinen gefährlichsten Formen noch heutzutage ist, wem bekannt ist, daß auch in den letzten Jahrzehnten noch Leichenschändungen aus Talismanglauben, schwere Mißhandlungen angeblicher Hexen oder Gespenster, Mordtaten aus Hexenglauben, oder um sich einen Talismann zu verschaffen, vorgekommen sind, der wird im Ernst die Möglichkeit nicht abstreiten können, daß auch der

Blutaberglaube noch immer auch bei allen Kulturvölkern zu Mordtaten Anlaß geben kann.

Hauptsächlich benutzte Literatur

1. Hellwig „Verbrechen und Aberglaube. Skizzen aus der volkskundlichen Kriminalistik" (Leipzig 1908).
2. Hellwig „Blutmord und Aberglaube: Tatsachen und Hypothesen" (Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft Bd. 30 S. 149 ff.).
3. von Hovorka und Kronfeld „Vergleichende Volksmedizin" Bd. I u. II (Stuttgart 1908).
4. Kohler „Seltsame Vorstellungen und Bräuche in der biblischen und rabbinischen Literatur" (Archiv für Religionswissenschaft Bd. 18 S. 81 ff.).
5. Magnus „Die Organ- und Blutherapie" (Breslau 1906).
6. Nathan „Der Fall Justschinski. Offizielle Dokumente und private Gutachten". Als Manuskript gedruckt (Berlin 1913).
7. Nußbaum „Der psychopathische Aberglaube" (Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft" Bd. 27 S. 350 ff.).
8. Nußbaum „Über Morde aus Aberglauben" (ebendort Bd. 30 S. 813 ff.).
9. Nußbaum „Der Polnaer Ritualmordprozeß" (2. Aufl. Berlin 1906).
10. Stoll „Suggestion und Hypnotismus in der Völkerpsychologie" (2. Aufl. Leipzig 1904).
11. Strack „Das Blut im Glauben und Aberglauben der Menschheit" (5. Auflage. München 1900).
12. Wundt „Völkerpsychologie" Bd. II Teil II (Leipzig 1906).
13. „Der Xantener Knabenmord. Vollständiger stenographischer Bericht" (Berlin 1893).

Konrad Ferdinand Meyer, der Novelliſt

Von Adolf Teutenberg in Weimar

an könnte den neuzeitlichen Meiſter der hiſtoriſchen Novelle, der Konrad Ferdinand Meyer in glänzendſtem Alleinſein auch heute noch iſt, den Dichter der Gebildeten nennen. Denn der Vollgenuß ſeiner novelliſtiſchen Werke ſetzt ein nicht gewöhnliches Maß von Bildung voraus. Bildung nicht im Sinne aufgeſpeicherter Vielwiſſerei — die beſaß der Dichter, der die vorgezeichnete Gedankenbahn eines akademiſchen Studiums niemals folgerecht durchlaufen lernte, wohl ſelber nicht. Vielmehr Bildung als Menſchenkenntnis, Bildung als Stilgefühl, Bildung als pſychologiſche Sinnesſchärfe, Bildung als Wahrnehmungsvermögen für ſprachliche Reize, mit einem Wort: Bildung als Beſitz an künſtleriſcher Kultur. Dem ſo Gebildeten hat Meyer viel zu ſagen. Er iſt die ſtille Freude des Liebhabers von vornehmem Geſchmack, dem die holde Kunſt der Andeutung und der knappkonzentrierten Geſtaltung über die der breitſpurigen Bezeichnung und der ſubjektiven Gefühlsexploſionen geht. Er iſt das leiſe Entzücken des unblaſierten literariſchen Feinſchmeckers, der das Gebild aus Dichtershand „mit den feinen Fingerſpitzen des Kunſtgefühls zu betaſten“ liebt. Er iſt der gute alte Freund des durchbildeten Weltmannes, der gern mit ſehr diſtinguierten Leuten zu tun hat. Er iſt der gern aufgeſuchte Umgang des religiöſen Menſchen, dem aus ſchmerzvoller Weltkenntnis die erlöſende Reſignation erwuchs und der „mit der höchſten Gerechtigkeit einer vollkommenen Menſchenkenntnis“ alle Dinge zu wägen beſtrebt iſt. Für das breite Publikum dagegen iſt Meyer ein Schwerverſtändlicher und Schwerverdaulicher. Er kocht ihm nicht die breiten Bettelſuppen, die ſeinen Magen letzen. Er kitzelt die Nerven nicht durch ſchwüle Erotik. Er hat es nicht mit Gegenwartsmenſchen und Tagesfragen. Dazu der läſtige Geſchwindſchritt der Darſtellung, die mit wenigen, aber allerdings gewählten Worten innerſte Seelenvorgänge entſchleiert und große Tableaus aufrollt, nie behaglich ausruht oder ausruhen läßt und immer ins Große ſtiliſiert. Und zuletzt die Schwierigkeiten der „Rahmenerzählung“, das heißt die Zumutung, auf Erzählung und Erzähler zugleich zu achten und auch die Zuhörer des Erzählers nicht aus dem Auge zu verlieren ... Das iſt zuviel für den Durchſchnittsleſer, der nicht auf künſtleriſchen Feingenuß, ſondern auf grobſinnliche

Reize oder auf ſeichte Unterhaltung eingeſtellt iſt. Meyer iſt kein Poet für die Maſſe. Er erwartet von ihr auch kein Verſtändnis. Er ſpricht es lächelnd aus, daß „ganze Bevölkerungen“ ſeine Novelle „Der Schuß von der Kanzel“ geleſen haben — „natürlich ohne ſie zu verſtehen“. Er weiß es von ſeinen Sachen, wie Goethe es von den ſeinigen wußte: daß ſie nicht populär werden können.

Die dem Novelliſten Konrad Ferdinand Meyer eigene Formvollendung hängt nicht zuletzt mit ſeinem ſpäten Erwachen zuſammen: der Dichter war bereits ein ſtattlicher Vierziger, als er mit ſeinem erſten größeren und durchſchlagenden Werk hervortrat. Ein einzig daſtehender Fall von Spätreife. Wie aber ſpätreifende Früchte oft die geratenſten ſind, ſo war gleich dem erſten Kinde der Meyerſchen Muſe eine äußere und innere Vollkommenheit und Ausgetragenheit zu eigen, die es von den Wildlingen ſonſtiger poetiſcher Erſtgeburten vorteilhaft unterſchied. Das machte: die Zeit des Tragens und ſtillen Ausreifens war bei Meyer gleichzeitig eine Zeit notgedrungener Schweigſamkeit. Er tat den Dichtermund nicht auf, ſolange er noch nicht den vollen, ſtarken Ton in ſich erklingen hörte, der mit Naturgewalt ſich auf die Lippe drängt — und ſo trat er als ein Vollendeter auf den Plan, als ſeine Stunde endlich gekommen war.

Aber die vollendet geprägte Form der Meyerſchen Novellen hat — ſein angeborenes Dichtertalent, das dabei natürlich ſtets das Entſcheidende iſt, beiſeite gelaſſen — hierneben noch eine beſondere Urſache. Der Dichter verfügt über einen eminenten Kunſtverſtand und überläßt dieſem bei ſeinem Schaffen die Führung. Daher die Eigentümlichkeiten ſeiner ſo überaus ſtarken Stiliſierung: die epigrammatiſche, mehr andeutende als ausmalende Kürze in der Dialogiſierung und Charakteriſierung, ja ſelbſt in der Natur- und Zuſtandsſchilderung; der ſtrenge und energiſche Aufbau in der Kompoſition; das geiſtvolle Spiel mit ſymboliſtiſcher Paralleliſierung; die Vorliebe für die ſogenannte Rahmenerzählung, die die Begebenheit, anſtatt ſie ſelbſt vorzutragen, einer hiſtoriſchen oder beliebig erfundenen Perſon in den Mund legt und den Leſer ſo vor zweierlei Tableaus ſtellt, das der Novelle und das des Zuhörerkreiſes — alles Eigentümlichkeiten, die man Meyer wohl als „künſtlich zubereitete Wirkungen“, als „Manier“ und „Artiſterei“ vorgeworfen hat. Worauf dann der Meiſter, der wohl wußte, daß ſeine Art von Kunſtſchaffen an ſeine reflexive Ader gebunden war, mit gutem Recht antwortete: dieſe Stiliſierungskünſte müßten ihm wohl „im Blute ſtecken“ und ſeien daher „ganz inſtinktiv“. — Außer dem Kunſtverſtand, der ſich im Durchdenken des komplizierten Werkes, alſo vor der eigentlichen Geſtaltung, bei Meyer tätig erweiſt — er „zerdenkt“ ſich faſt an ſeinen Stoffen —, iſt die Formvollendung ſeiner Werke aber auch der treugeübten poetiſchen Kleinarbeit zuzuſchreiben, der er ſich nach der Herausſtellung der Dichtung mit beharrlichem Eifer hingibt. Wie bei Heine, ſo ſpielt auch in Meyers Kunſtſchaffen die Überfeilung des Werkes eine bedeutende Rolle. Eine

so bedeutende Rolle, daß das Überarbeiten oft ein völliges Umarbeiten wird. „Seine Liebe zur Vollendung" nennt der Dichter das: es ist ihm „ein Genuß, immer wieder den vollendeteren Ausdruck zu suchen".

Das eigentlich Persönliche und menschlich Große liegt in der Gehaltsbeschaffenheit der Novellen Meyers. Zwar sie sind nicht unmittelbare Erlebnisschilderungen, kein Bekennen oder Gestalten nach persönlichen Lebensschicksalen. Aber doch drücken die problemtiefen ethischen, psychologischen oder geschichtsphilosophischen Gehalte, mit denen seine Kunst nicht belastet, sondern leicht durchsetzt ist, des Dichters innerste Gefühlswelt aus. Meyer selbst nennt sich einmal den Schilderer der „welthistorischen Mächte" — es sind ganz wie bei Schiller „der Menschheit große Gegenstände", die seine künstlerische Gestaltungskraft und seine große ethische Natur zur dichterischen Bewältigung aufrufen. Den Werdeprozeß der Meyerschen Dichtungen muß man sich etwa so vorstellen. Der Dichter sieht in der Tatsachenwelt der Geschichte irgendein bewegtes Ereignis sich abspielen, hinter dem allerlei Problematisches steckt, in dem er eine „Idee" lebendig sieht, und diese seine „Idee", deren Manifestation jenes Ereignis ist, verlangt es ihn nun zu „realisieren". Oder er stößt auf einen interessanten Charakter, der hochragend und womöglich vom Zwielicht vager Überlieferungen umflossen, aus dem Wust der Geschichte herausticht und den er nun „enträtseln" („Der Heilige") oder aber zu einem Rätsel machen („Jürg Jenatsch") oder in einer edelmenschlichen Gestalt wieder erstehen lassen („Hutten") will. Dieses Gestalten nach „Ideen", die ihm auf den Nägeln brannten wie anderen Dichtern etwa persönliches Erleben und Erleiden, wies Meyer ähnlich wie Schiller, seinem Seelenverwandten, zum vornhinein die Geschichte als das Feld seines Schaffens zu, und zwar die Kolossalwelt der Geschichte, die von Riesengestalten zu berichten weiß. So sind es fast immer große Stoffe und große Figuren, denen der Pathetiker Meyer den Odem seiner weiträumigen und aufs Große gestimmten Seele einzublasen weiß. Was diese großen Gehalte seiner Kunst aber erst wertvoll macht, ist das weise Maßhalten in der Steigerung der Verhältnisse und der Charaktere: nie wachsen ihm seine Helden, weder im Guten noch im Bösen, über das Menschliche hinaus, nie wird die Zuspitzung eines Konflikts, ein tragischer Ausgang psychologisch zu einer Unmöglichkeit. Meyer ist ein Menschenkenner von Raffinement und bleibt daher bei aller Großzügigkeit immer in den Grenzen einer realistischen Erfassung des Lebens. Dabei versteht er seine Dichtungen doch — es gibt einen „Realismus" in der Kunst, der alles Ethische mit einer Art von närrischer Idiosynkrasie ignorieren zu sollen meint — mit starken ethischen Einschlägen, ohne indessen auch nur die Handbewegung eines Predigers der Moral zu machen. Schon von der Zeit seines dichterischen Offenbarens wird es ihm klar, daß „allenthalben erst das moralische Element den Kunstwerken Tiefe und Anziehungskraft geben kann" und über der Arbeit am „Pescara" bekennt er: „Ich fühle immer mehr, was für eine ungeheure Macht das Ethische ist; es soll in meinem neuen Buche mit Posaunen und

Tubenstößen verkündet werden." Die großen, weltbewegenden Konflikte, das Zusammenstoßen gewaltiger Leidenschaften, die psychologisch tiefe Erfassung seltener Charaktere (die unter der historischen Maske immer moderne Menschen, das heißt zusammengesetzte und oft höchst komplizierte Naturen sind), und endlich die ethischen Grundlagen: dies sind die Gehalte, die der Dichter als Stücke seines Ich in seine Werke hineinversenkt hat, und die es bei der Lektüre herauszuheben gilt.

Einer solchen Bemühung, die nicht gerade obenauf schwimmenden Werte seiner Kunst sich ganz zu eigen zu machen, kommt Konrad Ferdinand Meyer sowohl in Hinsicht der formalen wie der gehaltlichen Beschaffenheit selber entgegen: er ist in seinen zahlreichen Briefen nicht selten der Ausdeuter seiner Dichtungen, der hier und da sogar recht einläßliche Analysen gibt. Es sei daher versucht, an der Hand dieser Interpretationen und auf Grund eigener Ansehung des Dichters Hauptwerke kurz zu erläutern.

„Huttens letzte Tage", der Erstling Meyers, der ihm Deutschlands ungeteilten Beifall einbrachte (die Versdichtung wurde vollendet unter dem Eindruck des Krieges 1870/71), ist nach des Schöpfers Worten „aus drei Elementen geboren: aus einer jahrzehntelang genährten, individuellen Lebensstimmung, dem Eindruck der heimatlichen, mir seelenverwandten Landschaft und der Gewalt großer Zeitereignisse. Alle drei gewannen ganz von selber Gewalt in meinem Helden." Die Dichtung als Ganzes, die im einzelnen aus einer Zahl von monologischen Gesprächen des auf der Insel Ufenau im Zürichsee seinem Ende entgegengehenden Hutten ist, zieht „das verwegene Leben des kühnen Streiters in den Rahmen seiner letzten Tage zusammen", diese „füllend mit klaren Erinnerungen und Ereignissen, geisterhaft und symbolisch, wie sie sich um einen Sterbenden bewegen, mit einer ganzen Skala von Stimmungen: Hoffnung und Schwermut, Liebe und Freude, heiliger Zorn und Todesgewißheit." Es sind „die Gefühle eines Einsamen", die Meyer in Huttens Selbstgesprächen zu Worte kommen läßt — er kannte die „zur Genüge", wie er bekennt, und war auch, gleich Hutten, „Ghibelline von jung an."

Von blasserer Farbe und zarterem Ton ist das lyrische Epos „Engelberg", das nach Meyers Worten „ein typisches Frauenschicksal, eine Art mittelalterlicher Psyche" behandelt. Der Dichter pflegte dieses Werkchen mit Vorliebe und Absicht den Frauen seines Bekanntenkreises zu schenken. Nicht besser hätte er jenen Ausspruch symbolisch verstärken können: die Dichtung singt von der Tragik des Frauenlebens, das in die Verlassenschaft der Mutter auszuklingen pflegt . . .

Noch eine andere Dichtung widmete Meyer der Frau: „Das Leiden eines Knaben", jene Novelle, die in gedämpften, aber um desto ergreifenderen Tönen schildert, wie ein still in sich verschlossener junger Mensch in einer Jesuitenschule Ludwigs des Vierzehnten zu Tode gequält wird. Meyer hatte, wie diese Gefühlsäußerungen zeigen, nicht die moderne Auffassung von der Frau. Aber er kannte darum doch die Frau in der Naturgewaltigkeit ihrer Triebe und in

der Zähigkeit ihrer Selbsterhaltung. Wovon die beiden Novellen „Die Richterin" und „Angela Borgia" gewaltig zeugen. Die erstere schildert die Selbstentlarvung eines verbrecherischen Weibes in einem Zeitalter wilder Sitten und ungebändigten Lebens (Karls des Großen Zeit ist gemeint), die nach furchtbarem Sichsträuben am Ende wie mit Naturnotwendigkeit sich vollzieht: „Es ist das arbeitende Gewissen," sagt Meyer selbst, „das die Richterin überwältigt," so daß „die immanente Gerechtigkeit," die der Dichter als „den Grundgedanken der Novelle" bezeichnet, zuletzt triumphiert. Die Renaissancenovelle „Angela Borgia" hat nach dem Dichter zum Gegenstand „das Gegenüber zweier Frauen nach Art der Italiener, z. B. Tizians ‚Himmlische und Irdische Liebe', die eine mit zu viel, die andere mit zu wenig Gewissen". Meyer hätte auch sagen können, daß er hier das Weib in seiner gesteigerten edlen Weiblichkeit und das Weib in seiner Entartung behandelt habe. Womit freilich das überreiche Geschehen in dieser von Ungebundenheit, Kraft und Gewaltsamkeit strotzenden Novelle weitaus nicht erschöpft ist. Wie diese Angela Borgia so spielen auch „Die Hochzeit des Mönchs" und „Die Versuchung des Pescara" auf italienischem Boden. Die erstere Novelle — nebenbei wohl das beste Beispiel der „Rahmenerzählung", die Meyer hier allzu bescheiden als zu weitgehend bezeichnet — erzählt das tragische Schicksal eines Mönchs, der, von dem sterbenden Vater zur Fortpflanzung seines Geschlechts verpflichtet, unter der Heirat mit der ihm bestimmten Braut von einer jäh aufflackernden Leidenschaft zu einer anderen ergriffen wird, dieser Leidenschaft nachgibt und von der beleidigten Verwandtschaft ermordet wird. Der Dichter nennt diese dem großen Dante in den Mund gelegte Novelle nicht zu Unrecht eine „shakespearisierende", die ihm „ein bißchen à la Makart geraten" und deren Form nach den alten Italienern gestaltet sei. Auf dem Kulturboden der Renaissance steht wieder „Die Versuchung des Pescara" — rein technisch betrachtet wohl das vollendetste Werk des Dichters. Der Held — Pescara — der Sieger von Pavia (1525) wird von der antispanischen Liga: Rom, Mailand, Venedig in Versuchung geführt, von seinem König Karl dem Fünften abzufallen und Italien von der Fremdherrschaft zu befreien. Aber der Versuchte ist nicht mehr versuchbar: der Tod sitzt ihm in der verwundeten Brust, und er muß sterben und stirbt auch, nachdem er, ein treuer Diener seines Herrn, einen letzten Sieg für seinen König davongetragen. Meyer durfte von dieser Novelle, die auf dem bewegten Grunde welthistorischer Begebenheiten spielt und die bedeutendsten Persönlichkeiten der Zeit in ihren Kreis zieht, wohl sagen: es stecke „viel Renaissance und noch einiges andere" darinnen. Er durfte es auch wohl „die großen Momente" der Novelle nennen, was er als das Bemerkenswerteste davon aufzählt: „die männlich rührende Ergebung des Helden in sein Los; die Veredlung seines Charakters durch die Nähe des Todes; die Aufregung und leidenschaftliche Bewegung einer ganzen Welt um einen schon nicht mehr Versuchbaren; die Fülle von Zeitgestalten. Die Symbolik: das sterbende Italien bewirbt sich unwissentlich um einen sterbenden Helden." — Einen ähnlich großen

hiſtoriſchen Hintergrund hat „Das Amulett“: diesmal die Stadt Paris in der Bartholomäusnacht. Der Novelle, die als ſolche Meyers erſter Verſuch iſt, liegt als Motiv eine ſozuſagen religionspſychologiſche Wahrheit zugrunde: ein Amulett kann den, der daran glaubt, nicht retten, bewahrt aber den Ungläubigen vor dem Tode. — Eine heitere Ironie lebt in des Dichters kleiner, zierlicher Fazetie „Plautus im Nonnenkloſter“. Ein diebiſcher höherer Kleriker (Poggio) pürſcht in einem Nonnenkloſter, in dem es nicht wenig ſkandalös hergeht, nach einem wertvollen Kodex des römiſchen Schriftſtellers Plautus und kommt dabei der betrügeriſchen Oberin (Brigittchen) auf allerlei Schliche, wodurch er ein wackeres, zum Kloſterdienſt gepreßtes deutſches Mädchen (Gertrude) vor dem Lebendigbegrabenwerden als Nonne rettet und die Arme dem Leben und der Liebe wiederſchenkt. Bei aller Heiterkeit und Laune entbehrt dieſes niedliche Geſchichtchen dennoch nicht des Ernſtes: in den drei Figuren des Poggio, des Brigittchen, der Gertrude ſind, wie Meyer betont, „die hiſtoriſchen Bedingungen der Reformation in komiſcher Maske verkörpert: die Verweltlichung des hohen Klerus, die Vertierung der Geiſtlichkeit und die ehrliche deutſche Volksnatur.“ — Die andere auf einen heiteren, ja faſt ausgelaſſenen Ton geſtimmte Meyerſche Novelle iſt „Der Schuß von der Kanzel“ — ein Schuß, der tatſächlich mitten hinein in die feierliche Predigt von der Kanzel herabfällt und zwar durch den Schabernack eines offenbar von ſieben Teufeln gerittenen höheren Offiziers namens Wertmüller, der, wie der Dichter ſagt, auf der Halbinſel Au (bei Zürich) „ſein Weſen à la Rübezahl treibt“. Meyer, der mehr aufs Tragiſche eingeſtimmte Menſch, geſteht einmal, daß ihm „das tolle Zeug“ dieſer übermütigen Novelle „eigentlich nicht zu Geſicht“ ſtehe: „Mir individuell hinterläßt das Komiſche immer einen bitteren Geſchmack, während mich das Tragiſche erhöht und beſeligt. . . .“

Das Tragiſche war das Element, in dem die Seele Konrad Ferdinand Meyers ſich gern ausbadete. Und ſo ſind die meiſten ſeiner Werke von einem breiten und gewaltigen Strom tragiſchen Geſchehens durchfloſſen, der nicht ſelten einmündet in ein unergründliches Meer von Tragik, als welches ſich ihm das Leben mit ſeinen Ausſichten in die Ewigkeit darſtellt. Von ſolch tragiſchem Verlaufen und Auslaufen des Lebens zeugen die beiden von wildem Kämpfen erfüllten großen Novellen „Der Heilige“ und „Jürg Jenatſch“. Die erſtere ſtellt die Geſchichte des hiſtoriſchen Th. Becket, nachmaligen Erzbiſchofs von Canterbury, dar, der, erſt ein ergebener Diener ſeines Herrn, nach ſeiner Wahl zu einem Verfechter der Politik Roms wird, über die weltliche und geiſtliche Jurisdiktionsbefugnis mit ſeinem König Heinrich dem Zweiten von England in Konflikt gerät, auf deſſen Anſtiften in der Kathedrale von Canterbury ermordet und vom Papſte darauf heilig geſprochen wird. Dieſe mehr politiſche Geſchichte hat Meyer menſchlich vertieft dadurch, daß er Beckets einziges, faſt noch unerblühtes Kind von dem König vergewaltigen und dadurch „ruinieren“ läßt. So entſteht „ein entſetzliches Ringen zwiſchen König

und Bischof", und „dieser mit den ungleichartigsten Waffen bis zur gegenseitigen Vernichtung geführte Kampf in allen seinen Stadien" ist, wie der Dichter es selber definiert, „der Gegenstand der Novelle". Warum dieser Kampf so ungleichartig ist, hat Meyer sehr ausführlich ebenfalls dargetan: es stehen sich zwei ganz verschiedenartige Persönlichkeiten gegenüber, eine robuste, ja brutale, ohne jedes Feinempfinden und ohne Geistigkeit (der König) — und eine höchst komplizierte, in der sich höchste geistige Potentialität und Wehrlosigkeit gegenüber den Brutalitäten des Mittelalters, überlegene Ruhe mit Humanität und ein mit Grausamkeitsinstinkten durchsetzter Haß unheimlich durcheinandermischen (der Bischof). Naturmensch und Kulturmensch, die sich hier in ihrer prachtvollen Nacktheit und vielfältigen Versteckheit gegenüberstehen, vereinigen sich in der Kolossalgestalt, die der Dichter aus dem Graubündener Obersten Jürg Jenatsch geschaffen, der zuerst ein Pfarrer, von einer rasenden Vaterlandsliebe besessen, sein Pfarrhabit mit dem Soldatenrock vertauscht und darauf seine bärenhaften Körper- und seine gewaltigen Spannkräfte des Geistes und der Seele in prachtvoller Steigerung entfaltet, um sein von Frankreich und Österreich bedrohtes Graubünden zu befreien. (Die Geschichte spielt zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges.) Wohl gelingt dem leidenschaftlichen Menschen, dem Diplomaten und genialen Soldaten der große Wurf; aber als rücksichtsloser Draufgänger und als allzuschnell und allzuhoch Gestiegener hat Jenatsch viele Feinde — sie fallen zu festlicher Stunde über den Unbewehrten her und er fällt, von dem Beilschlag seiner Geliebten getroffen, die ihm einen ehrenvollen und sühnenden Tod (er hat mit demselben Beil einst ihren Vater als politischen Gegner ermordet) als letztes Geschenk darreicht. Meyer selbst nennt diesen seltenen Jürg Jenatsch einen Menschen „von reichstem Temperament, wild und schlau, Weltmann und Naturmensch, um die Mittel nie verlegen, aber von großartiger Vaterlandsliebe". Als den Konflikt dieser seiner größten und bedeutendsten Novelle gibt er an den Streit von „Recht und Macht, Politik und Sittlichkeit, Religion und Konfession". Auch hier werden in Verbindung mit den Schicksalen des Helden die großen Fragen der Zeit, ja man kann sagen: die großen und immer wieder auftauchenden Fragen der Menschheit aufgerollt und mit Künstlergriff gegeneinandergestellt und gestaltet.

Es geht ein großer Zug, ein Ewigkeitszug durch Konrad Ferdinand Meyers Natur und durch sein künstlerisches Schaffen, den er bei aller resignierten Lebensstimmung nicht verleugnen kann und mag. Schmerz über menschliche Kleinheit, Sehnsucht nach Größe, nimmer ruhender Aufwärtsdrang — das ist, was seine Seele füllt: „Das große, stille Leuchten . . .!" So wird und darf der moderne Mensch, der an der Kunst seine Seele nicht nur zu delektieren, sondern auch sie zu erheben und aufzuerbauen liebt, immer wieder zu ihm zurückkehren.

Eliſabeth

Novelle

Von Reinhard Weer

I.

Die Diele des alten Norwichlandhauſes war vom unruhigen Lichte des Kaminfeuers ſchwach erhellt. Mein Freund, der Sohn des verſtorbenen Reverend, kniete in der Ecke vor der großen geſchnitzten Eichenholztruhe, deren Inhalt er neben ſich auf dem Teppich ausbreitete.

„Du langweilſt dich, mein Junge?“

„Allerdings. Ich kann dich heute beim beſten Willen nicht unterhaltend finden. — Was ſuchſt du eigentlich?“

„Ein altes Dokument, das ich dir zeigen wollte, weil du auf dergleichen Dinge ſo verſeſſen biſt. Du wirſt ſtaunen . . . Hier iſt die Mappe, endlich.“

Er brachte mir ein vergilbtes Stück Pergament an den Tiſch. „Das hat mein Vater von Sir Durham, dem berühmten Sammler, zum Geſchenk erhalten, und jetzt ſollſt du es haben. Lies, bitte . .“

Eine feine, abgerundete Schrift in blaßgrauer Tinte, hier und dort von dem pergamentenen Grund nicht mehr unterſcheidbar . . . Vor den Kamin gebückt, enträtſelte ich ſie langſam, Wort für Wort.

Das Schriftſtück war in mittelalterlichem Engliſch abgefaßt und lautete — frei übertragen und bei ſinngemäßer Ergänzung der fehlenden Stellen — folgendermaßen:

„Nachdem es Gott in ſeiner Allmacht und meiner gnädigen Majeſtät von England in ihrer Weisheit gefallen hat, mir für morgen das Ende meiner Tage zu beſtimmen, habe ich mich im Beiſein des Biſchofs von York und zweier Kapläne durch Gebet und Leſen der Schrift auf den Tod vorbereitet. Ich werde gefaßt vor den himmliſchen Richter treten. Doch drängt es mich, zuvor noch meine Seele von einem Geheimnis zu löſen, das während dieſer letzten Wochen ſchwer auf ihr gelaſtet hat. Da die geiſtlichen Herren meiner Erzählung keinen Glauben ſchenken, ſondern vermuten würden, die Furcht vor dem nahen Tode habe mich des Verſtandes beraubt, vertraue ich das Seltſame

diesem Papier an und überlasse es einer höheren Fügung, zu entscheiden, ob das hier Berichtete der Welt bekannt werden oder auf ewig verborgen bleiben soll. Findet man dieses Blatt nach meinem Abscheiden, so wird man eher an die Wahrheit dessen, was es besagt, glauben. Dem Zweifler aber sei versichert, daß ich meiner Sinne vollkommen mächtig bin und daß, so wahr ich Robert Devereux Graf Essex heiße, jedes Wort, welches ich hier schreibe, nach meinem besten Wissen reine Wahrheit und kein Falsch ist.

Und weiter schwöre ich zuvor angesichts der Ewigkeit: der Wunsch, der Majestät von England Böses anzutun, ist meinem Herzen fremd. Wohl habe ich die Fahne der Rebellion gegen sie getragen, wohl bin ich mit dem schottischen Hof in hochverräterische Unterhandlungen getreten, wohl habe ich in mancher Stunde des Unmuts harte Worte gegen sie gefunden — damals, als des Schicksals grausamer Ratschluß mich zum Mitwisser um das Geheimnis der Majestät von England machte. Heute aber bin ich gewiß, daß ich mich an der Königin schwer versündigte, indem ich von ihr abfiel, schwerer, indem ich Schurkisches von ihr dachte. Glaube es einem Sterbenden, mein England: sie hat Großes an dir getan, du schuldest ihr Dank! Nicht jedes Jahrhundert bringt eine Elisabeth hervor! Ihr müßte man vergeben, auch wenn sie schwerer gesündigt hätte, als je ein Mensch in diesem Inselreich! — Auch du, Finder dieses Blattes, wes Standes du auch seiest, bist ihr zu Dank und kniebeugender Treue verpflichtet. Darum sollst du sie nicht schmähen, wenn du diese Aufzeichnungen eines Gerichteten gelesen, sollst nicht an ihr irre werden, sie nicht unerhörten Betrugs ihres Volkes und der ganzen Welt, Frevels an der ewigen Wahrheit zeihen! Sondern sollst erwägen, wie du die seltsame, unglaubliche Kunde, die dir dieses Schriftstück vermitteln wird, zum besten des Landes verwertest. So du aber befürchtest, daß ihre Verbreitung dem Reiche Schaden bringen könne, sollst du das Blatt vernichten und für ewig in deinem Herzen begraben, was ich dir über die Schwelle des Todes zugerufen habe. —

Ich kam als Fünfundzwanzigjähriger an den Hof. Mein Oheim Leicester führte mich auf dem ungewohnten Pfade. Ich wußte, daß er bei der Majestät in Gunst stand; daß er sie liebte und nach ihrer Hand strebte, blieb mir nicht lang verborgen. Sein Sturz brach herein, als ich kaum seiner Führung entwachsen war. Ein einziges Trachten erfüllte mich seit diesem Tage: an Einfluß und Ansehen seine Stellung zu gewinnen. Fortuna war mir hold: ich wurde der mächtigste Mann an Englands Hofe, ich wurde der Freund der Königin. Ihr Freund — nicht mehr. Das letzte und höchste, wonach ich strebte, blieb mir versagt, wie sehr ich auch um ihre Liebe rang und eiferte und stritt. So oft ich mich unterfing, meine Wünsche und Hoffnungen anzudeuten, begegnete ich eisiger Ablehnung. Dennoch setzte ich — jahrelang — mein Mühen und Werben fort, bis mir durch eine unheilvolle Fügung jene Erkenntnis ward (möge Gott mir vergeben, wenn ich, indem ich dies hier schreibe, dem vielfachen Unrecht, das ich meiner gnädigen Majestät von England angetan, noch

ein neues hinzufüge!), jene Erkenntnis, die meine Liebe in tödlichen Haß gewandelt, die mein ganzes Leben vergiftet, die mich an den Rand des Wahnsinns gebracht hat, die unerhörte, schier unglaubliche Erkenntnis, die ich kaum auszusprechen wage — — —"

Hier brach das Schriftstück ab . . .

II.

Die kranke Prinzessin hatte eine schlechte Nacht gehabt. Durch alle Räume des Schlosses flog die Kunde. Die Kammerfrau, die an ihrem Bette gewacht, erzählte es früh am Morgen, als sich das erste Leben im Hause regte, dem alten Leibarzt, der es im leisen Tone ernster Bekümmernis der Erzieherin, Mistreß Ashley, mitteilte; diese brachte die Botschaft in den großen Gartensaal, wo sich das männliche Gesinde aufzuhalten pflegte. „Sie hat sich im Bette hin- und hergeworfen, laut gestöhnt und weinend nach William Neville verlangt. — Ellison, geht doch schleunig ins Dorf und bittet die Nevilles, den Jungen zu wecken und sofort herüberzuschicken. Sagt, daß die Prinzessin ihren Gespielen erwarte. — Und Ihr, Macpherson, reitet zum Physikus in die Stadt. Der Leibarzt will nicht länger allein die Verantwortung tragen."

Von den steinernen Treppenstufen aus, die zur oberen Tür des Gartensaals hinaufführten, hatte sie es in den durch vier qualmende Pechpfannen erhellten Raum hinuntergerufen. Denen unten erschienen im ungewissen, flackernden Licht ihre Züge hager, müde und abgehärmt, anders, als sie es an der noch nicht Dreißigjährigen gewohnt waren; die Zunächststitzenden glaubten Tränen in ihren Augen zu erkennen.

Zwei der Leute erhoben sich umständlich vom schweren Eichentisch, an dem sie ihren Morgenimbiß eingenommen hatten, und schritten gemächlich hintereinander zu dem nach dem Hofe führenden Ausgang. Ein dritter näherte sich der Erzieherin, die noch immer auf den Stufen vor der oberen Saaltür stand, mit kleinen Zeichen der Ungeduld den beiden Boten nachsehend. „Es ist ein Reiter mit Nachricht vom König draußen, Mistreß Ashley," sagte er in unbeholfen lautem Ton, die Hände in die Taschen seines dicken Lederwamses versenkend.

„Vom König, Hobbs? Und das erfahre ich jetzt erst! Seit wann ist er da? Warum hat man mich nicht geweckt, als er ankam? Wo finde ich ihn?"

„Meiner Treu," gab Hobbs zurück, „schon vor dem ersten Hahnenschrei hielt er draußen im Regen. Er hat nicht schlecht gelärmt, der arme Teufel, bis ich ihn hörte und ihn, pudelnaß wie er war, hereinließ. Jetzt wärmt er sich am Kamin, draußen in der Halle."

Die Erzieherin war bereits, den letzten Teil der Antwort des Burschen vorausahnend, mit wehenden Hauben- und Schürzenbändern die Stufen hinunter und quer durch den Saal zu der großen Flügeltür geeilt und, nachdem

sie diese mit einiger Mühe so weit geöffnet, wie für ihre schmächtige Figur nötig erschien, durch den schmalen Spalt verschwunden. —

Die große Eingangshalle lag im Dunkeln, nur das Kaminfeuer zeichnete einen unruhigen Lichtkreis auf die aus rohen Brettern gefügten Dielen. Hier fand die Erzieherin den Boten des Königs schlafend. Er lehnte, auf seinem Mantel sitzend, mit dem Rücken an einer der mächtigen Holzsäulen, die Füße der wärmenden Flamme zugekehrt. Sie beugte sich über ihn, rüttelte ihn an der Schulter: „Heda, Mann, Eure Botschaft! Ihr kommt vom König?"

Der gebietende Ton der hellen Frauenstimme weckte den Schläfer augenblicklich. Er reckte sich in die Höhe, führte den Saum ihres Kleides an die Lippen. „Der König entbietet der Prinzessin seinen Gruß und läßt ihr sagen, daß er nach zwei Nächten Bisley Manor besuchen wird, um seine Tochter zu sehen."

Die Erzieherin erschrak. Daß der König gerade jetzt während der Krankheit der Prinzessin kommen mußte! Aber vor dem Boten Heinrichs wußte sie ihre Besorgnis zu verbergen. „Sagt Eurem Herrn, Mistreß Ashley werde der Prinzessin des Königs Botschaft überbringen. — Ihr werdet müde sein, ruht aus und laßt Euch Essen geben — aber macht Euch noch vor Mittag auf den Weg!"

Blinzelnd sah der Mann der Forteilenden nach, bis die Tür sich hinter ihr geschlossen hatte. Während er sich schlaftrunken in seinen Mantel hüllte und Anstalten traf, seinen Platz zwischen Säule und Kaminfeuer wieder einzunehmen, wiederholte er halblaut vor sich hin: „Ausruhen — essen — Mistreß Ashley wird der Prinzessin des Königs Botschaft überbringen."

Das Haupt sank ihm zur Seite . . .

* * *

Der Tag hatte seine Herrschaft angetreten und mit der Dunkelheit deren unholde Genossen, Regen und Nebel, nach kurzem Kampfe in die Flucht geschlagen. Freundlich wie seit langem nicht mehr leuchtete die Sonne auf Dorf und Schloß Bisley herunter. Ihre ersten Strahlen fanden den Weg in das Turmzimmer der Erzieherin, die vor einem kleinen Kruzifix knieend ihre Morgenandacht verrichtete. Unruhvoll sah sie zu dem kunstlosen Schnitzwerk aus Elfenbein empor. —

Erst als sie sich nach vielem Hin- und Hereilen in diesen stillen Seitenflügel des Schlosses zurückgezogen hatte, war ihr die Gefahr, der sie gegenüberstand, in ihrer ganzen Größe zum Bewußtsein gekommen. In zwei Tagen wollte der König sein Kind sehen. Ihr, der Erzieherin, hatte Heinrich Tudor die Sorge für das Wohlergehen seiner Tochter anvertraut; sie allein würde er für die Krankheit der Prinzessin verantwortlich machen. Sie wußte, daß Heinrichs Jähzorn jeder Gewalttat fähig war — hatte man sich doch erst vor kurzem zu Bisley erzählt, daß er den Haushofmeister der Königin in einer plötzlichen Aufwallung seines unberechenbaren Temperaments mit dem Degen

niedergestochen habe, weil dieser, zunächst auf Befolgung der Gebote seiner Herrin bedacht, einem Befehl des Königs nicht sofort nachgekommen war . . .

Im Vorzimmer der Kranken traf sie den Leibarzt. Sie wechselte mit ihm einige flüchtige Worte der Begrüßung, teilte ihm des Königs Botschaft mit und vernahm zu ihrer Besorgnis, daß der Zustand der Prinzessin sich verschlimmert habe. Dann ging sie auf leisen Sohlen ins Krankenzimmer der kleinen Hoheit. Am Kopfende des Himmelbettes, dessen blauseidene Vorhänge zugezogen waren, saß William Neville, der gleichaltrige Freund der Kranken, den diese einst im Dorfe gesehen und sich zum Spielgefährten erwählt hatte. Ein Fremder hätte meinen können, die Prinzessin selbst sitze in Knabenkleidern da — so sehr sah er Elisabeth ähnlich. „Nicht stören! Sie schläft!" flüsterte er der Eintretenden zu. Sie blickte freundlich in seine verweinten Augen und strich ihm mit der Hand tröstend über die blonden Locken.

* * *

Am Abend ging mit den ersten Schatten der Dämmerung ein Flüstern und Raunen durchs Schloß. Was war es, was der Leibarzt der Kammerfrau erzählte, daß sie laut aufschrie und das Gesicht in den Händen barg? Was flüsterte die Kammerfrau im dunklen Flur vor den Gemächern der Prinzessin der alten schwerhörigen Schaffnerin ins Ohr? Welches Wort von ihrem Gespräch fing der an den beiden Frauen vorübereilende Hobbs auf, daß er, wie von Furien gehetzt, in die Küche lief, Schrecken und Verwirrung dorthin tragend? — Draußen am Tor erzählte es der Gärtnerbursche dem Jäger, der das Wildpret für die nächsten Tage nach dem Landsitz gebracht hatte. „Dort oben, Dick, die drei großen verhangenen Fenster zur Rechten, das ist ihr Schlafzimmer. Dort liegt sie unter Samt und Seide im goldenen Himmelbett. — Warum sie nach Bisley kam? Sie sollte die gute Landluft genießen, denn sie war zart und schwach, oh! so zart, so weiß und durchsichtig — ich habe sie noch vor vier Tagen gesehen, das Fieber ist ja ganz plötzlich gekommen. Sie sollte Ruhe haben, hier draußen; die hat sie jetzt, meiner Seel, die arme, schöne Prinzeß! — Woher ich es weiß? Vom Küchenjungen, der vorhin die Gemüse holte: er hatte es von der Schaffnerin. Die soll geweint haben, daß man es im ganzen Hause hörte . . . ." —

Eine redete nicht; die handelte. Ihr Leben stand hier auf dem Spiel. Der Zufall hatte gewollt, daß sie gerade im entscheidenden Augenblick auf ihrem Turmzimmer weilte und erst durch das Jammern und Schreien der Mägde aufmerksam wurde. Sie erriet sogleich den Grund des Lärmens. Eine schmale Wendeltreppe verband ihre Zimmer mit den Gemächern der Prinzessin. Die eilte sie hinunter. Durch die verlassenen, kerzenerhellten Räume ging sie an das Bett ihrer Schutzbefohlenen. Da lag Elisabeth Tudor zwischen den weißen Kissen, unbeweglich und wachsbleich. Die Erzieherin bog sich angstvoll vor, legte das Ohr an die Brust der kleinen Herrin, nahm die schmalen, blassen

Hände, rieb sie, richtete den leichten Mädchenkörper in die Höhe, um ihn dann behutsam wieder auf das weiche Lager zurücksinken zu lassen. Kein Zweifel möglich: hier war das Leben entflohen . . . .

Von außen schloß sie die Gemächer der Toten ab und barg die schweren bronzenen Schlüssel unter ihrem Kleide. —

Das Weinen und Wehklagen im Mägdezimmer verstummte, als die Erzieherin plötzlich auf der Schwelle erschien. Hell tönte ihr Schelten in den Raum. „Bis ins Schlafzimmer der Prinzessin ist euer Lärmen gedrungen und hat sie beunruhigt! Euer Geschrei wird der Kranken, die ihr doch alle lieb habt, noch den Tod bringen! Ihr meint, sie sei tot? Ein törichtes Gerede! Sie lebt! Eben noch sprach ich mit ihr. Aber sie ist sehr ruhebedürftig und möchte schlafen. Laßt darum das Heulen, wenn euch ihr Leben lieb ist! Geh eine jetzt und sage das auch den Knechten. Und du, Janet, schick mir die Kammerfrau der Prinzessin hinauf. Ich erwarte sie nach der Abendmahlzeit in meinem Zimmer."

„Mit Umsicht, Tatkraft und Schnelligkeit heißt es jetzt zu Werke gehen!" sagte sie halblaut zu sich selbst, als sie über die dunklen Gänge und Treppen nach ihrem Zimmer eilte. Ihr Gesicht zeigte den gespannten Ausdruck angestrengter Gedankenarbeit. „Mein Plan ist gut. Aber um ihn durchzuführen, werde ich männliche Hilfe brauchen . . . ." Ihr Nachdenken währte nicht lang. Der einzige, dem sie ganz vertrauen konnte, war Hobbs, ein guter, in kleinen Dingen täppischer Bursche, dessen Verstand und Geschick aber mit der Größe der zu bewältigenden Aufgaben zu wachsen schienen. „Der soll sich mir jetzt bewähren!"

Sie kehrte auf ihrem Wege um, hielt vor der Tür des Gartensaales an und lauschte. Sie verstand ein paar von den Worten des Mädchens, das man von drüben auf ihr Geheiß zu den Knechten geschickt hatte: „Mistreß Ashley — Prinzessin nicht tot — kein Lärm — ruhebedürftig," sie hörte Ausrufe der Verwunderung. Dann trat sie ein. Wie am Morgen dieses Tages stand sie wieder auf den Treppenstufen vor der Saaltür, bleich und übernächtig im Flackerlicht der Pechpfannen. „Ist Hobbs da? Gut, Hobbs, ich erwarte Euch im Vorzimmer der Prinzessin. Seht zu, ob der junge Neville noch im Schlosse ist, und bringt ihn mit hinauf."

* * *

„Ich wiederhole es Euch: es war Eure Pflicht, zuerst mir zu sagen, was Ihr von dem Leibarzt der Prinzessin erfuhrt." Noch nie hatte Mary Ashleys Stimme so hart geklungen. „Keinen Menschen im Schlosse geht das Wohl und Wehe der Kranken näher an als mich. Da Ihr allein während der Untersuchung im Vorzimmer weiltet, war es an Euch, mir den Befund des Arztes mitzuteilen. Mir allein! Ihr habt Eure Pflicht gröblich vernachlässigt und eine unglaubliche Verwirrung in allen Gemütern angerichtet — und das zwei Tage vor Ankunft des Königs! Wäret Ihr zu mir gekommen, ich hätte Euch

sofort gesagt: was Ihr sprecht ist Torheit — hier liegt ein Irrtum des Arztes oder ein Mißverständnis vor — die Kranke schläft nur. — Geschwätziges Gesinde taugt nicht für den Dienst der Prinzessin. Wärt Ihr ein Mann, ich triebe Euch noch jetzt in die Nacht hinaus und hetzte die Hunde hinterher. So sage ich nur: verlaßt den Landsitz so bald als möglich und tut Euch nach anderer Beschäftigung um; hier bedarf man Eurer nicht mehr." —

In der großen Eingangshalle erwartete sie der Leibarzt; Hobbs lehnte, ihrer Befehle gewärtig, an der Tür. „Der König, Mistreß Ashley," begann der Arzt mit gerunzelter Stirn, „hat Ihnen, da Sie in höherem Maße als ich sein Vertrauen genießen, die Macht verliehen, über mich zu verfügen, soweit es das Wohl der Prinzessin nötig erscheinen läßt. Jetzt aber, da die Prinzessin tot ist, war es Anmassung von Ihnen, mich durch diesen ungehobelten Burschen da bei Nacht herbeirufen zu lassen!" „Sie haben kein Recht, mich zu schelten," erwiderte sie dem Zornigen ruhig, „hören Sie mich wenigstens an, ehe Sie mein Handeln verurteilen. Sie werden sehen, daß ich Ihren Vorteil wahrnahm, indem ich Sie zu dieser ungewöhnlichen Zeit holen ließ. — Haben Sie mit Hilfe Ihrer ärztlichen Wissenschaft erkannt, daß die Prinzessin tot ist? Ja? Sie sind fest überzeugt davon? — Gut, dann gehen Sie zum König — Sie wissen ja, daß er hierher unterwegs ist — und teilen ihm den Tod seiner Tochter mit. Das ist Ihres Amtes. — Der Gedanke beunruhigt Sie? Sie meinen, daß trotz Ihres grauen Haares . . .? Nun, Sie kennen ihn ja, kennen ihn besser als ich. Aber ich gestehe: auch mich würde diese Pflicht schrecken, und ich fürchte, daß schlimme Tage über Sie kämen, wenn Sie ihm diese Trauerbotschaft mitteilen müßten. Ich möchte nicht der Leibarzt von Heinrich Tudors Tochter sein, wenn diese gerade gestorben ist! — Doch ich kann Sie beruhigen; Sie brauchen dem König keine Todesnachricht zu überbringen. Denn — merken Sie auf, was ich jetzt sage, es geht um Ihr Leben (wie übrigens auch um meines): die Prinzessin ist nicht tot, sie lebt! — Sie meinen, ich rede im Irrsinn — Ihre Blicke sprechen es aus — aber kommen Sie morgen früh, um sich von der Wahrheit meiner Worte zu überzeugen. — Und noch ein weiteres: die Prinzessin ist gesund! Das überrascht Sie wohl noch mehr? — Ihre Augen sind ungalant — ich bin weder krank noch trunken. Glauben Sie mir: ich war nie so kalt und nüchtern wie jetzt, ich habe noch nie so klar und planvoll gedacht und gehandelt wie heute Abend. Vielleicht werden Sie morgen, wenn Sie die Prinzessin gesehen haben, an diese Worte denken."

Es war ein seltsames Gemisch von Zweifel, Grauen und Überraschung, mit dem er sie ansah. „Mistreß Ashley, daß Sie bei Verstande sind, ich kann es nach dem eben Gehörten kaum glauben — und doch sagt mir eine innere Stimme, daß ich Ihren Worten vertrauen soll, sagt mir, daß da, zu meinem und Ihrem Besten, eine unbegreifliche Wendung eingetreten ist. Eine Wendung, die wenigstens ich nicht begreife." Er atmete schwer. „Ich fühle mein ganzes ärztliches Wissen, ich fühle meinen Willen, meinen Verstand mir entgleiten!"

Und nach einer Pause, sich aufraffend: „Nein doch, ich werde mich zur Klarheit durchringen. Ich muß das Unerhörte fassen und begreifen lernen! — Soviel sehe ich: es ist, wenn Sie mich nicht frevelhaft genarrt haben, etwas Außerordentliches hier geschehen — ein Wunder des Himmels oder — ein Schurkenstreich, ein unglaublicher . . . Aber für uns beide wäre das beste, Sie hätten recht . . .“ —

Diese ganze Nacht kam Mary Ashley nicht zur Ruhe. Und zwei andere wachten mit ihr, Hobbs und der junge William Neville. Mit ihnen verweilte sie lange hinter verschlossenen Türen in den Zimmern der Prinzessin. — Dem in später Abendstunde endlich eintreffenden Physikus aus der Hauptstadt der Grafschaft ließ sie Geld geben und ausrichten, man bedürfe seiner nicht mehr. Auch zu Nevilles Eltern, in deren Haus im Dorfe sich die Erzieherin selbst, noch vor ihrem Gespräch mit dem Leibarzt, zu längerer Unterredung begeben hatte, mußte Hobbs, als alles im Schlosse schon schlief, einen Beutel Goldes tragen. Die schwerste Arbeit aber hatte der Unermüdliche beim ersten Tagesgrauen zu verrichten, draußen im Garten, unter den Fenstern der Prinzessin . . .

* * *

Am frühen Morgen wurde der Erzieherin gemeldet, daß der Leibarzt sie zu sprechen wünsche. „Ich nehme an, Mistreß Ashley, Sie haben nichts dagegen einzuwenden, daß ich — wie jeden Morgen — die Prinzessin besuche,“ sagte er höflich, „überdies haben wir es ja gestern Abend so verabredet.“ Die Erzieherin glaubte einen ironischen Unterton in seiner Stimme zu vernehmen; sie versuchte in seinen Mienen zu lesen, konnte aber die Schrift, die ihr da entgegentrat, nicht entziffern. „Ich bin durchaus damit einverstanden,“ gab sie unbefangen zurück. Und während sie mit ihm Elisabeths Gemächer betrat, fuhr sie in gleichmütigem Tone fort: „Man überbringt mir eben die Nachricht, daß die Kammerfrau der Prinzessin, die ich gestern Abend aus ihren Diensten entließ, eine Stunde von hier, bei Stonehope, als Leiche aufgefunden worden ist. Wir müssen uns nach einem Ersatz umtun.“ Der Arzt zog die Schultern hoch, als fröstle ihn.

Während der Untersuchung blieb sie im Vorzimmer; ihre Augen folgten ihm mit einem eigentümlich lauernden Ausdruck, als er im Schlafgemach der Kranken verschwand. —

Es währte nicht lange, bis der Arzt wieder in der Tür erschien. Sein Blick streifte die am Erkerfenster lehnende Erzieherin und blieb dann auf den Mägden haften, die neugierig vom Flur hereingedrängt waren. „Ihr könnt im Schlosse verbreiten, daß der Zustand der Prinzessin“ — er wandte seine dunklen schattenumränderten Augen nach dem Erkerfenster, während er das Wort aussprach, — „sich erheblich gebessert hat und daß die Hoffnung begründet ist, sie werde ihrem Vater in voller Gesundheit gegenübertreten können. Wann, sagten Sie

doch, Mistreß Ashley, kommt der König? Erst morgen? — Nun, bis heute Abend, bis heute Mittag schon wird die Krankheit ganz gewichen sein."

Dann trat er zu der Erzieherin, die noch immer unbeweglich am Fenster stand. „Sie haben eine schnell wirkende aber gefährliche Kur versucht," sagte er leise, sich von ihr verabschiedend, „eine seltsame Kur, für die Sie allein die Verantwortung tragen. Möchte der Erfolg zeigen, daß die Kühnheit Ihres Handelns nicht zu groß war!" Er verbeugte sich dabei mit absichtsvoller Höflichkeit. — Sie sah ihm fest in die Augen: „Sie tun gut daran, das zu wünschen, hochgelehrter Herr, und des Himmels Gunst für das Gelingen meines Vorhabens zu erflehen! Denn wenn mein Kopf fällt, wird auch der Ihre nicht mehr sicher auf seinen Schultern sitzen!"

* * *

Der König kam. Rosig und frisch, als sei sie nie krank gewesen, bot ihm die Prinzessin vor dem Tor des Landsitzes den Willkomm. Von Sonnenlicht umflossen stand sie da, weit vor allen anderen Schloßbewohnern, als, von zwei Schimmeln getragen, Heinrichs wappengeschmückte Sänfte nahte. Aus dem kleinen ovalen Fenster streckte sich ihr eine breite Rechte im Stulphandschuh entgegen, die sie — streng nach der höfischen Etikette — voller Demut und Ehrerbietung küßte.

Der Sänfte entstiegen begrüßte Heinrich sein Kind mit einer flüchtigen Aufwallung väterlicher Zärtlichkeit. Er mochte fühlen, daß seine gutgemeinte derbe Umarmung dem Mädchen wenig behagte; ein Schatten flog über sein Gesicht. „Schüchtern und zaghaft wie immer, daran erkenne ich meine Tochter!" sagte er, sie auf die Wange tätschelnd; sein Lachen klang unaufrichtig, gezwungen. Von seinem Gefolge begleitet, das unterdessen die Reitpferde den Knechten überlassen hatte, schritt er dem festlich geschmückten Hause zu.

In der Säulenhalle schaute er sich suchend um. „Ah, Mistreß Ashley, ich freue mich, die Hoheit unter Ihrer Leitung und Pflege gedeihen zu sehen. Sie ist ein hübsches Kind geworden, seit ich sie zuletzt sah. Aber eines mißfällt mir: sie wird mir zu scheu, zu duckmäuserig. Lassen Sie ihr Freiheit, lassen Sie künftig Jagd und Reiten und Ballspiel mehr als Puppen und Bücher ihren Zeitvertreib bilden. Unterricht braucht sie nicht; Kenntnisse und höfische Formen mag sie sich später erwerben. Es gilt zuerst ihren Charakter zu bilden. Und im Charakter sollen Heinrichs von England Töchter Männer sein!"

Mit dem Gefühl, seiner Vaterpflicht für lange Zeit vollauf genügt zu haben, ließ sich Heinrich an diesem Tag zum festlichen Gelage nieder. Während seines weiteren Aufenthalts zu Schloß Bisley begnügte er sich damit, die Dienerschaft zuweilen nach dem Befinden der kleinen Hoheit zu fragen. Der Landsitz erlebte drei laute, unruhige Tage, voll Jagdhörnerklang, Waffenlärm und Becherklirren. Am Abend des dritten verließ der König mit dem ganzen Hofstaat Bisley Manort ohne seine Tochter nochmals gesehen zu haben.

Als die Stille wieder in Schloß und Dorf eingekehrt war, bemerkte man, daß der junge Neville verschwunden war. Denen, die sich nach ihrem Sohn erkundigten, sagten die Eltern, der König habe Gefallen an ihm gefunden und ihn als Pagen mitgenommen. Die Prinzessin, so hieß es, habe ihren Spielgefährten anfangs schmerzlich vermißt. . . .

III.

Vor zwei Jahren, im Herbst 1911, fanden Erdarbeiter auf der Ostseite der Ruine von Bisley Manor, Heinrichs des Achten Landsitz, im Boden einen schmucklosen steinernen Sarkophag mit den Gebeinen eines jungen Mädchens, die von Resten seiner Kleidung umgeben waren. Er ruhte dicht am Hause, unter den Fenstern der Räume, die, nach der Ortschronik, Englands spätere Königin Elisabeth, die Tochter Heinrichs und der Anna Boleyn, einst in ihrer Jugend bewohnt haben soll. Der Sarg lag schräg in der Erde, kaum einen halben Meter unter der Oberfläche, so daß die Finder den Eindruck hatten, er müsse in größter Eile dort vergraben worden sein. . . .

Vom Höhenbild auf Landkarten

Eine besondere Schwierigkeit für die kartographische Darstellung bot von jeher die Abbildung der Erhebungen in den Raum. Eine Landkarte, die diese Raumverhältnisse für das Auge treu darstellt, die also raumtreu ist, muß dreierlei abbilden: die Böschungen, die Formen und die Höhe. In einem dieser Punkte aber sind alle unsere heutigen Landkarten, so vollkommen sie sonst sein mögen, noch mangelhaft: in der Abbildung der Höhe.

Da sind z. B. die Schraffenkarten bei senkrechter Beleuchtung! Sie geben ein vorzügliches Bild der Böschungssteilheit: je dunkler die Zeichnung, desto steiler das Gehänge; je lichter die Zeichnung, desto sanfter die Böschungen. Aber schon die Formen veranschaulichen diese Karten nicht immer deutlich, und ein Bild der Höhe geben sie gar nicht, weder der absoluten noch der relativen — abgesehen höchstens von der ganz vagen Höhenvorstellung, die man erhält, wenn ein hohes Gebirge seinem ganzen Aufbau nach auf einer Karte zu überschauen ist: ein Teil der Schraffen kennzeichnen sich dann als am Rande des Gebirges liegend und also tieferen Regionen angehörend, ein anderer Teil als der Gipfelregion angehörend und höher liegend. Ob aber der Fuß des Gebirges

tief liegt und wie tief, ob die Gipfel hoch sind und wie hoch, wo die höchsten Gipfel des Gebirges liegen, wieviel sie ihre Nachbargipfel überragen, wie hoch sie über die Täler aufsteigen usw., darüber geben die Schraffen nicht einmal die nötige Auskunft, geschweige denn eine Anschauung.

Sodann die Karten mit schräger Beleuchtung! Diese Karten zeigen oft ein wunderbares Bild der Gebirgsformen und sind in diesem Punkte manchmal wahre Kunstwerke; doch ist die Vorstellung, die sie über die Böschungen und damit zum Teil zugleich über die Formen geben, nicht immer richtig: gleichartiges Gelände ist auf der Licht- und Schattenseite ganz verschieden dargestellt; verschiedenes Gelände kann auf der Licht- und Schattenseite gleichartig wirken. Abbildung der Höhe aber fehlt auch hier.

Auf den besseren dieser beiden Arten von Karten behilft man sich zur Aufklärung über die Höhe nicht bloß mit Zahlen, sondern verwendet noch Schichtlinien, die aber nur der Erkenntnis, nicht der Anschauung dienen, nur dem Verstande, nicht dem Auge, abgesehen auch hier von einem Einzelfall: wenn sie so dicht aneinander liegen, daß die Karte dort gleichsam schattiert erscheint und sofort die Vorstellung einer steilen Böschung entsteht.

Ein treues Höhenbild kann auf der Landkarte nur dann entstehen, wenn das leere Gerüst der Schichtlinien farbig ausgefüllt ist, und auch da wiederum nur, wenn die Farben richtig gewählt sind. Vielfach sind auch hier die Versuche, die gemacht worden sind. Doch haben sie lange Zeit zu keinem wirklich befriedigenden Ergebnis geführt. Auf manchen Höhenschichtenkarten sind die Farben ganz willkürlich gewählt, so daß man zwar die einzelnen Schichten voneinander unterscheiden kann, aber kein Bild des Gebirgsaufbaues, somit auch kein Höhenbild erhält. Unter den Karten wieder, die eine systematische Farbenfolge aufweisen, sind manche, bei denen die Farben nicht streng auf Höhenschichten verteilt, sondern nach dem malerischen Standpunkt angeordnet sind, so daß die Karten wohl als Kunstwerke wirken, aber nicht den nüchternen Zweck erfüllen, den nun einmal Landkarten in erster Linie zu erfüllen haben. Noch andere haben nur ein paar farbige Schichten, so daß nichts weiter kenntlich wird als der große Gegensatz: Tiefland — Hochland und die Skala kaum für ganz kleine Maßstäbe genügt. Sodann gibt es welche, auf denen bloß eine Farbe in verschiedenen Sättigungsgraden verwendet ist. Diese Karten zeigen zwar ein vielstufigeres Höhenbild; es ist aber viel zu flach und zu wenig in den einzelnen Stufen unterscheidbar, zum Teil auch wegen der dann nötig werdenden Verdunkelung einzelner Schichten unpraktisch für die Beschriftung. Und was dergleichen Mangelhaftigkeiten mehr sind.

Im Gegensatz zu diesen mißlungenen oder doch nur halb gelungenen Versuchen sei hier auf eine neue Art der Plastik durch Farben hingewiesen, der zweifellos die Zukunft gehört: auf die Farbenplastik Dr. Karl Peuckers, des bekannten Wiener Geographen und Kartographen. Seine Farbenskala baut sich auf den Grundsätzen auf, die er schon 1898 in seiner Schrift: Schatten-

plastik und Farbenplastik ausgesprochen hat: für die Höhe müssen Farben gewählt werden, die für das Auge vorspringen, für die Tiefe Farben, die für das Auge einsinken. Dementsprechend ist das Sonnenspektrum von Grün über Gelb und Orange bis zu Rot zugrunde gelegt, und zwar von Grün zu Rot ansteigend. Doch sind die Spektralfarben nicht rein angewendet, sondern in ihrer Aufeinanderfolge gleichzeitig nach zwei anderen farbenplastischen Gesetzen abgewandelt: in der Höhe sind die Farben gesättigt und hell gegeben, nach der Tiefe zu weniger satt und mit Grau getrübt. Um die Tiefe noch mehr zu vertiefen, schließt sich unten an das Graugrün noch Grau an. Die Abstufungen sind nicht willkürlich, sondern streng gesetzmäßig; der Aufbau des Geländebildes erfolgt daher ganz systematisch.

Alle Probekarten, auf denen Dr. Peuckers Skala bis jetzt angewendet ist, beweisen die Richtigkeit seiner Ideen. Die bisher beste Veranschaulichung der Peuckerschen Theorie ist die italienische Luftfahrerprobekarte, Blatt Turin (1 : 250000). Die Plastik der Karte ist erstaunlich, ohne daß sie übertrieben wirkte, wie es an manchen anderen farbenplastischen Karten getadelt wird. Mit dem ersten Blick überschaut man den ganzen Aufbau des Geländes: die Poebene mit ihren eingesunkenen Flußtälern, das niedrige Gehänge der Berge von Montferrat und das Stück Alpenwelt um den Gran Paradiso, mit seinen höchsten, vergletscherten Gipfeln, mit seinen Graten, die aus der Hochregion immer tiefer hinabsteigen, mit seinen Tälern, die sich, vielfach gewunden und verästelt, bis hoch hinauf verfolgen lassen. Die farbigen Stufen sind auf den Peuckerschen Karten mittlerer Maßstäbe zahlreich (fünfzehn und mehr), allmählich ineinander übergehend und doch jede von den benachbarten deutlich unterscheidbar, so daß die Karte nicht bloß sofort eine Anschauung der Höhe gibt, sondern daß es mit Hilfe der Skala auch im Nu möglich ist, die absolute und relative Höhe jeder Schicht genau zu bestimmen.

Das Interesse für die Peuckersche Sache ist in weiteren Kreisen wach geworden durch die Bedürfnisse der Luftfahrt. Der Luftfahrer, sei er nun Freiballonfahrer oder Luftschiffer im engeren Sinne oder Flieger, braucht vor allen anderen Leuten raumtreue Karten; bei seinem rastlosen Hingleiten über die Erde hat er oft keine oder doch nur wenig Zeit, sich in seine Karten zu vertiefen und mühsam die nötigen Kenntnisse aus ihnen herauszustudieren. Er muß alles sehen, also auch die Raumverhältnisse, wenn ihm die Karte jederzeit nützen soll. Andernfalls muß er sich auf die Wirklichkeit verlassen. Das Naturbild aber wird, je unebener eine Gegend ist, desto verwirrender für ihn: fliegt er zwischen den Bergen hin, dann verschieben sie sich fortwährend für ihn — das Gelände erscheint ihm in stetig wechselnden Verzerrungen; fliegt er über den Bergen, so flacht sich das Gelände ab, desto mehr, je höher und je mehr senkrecht er darüber schwebt. Raumtreue Karten erleichtern ihm die Orientierung in ganz bedeutendem Maße und helfen somit, Unglücksfälle verhüten und die Luftfahrt fördern. In richtiger Erkenntnis dieser Sachlage hat sich der deutsche Luftfahrerverband ent-

schlossen, besondere Luftfahrerkarten mit Zugrundelegung der Peuckerschen Skala herstellen zu lassen. Und nicht bloß der deutsche Luftfahrerverband, auch die österreichische, italienische und schweizerische Kommission haben den gleichen Entschluß gefaßt. Probekarten der zuerst genannten drei Länder liegen vor, eine schweizerische (Blatt Bern) wird bearbeitet. Die internationale Konferenz, die Anfang Oktober dieses Jahres in Brüssel stattgefunden hat, hat die Sache wieder um einen Schritt weiter gebracht.

Aber es wäre falsch zu glauben, daß mit der Eignung zu Luftfahrerkarten die Verwendbarkeit der Peuckerschen Skala erschöpft wäre. Im Gegenteil, noch viele Arten von Karten würden großen Nutzen aus ihrer Anwendung ziehen. An erster Stelle nenne ich hier die Touristenkarten. Man denke sich z. B. ein Reisehandbuch mit solchen farbenplastischen Karten ausgestattet! Welch ungleich viel bessere Vorstellung könnte sich der Wanderer vor seiner Reise von einer Gebirgsgegend machen, die er durchstreifen will! Wie viel leichter würde ihm während der Wanderung manches Mal die Orientierung werden! Wenn die Karte ein maßanschauliches Bild der Höhe gibt, ist es, zumal im Hochgebirge, viel leichter, die größeren und kleineren Erhebungen ringsum festzustellen. Nach einer Peuckerschen Karte kann man sich tatsächlich ungefähr eine Vorstellung davon machen, welche Stellen der Landschaft ringsum von irgendeinem Punkte aus zu sehen sein, welche durch anderes verdeckt sein müssen. Und welcher Vorteil wäre es erst für den Hochtouristen, besonders für den Führerlosen, wenn er einen Weg auf der Karte wirklich auf- oder abwärts oder eben hinführen sähe, wenn ein Blick auf die Karte genügte, um ihm jederzeit zu zeigen, in welcher Höhe er sich befindet und wie die Höhenverhältnisse in seiner Umgebung sind; wenn er alle diese Erkenntnisse nicht erst verstandesmäßig aus den Schichtlinien ableiten müßte. Auch für ihn kommen ja Fälle vor — z. B. wenn er von schlechtem Wetter oder nahender Dunkelheit überrascht wird — wo rascher Aufschluß sehr wertvoll sein, langsamer Aufschluß wohl gar verhängnisvoll für ihn werden kann. Im Felsgebiet, wo auf den heutigen Karten großen Maßstabs die Schichtlinien meist ganz aufhören und somit — von ein paar Zahlen abgesehen — nicht einmal bloß jede genaue Höhenanschauung, sondern sogar jede genaue Auskunft über die Höhe fehlt, wäre die farbenplastische Grundlage von besonderem Wert: nämlich als notwendige Ergänzung zu der auf manchen Karten heutigentags genialen Felszeichnung. Die für Hochtouristen wichtigen Einzelheiten: Rinnen, Kamine, Felsbänder usw., wären sicher leichter zu identifizieren, wenn ihre Höhe genau bekannt wäre. Touristische Karten nach der exakten Peuckerschen Farbenplastik gibt es bis jetzt noch nicht; doch bereitet sich auch hier bereits ein Wandel vor. Leitende alpine Zeitungen wie die Österreichische Alpenzeitung und die Alpenvereinsmitteilungen haben der Sache schon ihre Spalten geöffnet, und auch der Hauptausschuß des Alpenvereins ist ihr nähergetreten: der erste Vorsitzende des Vereins hat in der letzten Sitzung des Hauptausschusses in Regensburg die Frage zur Erörterung gestellt, ob die Peuckersche Farbenplastik nicht auch für Alpenvereins-

karten mit Vorteil anzuwenden wäre, und der Vorsitzende des Wissenschaftlichen Unterausschusses*) schrieb mir wörtlich, er sei „nicht abgeneigt, für den Fall, daß der Alpenverein nächstens wieder einmal eine Übersichtskarte der Ostalpen herausgibt, für diese die Peuckersche Farbenskala in Vorschlag zu bringen." Für Karten großer Maßstäbe (über 1:200000) sind bisher Höhenfarben bei uns zumeist abgelehnt worden mit der auf Erfahrung gestützten Begründung, daß sie nur eine Belastung der Karte sind. Die Peuckersche Skala dagegen bereichert die Karte, ohne sie zu belasten; denn die Farben sind alle durchsichtig gehalten, bis hinab zum Grau. So wird auch für Karten solcher Maßstäbe zweifellos eine Änderung der Anschauungen erfolgen. Theoretisch ist die Frage nach Dr. Peuckers Angaben bereits gelöst; ein Versuch der Durchführung in der Praxis wäre im Interesse der Sache dankbar zu begrüßen. Es harrt hier interessierter Kreise noch eine ehrenvolle Aufgabe, die aller Wahrscheinlichkeit nach ihren besten Lohn im Erfolg finden wird.

Wenn die Peuckersche Farbenplastik hochbedeutsam für Touristenkarten ist, so dürfte sie auch für Militärkarten nicht ohne Wert sein. Auch hier kommt es ja darauf an, daß die Karten „selbst unter ungünstigen Verhältnissen leicht lesbar" sind, wie es ein Offizier einmal ausgedrückt hat. Sie müssen „Sattelkarten" sein, die „ein klares Bild" „des dargestellten Raumes mit all seinem charakteristischen Gepräge" geben. Interesse für die Peuckersche Sache ist auch in Militärkreisen vorhanden. So sei z. B. daran erinnert, daß das Topographische Bureau des bayerischen Generalstabs schon 1906 eine Höhenschichtenkarte von Bayern herausgegeben hat, die sich an die Peuckerschen Gedanken anlehnt, allerdings aber zu einer Zeit, wo Dr. Peuckers Versuche noch nicht abgeschlossen waren und die Skala noch nicht in der Vollendung vorlag wie heute. Unter denen, die sich jetzt vor allem für die exakte Farbenplastik Dr. Peuckers interessieren, nenne ich den sächsischen Generalstab, der ernstlich den Gedanken erwägt, die Bestrebungen der Luftfahrer zu unterstützen, damit zugleich festgestellt werden könne, ob und in welchem Umfange sich die Sache für Militärkarten verwenden läßt.

Einen großen Fortschritt würde die Anwendung der Peuckerschen Farbenplastik für die Schulkarten bedeuten. Bestrebungen verwandter Art, durch Dr. Peuckers Anregung hervorgerufen, haben schon hier und da zur Herausgabe neuer Karten geführt. Doch stehen diese Karten naturgemäß — eben weil nicht so streng gesetzmäßig auf ihnen verfahren ist — hinter den exakten Peuckerschen Karten zurück. In Österreich ist mit der exakten Farbenplastik Dr. Peuckers ein Anfang gemacht: in dem von Dr. Peucker selbst herausgegebenen Handelsschulatlas des Artariaschen Verlags finden sich seit 1912 drei Karten dieser Art, eine von Deutschland, eine von Österreich-Ungarn und eine der österreichischen Alpenländer; alle drei heben sich sofort durch ihre ungleich viel

*) Herr Prof. Dr. Ed. Brückner in Wien.

bessere Farbenplastik heraus. Unter unsern großen kartographischen Anstalten ist manche, die die Überlegenheit der Peuckerschen Karten unumwunden zugibt; doch hat sich leider bis jetzt noch keine bereit gefunden, sich der Sache anzunehmen. So sind die großen und kleinen Unterstützungen, die der Sache bisher in Luftfahrerkreisen, in alpinen und militärischen Kreisen zuteil geworden sind, doppelt dankbar zu begrüßen. Möchten auch diese Zeilen helfen, die Aufmerksamkeit auf Dr. Peuckers Bestrebungen zu lenken! Landkarten braucht heutzutage fast jeder. Darum sollte auch jeder Interesse an ihrer Vervollkommnung haben!

An viele

Ihr lächelt, wo ihr Bessres spürt,
Vor Trödelkram steht ihr gerührt.
Setzt Lachen statt Weinen und Weinen statt Lachen,
So wird sich alles verständiger machen!

G. H. Franke

Reichsspiegel

(vom 14. bis zum 20. Oktober)

Totenopfer — Jubelfeiern

„Des Flammenstoßes Geleucht facht an . . .!" schallte es durch die deutschen Lande zum Jubelfest der Leipziger Schlacht, als plötzlich hoch oben über der Erde ein Feuermeer achtundzwanzig kühne Eroberer erfaßte, bis auf das Gerippe verzehrte und die Reste mit unbarmherziger Wut in den Leib der Mutter Erde zurückwarf. Ein Tod auf dem Scheiterhaufen, der wenige Minuten am Himmel hing, so erhaben in seiner erschütternden Tragik, wie der Gedanke, für den jene Tapfern ihr Leben einsetzten. Die Eroberung der Luft ist noch nicht zur Tatsache geworden. Zwar haben wir dem Reich Äols manches Geheimnis abgetrotzt, manche Tücken des Luftmeeres überwinden gelernt, Sonnenstrahl und Wind uns dienstbar gemacht. Aber wir schufen auch neue Feinde in denselben Werkzeugen, mit denen wir die Luft uns unterjochen wollen. Noch ist jeder Luftschiffer so vielen Gefahren ausgesetzt, wie der Soldat in der feuerspeienden Feldschlacht, noch muß jeder, der sich in die Lüfte erhebt, im Stillen Abschied nehmen von allem, was ihm auf der Erde teuer ist, — er weiß nicht, ob er es je wiedersehen kann. Stets umweht den Luftschiffer der Nimbus des Kriegers, der keinen Augenblick zögert für seine Ideale das Leben einzusetzen. Ehre darum auch jenen Angehörigen unserer Marine und der Zeppelinwerft, die am 17. Oktober Opfer ihres Berufes wurden. Ehre auch dem Andenken aller jener anderen Opfer, die die Erforschung der Luft gefordert hat. Bedauern mag ich die Helden nicht, — eher schon beneiden, da sie so herrlichen Tod fanden im Augenblick höchster Pflichterfüllung! Zu klagen haben nur wir Zurückgebliebenen, weil es viele der Besten sind, die den Zoll für unser Wollen mit dem Leben bezahlen müssen.

Doch unsere Zeit ist schnellebig! Während uns gestern noch der Himmel verdunkelt schien, jubeln wir heute dem morgigen Festtage entgegen: auf allen Höhen in preußischen Landen brennen mächtige Feuer einander grüßend, durch die Straßen der Städte ziehen die glühenden Leiber langer Fackelzüge und gewaltig donnern die Domglocken Melodien ins Land, die heute jedem Deutschen zu Geibels ewig schönem Gesang die Brust heben.

Der Herr hat großes an uns getan!
Ehre sei Gott in der Höhe!

Der Preußenbund

Im Anzeigenteil dieses Heftes findet der Leser den Aufruf zum Beitritt zu einem **Preußenbunde**. Dieser Preußenbund, eine konservative Gründung, wird am besten gekennzeichnet als der zur politischen Organisation gewordene preußische

Partikularismus. Der Reichsgedanke scheint jetzt im fünften Jahrzehnt des Bestehens des Reichs doch nicht so feste Wurzeln geschlagen zu haben, daß die breiten Massen aus ihm Kräftigung für vaterländische Anschauungen ziehen könnten. Und nicht nur die breiten Massen! Die Imponderabilien erhalten ihre Kraft vorzugsweise aus den partikularen Gebilden, und partikulare Kräfte haben den preußischen Einfluß im Reich in verschiedenen wichtigen Entscheidungen hintangestellt. Heute sind zersetzende Elemente von allen Seiten, von oben und unten, von rechts und links an der Arbeit und nagen an der Reichseinheit, während das unpersönlich arbeitende Kapital eine soziale Zerfaserung bewirkt. Wir brauchen daher einen weit verstandenen preußischen Partikularismus, um den ständig wachsenden Massen des Mittelstandes und der Arbeiterbevölkerung die Freude an der Heimat wiederzugeben, die Industrialisierung und Verstadtlichung ihnen in so weitem Umfange verkümmert haben. Wenn ich an dem Aufruf des Preußenbundes etwas auszusetzen habe, so ist es die übermäßig starke Betonung des Autoritätsprinzips bei vollständigem Mangel eines Hinweises auf die Aufgaben, die sich der Bund in Bezug auf die abhängigen Klassen gestellt hat. Ein Preußenbund, der unter Aufrichtung der Autorität nicht Kadavergehorsam meint, der vielmehr moralische und geistige Überlegenheit als Vorbedingung jeder Autorität anerkennt, auch wenn beide nicht mit altem Namen und Reichtum zusammenfallen, könnte segensreich wirken als ein Gegengewicht gegen den sich allgemein breit machenden Nihilismus. Aber wirklichen Nutzen wird ein Preußenbund Nation und Staat nur bringen können, wenn er es fertig brächte, Anklang bei der arbeitenden Bevölkerung zu finden. Der Aufruf hat recht: es geht ein gewaltiges, unruhvolles Sehnen durch das Volk. Aber seine Verfasser irren, wenn sie glauben, der täglich zehn Stunden an die Maschine gefesselte Arbeiter oder der halb und ganz gebildete Angestellte, der den Tag über in die seine Individualität meist ganz unterdrückende gewerbliche Organisation gepreßt ist, — seine Verfasser irren in der Annahme, daß sich das Sehnen auf neue autoritative Gewalten richtet, denen man sich nun auch außerhalb der Dienststunden blindlings unterzuordnen hätte. Freiheit und Verinnerlichung suchen wir in den wenigen Stunden, die nicht belegt sind durch die Pflichten der vielfachen Arbeitsverträge.

Solche persönliche Verinnerlichung scheint aber nur in engster Anlehnung an die Heimaterde möglich, deren ideeller Wert wieder seinen politischen Ausdruck im Einzelstaat findet. Staatenbund und Reich scheinen doch zu sehr auf nur verstandesmäßig greifbaren Voraussetzungen zu beruhen, als daß sie schon jetzt oder noch jetzt das Gemüt in gleicher Weise erwärmen könnten, wie es der engere Heimatsgedanke tut. Darum scheint mir auch die Zusammenfassung des preußischen Partikularismus in einem Preußenbunde notwendig zur Kräftigung des Reichsgedankens.

Was der Bund leisten kann, wird aber schließlich doch davon abhängen, wie seine Mitglieder die praktischen Aufgaben anfassen. Erzählt man dem Volk von seinem eigenen Anteil an der Entwicklung des Vaterlandes, zeigt man ihm an der Hand unumstößlicher Tatsachen, wie alles, was an staatlichen Einrichtungen vorhanden ist, geschaffen wurde in der treuen Zusammenarbeit aller Schichten, von Fürst und Volk, vermeidet man taktvoll, Leistungen einzelner Schichten oder Familien oder Männer übermäßig in den Vordergrund zu schieben, so wird man

auch den Kritischen und Mißtrauischen erwärmen. Der Gedanke, daß ich mit meinem Könige an dem gleichen Werk wirken konnte und daß meine Mitwirkung schließlich zum Gelingen des Ganzen notwendig war, läßt mich den König mehr verehren, als wenn ich mir sagen müßte, daß eine tiefe Kluft — welcher Art sie auch sei — gemeinsames Arbeiten unmöglich macht. Das macht ja den Krieg, den siegreichen, für den monarchischen Staat so überaus wertvoll, daß in ihm, wie in keinen anderen Verhältnissen, die Notwendigkeit und Möglichkeit des gemeinsamen Wirkens so augenfällig dargetan wird. Zwischen dem königlichen Heerführer und dem jüngsten Mann in der Schützenlinie kann keine Scheidewand entstehen, weil sie zu einer beiden gleich sichtbaren Aufgabe, für die beide ihr Letztes, Gut und Blut einsetzen müssen, miteinander verbunden sind. In den Friedensverhältnissen liegt die Gemeinsamkeit der Interessen nicht immer gleich klar zutage wie im Kriege. Die großen Linien verwischen sich im Kampf des Alltags nur zu leicht, wenn sie nicht immer von neuem aufgezeigt werden. Darum gilt es aufklärend zu wirken — nach beiden Seiten! Dem König und den oberen Schichten gilt es zu zeigen, was sie an einem gesunden, patriotischen Volke haben, den Unterschichten, was der Preußenkönig ihnen auch im Reiche ist. Wird der Preußenbund seine Aufgabe so verstehen, dann kann er zu einem mächtigen Faktor unseres politischen Lebens werden.

Die Welfenfrage

Der Preußenbund tritt in einer ernsten Stunde an die Öffentlichkeit. Die eigenartige Wendung, die die preußische Regierung glaubte der Welfenfrage geben zu müssen, hat den Keim zu Entwicklungsmöglichkeiten gepflanzt, deren volle Tragweite sich nur in sehr vagen Umrissen erkennen läßt. Ohne deshalb ein besonders verbissner Pessimist sein zu müssen, kann man die bevorstehende Thronbesteigung in Braunschweig durch den Welfenprinzen ohne sichere Garantie für die Unantastbarkeit der Provinz Hannover glattweg als eine Kapitulation des preußischen Staatsgedankens vor dem Partikularismus der Welfen bezeichnen. Bei der Welfenpartei in Hannover, nicht beim Prinzen Ernst August von Cumberland liegt die Gefahr für die Zukunft. Die ganze Erörterung über Verzicht oder Nichtverzicht, die die Gemüter so sehr erregt, ist tatsächlich belanglos. Kein noch so feierlicher Verzicht eines Fürsten von Braunschweig könnte und dürfte seine Nachfolger abhalten, ihre Hand nach Hannover auszustrecken, wenn die Hannoveraner es wünschten und sie die Macht hätten, ihren Wünschen Rechnung zu tragen. Was aber vom Prinzen Ernst August gefordert werden sollte, ist die offene Absage an die hannoversche Welfenpartei, wie schon mancher Monarch, der neuen Situation Rechnung tragend, früheren Freunden Lebewohl sagen mußte, ohne daß man ihm deshalb gleich Felonie vorwerfen konnte. Weist der Prinz die hannoversche Welfenpartei nicht mit aller Entschiedenheit von sich, dann wird allein seine Gegenwart in Braunschweig genügen, um Hoffnungen zu nähren und Umtriebe zu begünstigen, die mit dem preußischen Interesse in scharfem Widerstreit stehen.

Im Hinblick auf die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit der angedeuteten Entwicklung wird man die Gründung des Preußenbundes begrüßen dürfen, auch wenn man grundsätzlicher Gegner des Partikularismus ist. Die besonderen Eigentümlichkeiten der Provinz Hannover haben es mit sich gebracht, daß es die National-

liberalen, einst von Rudolf von Bennigsen geführt, waren, die zusammen mit der preußischen Regierung, mit dem König Wilhelm, mit Bismarck und mit Bülow die staatsrechtliche und nationale Einheit Preußens in Hannover verteidigten. Bei der völligen Abkehr der Regierung von der bisher vertretenen Politik, haben die hannoverschen Nationalliberalen die Kosten zu tragen. Der Kampf eines halben Jahrhunderts hat naturgemäß zwischen den welfischen und nationalliberalen Hannoveranern eine Fülle von Haß aufgespeichert, die so leicht und so bald kaum zu beseitigen sein wird, wenn sich nicht ein Vermittler einstellt, der, dasselbe nationale Ziel im Auge wie die Nationalliberalen, nicht belastet ist mit den Kämpfen der Vergangenheit. Nun steht es fest, daß unter den Welfen Hannovers eine orthodoxe, mit dem Boden verwachsene Geistlichkeit eine nicht zu unterschätzende Rolle spielt. Sie wird von den Nationalliberalen also nicht nur durch ihre politische Stellung, sondern auch durch ihre Weltanschauung getrennt. Und hier ist der Punkt, wo der Preußenbund, dem eine große Anzahl positiv gerichteter Geistlicher angehören, anknüpfen kann, eine Verständigung einzuleiten, wozu nach den Kämpfen der letzten fünfzig Jahre die Nationalliberalen Hannovers kaum imstande sein dürften. Parteipolitisch mag die damit verbundene Verschiebung der Kräfte in Hannover bedauert werden, für die Besserung der so unsäglich verfahrenen Gesamtlage bleibt sie ein Hoffnungsschimmer.

Der Kronprinz

Die Erledigung der Welfenfrage in einem Sinne, der der Haltung der Regierung von 1866 bis 1907 direkt entgegengesetzt ist, hat den künftigen König von Preußen veranlaßt, sich mit dem verantwortlichen Leiter der Regierung, dem Herrn Reichskanzler, schriftlich auseinander zu setzen und gegen die Regierungspolitik Verwahrung einzulegen. Der Herr Kronprinz hat bei den von ihm vertretenen Auffassungen die erdrückende Mehrheit der denkenden Kreise im deutschen Volke hinter sich und so ist er denn auch der Dolmetsch für die Gefühle der Nation geworden.

Die Freude an dem freimütigen Eintreten des Kaisersohnes kann uns leider keine reine Freude bleiben: die Kundgabe des Inhalts jenes Briefwechsels verleidet die Freude an der selbstverständlichen Tatsache. Jene Personen, die für die Preisgabe des privaten Briefwechsels zwischen Kronprinz und Reichskanzler verantwortlich sind, haben dem Kronprinzen einen schlechten Dienst geleistet, ohne der guten Sache, der der Briefwechsel dienen sollte, auch nur den leisesten Nutzen zu bringen. Die sachliche Entscheidung war gefallen und niemand, der den Kaiser kennt, durfte darauf rechnen, ihn und seinen verantwortlichen Ratgeber durch eine Demonstration in der Presse zur Umkehr zu veranlassen. Die Veröffentlichung in den Leipziger Neuesten Nachrichten war somit zwecklos. Aber sie ist auch politisch unglücklich, da sie allerhand Vermutungen über Unzuträglichkeiten innerhalb der kaiserlichen Familie Tor und Tür öffnet, was dann wieder von mehr oder minder lauteren Elementen politisch gegen die Monarchie und die künftige Stellung des Kronprinzen ausgenutzt wird.

Aber noch mehr: dem künftigen Kaiser und König werden durch solche Veröffentlichungen Verpflichtungen aufgeladen. Man spricht soviel von der Undankbarkeit der Fürsten. Möge unser künftiger Kaiser und König stets dessen

eingedenk sein, daß ihre Undankbarkeit hundertfach überboten wird von der der Massen! Nicht weil die Massen schlecht wären, sondern weil ihre Führer und deren politische Ziele wechseln. Das künftige Oberhaupt eines monarchisch regierten Staates sollte es überhaupt vermeiden, durch öffentliche Stellungnahme Lob und Tadel herauszufordern. Dieselbe Masse, die ihn heute umjubelt, wird ihn morgen verhöhnen, wenn er ihren Anschauungen die seinen entgegenstellt. Die hohe Geburt legt Pflichten auf, die streng erfüllt werden müssen, sollen nicht die Grundlagen der Stellung des Monarchen erschüttert werden, und Deutschland-Preußen könnte angesichts seiner Lage auch dann einer starken Monarchie nicht entraten, wenn es die idealste Parlamentsherrschaft besäße. G. Cl.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Politik

Die Dänen in Nordschleswig. Nach den Polen sind im Deutschen Reiche die Dänen unter den nichtdeutschen Völkerschaften die politisch rührigsten. Sie sind in größerer Anzahl nur in Schleswig-Holstein ansässig. Man zählte hier:

	Einwohner	deutsch und dänisch Sprechende	Dänen
1890	1 219 523	2033 oder 1,67 ‰	135 132 oder 110,61 ‰
1900	1 887 968	2860 „ 2,06 ‰	132 217 „ 95,26 ‰
1905	1 504 248	1756 „ 1,17 ‰	134 185 „ 89,20 ‰
1910	1 621 004	1642 „ 1,01 ‰	136 814 „ 84,40 ‰

Diese vier Zahlenreihen geben eine lehrreiche Auskunft über die Bewegung der dänischen Bevölkerung. Von 1890 bis 1900 war die Entwicklung für uns Deutsche am günstigsten. Die Doppelsprachigen wuchsen um 827 Köpfe oder 0,39 ‰, die Dänen verminderten sich um 2915 oder 15,35 ‰ der Gesamtbevölkerung. Ihr Verlust war nicht nur ein verhältnismäßiger, sondern auch ein grundziffernmäßiger. Der erstere würde für eine Provinz, deren Großstädte Kiel und Altona nebst Umgebung infolge Zuzugs von auswärts stark an Einwohnern wachsen, nicht viel bedeuten. Hingegen bemerken wir von 1900 bis 1905 ein Nachlassen der Doppelsprachigen um 1104 Köpfe oder 0,89 ‰, eine Zunahme der Dänen um 1968 Personen; diese Entwicklung setzt sich bis 1910 fort, denn die Doppelsprachigen gehen um 114 Menschen oder 0,16 ‰ zurück und die Dänen vermehren sich um 2629 Personen. In beiden Jahrfünften ist jedoch die Zunahme der dänischen Bevölkerung gegenüber der deutschen so gering, daß sie einem Zurückbleiben um 6,06 ‰ und weiter um 4,80 ‰ gleichkommt. Im Jahrfünft 1900 bis 1905 beruhte die Vermehrung hauptsächlich auf einem Zuzuge von Staatsangehörigen des Königreichs Dänemark. Man zählte nämlich 1900 in der Provinz 141 Angehörige dieses Staats mit deutscher und dänischer und 17 807 mit dänischer Muttersprache, zusammen also 17 948 gegen 19 814 im Jahre 1905.

In den nachstehenden sechs Kreisen gab es im Jahre 1900 mehr als 5 Prozent Dänen. Man zählte im Jahre 1900:

im Kreise	Einwohner	Deutsche	deutsch und dänisch Sprechende	Dänen
Hadersleben	57 215	8 863	445	47 443
Apenrade	29 824	6 120	431	22 533
Sonderburg	32 868	5 404	293	26 858
Flensburg-Stadt . .	48 922	44 527	339	3 315
Flensburg-Land . .	41 951	38 996	160	2 652
Tondern	56 561	15 455	532	25 663
	266 841	119 365 oder 446,9 ‰	2200 oder 8,2 ‰	128 464 oder 481,4 ‰

Im Jahre 1905 wurden ermittelt:

im Kreise	Einwohner	Deutsche	Doppelsprachige	Dänen
Hadersleben	60 188	10 814	351	48 528
Apenrade	30 322	7 178	288	22 642
Sonderburg	35 807	7 061	256	27 542
Flensburg-Stadt	53 771	49 343	250	3 576
Flensburg-Land	45 791	42 842	76	2 539
Tondern	57 088	19 643	391	25 199
	282 407	136 876 oder 484,7 ‰	1557	130 026 oder 460,4 ‰

Im Jahre 1910 wiesen auf:

der Kreis	Einwohner	Deutsche	deutsch u. dänisch Sprechende	Dänen
Hadersleben	63 575	12 203	146	50 596
Apenrade	32 416	7 809	258	23 918
Sonderburg	39 909	10 576	189	28 561
Flensburg-Stadt	60 922	56 074	280	3 706
Flensburg-Land	44 440	41 959	54	2 162
Tondern	59 317	22 427	290	23 955
	300 579	151 048 oder 502,5 ‰	1117 oder 3,7 %	132 898 oder 442,1 ‰

Der Vergleich der drei Zahlentafeln ergibt, daß in den Kreisen Flensburg-Land und Tondern, den beiden südlichen Grenzkreisen des dänischen Sprachgebietes, die dänische Bevölkerung in beiden Jahrfünften abgenommen hat, daß sie zwar in den übrigen Kreisen zugenommen hat, daß diese Zunahme aber im Jahrfünft 1900 bis 1905 sogar grundzahlenmäßig, in der nächsten Zählperiode mindestens verhältnismäßig in den übrigen Kreisen hinter der Zunahme der Deutschen zurückblieb. Im ersten Jahrfünft wuchs das Deutschtum in den sechs Kreisen um 87,8 ‰, verminderte sich das Dänentum um 21 ‰, im letzten stieg das deutsche Volk um weitere 17,8 ‰ und sank das dänische Volk um 18,3 ‰. Die Vermehrung der Deutschen ist um deswillen höher als die verhältnismäßige Minderung der Dänen, weil die Friesen in der amtlichen Statistik als besonderes Volk aufgeführt werden, die friesische Sprache im Rückgange begriffen ist und Friesen besonders zahlreich auch im Kreise Tondern wohnen. Ein Vergleich der Doppelsprachigen ist nicht möglich, weil für die Jahre 1900 und 1910 die dänisch und deutsch Sprechenden für sich, 1905 alle deutsch- und fremdsprachigen Doppelsprachigen im ganzen gezählt wurden. Die Zahl ist so unbedeutend, daß unser obiges Ergebnis dadurch nicht berührt wird; sie sinkt sogar nicht nur verhältnismäßig — sondern grundzahlmäßig.

Wenn man nun bei der letzten Wahl ein starkes Anschwellen der dänischen Stimmen beobachtet hat, so beruht dies nicht auf einem starken Wachsen der Dänen, sondern in der Hauptsache darauf, daß dänemarksche Staatsangehörige und sogenannte Heimatlose, die keinem Staate angehörten, als Preußen naturalisiert worden sind. Außerdem hat die starke Agitation der Dänen und nebenher die nationale Lauheit unseres Linksliberalismus schuld hieran. Durch unsere Sprachgesetzgebung wird die Agitation erleichtert. Nach § 12 des Reichsvereinsgesetzes kann in den Kreisen Apenrade, Hadersleben und Sonderburg bis 1928 stets die dänische Sprache in öffentlichen Versammlungen benutzt werden, weil dort die Dänen mehr als sechzig Hundertstel der Bevölkerung ausmachen. Die preußische Verordnung vom 8. Mai 1908 dehnt das Gebrauchsrecht der dänischen Sprache noch auf diejenigen Amtsbezirke des Kreises Tondern aus, in denen mehr als 60 Prozent Dänen wohnen.

Über 99½ Prozent der Dänen sind evangelisch.

R. Baumgarten in Nordhausen

Erziehungsfragen

Vom Vielerlei in der Schule. Wer sich mit grundsätzlichen Erwägungen über Zweck und Ziel der Schule beschäftigt, wird immer wieder auf die Frage geführt: Geht das Bedürfnis unserer Zeit mehr auf ein Wissen um die tausenderlei Seiten und Nuancen, die im Tatsachenmaterial des Tagesgeschehens unser heutiges raschlebiges Geschlecht umgeben, auf ein möglichst rasches, innerlich ungerührtes Sichabfinden mit den Erscheinungen, die uns umfluten, — oder bedarf unsere Zeit mehr des tiefeindringenden Verständnisses, das alles in Beziehung setzen muß mit dem in sich selbst konzentrierten Individuum? Man wird beobachten können, daß wir uns heute mit einiger Hast von der ersteren Auffassung abwenden und gewissermaßen krampfhaft wieder nach einem inneren Zentrum hinstreben, das von selbst die Außenwelt strahlenförmig um sich anordnet. Es ist kein Zweifel, daß man hier einem Bedürfnis der an ihrer Flachheit selbst verzweifelnden Zeit folgt, aber ebenso wahrscheinlich, daß man über das Ziel hinausschießen wird, da auch dies sich nicht für alle schickt.

Beide Richtungen spiegeln sich in unserem Schulwesen. Der immer erneute Anspruch der verschiedensten Disziplinen, in den Lehrplan der höheren Schulen aufgenommen zu werden, hat seit vielen Jahrzehnten zu einem Vielerlei des Unterrichts geführt, das durch kein Band geistiger Gemeinsamkeit mehr umfaßt wird. „Alles Mögliche preßt ihr in den Kopf des Jungen hinein, als wäre es eine Wurst, die gar nicht fest genug gestopft werden könnte. Aber ihr übertreibt es. Zuletzt platzt die Schale, und alles fällt wieder heraus.“ Dieses draſtische Wort eines Kieler Universitätslehrers, das Paul Cauer auf dem Münchener Kongreß für Jugendbildung und Jugendkunde 1912 zitierte, zeichnet derb die seit langem herrschende Lage. Aus ihr ist die Überbürdungsklage früherer Jahrzehnte, ist die Schulverdrossenheit unserer Tage großenteils zu erklären; vielleicht gehen auch die Vorwürfe über den Rückgang der Schulleistungen zum Teil auf die Abstumpfung der Geisteskräfte bei den Schülern durch das

Pädagogium

Zwischen Wasser u. Wald äusserst gesund gelegen. — Bereitet für alle Schulklassen, das Einjährigen-, Primaner-, Abiturienten-Examen vor. Auch Damen-Vorbereitung. — Kleine Klassen. Gründlicher, individueller, eklektischer Unterricht. Darum schnelles Erreichen des Zieles. — Strenge Aufsicht. — Gute Pension. — Körperpflege unter ärztlicher Leitung.

Waren in Mecklb.
am Müritzsee.

Hintereinander allzu heterogener Anforderungen zurück. Sicher ist auf diesen Zustand zum Teil zurückzuführen — zum anderen Teil ist sie selbst seine Ursache — die weithin herrschende Unsicherheit über den Begriff der Bildung. Eine moderne mechanistische Denkweise faßt als Bildung vielfach eine Summe von koordinierten nutzbringenden Kenntnissen, besonders solchen, die im späteren Beruf anwendbar sind. Dies wird um so mehr der Fall sein, wenn sie nach Möglichkeit unmittelbar von fachmännischer Seite an den Jungen herangebracht werden. Schon scheint den Vertretern dieser Denkweise als Ideal die Auflösung des Unterrichts in eine Reihe voneinander unabhängiger Vortragskurse vorzuschweben, in denen nur Praktiker, Fachleute zu Worte kämen, statt der Lehrer, die — auch bei weitgehender Weltoffenheit — doch schließlich nichts sind als armselige Dilettanten (vgl. den Artikel von Prof. Sunkel im Tag vom 13. August d. J.). Erst wenn der Photograph und der Elektrotechniker die Physik vortragen, der Generalstäbler Cäsars Kriege und Xenophons Anabasis erklärt, der Bürgermeister und der Landrat die Bürgerkunde lehren, dann wird die Bildung ungeahnte Höhen erklimmen.

„Fehlt leider nur das geistige Band." Das unverbildete jugendliche Gehirn sucht nach einer Gemeinsamkeit, nach einem Generalnenner für seine neuen Wissensstoffe, und es ist unfähig, die vielen disjecta membra zu einem Organismus zu verbinden; wird doch die dazu nötige philosophische Erhebung manchem Alten schwer. Und nicht jeder jugendliche Geist ist auch gestimmt, die heterogenen Massen in sich solange zu bewahren, bis der Fortschritt der Lebensreife jeder ihren Platz im Gesamtanblick der Geisteswelt anweist. Er gewöhnt sich, alles wegzuwerfen, was ohne Gefahr vergessen werden kann, und behält nur das Wenige, was seine Individualität sich augenblicklich assimilieren kann. Und doch könnte auch die Quantität des Gelernten den Vorteil davon haben, wenn man sich entschließen könnte, in jeder Schulgattung einen Schwerpunkt festzulegen, den

H. HAESSEL VERLAG IN LEIPZIG

Briefe Conrad Ferdinand Meyers

Nebst seinen Rezensionen und Aufsätzen herausgegeben von **Adolf Frey**. Mit vier Bildern und acht Handschriftproben. Zwei starke Bände in Groß-Oktav. Broschiert M. 16.—, in Halbpergament M. 20.—.

Inhalt von Band I: Briefe an Johannes Landis — Carl Heinrich Ulrich-Gysi — J. J. Horner — Georg von Wyß — Friedrich von Wyß — Felix Bovet — François Wille — J. R. Rahn — Briefwechsel mit Gottfried Keller — Briefe an Emil Frey — Edmund Dorer — Adolf Frey — Joseph Victor Widmann — Carl Spitteler — Hans Bodmer — Ernst Stückelberg — die Redaktion der „Neuen Zürcher Zeitung" — J. Stößel — Friedrich Hegar — Hans Trog.

Inhalt von Band II: Briefe an Hermann Haessel — Adolf Calmberg — Anna von Doß — Paul Wislicenus — Alfred Meißner — Hermann Lingg — Paul Heyse — Betti Paoli — Hermann Friedrichs — Otto Brahm — Hugo Blümner — Auguste Bender — Emil Milan — Rezensionen — Vermischte Aufsätze.

Dokumente eines Menschenlebens, über 1000 Briefe und Karten C. F. Meyers, liegen hier vor, denen nicht nur die literarische Welt deutscher Zunge mit tiefem Interesse begegnen wird. Urkunden eines Künstler- und Erdenwallens, dessen Ausgangspunkt, Wachstum und Entfaltung bis zum Erscheinen der künstlerisch und psychologisch wertvollen Lebensschilderung des Meyer-Biographen Adolf Frey so gut wie jenseits der Öffentlichkeit lagen. Schriftliche Zeugnisse eines eminenten Künstlergewissens, eines Lebens voll höchsten sittlichen Verantwortungsgefühls, eines Daseins schönster und höchster Menschlichkeit. Frankfurter Zeitung.

die — in der Zahl möglichst zu beschränkenden — Fächer als ihren Mittelpunkt empfinden. Diese Aufgabe der Konzentration, der Betonung des Charakters jeder Schulgattung, ist augenscheinlich schwer zu lösen, zumal selbst das Gymnasium seinen alten natürlichen Schwerpunkt nicht mehr unangefochten bewahrt hat.

Inzwischen — und auch später — wird es auf die Männer ankommen, wo die Maßregeln nicht zureichen. Zum Glücke hat es der deutschen Schule nie an Lehrern gefehlt, die ihren Schülern Führer in dem Labyrinth des Wissens zu sein verstanden, indem sie den Zusammenhang alles Seins und Geschehens mit der Jugendbildung im Auge behielten. Von der Weltoffenheit eines Wilhelm Münch, der in der einzelnen Erscheinung stets das Weltanschauungsmäßige sah und darin die Aufforderung an die Schule fühlte, sich damit auseinanderzusetzen, habe ich in diesen Blättern schon gesprochen. Aber auch Paul Cauer ist ein solcher geborener Schulmann. Wie von Münch, so gewinnen wir auch von Cauer aus den kleineren Schriften ein besonders an Einzelzügen reiches Bild. Ich möchte deshalb auf die Sammlung **„Aus Beruf und Leben, Heimgebrachtes von Paul Cauer"** (Berlin 1912, Weidmann) hinweisen. Der Verfasser ist eine Natur, die viel entschiedener Stellung nimmt als Münch, dem man mit gutmütigem Tadel seine „Stelleanheimpädagogik", sein „Einerseits — anderseits" vorgeworfen hat. Cauer ist als entschiedener Verfechter des humanistischen Prinzips bekannt; aber auch wer die gymnasiale Richtung nicht einseitig bevorzugt, wird an vielen seiner Aufsätze Freude haben, weil sie einen Mann mit offenem Blick für Geschehnisse und Menschen zeigen, dem sich dabei die Beziehungen zum Lehramt stets von selbst einstellen. Obgleich mehr Praktiker als Münch, hat er doch auch in seinen historischen und literarischen Aufsätzen viel Wertvolles gesagt. Aber am wirksamsten sind doch die Ausführungen, in denen der Schulmann redet: „Vom Kulturwert der deutschen Schule", „Charakter und Bildung", „Über Wissen und Können", die

H. HAESSEL VERLAG IN LEIPZIG

C. F. Meyer-Studien

Von **Eduard Korrodi.** Broschiert M. 3.—, gebunden M. 4.—.

Von Anfang an festgehalten, habe ich dies feine Buch mit wachsender innerer Anteilnahme gelesen, mit Respekt aus der Hand gelegt..... Das Buch bedeutet im Stile Korrodis einen Fortschritt. Es ist durchgebildet und ausgeklärt, phrasenlos, gedankenreich, interessant und geschmackvoll. Der Verfasser verfügt, was das beste ist, über künstlerische Einsichten, die nicht auf jedem Acker wachsen. In einer Zeit, in der die Literaturströme der Schweiz fast bedenklich schwellen, ist es eine Freude, einen der größten Dichter für alle Nachdenklichen wieder von neuem herausgehoben und stilkritisch ins Licht gestellt zu sehen. Neue Zürcher Zeitung.

Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer

in ihrem persönlichen und literarischen Verhältnis von **Paul Wüst.** Broschiert M. 3.50, gebunden M. 4.50.

Man konnte von P. Wüsts Arbeit nichts stofflich Neues von Belang erwarten und fordern. Aber sie ist ein Beweis dafür, wie viel mit strenger Methodik auch aus bekannten Stoffgebieten herauszubringen ist. Daß er streng chronologisch vorging, war für die Aufstellung der biographischen wie der literar-historischen Entwicklungsreihen unerläßlich. Und so ist ein geistvolles und instruktives Buch zustande gekommen, das man in dem Kreis der Meyer-Bücher nicht mehr missen möchte. Deutsche Rundschau.

lecken „Viermal zehn Gebote für Schüler, Lehrer, Direktoren, Oberschulbehörden", daneben ein paar geistvolle polemische Artikel und der wichtige Vortrag „Bildungsbegriff und Lehrplan". Aus ihm sei zur Ergänzung obiger Zusammenhänge noch ein Wort angeführt: „Wo ist denn der lebendige Mensch, der, wenn er nicht durch die Schule gezwungen wird, frei und aus innerem Triebe das alles in seinem Interessenkreise vereinigt, was der vorgeschriebene Lehrplan zusammenfaßt? Es gibt keinen; und wenn es einen gäbe, es wäre ein unerfreulicher Geselle, einer, auf den Lagardes Wort passen würde: wenn man mit der allgemeinen Bildung hineindividiert, geht er ohne Rest auf."

Prof. Dr. W. M. Becker in Darmstadt

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3660, des Verlags: Amt Bülow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 28/37.

Dresdner Bank

Aktien-Kapital . . Mk. 200 000 000
Reservefonds . . Mk. 61 000 000

DRESDEN — BERLIN — LONDON

— BREMEN BRESLAU CASSEL FRANKFURT a. M. HAMBURG — HANNOVER LEIPZIG MANNHEIM MÜNCHEN NÜRNBERG STUTTGART

Altona, Augsburg, Bautzen, Beuthen O.-Schl., Bückeburg, Bunzlau, Cannstatt, Chemnitz, Corbach, Detmold, Emden, Eschwege, Frankfurt a. O., Freiburg i. Br., Fulda, Fürth, Gleiwitz, Göttingen, Greiz, Harburg, Heidelberg, Heilbronn, Kattowitz, Königshütte O.-Schl., Leer, Liegnitz, Lübeck, Meißen, Plauen i. V., —— Spandau, Stettin, Tarnowitz, Ulm, Wiesbaden, Zittau, Zwickau. ——

Annahme von Depositengeldern zur Verzinsung; An- und Verkauf von Wertpapieren, ausländischen Geldsorten, Devisen usw.
Einlösung von Coupons und Dividendenscheinen; Ausstellung von Schecks und Kreditbriefen;
Diskontieren und Einziehen von Wechseln und Schecks; Beleihung börsengängiger Wertpapiere und deren Versicherung gegen Kursverlust im Falle der Auslosung; Aufbewahrung und Verwaltung von Wertpapieren; Beschaffung und Unterbringung von Hypothekengeldern, Vermögensverwaltungen, Testamentsvollstreckungen, sowie alle sonstigen bankgeschäftlichen Transaktionen.

Vermietung von Stahlkammern

Die Induſtrialiſierung Skandinaviens als europäiſches politiſches Problem

Von Erich Lilienthal in Berlin

Vgl. hierzu den Aufſatz „Deutſchland und Schweden“ in Heft 26 des Jahrg. 1912 der Grenzboten. D. Red.

Im germaniſchen Norden hat eine Entwicklung eingeſetzt, deren Tragweite im übrigen Europa von nur wenigen gekannt und entſprechend gewürdigt wird. Seit langer Zeit war von den unerſchöpflichen Naturſchätzen Skandinaviens in der europäiſchen Fachpreſſe die Rede geweſen; aber erſt ſeit etwa einem halben Jahrzehnt, nach Überwindung ſchwerer Kriſen im Beginn des zwanzigſten Jahrhunderts und namentlich ſeit der Auflöſung der ſkandinaviſchen Union, hat der Wille zur wirtſchaftlichen Machtentfaltung erſt in Schweden, dann aber auch in Norwegen mit elementarer Wucht ſich durchzuſetzen begonnen.

Die wirtſchaftliche Entwicklung in Schweden wie in Norwegen hat ein faſt amerikaniſches Gepräge angenommen und kann ſchon in kurzer Zeit dieſe Bauern- und Fiſchervölker zu Induſtriemächten von Bedeutung umformen. Abgeſehen von der für die Soziologen intereſſanten Veränderung der Pſyche beider Völker trägt dieſe Entwicklung dadurch ein beſonderes Kennzeichen, daß ſie nicht, wie in anderen europäiſchen Induſtrieſtaaten, durch einen Überfluß von Arbeitskräften getragen wird. Im Gegenteil, die beiden Völker, die im Begriff ſind, eine namhafte Induſtrie hervorzubringen, ſtrecken ihre Herrſchaft über ein ſo wenig dicht bevölkertes Gebiet, daß bisher aus Menſchenmangel ſogar nicht daran gedacht werden konnte, eine intenſivere Bodenkultur zu treiben. Hinzu kommt, daß es bisher trotz aller Anſtrengungen, namentlich der ſchwediſchen Regierung, nicht gelungen iſt, die große Auswanderung nennenswert einzudämmen. Solange aber die Auswanderung andauert, iſt an eine ge-

nügende natürliche Volksvermehrung nicht zu denken. Daß eine Eindämmung der Auswanderung aber in absehbarer Zeit möglich sein wird, scheint deshalb nicht wahrscheinlich, weil die skandinavische Auswanderung, ganz anders als die südeuropäische, neben einer Reihe von wirtschaftlichen Gründen auch psychologische Ursachen hat, die sich nicht ausschalten lassen, weil sie mit dem Besten, was in diesen Völkern lebendig ist, unlösbar verbunden sind. Der uralte germanische Wandertrieb, die Sehnsucht nach dem Unbekannten, nach anderer Sonne und anderen Verhältnissen, ein primitiver Forscherdrang, der in den Leistungen der Amundsen und Hedin zur höchsten Entfaltung gekommen ist, lebt im ganzen Volke und wird, auch wenn in der Heimat an allen Ecken und Enden die Arbeit ruft, die Massen doch zu Zehntausenden aus ihren Nebelheimen in die unbekannte, immer verlockend erscheinende Ferne rufen. Der Norden wird auch dann hart und einsam bleiben und jeder Winter, in Nacht und Eis verlebt, wird Zehntausenden die Wanderlust in die Adern impfen und sie in die Fremde treiben, wenn überall an den Fjorden und an den Bergseen die Schlote der Fabriken rauchen werden. Auch die Hoffnung auf etwaige nordische Rückwanderer aus den Vereinigten Staaten sollte nur mit der größten Vorsicht in Betracht gezogen werden. Wenn auch ein paar tausend ärmer erfolgloser und verbitterter Menschen, die in den Staaten auf keinen grünen Zweig kommen konnten, sich entschließen würden, in den heimischen Fabriken wieder Arbeit zu suchen, so würde doch den Hunderttausenden von Skandinaviern der Vereinigten Staaten die Wiedereinfügung in die heimischen Verhältnisse unmöglich sein. Sie gehen dem Mutterlande ebenso verloren wie Millionen von Deutschen und Millionen von Engländern.

Die amerikanische Entwicklung ist ausschließlich durch die ungeheure Einwanderung von Menschen und von Kapitalien ermöglicht worden, die durch zahlreiche Saugarme herangezogen wurden. Die skandinavische Entwicklung, die im gleichen Tempo eingesetzt hat, macht bis zum heutigen Tage den Versuch, ohne diese Faktoren auszukommen.

Man hat sich in Skandinavien dauernd mit dem Problem der Zähmung und Unschädlichmachung des fremden Kapitals beschäftigt, ohne das an eine industrielle Erschließung des Landes nicht zu denken war. Man fürchtete sich oft in etwas naiver Weise vor der Übermacht des fremden Kapitalismus und ist erst in letzter Zeit zu einer etwas ruhigeren und klareren Auffassung gelangt. Man hat eingesehen, daß eine gut kontingentierte Zulassung fremden Kapitals das beste Mittel zur Schaffung eigener Kapitalien ist.

Das andere Problem aber, die Frage der Beschaffung der notwendigen Arbeitskräfte, das weit gefährlicher und weit komplizierter ist und von dessen Lösung das zukünftige Schicksal Skandinaviens in einem sehr hohen Grade abhängig sein wird, ist bisher nur sehr vereinzelt und sehr selten mit dem vollen Gefühl für seine große Tragweite in ernsthafte Erwägung gezogen worden. In Schweden ist die Arbeiterfrage für den Augenblick etwas weniger drängend,

weil dort einige größere Städte über einen, wenn auch in Zukunft bei weitem nicht ausreichenden Überschuß an Arbeitermaterial verfügen. Norwegen dagegen dürfte, wenn erst alle die großen Unternehmungen, die schon heute geplant oder in Angriff genommen werden, verwirklicht sind, einen derartigen Bedarf an menschlicher Arbeitskraft haben, daß er aus dem vorhandenen überschüssigen Material bestimmt nicht zu decken sein wird.

Gewiß werden die Menschen sich, wie überall, auch in Skandinavien in die Fabriksäle drängen, in die Industrie, die Massen anlockt. Aber Fischerei und Ackerbau werden die Kosten bezahlen müssen. Schon heute, wo eine Großindustrie erst im Entstehen begriffen ist, sind bereits vielfach Klagen in der norwegischen Presse darüber laut geworden, daß die Bemannung der norwegischen Fischerboote von Tag zu Tag schwieriger vollzählig zu erhalten sei. Das gleiche, wenn auch nicht im gleichen Umfang, gilt von der norwegischen und schwedischen Landwirtschaft. Die Frage der Leutenot auf dem Lande, die ja eines der schwierigsten deutschen Probleme ist, wird die Norweger voraussichtlich schon in wenigen Jahren ebenso stark beschäftigen wie uns.

Wenn die norwegische Landwirtschaft und die norwegische Fischerei sich nicht im gleichen Maße wie die Industrie entwickeln, wenn sie gar zum Stillstand kommen sollten, werden in kurzer Zeit nicht mehr die notwendigen Mengen von Lebensmitteln erzeugt werden können. Die Folge wäre eine außerordentlich starke Steigerung der Lebensmittelpreise, die übrigens bereits überall in Norwegen und Schweden eingesetzt und automatisch eine Steigerung der Arbeitslöhne zur Folge hat, was bei den besonderen norwegischen Arbeitsverhältnissen nicht ausschließen dürfte, daß die norwegische Konkurrenzfähigkeit und damit die Entwicklung der norwegischen Industrie in Frage gestellt wird. Abgesehen davon, daß Norwegen, ähnlich wie Finnland, eine Art soziales Laboratorium für Europa darstellt, so daß die Arbeitskonflikte dort besonders kompliziert und einschneidend sein würden, so ist es im Hinblick auf den Charakter und die hohe Bildungsstufe der drei nordgermanischen Völker wahrscheinlich, daß sich nach einiger Zeit auch aus Gründen individueller Kulturhöhe das Bedürfnis einstellen wird, die gröbsten mechanischen Arbeiten durch eine weniger differenzierte Rasse verrichten zu lassen.

Die dänische Volkshochschule und überhaupt die Bildung der Bauernbevölkerung hat zwar im fruchtbaren Dänemark bewirkt, daß die Methoden der Landwirtschaft auf eine ansehnliche Höhe gebracht worden sind, wer aber die dänischen Bauernmädchen und Bauernfrauen kennt, die durch die Volkshochschule gegangen sind, der kann sich dem Eindruck nicht verschließen, daß sie wohl ein höheres Verständnis für die Entwicklung einer rationellen Landwirtschaft gewonnen haben, aber doch für die schwere Arbeit, die nun einmal mit der Bestellung der Erde verbunden ist, weniger und weniger geeignet werden. Junge Damen mit seidenen Blusen und mit gepflegten Händen, mit guten Kenntnissen in der Weltliteratur, können tauglicher sein, als eine derbe Bauerndirne einen Bauernhof

ertragbringend zu bewirtschaften, aber die groben Arbeiten im Kuhstall werden sie doch naturgemäß gern mehr primitiven Naturen überlassen.

Alle germanischen Völker, Deutsche, Engländer, Skandinavier und vor allen Dingen die Nordamerikaner entwickeln sich immer mehr zu Herrenvölkern und brauchen in ihrem nationalen Haushalt immer dringender eine Unterklasse von weniger individualisierten Menschen. Im äußersten Norden Europas wird aller Wahrscheinlichkeit nach das sogenannte Kuliproblem, auf das Johannes von Jensen erst kürzlich in seinen lange nicht genug beachteten Briefen aus Ostasien so eindringlich hinwies, am ehesten zu einer Lösung drängen.

Es ist ja nun nicht anzunehmen, daß die Norweger und die Schweden zu dem äußersten Mittel der Einführung von Chinesen zur Bestellung ihrer Felder, zur Bemannung ihrer Fischerboote und zur Anlage ihrer Verbindungsmittel greifen werden, vielmehr ist es wahrscheinlicher, daß sie zu dem Mittel greifen werden, das man in Deutschland seit Jahren anwendet, das man in Dänemark nach und nach auch benutzt und zu dem man in Südschweden bereits zu greifen beginnt: nämlich zur Einfuhr slavischer Wanderarbeiter.

Was in Deutschland, England und Nordamerika aber ohne katastrophale Wirkung für die politische Zukunft des Landes geschehen kann, ist unendlich viel bedenklicher in dem dünn bevölkerten und mit den eigenen Menschenkräften kaum heraufzubringenden Norwegen und Schweden. 10 000—15 000 Wanderarbeiter in Dänemark und in Südschweden sind wirtschaftlich vielleicht nicht gefährlicher als die Million fremder Arbeiter in Deutschland. Die gleiche Zahl fremder Arbeiter aber in Mittel- und Nordschweden würde zweifellos eine politische Gefahr bedeuten.

Deutschland hat keine nennenswerte Auswanderung und wird in absehbarer Zeit auch kaum eine solche haben können. Die englische Auswanderung richtet sich vorwiegend nach den englischen Kolonien. Einwanderung von Arbeitskräften kann daher Norwegen und Schweden nur aus Rußland erlangen. Heute bereits ist in Finnmarken eine langsame Zuführung russischen Blutes zu spüren. Russische Fischer, russische Handelshäuser setzen sich mehr und mehr dort oben fest und würden selbst ohne irgendwelche offizielle russische Beihilfe in kurzer Zeit einfach durch das Übergewicht des an Kapital und Zahl so unvergleichlich stärkeren Volkes sich einen gewissen Einfluß auf die Stimmung der Bevölkerung in den nördlichen Landesteilen Norwegens sichern können. Ein Blick auf die Landkarte zeigt ohne weiteres die durch die Grenzlinien bedingten Schwierigkeiten. Werden nun aber durch eine periodische russische Einwanderung größeren Stils da und dort in Nordnorwegen beträchtlichere Reibungsflächen zwischen der russischen und der ursprünglichen norwegischen Bevölkerung geschaffen, so vermehren sich die Gefahren, daß Rußland im eigenen, berechtigten Interesse einmal zum Eingreifen in norwegische Verhältnisse gezwungen sein könnte. Hierzu kommt, daß Skandinavien in absehbarer Zeit in Rußland, trotz des Schicksals der stammverwandten Finnländer, nicht nur den möglichen Ver-

nichter seiner Selbständigkeit erblicken wird, sondern auch den reichen und mächtigen Nachbarn, dessen stetig erstarkende wirtschaftliche Kraft mit goldenen Bergen lockt. Ein reiches, wirtschaftlich aufnahmefähiges Rußland muß natürlich auf die bisher so armen Landesteile des nördlichen Schwedens und Norwegens, je mehr sich dort eine auf Export angewiesene Industrie entwickelt, magnetische Anziehungskraft ausüben. Ein Gegengewicht gegen diese Anziehung kann nur von Deutschland und England geschaffen werden, deren Beziehungen zum skandinavischen Markt sich selbstverständlich auch von Jahr zu Jahr steigern werden und die beide ein zwingendes vitales Interesse an einem starken und unabhängigen Skandinavien haben. Vielleicht wird Skandinavien aus diesem Grunde in der Zukunft ein nicht unwesentliches Bindeglied zwischen Deutschland und England bilden.

Ländliche Sozialpolitik in England

Von Dr. Paul Müller-Heymer in London

In Alfred Niderlen-Waechters Berichten von den Kaiserreisen findet sich unter dem 14. Juli 1891 auch folgende Beobachtung: „... Die herrlichen Ufer des Forth of Leith werden von prachtvollen Parks und Schlössern und Ruinen geziert. Dicht am Wasser steht u. a. in einem gewaltigen Park, der nach seinem Umfange bei uns schon ein hübsches Gut ausmachen würde, ein schloßartiges Gebäude, das der Besitzer des Parks, Lord Roseberry, als Dependenz seines weiter rückwärts liegenden Schlosses lediglich für etwaige Gäste hierher gestellt hat ..." (siehe Grenzboten 1918 Heft 28 S. 72). Die Kehrseite solcher Verwendung des Heimatbodens zu Luxuszwecken zeigen die nachstehenden Ausführungen. Die Mitteilungen des „Report" führen uns so recht eindringlich vor Augen, wie richtig und im nationalen Sinne wertvoll die preußische Ansiedlungstätigkeit war und ist und welchen außerordentlichen Vorsprung das „rückständige" Preußen dank des in unserem Bürgertum vorhandenen nationalen und sozialen Verantwortungsgefühls vor dem „fortschrittlichen" England hat. G. El.

Die „Land"rede des Schatzkanzlers Lloyd George bildet den Auftakt und der Bericht des Ermittlungsausschusses für die Landreform die Grundlage zu dem bedeutsamen Landreformplan der englischen Regierung, dessen positives Programm erst in den nächsten Wochen von den Kabinettsministern entrollt werden soll. Da die Regierung aber ihre Vorschläge aus dem umfassenden Material des vorerwähnten rund fünfhundert Seiten umfassenden Berichts*) schöpfen wird, so

*) Report volume I (rural) of the Land Inquiry Committee, erschienen bei Messrs. Hodder u. Stoughton, 1 Schilling.

können wir bereits jetzt die Grundzüge der beabsichtigten ländlichen Wohlfahrtspflege klar erkennen. Der Bericht gibt uns nicht allein ein plastisches Bild der stillstehenden und noch öfter rückschrittlichen Entwicklung des ländlichen Englands, sondern ist vor allem deshalb auch in Deutschland interessant, weil sich trotz aller Verschiedenheit der englischen und der deutschen landwirtschaftlichen Bedingungen doch wohl Vergleichspunkte finden lassen und weil uns die weitgehenden englischen Reformvorschläge — natürlich mutatis mutandis — eine Fülle wertvoller Anregungen für den Ausbau unserer eigenen Landpolitik bieten.

Der Ermittlungsausschuß, der jetzt mit seinem Bericht an die Öffentlichkeit tritt, hatte sich vor geraumer Zeit auf Veranlassung Lloyd Georges, des größten sozialen Organisators Englands, aus „Freunden der Regierung", wie es in dem Gründungsprotokoll heißt, gebildet. Zumeist waren es sozialpolitisch rührige, liberale Parlamentsmitglieder, wie E. G. Hemmerde, B. Seebohm Rowntree und Baron de Forest, die sich unter dem Vorsitz des bekannten Politikers A. H. Dyke Acland zusammengefunden hatten. Vorweggenommen sei, daß Baron de Forest eigene Wege wandelt und in einem dem Komiteebericht beigegebenen besonderen Memorandum einen Plan zum Zwangsaufkauf und zur Nationalisierung des gesamten Grund und Bodens ausgearbeitet hat. Diese Extreme und prinzipielle Forderung, die eine Umwälzung der bestehenden Gesellschaftsordnung bedeuten würde, wird von den übrigen Komiteemitgliedern nicht geteilt. Der Komiteebericht — und mit ihm die englische Regierung — geht darauf aus, nicht den Bestand des individuellen Landeigentums umzuwerfen, sondern lediglich seine Auswüchse festzustellen und zu beseitigen.

Die zunehmende Verelendung der ländlichen Bevölkerungsklassen Englands wird letzten Grundes auf das drückende wirtschaftliche Übergewicht der Landbarone zurückgeführt. So schließt Dr. Slate den „historischen Umriß", der dem Bericht vorausgeschickt ist, mit dem Satz: „Bislang ist wenig getan worden, um die Wirkungen wettzumachen, die eine zweihundertjährige Herrschaft der landsässigen britischen Aristokratie auf das landwirtschaftliche System Englands und insbesondere auf den wirklichen Bebauer des Landes ausgeübt hat." Hier setzt die Landreform ein mit ihrem Bestreben, dem Staate wieder eine unabhängige und aufstrebende ländliche Bevölkerung zu schaffen. Die Aufgabe ist nach den Worten des Komiteevorsitzenden Mr. Acland gleichzeitig eine soziale und eine nationale. Das soziale Ziel geht vornehmlich dahin, das dörfliche Leben zu sanieren, die Lebensverhältnisse und Arbeitsbedingungen der ländlichen Klassen auf ein höheres Niveau zu bringen. Daneben spielt eine gleich wichtige Rolle das volkswirtschaftliche Moment, daß eine dauernde Gesundung nur dann zu erwarten steht, wenn die Landwirtschaft gleichzeitig wieder einen gewinnabwerfenden Beruf darstellt. An dieser Stelle sei bemerkt, daß die Regierung natürlich weder die im Jahre 1846 außer Kraft gesetzten Getreidezölle, die sogenannten „Corn Laws", wieder einführen noch irgendwelche andere Abgaben auf Nahrungsmittel (food taxes) erheben wird. Jede derartige Schutzmaß-

nahme, die der Landwirtschaft nur auf Kosten der Industriearbeiter zugute kommen könnte, verbietet sich dem liberalen Ministerium von vornherein. Die Regierung wird auf dem dreifachen Wege der bürgerlichen Gesetzgebung, der Verwaltungsverordnung und der finanziellen Beihilfe ihre Landreform lebensfähig zu machen suchen. (Also doch auch durch neue Steuern, die den Industriearbeiter nicht weniger drücken werden, wie ein eventueller Schutzzoll es tun würde! G. Cl.)

Am brennendsten ist für die breiten Schichten der ländlichen Bevölkerung Englands die Lohn- und die Wohnungsfrage. Mehr als 60 Prozent der erwachsenen Landarbeiter erhalten noch keine 18 Mark Wochenlohn, allen Nebenverdienst miteingerechnet. Bei fast 30 000 Mann dieser Kategorie beträgt der gesamte Wochenverdienst nicht einmal 16 Mark. Diesen statistischen Angaben sind die eingehenden Ausweise des englischen Handelsamtes vom Jahre 1907 zugrunde gelegt. Wenn man die inzwischen eingetretene Verteuerung des notwendigen Lebensunterhalts in Rechnung stellt, so hat sich der tatsächliche Verdienst des englischen Landarbeiters seither relativ noch verringert. Die Grafschaften in England und Wales, in denen das Durchschnittseinkommen des gewöhnlichen Landarbeiters dazu ausreicht, eine Familie in erträglichen Lebensverhältnissen zu unterhalten, gehören zu den Ausnahmen.

Der Tiefstand des Lohnes ist zugleich die Wurzel des Wohnungselends auf dem Lande, da der ländliche Arbeiter den Mietswert für eine angemessene Wohnung in den meisten Fällen nicht aufzubringen vermag. Unter diesen Umständen hat gerade bei dem intelligenten, unabhängigen und energischen Teil der Landarbeiter die Abwanderung nach den Städten und die Auswanderung nach den Kolonien in verstärktem Maße eingesetzt. In dem letzten Jahre (1912) fand jeder Fünfzigste der männlichen Landbevölkerung die Aussichten in der Heimat so unbefriedigend, daß er für immer außer Landes ging. Bei dem zurückbleibenden Teil zeigt sich infolge der niedrigen Löhne der circulus vitiosus, daß die körperliche und geistige Entwicklung herabgedrückt wird und daß der geringwertige Lebensstandard wiederum den Arbeiter hindert, eines höheren Lohnes wert zu werden.

Dem Landarbeiter wird in 23 Prozent der 2292 Landgemeinden, auf die sich die Ermittlungen des Ausschusses erstrecken, der Lohn nicht in barem Geld ausgezahlt, sondern ein Teil des Verdienstes für freie Wohnung verrechnet. Die Wohnung ist also an den Arbeitsvertrag gebunden (tied cottage). Diese Abart der in der Nationalökonomie als Truckſystem berüchtigten Zahlungsmethode macht die wirtschaftliche Abhängigkeit des Landarbeiters in England noch drückender, da die Kündigung des Dienstes die Wohnungskündigung in sich schließt. Die Gesetze der Jahre 1907, 1908 und 1910 halten zwar die unseren Provinziallandtagen ungefähr entsprechenden Grafschaftsverwaltungen zum Landaufkauf zwecks Bildung kleiner Pachtgüter und pachtweiser Abgabe von Landparzellen (small holdings and allotments act) an, lassen aber die

Bedürfnisse des landwirtschaftlichen Arbeiters unberücksichtigt. Die Handwerkerklasse und die gut bezahlten Industriearbeiter haben genügendes Einkommen für diese Form des Landbesitzes. Dem ländlichen Arbeiter hingegen fehlt selbst das geringe Kapital, das er für solch eine kleine Pacht anlegen müßte. Von der landwirtschaftlichen Gewerkschaftsbewegung schließlich ist eine soziale Hebung des Landarbeiterstandes auch nicht zu erwarten. Denn wenn auch in England keine Einschränkung des Koalitionsrechtes der Landarbeiter besteht, so ist es diesen doch finanziell unmöglich, den wöchentlichen Beitrag an die Gewerkschaftskasse zu leisten. Zudem ist auch die Gewerkschaftspropaganda auf dem Lande wegen der Entfernung schwierig und kostspielig.

Auf Grund all dieser Erwägungen kommt der Bericht zu dem Schluß, daß nur die Intervention des Staates den Landarbeiterstand auf eine menschenwürdige soziale Stufe bringen kann. Daher wird die Einrichtung von landwirtschaftlichen Verwaltungsgerichten (land courts) empfohlen, denen je ein Lohnamt (wage board) und ein Pachtamt (rent court) untergeordnet sein sollen. Im übrigen wird folgende dreifache Anregung gegeben:

1. Die in den Grafschaften einzusetzenden Lohngerichtshöfe (wage tribunals) bestimmen einen örtlich geltenden gesetzlichen Mindestlohn;

2. das Lohngericht wird durch Gesetz daran gebunden, daß bei der Lohnbestimmung die festzusetzende Summe dem Arbeiter mindestens ein Einkommen gewährt, mit dem er seine Familie angemessen unterhalten und aus dem baren Entgelt die Miete für eine angemessene Wohnung zahlen kann;

3. der Pächter, dem durch die Einsetzung des Mindestlohns für seine Arbeiter eine Mehrlast aufgebürdet wird, erhält auf seinen Antrag eine Neuregelung seines Pachtvertrages mit dem Grundherrn durch das landwirtschaftliche Verwaltungsgericht.

Die Erhebungen über die ländlichen Wohnungsverhältnisse in England ergeben ein geradezu trostloses Bild. Die baupolizeilichen Vorschriften über das Abreißen unbrauchbar gewordener Wohnstätten werden aus dem Grunde nicht befolgt, weil man die Leute nicht zu Hunderttausenden auf die Straße setzen kann. In England und in Wales allein müßten, wenn man dem unserm Baupolizeigesetz entsprechenden „housing act“ Geltung verschaffen wollte, zum mindestens 120 000 neue Wohnhäuser auf dem Lande errichtet werden. Die Statistik für Schottland und Irland ergibt einen noch größeren Prozentsatz unbewohnbarer Hütten. In der Wohnungsfrage soll dem Landarbeiter durch eine staatliche finanzielle Unterstützung in der Weise geholfen werden, daß den Ortsbehörden, den „rual district councils“, ein Betrag für den Bau neuer Heimstätten zur Verfügung gestellt wird. Bei den schon erwähnten an den Dienstvertrag „gebundenen“ Pachtwohnungen soll zudem zum besseren Schutz des Arbeiters eine gesetzliche Kündigungsfrist von sechs Monaten eingeführt werden. Weitere Vorschläge des Ausschusses haben eine Beschränkung des Wildschadens im Auge. Auf den Schlußseiten des Berichtes wird nochmals auf

die empfohlene Einsetzung von landwirtschaftlichen Verwaltungsgerichten hingewiesen und ihr Wirkungskreis näher definiert. Ihre Machtbefugnis soll insbesondere dahin gehen, dem Kleinpächter eine größere Sicherheit seines Pachtbesitzes zu geben. Auch würden diese Gerichte aus eigenem Ermessen einen billigen Pachtpreis festsetzen können. Ihrer Jurisdiktion sollen ferner unterliegen alle Entschädigungsansprüche, namentlich die wegen Wildschadens, und schließlich die Preisbestimmung, wenn die Landgemeinde zur Errichtung von Wohnungen oder zur Bildung von Rentengütern Land auf dem Wege des Zwangskaufes erwirbt.

Die englische Landreform steckt sich hohe Ziele. Wie weit das Programm der englischen Landwohlfahrtspolitik in die Wirklichkeit umgesetzt wird, das steht noch dahin. Aber daß schleunigst etwas gegen die zunehmende Verelendung des ländlichen Englands getan werden muß, darüber sind sich die beiden großen politischen Parteien völlig einig. Selbst im industriellen England mit seiner nur noch anderthalb Millionen betragenden landwirtschafttreibenden Bevölkerung kann der Staat nicht ruhig zusehen, wie der kleine Landmann und der Landarbeiter an ihrem Beruf zugrunde gehen.

Besitzfestigung und Nachhypotheken in den ostmärkischen Städten

Von Albert Winkler in Berlin

Die Besitzfestigung des deutschen städtischen Hausbesitzes in den ostmärkischen Städten ist eine der wichtigsten nationalen Fragen der Ostmarkenpolitik; der Angelpunkt dieses Problems ist jedoch die Beschaffung und Sicherung der Nachhypothek. Hier Abhilfe zu schaffen, ist um so dringender, als die Beschaffung der zweiten Hypothek für den deutschen Hausbesitzer in den kleinen ostmärkischen Städten noch schwieriger ist, als in den übrigen Städten des Reichs. Von einzelnen Städten, wie Neukölln, Schöneberg u. a., sind jetzt Hypothekeninstitute für Nachhypotheken gegründet bzw. in Aussicht genommen, die durch Ausgabe von mündelsicheren Pfandbriefen unter Bürgschaft der betreffenden Kommune die notwendigen Gelder zur Hergabe zweiter Hypotheken beschaffen sollen. Dieser Weg ist in den ostmärkischen Städten infolge der geringen wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit der kleinen Städte und des nationalen Zwiespaltes nicht gangbar. Die Garantie von größeren Kommunalverbänden, Provinzen und Kreisen

wird gleichfalls nicht zu erreichen sein, sofern sich die Beleihung auf deutsche Grundstücke beschränken soll. Hinzu kommt, daß voraussichtlich die landwirtschaftlichen Kreise gegen die Garantieübernahme nicht ganz unberechtigte Bedenken geltend machen werden. Der Staat muß daher, wie bei der Besitzfestigung der ländlichen Grundstücke, auch für die Besitzfestigung der städtischen Grundstücke seinen Rentenkredit zur Verfügung stellen. Ein wesentliches Moment bei der ländlichen Besitzfestigung ist die Rentenbürgschaft der örtlichen Spar- und Darlehnskassen gegenüber den Besitzfestigungsbanken; hierdurch wird die Gefahr der Übertaxierung oder gar des Erstehens von Grundstücken seitens der erwähnten Banken zum großen Teil ausgeschaltet.

Dieser Modus kann bei der Eigenart des städtischen Grundbesitzes, dessen Wert durch mannigfaltige Umstände beeinflußt wird, nicht angewandt werden; keine städtische Darlehnskasse kann hierfür, ohne sich zu gefährden, die Rentenbürgschaft übernehmen. Als Ersatz käme vielleicht die Gesamtbürgschaft einer Gemeinschaft von Hausbesitzern in Frage. Diese Gemeinschaft wird aber der Bonität gerade in kritischen Zeiten ermangeln, sofern sie nicht über einen ansehnlichen liquiden Sicherheitsfonds verfügt. Dieser Fonds müßte doch mindestens 10 Prozent des Leihkapitals betragen; es ist wohl ausgeschlossen, das die geldbedürftigen Hausbesitzer einen solchen Barfonds aufbringen können. Ihre Bürgschaften jedoch haben nur einen bedingten Wert. Eine allmähliche Auffüllung dieses Fonds durch Verwendung der Amortisationsquoten der ersten Jahre würde eine zu große Belastung der Schuldner bedeuten, die in der Ostmark genötigt sind, mit den kleinsten Beträgen zu rechnen. Die solventen Hausbesitzer werden sich hüten, einer solchen Gemeinschaft mit hohen Risiken beizutreten; die alsdann verbleibenden schwachen Elemente bieten aber selbst mit höherer Bürgschaftsquote nicht die Garantie, die der Staat bei Hergabe von öffentlichen Geldern fordern muß. Soll also diese Gemeinschaft bürgschaftsfähig werden, so müssen ihre Mitglieder andere Sicherheiten stellen.

Die naheliegendste und häufig einzige Sicherheit bietet der Hausbesitzer mit seinem Grundstück. Nun ist die erste Hypothek natürlich belegt, die zweite Hypothek sucht der Hausbesitzer gerade, und den etwaigen Nacheintragungen kann man nur einen geringen Wert beimessen. Es muß daher ein Modus gefunden werden, um dieser Hausbesitzergemeinschaft eine gesunde Grundlage zu geben. Vielleicht gibt nachstehende Anregung die zweckmäßige Lösung dieser Frage.

Die Besitzer der zu beleihenden Grundstücke gründen eine Genossenschaft mit beschränkter Haftpflicht, der vom Staat Gelder zur Hergabe zweiter Hypotheken zur Verfügung gestellt werden. Der Hausbesitzer, der eine zweite Hypothek sucht, tritt der Genossenschaft bei und zwar mit soviel Geschäftsanteilen, daß sie 10 Prozent der zu gebenden zweiten Hypothek betragen. Zahlung für seine Geschäftsanteile leistet er dadurch, daß diese 10 Prozent als unverzinsliche Grundschuld hinter der zu amortisierenden ersten mündelsicheren Hypothek ein-

getragen und an die Genossenschaft zediert werden. Der Hausbesitzer bewilligt das Vorrücken der Grundschuld in die amortisierten Beträge der ersten Hypothek, so daß nach einiger Zeit die so geleisteten Geschäftsanteile mündelsicher angelegt sind.

Angenommen, es soll eine Beleihung bis 75 Prozent des Wertes erfolgen, so ergibt sich folgende Rechnung:

Ermittelter Wert des Grundstücks 40 000 Mark,
I. Hypothek 20 000 Mark = 50 Prozent,
Ia. Grundschuld 1000 Mark = $2^1/_2$ Prozent, zediert für Geschäftsanteile,
II. Hypothek 9000 Mark = $22^1/_2$ Prozent.

Angenommen, es wollen 100 Genossen à 10 000 Mark = 1 000 000 Mark als zweite Hypotheken aufnehmen, so haben sie 100 000 Mark hiervon als Geschäftsguthaben an die Genossenschaft abgetreten, und dieser Betrag ist in Werten angelegt, die in absehbarer Zeit mündelsicher werden. Hierdurch ist die Bonität der Genossenschaft gesichert, der Geldgeber kann gegen die Festlegung des Garantiefonds in nahezu mündelsicheren Werten nichts einwenden. Hinzu kommt als weitere Sicherheit die Bürgschaft der Genossen auf Grund ihrer Haftpflicht.

Das Risiko des solventen wie des schwachen Genossen soll aber und wird hierdurch immer nur im Verhältnis zu seiner eigenen Hypothekenschuld stehen.

Nehmen wir an, die Verzinsung soll 5 Prozent betragen. Hiervon zahlt die Genossenschaft zirka 4 Prozent für Verzinsung des Leihkapitals; sie muß $^1/_2$ Prozent auf Geschäftsunkosten rechnen und $^1/_2$ Prozent einem Rücklagefonds überweisen. Diesem Rücklagefonds werden außerdem die etwaigen Eintrittsgebühren und die Abschlußprovisionen von 1—2 Prozent überwiesen. Die gegebene zweite Hypothek ist mit 1 Prozent zu amortisieren, so daß der Darlehnsnehmer für die zweite Hypothek 6 Prozent jährlich aufzubringen hat. Der Rücklagefonds wird bei Ausgabe von einer Million zweitstelligen Hypotheken im ersten Jahre aus Zinsdifferenz und Abschlußprovision bereits auf 15 000 Mark anwachsen. Reicht der Rücklagefonds zur Deckung von Verlusten nicht aus, so wird der Mehrverlust durch Umlage unter Zugrundelegung der noch nicht amortisierten Hypotheken aufgebracht, wobei das oben erwähnte Prinzip, Inanspruchnahme nur im Verhältnis zur Hypothekenschuld, zur Geltung kommt. Die etwaige Umlage zur Deckung von größeren Ausfällen darf einen Satz von 2 Prozent jährlich nicht übersteigen. Werden die Verluste hierdurch nicht gedeckt, so ist die Umlage auf mehrere Jahre zu verteilen.

Um der Genossenschaft eine feste Grundlage zu geben, wird freilich der Staat ein größeres zinsfreies Betriebskapital geben müssen, dessen Zinsen zur Mitdeckung der Geschäftsunkosten zu verwenden sind.

Bei seinem Eintritt in die Genossenschaft verpflichtet sich jedes Mitglied der Genossenschaft gegenüber, dafür einzustehen, daß das beliehene Grundstück nicht in polnische Hand übergeht, und verspricht für den Fall des Zuwider-

handelns die Zahlung einer Vertragsstrafe. Für diese Vertragsstrafe haftet auch die oben erwähnte, der Genossenschaft zedierte Grundschuld. Der Verkauf des Grundstücks an einen Polen hat den sofortigen Ausschluß des Besitzers aus der Genossenschaft zur Folge, wie auch die Fälligkeit der Grundschuld und deren Inanspruchnahme für die Vertragsstrafe. Scheidet das Mitglied durch Rückzahlung der Hypothek aus, so bleibt nur die Haftung für die Konventionalstrafe wegen des Verkaufs an Polen auf weitere 20 Jahre bestehen. Sonstige Verbindlichkeiten hat der ausgeschiedene Hypothekenschuldner nicht.

Hält man den in obiger Weise gebildeten Garantiefonds nicht für ausreichend, so könnte der Prozentsatz der Grundschuld erhöht werden; die Praxis wird aber ergeben, daß eine Erhöhung nicht notwendig ist, denn für den Hausbesitzer fallen in Zukunft die Unkosten und Sorgen bei Beschaffung etwa gekündigter Hypothekenkapitalien fort, er wird wirtschaftlich gesünder und das Risiko der Genossenschaft vermindert sich.

Es sind natürlich alle die gesetzlichen Kautelen vorzusehen, die notwendig sind, um die zweite Hypothek zu schützen, insbesondere muß mit dem Inhaber der ersten Hypothek die Vereinbarung getroffen werden, daß nicht nur die erste Hypothek zu amortisieren ist, sondern daß auch die fälligen Zinsen nicht von einem Dritten gezahlt werden und die Zinsforderung etwa an diesen zediert wird, so daß eine Zwischenhypothek entstehen kann. Außerdem ist zu vereinbaren, daß der vorstehende Hypothekengläubiger der Genossenschaft davon Mitteilung macht, falls die fälligen Zinsen nicht innerhalb vier Wochen gezahlt sind. Der Grundstückseigentümer hat der Genossenschaft ferner das Recht der Verwaltung zu übertragen. Die Genossenschaft darf dieses Recht nur dann in Anspruch nehmen, sofern der Grundstückseigentümer in Vermögensverfall gerät oder mit der Zinszahlung in Verzug kommt oder aber, wenn er Mieten an einen anderen zediert oder diese ihm gepfändet werden.

Im allgemeinen wird das Risiko bei Hergabe von zweitstelligen Hypotheken auf Grundstücke in den kleinen ostmärkischen Städten unterschätzt. Es wird zu wenig beachtet, daß es sich in der Ostmark selten um Groß- oder Mittelstädte handelt, wo mit einigem Recht von einem Grundstücksmarkt gesprochen werden kann, sondern daß es in der Hauptsache kleine und kleinste Städte sind, die häufig kaum den Namen Städte verdienen und in denen ein Grundstücksmarkt überhaupt nicht existiert. (Die Möglichkeit, das Grundstück an einen Polen zu verkaufen, scheidet hierbei aus.) Es handelt sich auch in den selteneren Fällen um Rentenhäuser, die eine regelrechte Verzinsung abwerfen und deren Wert auf Grund dieser Verzinsung annähernd richtig ermittelt werden kann, sondern um mehr oder minder kleine Geschäfts- bzw. Handwerkerhäuser, deren Wert mit der geschäftlichen Prosperität ihrer Besitzer steigt und fällt.

Praktische Erfahrungen hat auf diesem Gebiete, soweit die kleinen Städte der Ostmark in Betracht kommen, in größerem Umfange wohl nur die Ostmärkische Grundstücks-Erwerbsgenossenschaft in Berlin gesammelt, die im

Jahre 1907 von Freunden des Deutschen Ostmarkenvereins gegründet wurde, um deutschen Gewerbetreibenden in der Ostmark bei Beschaffung von zweiten Hypotheken behilflich zu sein. Sie hat trotz ihrer bescheidenen Mittel in dieser Zeit recht segensreich gewirkt. Deren praktische Erfahrungen weisen gebieterisch darauf hin, bei Hergabe von zweiten Hypotheken die größte Vorsicht walten zu lassen. Es hat sich zumeist gezeigt, daß auch die zuverlässigsten Taxen bei einem Zwangsverkauf in der Regel noch wesentlich zu hoch waren, und zwar größtenteils aus dem Grunde, daß die von dem Eigentümer zu seinem Geschäftsbetriebe benutzten Räumlichkeiten nicht immer in derselben Art verwendet werden konnten.

Will man also diese zweifellos vorhandenen Risiken auf ein vernünftiges Maß zurückführen, so ist es notwendig, die Interessenten, d. h. die hypothekenbedürftigen Hauseigentümer, in eine Genossenschaft zu vereinigen, an deren Prosperieren die Mitglieder mit ihrem eigenen Geldbeutel interessiert sind, indem sie bei größeren Verlusten durch das vorgeschlagene Umlageverfahren darauf aufmerksam werden, ob der Vorstand bei Hergabe von Darlehen vorsichtig genug gewesen ist. Die Folge wird sein, daß die einzelnen Genossen den Vorstand auf etwaige wirtschaftliche Schwierigkeiten, die sich bei dem einen oder anderen Mitgliede zeigen, rechtzeitig hinweisen werden, und es ist dann Sache des Vorstandes, zu prüfen, welche Sicherungsmaßnahmen er auf Grund seines Verwaltungsrechts treffen will.

Bei Beratung des Antrages Viereck in der letzten Tagung des Preußischen Landtages herrschte bei den nationalen Parteien Einstimmigkeit darüber, daß für die Förderung des zweitstelligen Realkredits in den ostmärkischen Städten staatliche Mittel zur Verfügung gestellt werden müssen, und die zuständigen Minister versprachen eine wohlwollende Prüfung. Es ist daher zu hoffen, daß die Staatsregierung dem Landtage zur neuen Session eine entsprechende Vorlage unterbreitet. Freilich ist die Nachhypothekenfrage in Verbindung mit der notwendigen Sicherung des deutschen städtischen Grundbesitzes in der Ostmark ein besonders schwieriges Problem. Vielleicht gibt die vorstehende Anregung die gesuchte Lösung.

Der Zeichenunterricht und die Zukunft unserer höheren Schulen

Von Professor Dr. Konrad Lange in Tübingen

Vor einiger Zeit wurde mir von einem Schulmann die Frage vorgelegt, ob der Zeichenunterricht ein wissenschaftliches oder ein technisches Fach sei. Vergangene Bilder stiegen da in meiner Erinnerung wieder auf. Ich dachte der Zeiten, wo ich selbst als einer der ersten diese Alternative abgelehnt und den künstlerischen Charakter des Zeichenunterrichts entschieden betont hatte. So antwortete ich denn ohne Bedenken, daß er weder das eine noch das andere, sondern ein künstlerisches Fach sei. Und damit war auch die zweite Frage, ob er dem Sprach- und Mathematikunterricht oder dem Turnen und Singen gleichgewertet werden müsse, entschieden. Da er als künstlerisches Fach nur mit der höchsten Stufe des Sprachunterrichts, nämlich der Einführung in die Schönheiten der Poesie parallel gestellt werden kann, ist er, rein ideal betrachtet, den anderen Schulfächern ohne Zweifel gleichzustellen.

Es ist bezeichnend für die geringe Bedeutung, die man dem Künstlerischen in unserer Pädagogik noch immer beimißt, daß bei einer solchen Frage die Alternative immer auf wissenschaftlich oder technisch, nicht aber auf künstlerisch gestellt wird. Wie schief und verkehrt waren überhaupt früher die Meinungen, die man über den pädagogischen Wert des Zeichenunterrichts hatte!

In meiner Schulzeit galt das Zeichnen durchaus als technisches Fach. Die Schüler kopierten fast nur lithographierte Vorlagen, und das ganze Augenmerk der Lehrer war auf die Erzielung eines möglichst glatten reinen Strichs und weicher zart verlaufender Schatten gerichtet. Von künstlerischer Auffassung, von selbständiger Darstellung der Natur war nicht die Rede.

Dann kam die Reform der Flinzer und Stuhlmann. Um dem Fach eine größere Bedeutung im Schulorganismus zu sichern, betonte man seinen allgemeinbildenden Charakter und pflegte besonders diejenigen Seiten desselben, die sich mit den wissenschaftlichen Unterrichtsfächern berührten: Geometrie, Perspektive, Schattenlehre, Ornamentik und Kunstgeschichte. Langatmige Erläuterungen, wohl gar Aufsätze sollten das Zeichnen begleiten und den Unterricht gewissermaßen

hoffähig machen. Damit verließ man aber den Boden, auf dem er seine eigentliche Stärke suchen mußte. Man nahm ihm den künstlerischen Charakter, d. h. seinen spezifischen Wert im Vergleich mit den übrigen Fächern. Gewiß ist weder die Technik noch die wissenschaftliche Grundlage zu entbehren. Aber das Manuelle spielt beim Zeichnen keine größere Rolle als die Bewegung der Zunge und des Kehlkopfs beim Reden oder die Haltung der Hand beim Schreiben. Und Kunst wird das Zeichnen erst von dem Augenblick an, wo es sich von der wissenschaftlichen Darstellung, der bloßen Richtigkeit loslöst, d. h. wo es Phantasietätigkeit wird.

Ferner wurde ich von jenem Schulmann gefragt, ob zeichnerische Begabung bei allen Schülern vorauszusetzen sei. Das ist für den Pädagogen keineswegs gleichgültig. Denn wäre die Begabung keine allgemeine, so dürfte das Zeichnen schon deshalb im Jugendunterricht keine große Rolle spielen. Ich antwortete, daß man dabei zweierlei unterscheiden müsse, nämlich das künstlerische Zeichnen und das Zeichnen als bloßes Ausdrucksmittel für visuelle Vorstellungen. Das erstere sei natürlich nur denen zugänglich, die künstlerische Begabung hätten, während das letztere mit Fleiß und Ausdauer von jedem normal begabten Schüler gelernt werden könne.

Das sind zwei Seiten des Zeichnens, die noch immer nicht genügend auseinandergehalten werden. Zeichnen mit der Absicht, durch die Art der Naturauswahl, die besondere Akzentuierung und die wirksame Technik die Suggestion irgendeines Naturgegenstandes, einer Form, Bewegung usw. zu erzeugen, ist etwas anderes, als irgendeinen Gegenstand oder eine räumliche Vorstellung, die man hat, richtig und einigermaßen anschaulich auf die Fläche des Papiers zu projizieren. Das letztere ist allen Schülern ohne Ausnahme erreichbar, das erstere nur den künstlerisch begabten unter ihnen.

Der frühere Zeichenunterricht nun, der als Massenunterricht gedacht war, konnte nur auf die Durchschnittsbegabung berechnet sein. Deshalb war er aber auch für künstlerisch Begabte so wenig anregend, hatte er eine merkwürdige Gabe, ihnen die Freude am Zeichnen fürs ganze Leben zu vergällen.

So mußte denn die Reform kommen, die wir vor kurzem erlebt haben. Man besann sich wieder darauf, daß Zeichnen doch gewissermaßen eine Kunst sei. Und die Schülerausstellungen der letzten Jahre haben uns belehrt, wie überraschend hoch die Leistungen sind, die man mit der neuen Methode erreichen kann, und wie zahlreiche bisher brachliegende künstlerische Kräfte durch sie entbunden werden. Ich will hier nicht untersuchen, ob man dabei nicht zuweilen über das Ziel hinausgeschossen hat, ob die Forderungen nicht manchmal zu hoch gespannt worden sind, ob nicht der eine oder der andere Lehrer in das Bereich der künstlerischen Fachschulen übergegriffen hat. Auch die Frage bleibe unberührt, ob unsere Lehrerausbildung jetzt schon derart ist, daß höhere künstlerische Forderungen allgemein gestellt werden können. Ich möchte nur davor warnen, den ganzen Zeichenunterricht auf den künstlerischen Zweck zuzuspitzen. Es könnte

sonst leicht geschehen, daß die Schulverwaltungen, auf die Verschiedenheit der kindlichen Begabungen pochend, das ganze Fach entgelten ließen, was die übertriebene Steigerung einer seiner Richtungen verschuldet hat.

Jedenfalls sollte das Zeichnen als bloßer Ausdruck räumlicher Vorstellungen nicht ganz durch das künstlerische Zeichnen verdrängt werden, sondern im vollen Umfang daneben bestehen bleiben. Und zwar nicht nur als gebundenes Zeichnen, sondern auch als Freihandzeichnen. Die Fähigkeit des graphischen Ausdrucks — von aller Kunst abgesehen — ist dem Menschen im späteren Leben unentbehrlich. Wir alle kommen einmal in die Lage, uns in architektonischen Plänen, Geländezeichnungen, Maschinendarstellungen u. dgl. zurechtzufinden, und die meisten Menschen können in ihrem Berufe die Fähigkeit rascher zeichnerischer Veranschaulichung ihrer Ideen nicht entbehren. Wo sollen sie diese aber anders erwerben als in der Schule?

Tatsächlich sieht es damit nun ziemlich übel aus. Daß die Vorbildung für die technischen Berufe im Gymnasium, wo der Zeichenunterricht in den oberen Klassen nicht einmal obligatorisch ist, keineswegs genügt, ergibt sich schon aus der Einführung vorbereitender Kurse an den technischen Hochschulen, durch welche die Gymnasialabiturienten den Realschulabiturienten gegenüber ein ganzes Jahr verlieren. Aber auch an den Realschulen wird das Zeichnen nach meinen Beobachtungen nicht so lebhaft betrieben, wie es im Interesse der künftigen Künstler und Techniker zu wünschen wäre. Vieles mag dabei von der Persönlichkeit des Lehrers abhängen — in keinem Unterrichtsfach ist diese so wichtig wie beim Zeichnen —, außerdem sind aber auch die Einrichtungen selbst zum Teil daran schuld. Tatsächlich haben ja auch die Klagen der Zeichenlehrer in den letzten Jahren durchaus nicht aufgehört. Man bedauert allgemein, daß die Zahl der Stunden (zwei oder drei wöchentlich!) nicht genügend sei; daß der Unterricht meistens auf den Nachmittag verlegt werde, wo die Schüler nicht mehr frisch seien; daß er bei Prüfungen und Versetzungen nicht die Rolle spiele, die seiner Wichtigkeit entspreche, usw.

Das ist gewiß alles richtig. Die Frage ist nur, ob in dem Lehrplan der Realschule, so wie er jetzt ist, das Zeichnen noch mehr Zeit beanspruchen darf, als man ihm gegenwärtig einräumt. Der Tag hat vierundzwanzig Stunden, von denen acht dem Schlafe und mindestens vier dem Essen und der Bewegung in freier Luft gewidmet sein sollen. Welche Fülle von Stoff muß in den übrigen zwölf bewältigt werden!

Auf der anderen Seite ist nicht zu leugnen, daß für zahlreiche Berufe die Vorbereitung im Zeichnen, die dem Schüler jetzt zuteil wird, durchaus nicht genügt. Zwei bis drei Stunden in der Woche stehen in keinem Verhältnis zu der Tatsache, daß das Zeichnen das eigentliche Lebenselement, die Ausdruckssprache nicht nur der Künstler, sondern auch der Ingenieure und Techniker ist. Von den Künstlern brauche ich kaum zu reden. Jedermann weiß, welche Schwierigkeiten ihre Vorbildung macht. Nimmt man den Knaben zu früh aus

der Schule, so erhält er keine genügende Allgemeinbildung, um später eine höhere Stufe zu erreichen. Verlangt man von ihm die Maturitätsprüfung, so verliert er mehrere Jahre mit Dingen, die ihm später nichts nützen und keine Freude machen, während er das Zeichnen, das ihm doch vor allem am Herzen liegt, sowohl in der Schule als auch zu Hause — wegen der vielen Schularbeiten — vernachlässigen muß. Die Folge davon ist der erschreckende Rückgang des Formgefühls, der sich bei unserer jüngeren Malergeneration bemerkbar macht. Unter dem Vorwand dekorativer Vereinfachung, flächenhaft-ornamentaler Wirkung ist neuerdings eine Roheit der Zeichnung eingerissen, wie sie in der Kunstgeschichte ohne Beispiel dasteht. Und während die Führer dieser „expressionistischen" oder „kubistischen" Bewegung wenigstens zeichnen können, wenn sie es auch — infolge verkehrter psychologischer Theorien — nicht wollen, hat die Jugend, die ihnen in hellen Haufen nachläuft, jede zeichnerische Fähigkeit, jeden Zusammenhang mit der Natur verloren. Und das Publikum vollends ist in diesen Dingen so ungebildet, daß es die Roheit dieses Primitivismus, der im Grunde nichts als Unfähigkeit ist, nicht einmal merkt.

Wie es mit den künftigen Technikern bestellt ist, weiß ich nur von früher her aus eigener Erfahrung. Was aber die Gegenwart betrifft, so ist mir wenigstens von Hörensagen bekannt, welche Mühe die Schüler nach dem Verlassen der Schule haben, die Lücken ihrer zeichnerischen Vorbildung auszufüllen. Und nun bedenke man, einen wie großen Bedarf an zeichnerisch geschulten Technikern wir infolge der rapiden Entwicklung der technischen Fächer haben, daß das geometrische Zeichnen nicht nur für die Architekten und Kunstgewerbler, sondern auch für Ingenieure aller Art geradezu unentbehrlich ist. Denn was ist es für sie anders als für die Gelehrten, Redner usw. die wirkliche Sprache!

Dabei will ich von anderen selteneren Berufen, wie dem kunsthistorischen, ganz schweigen. Es ist mir immer ein Rätsel gewesen, wie Leute, deren Arbeitsfeld die bildende Kunst ist, zeichnerisch oft gar keine Fähigkeiten haben und auch keine erwerben wollen. Man muß nur sehen, wie unbeholfen sie sich anstellen, wenn man ihnen in der Prüfung z. B. die Aufgabe stellt, den Grundriß einer romanischen Basilika zu zeichnen. Oder welche Mühe es ihnen macht, den Unterschied des Striches in den verschiedenen graphischen Techniken zu verstehen. Ich muß leider feststellen, daß es in dieser Beziehung neuerdings durchaus nicht besser geworden ist. Den Zeichenunterricht allein kann man dafür gewiß nicht verantwortlich machen, aber seine Erfolge wären größer, wenn ihm mehr Raum im Lehrplan gegönnt würde.

Man hat bisher in den Kreisen der Zeichenlehrer immer den allgemeinbildenden Charakter des Zeichenunterrichts besonders betont. Und das war vielleicht vom Standpunkt der Volksschule aus ganz richtig. Aber unsere Gymnasien und Realschulen, die unmittelbar auf die Hochschulen vorbereiten, haben längst aufgehört, nur der allgemeinen Bildung zu dienen. Schon durch die Trennung des humanistischen und realistischen Schultypus ist ein fachliches

Element in den Unterricht hineingekommen, das sich bei der immer größer werdenden Arbeitsteilung und Spezialisierung immer weiter entwickeln muß. Das alte humanistische Ideal der Allgemeinbildung hatte seine Berechtigung in einer Zeit, in der die Universität noch auf alle höheren Berufe vorbereitete und das Gymnasium ihre einzige Vorschule war. Seitdem aber die technischen Hochschulen gegründet worden sind, hat sich neben dem Gymnasium die Realschule entwickelt, ein Beweis, daß ersteres als Vorbereitung für die Technik tatsächlich nicht genügte. Jetzt bildet das Gymnasium die weitaus beste, zum Teil sogar einzige Vorbereitung für alle Geisteswissenschaften, für das Studium der Sprachen und der Literatur, für Geschichte, Theologie und Jurisprudenz. Dagegen erhalten Mathematiker, Naturforscher und Mediziner ohne Zweifel die bessere Vorbildung auf der Realschule. Man lasse sich durch abweichende Urteile in dieser Beziehung nicht irreführen. Es wäre zu wünschen, daß die Differenzierung beider Schultypen immer schärfer herausgearbeitet würde, statt daß man sich bemühte, sie immer wieder zu verwischen. Die Vermittlungsversuche zwischen ihnen wie das Realgymnasium werden ja doch mit der Zeit wieder von der Bildfläche verschwinden. Es ist ein Nonsens, daß die Gymnasien noch immer den Anspruch erheben Naturforscher auszubilden, während doch die höhere Mathematik und z. B. die Chemie an ihnen nur eine geringe Rolle spielen. Und ebenso ist es ein Nonsens, daß die Realschulen, an denen kein Griechisch und das Latein nur wahlfrei betrieben wird, künftigen Sprachforschern und Literarhistorikern eine genügende Vorbildung zu geben beanspruchen. Die Angst der interessierten Kreise, daß der allgemeinbildende Charakter der Schulen eingebüßt und die allseitige Berechtigung verloren gehen könnte, hat zu einem geradezu unhaltbaren Zustand geführt, der an vielen Stellen schmerzlich empfunden wird, und dessen Beseitigung nur eine Frage der Zeit sein kann.

Was versteht man überhaupt unter allgemeiner Bildung? Unser Wissen und Können ist längst so groß und weit verzweigt geworden, daß keiner, auch der stärkste Geist nicht mehr imstande ist, auch nur in die Elemente der verschiedenen Fächer einzudringen. Wer etwas im Leben leisten will, kann sich nicht früh genug einen Schwerpunkt seiner Tätigkeit suchen. Alle großen Philologen, Naturforscher, Techniker und Künstler haben schon auf der Schule ihre besonderen Interessen gehabt und sich in den anderen Schulfächern teilweise ganz unfähig erwiesen. Ich will daraus nicht schließen, daß die Schule Spezialisten zu erziehen habe. Wohl aber, daß jeder Schultypus einen gewissen Schwerpunkt haben und daß dieser Schwerpunkt auch wirklich konsequent durchgeführt werden sollte. Im Gymnasium sollten wirklich die Sprachen, in der Realschule wirklich die Naturwissenschaften im Mittelpunkt stehen, alles übrige sich nur dienend darum gruppieren. Das gilt auch vom Zeichenunterricht, der für die künstlerisch-technischen Berufe durchaus im Mittelpunkt steht, während er für die künftigen Philologen, Theologen, Mathematiker, Chemiker usw. gewiß nicht so wichtig ist, daß man ihm mehr als zwei oder drei Stunden in der Woche widmen müßte.

Wie aber kommen diejenigen Berufe auf ihre Rechnung, für die das Zeichnen das eigentliche Lebenselement ist? In welcher Schule sollen künftige Maler, Bildhauer, Kunsthandwerker, Eisenbahningenieure, Maschinenbauer, Offiziere, Schiffsbauer usw. soviel künstlerisches Zeichnen und darstellende Geometrie lernen, daß sie nicht unvorbereitet in ihren künftigen Beruf eintreten? Wo steht das Zeichnen wirklich im Mittelpunkt des Unterrichts, derart, daß es dem Schüler durch jahrelangen Betrieb so in Fleisch und Blut übergeht, daß er es wie seine Muttersprache beherrscht, daß er jede einfachere Darstellung und Konstruktion gewissermaßen im Schlafe ausführen kann? Ein solcher Schultypus muß erst noch geschaffen werden. Ja, wenn die Realschulen nur künftige Lehrer der Mathematik und Naturwissenschaften, nur Chemiker und Landwirte vorzubereiten hätten, dann könnte man mit dem bisherigen Schulbetriebe zufrieden sein. So wie die Dinge jetzt liegen, muß in anderer Weise vorgesorgt werden.

Wie diese Reform nun durchzuführen wäre, mögen die Schultechniker entscheiden. Man könnte an die Gründung einer neuen Schulgattung denken, die gleichberechtigt neben das Gymnasium und die Realschule zu treten hätte und an welcher der Zeichen- und Handarbeitsunterricht im Mittelpunkt stehen müßte. Das wäre natürlich besonders für die kleineren Landstädte mit manchen Unbequemlichkeiten verbunden und würde die freie Berufswahl der Jugend wesentlich einschränken. Man könnte aber auch eine Gabelung der Realschule in den oberen Klassen ins Auge fassen, mit einer Sekunda oder Prima naturwissenschaftlichen und einer anderen technisch-künstlerischen Charakters. Man könnte sich endlich die ganze Reform in Zusammenhang mit der Entwicklung der Einheitsschule denken. Darüber will ich mir kein Urteil erlauben. Nur vor einem möchte ich warnen, nämlich vor dem Popanz der „allgemeinen Bildung", der ja längst nur noch ein künstliches Leben fristet. Man lasse ihn endlich fallen und führe das Fachprinzip schon in den oberen Klassen, etwa vom fünfzehnten Jahre an aufwärts, zwar nicht völlig durch, aber gewähre ihm neben der allgemeinen Bildung einen Platz. Das ist die Zeit, in der die besondere Begabung eines Knaben, wenigstens in bezug auf die Dreiteilung: Geisteswissenschaft, Naturwissenschaft und Technik, deutlich zu erkennen ist. Die allgemeine Bildung wird unter dieser Differenzierung nicht leiden, sondern im Gegenteil nur gewinnen. Denn was man im Hinblick auf seinen späteren Beruf lernt, haftet fester, als was gewissermaßen in der Luft schwebt. Das aber sollte man immer im Auge behalten: die Schulen sind nicht um ihrer selbst willen da, sondern um der Berufe willen, auf die sie vorbereiten sollen. Ändern sich die Kulturverhältnisse und mit ihnen die Berufsmöglichkeiten der oberen Zehntausend, so müssen sich auch die Schultypen ändern. Non scholae sed vitae discimus.

Die Geschichte von Hakon, dem Sohne Hareks

Die Sage vom „Gang nach dem Eisenhammer" in einer altnordischen Überlieferung des vierzehnten Jahrhunderts

Übersetzt von Adolf Dreßler in Wien

Es war einmal ein reicher Bauer, der Harek hieß; er wohnte im Osten des Reiches des Königs von Norwegen, in Vik, und war so wohlhabend, daß er zwölf Meierhöfe außer dem Hauptgehöfte, auf dem er selbst saß, sein eigen nannte; er trieb einen lebhaften Handel zur See, und seine Fahrten erstreckten sich nach allen Richtungen, nach den Ländern der Ostsee und nach Deutschland, nach Flandern und nach England. So kam es, daß er reich wurde an kostbaren Kleinodien und an barem Gelde. Er gab jedes Jahr drei große Gelage, zum Jul, zu Mitwinterszeit und zu Ostern. Wegen seiner Freigebigkeit stand er bei den Leuten in so großer Gunst, daß überall sein Lob erklang. Er hatte einen Sohn namens Hakon; der war ein Mann von gutem Aussehen und geschickt in allerlei Dingen.

Die Tage zogen dahin, bis Meister Harek einging zu seinen Vätern und seinen ganzen Reichtum seinem einzigen Sohne hinterließ. Und als Hakon sein Erbe angetreten hatte, verheiratete er sich nach dem Rate seiner Verwandten und traf eine gute Wahl, indem er eine Frau aus angesehenem Geschlechte heimführte.

Nach der Hochzeit merkte sein Weib bald, daß viel jugendliche Unbesonnenheit in dem Gebahren des Gatten lag; denn er wollte so glanzvoll auftreten wie sein Vater, aber Hareks Erwerbssinn und Tüchtigkeit fehlten ihm; Hakon dachte nämlich mehr an Spiel und Lustbarkeiten und daran, täglich Mahlzeiten und Trinkgelage zu veranstalten als an Erwerb und gute Wirtschaft. Seine Frau hielt ihm das vor; denn sie war gesetzt in ihrem Wesen und bedachtsam, wenn sie sich einer Sache annahm. Sie fragte ihn, was er sich denn eigentlich denke; „wenn es auch," meinte sie, „um dein Vermögen gut bestellt ist, so frommt es ihm doch wenig, wenn du es mit beiden Händen ausstreust und dabei deine Obliegenheiten vernachlässigst; es wäre deshalb mein

Rat, daß du die drei großen Gelage aufgäbest, denn du hast keine Verpflichtung sie abzuhalten, wie es dein Vater getan hat."

Aber sie mochte reden wie sie wollte, er tat, als ob er nicht zuhörte und erklärte schließlich, er wolle nicht aus der Art schlagen und anders sein, wie sein Vater, der immer als ein großer Herr gelebt hätte.

„Du magst es treiben, wie du willst," erwiderte sie, „aber nach Ablauf eines Jahres werde ich dir sagen, was du verschwendet hast; denn ich werde darauf achten."

Er lebte jetzt in derselben Weise weiter und gab seinen Freunden große Beweise seiner Freigebigkeit; er schenkte soviel von seiner Habe her, daß er dafür wortreiches Lob erntete. Nach Verlauf eines Jahres fragte die Frau, was er von seinem Vermögen halte. Er meinte, daß er zu dem, was er einst gesagt, wenig hinzuzufügen habe.

„Ich kann dir dafür sagen," sprach sie, „daß alle Handelsschiffe, die dir Dein Vater hinterlassen hat, fort sind, so daß dir nicht ein einziges geblieben ist."

Hakon antwortete, daß ihm nichts von seinen Lebensgewohnheiten abhalten werde. So verging nun wieder ein Jahr.

Da sagte die Frau, daß alle zwölf Meierhöfe vergeudet und aufgezehrt seien und sie fügte hinzu, es sei jetzt notwendig, aber vielleicht schon zu spät, die Zahl der Gelage zu vermindern. Hakon erwiderte, es werde wohl noch gehen; „denn wir haben noch einen großen Besitz von Kleinodien und Kostbarkeiten, die teils aus deiner Mitgift, teils aus meinem Erbe stammen."

„Treibst du es in derselben Weise wie bisher," entgegnete seine Frau, „wird all dein Gut nach Ablauf eines Jahres verbraucht sein." Hakon behielt seine glanzvolle Lebensweise bei und als es dazu kam, daß die Vorbereitungen zum Ostergelage getroffen werden sollten, sagte Hakon seiner Frau, daß er dieses Gelage mit besonderem Aufwand veranstalten und es an nichts fehlen lassen wolle. Die Frau bemerkte wenig dazu, doch erfüllte sie seinen Wunsch der großen Zuneigung wegen, die sie für ihn hegte. Es fanden sich bei diesem Gelage so viele Menschen ein wie nie zuvor und es wurde große Mühe darauf verwendet, um es so prächtig wie möglich zu gestalten. Und an dem Abend des Festes, der dem Morgen der Abreise der Teilnehmer voranging, trank man lange in die Nacht hinein; als das Gelage zu Ende war, gingen die Männer berauscht zur Ruhe. Hakon schlief in der Bettkammer. Als die Ehegatten sich niedergelegt hatten, sprach er zu seiner Frau: „Du verdienst es wohl, mein Weib, daß ich dich aufrichtig liebe und daß ich den nachgiebigen Gehorsam rühme, den du mir während unseres Beisammenseins erwiesen hast; ich aber vergalt dir das übel, zuerst mit meinem Eigensinn, dann jetzt überdies damit, daß ich dir, meinen Verwandten und meinen Jugendgenossen einen noch größeren Schmerz bereite; ich will nämlich unter keinen Umständen mehr hier im Lande bleiben und ich habe deshalb im Sinne, noch heute heimlich und

allein zu fliehen; möge Gott mein Beginnen für gut halten! Aber um zwei Dinge bitte ich dich, einmal darum, daß du morgen früh die Bettkammer spät öffnest; denn dadurch gewinne ich Zeit fortzukommen, wenn sie mich suchen, das aber ist meine zweite Bitte: warte auf mich mit jener Treue, die ich dir nach deinem Wunsche halten soll."

Auf diese Worte hin weinte sie heftig und von Schmerz bewegt, und unter Tränen und Küssen trennten sie sich nahe um Mitternacht; er ging heimlich vom Hofe weg und sofort in den nahe gelegenen Wald; dann zog er dahin bis zum Tagesanbruch und verbarg sich hierauf.

Nun müssen wir erzählen, was auf dem Hofe vor sich ging: die Dienstleute und viele von den Bauern warteten am Morgen lange Zeit vor der Bettkammer Hakons, denn seine Frau ließ nichts von sich hören. Dabei flüsterten sie sich zu, daß Hakon des langen nächtlichen Gelages wegen noch schlafe; aber als es denen, die zu Tische gehen und nachher fortreiten wollten, länger dauerte, als es ihnen ziemlich schien, klopften sie an die Kammerwand und fragten, was denn los wäre. Die Frau fragte zurück, was es gäbe. Sie sagten, der Hausherr möge sich zum Mahle ankleiden. Die Frau erwiderte, er wäre nicht drinnen. Nun ging man in die Keller und alle Räume, wo man ihn zu treffen hoffte. Aber als er im Hofe nicht gefunden wurde, schlug die Festesfreude in Seufzer und Tränen um, man sprang und lief vom Hofe dahin und dorthin nach allen Richtungen bis zum Mittag und noch länger und viele Männer zeigten einen solchen Kummer, daß sie nur spät seiner Herr wurden.

Nun müssen wir uns wieder Hakon zuwenden. Er verfolgte seinen Weg ostwärts bis zur Landesgrenze und es fügte sich ihm, daß dichte Nebel ihn schützten, bis er eines Morgens aus Wald und Dunkelheit heraustrat. Da war er an die See gekommen auf eine Landzunge und er sah sofort, daß eben ein Handelsschiff an derselben Stelle anlegte; das Schiff war sehr groß und als die Bemannung desselben die Segel eingezogen hatte, rief Hakon das Fahrzeug an und bat, man möge ihn an Bord nehmen; als ihm sein Begehren erfüllt worden war, trat er vor den Schiffsherrn, der Gyrd hieß; er war ein Däne und einer aus dem Gefolge König Sveins, des Sohnes Ulfs, der damals über Dänemark herrschte; er hatte mit Waren des Königs eine Handelsreise nach England gemacht und befand sich eben mit der Ladung des Schiffes auf der Rückreise. Hakon vertauschte jetzt seinen Namen und nannte sich Vigfus, er bat den Lenker des Schiffes um Fahrgelegenheit, damit er den Dänenkönig aufsuchen könne; er sei ein Mann ohne Hab und Gut, aber aus gutem norwegischen Geschlecht und er hätte die Ahnung, daß er, wenn ihm vom Schicksale ein glückliches Los bestimmt wäre, es nur beim Dänenkönig finden könnte. Sein Wunsch wurde erfüllt; denn der Mann sah aus wie einer, von dem man Tüchtiges erwarten dürfte und die Dänen kannten die Freigebigkeit und das Wohlwollen ihres Königs. Bald darauf setzte ein guter Wind ein und sie

segelten nach Seeland, weil sie erfuhren, daß der König sich dort aufhalte; sobald es möglich war, suchte Gyrd den König auf und mit ihm ging Vigfus, der Norweger. Sie kamen zu dem Gehöfte, wo der König bei Tische saß und traten vor ihn.

Der König empfing Gyrd mit großer Freundlichkeit und fragte nach dem Verlauf der Englandreise. Er sprach sich günstig über dieselbe aus; und als das Gespräch hierüber zu Ende war, fragte der König, wer denn der junge Mann neben ihm sei. Vigfus nannte seinen Namen und bat dann den König um seine Fürsorge. Der König richtete an ihn die Frage, auf welche Weise er wohl einem Fürsten zu dienen wisse, ob er geschickt und kenntnisreich in irgendeinem Fache sei. Er antwortete, daß er keine besonderen Kenntnisse besitze, um einem König zu dienen. „Ich habe nur die Ahnung, daß ich bei Euch mein Glück machen werde."

Der König meinte, daß es ihm wohl recht schwer fallen werde, ihm dazu zu verhelfen.

Hierauf ließ der König den besten Eisenschmied rufen, den er auf seinem Hofe hatte und sprach zu ihm so:

„Hier ist ein junger Mann, den du mit dir nehmen sollst, um ihn die Schmiedearbeit zu lehren, falls er dazu geschickt ist; achte auch darauf, daß du ihn gut behandelst und laß ihn nicht deinen Unwillen fühlen, wenn er gute Gaben zeigt, wie wir anzunehmen wohl alle Ursache haben."

Der Schmied ging auf den Wunsch des Königs ein und beide begaben sich zusammen zur Schmiede; es ist nun bald erzählt, daß der Lehrling bei seiner guten Begabung so rasche Fortschritte machte, daß er nach sechs Monaten seinem Meister ebenbürtig war und seine Fertigkeit wurde um so größer, je mehr sich seine Lehrzeit ihrem Ende näherte, so daß Vigfus endlich alle Eisenschmiede in Dänemark an Tüchtigkeit überragte. Nach Ablauf eines Jahres traten beide vor den König und der alte Schmied sagte, wie die Sachen stünden.

Der König dankte ihm warm; er rief jetzt einen Silberschmied und gab ihm den Vigfus in die Lehre. Er war noch eifriger bemüht sich in dieser Kunst auszubilden wie in der früher erwähnten, so daß nach sechs Monaten sein Meister erklärte, er habe ihm nichts mehr zu lehren und dasselbe sagte er auch dem Könige.

Dieser brachte ihn nun in eine dritte Schule, zu einem Goldschmied, damit er das Ausschneiden von Figuren, das Einfassen von Steinen und das Emaillieren lerne; nach acht Monaten erschien der Meister vor dem Könige und sagte, er sei jetzt fertig mit dem Unterrichte dieses Mannes, denn einen so klugen und für jede Metallarbeit geschickten Menschen habe er noch nicht gesehen und er fügte hinzu, es sei seine Meinung, daß er es in jeder Kunstfertigkeit, auf die er sich verlege, weiterbringen werde als alle anderen Leute.

Der König war darüber sehr froh und gab Vigfus in eine vierte Schule, zu einem Steinmetz damit er lerne, Steine zu behauen, sie aneinander zu fügen

und in eine Mauer einzusetzen nach den Regeln der Steinmetze. Nach Ablauf eines Jahres hatte er sich diese Kunstfertigkeit angeeignet, so daß es sich damit verhielt wie mit den anderen Künsten: er übertraf alle Männer wie an Hurtigkeit so an Schönheit der Ausführung. Seine Lehrzeit war nun zu Ende.

Auf das Geheiß des Königs ging er nun daran, aus Eisen Kleinodien zu schmieden, wie sie der König zur Verherrlichung seiner Macht zu besitzen wünschte; darüber verging ein Jahr.

Der König dankte ihm für diese Arbeit und bot ihm für dieselbe Lohn an. Vigfus sagte, er habe es dem Könige zu danken, daß er etwas leiste und erklärte, daß er keinen Lohn verdiene.

Der König wunderte sich darüber, daß er um nichts arbeiten wolle. Vigfus erwiderte:

„So soll es nichts sein, ich werde das Beste wählen, was es meiner Ansicht nach gibt und was mir zum größten Vorteil gereichen wird: ich bitte Euch darum, daß Ihr mir einen guten Rat gebt."

Der König sprach: „Du bist mir ein wunderlicher Geselle: Geld schlägst du aus, aber solches begehrst du. Wer sagt dir denn, daß ich in die Zukunft blicke und weise bin?"

Vigfus antwortete, er habe an sich selbst erfahren, daß jener weise sei und in die Zukunft blicke. Es kam schließlich dazu, daß der König ihm diese Antwort gab: „Dies ist mein Rat, daß du niemals einem kleinen rotbärtigen Mann traust."

Vigfus dankte ihm für diesen Ratschlag, als ob er eine ungewöhnlich kostbare Gabe empfangen hätte. Nun ging wiederum ein Jahr dahin und er schmiedete für den König goldene und andere Kleinodien mit einer selten gesehenen Geschicklichkeit, über die alle in Bewunderung gerieten. Nach Verlauf dieses Jahres fand ein Gespräch zwischen Vigfus und dem Könige statt, das genau so ausfiel wie das früher berichtete.

Der König bot ihm Geld an, aber Vigfus verlangte einen guten Rat und trotz allen Drängens kam es wiederum dazu, daß der König nachgab und also sprach: „Mag ein Geschäft, das dir obliegt, noch so dringend sein, achte darauf, daß du nie aus der Messe gehst, bevor sie zu Ende ist, wenn du einmal in der Kirche bist."

Vigfus dankte für den guten Rat und war im nächsten Jahr als Steinmetz tätig; er baute dem Dänenkönig einen so prächtigen Palast, wie ein gleicher früher in diesem Lande nicht erschaut war.

Nach Erbauung des Palastes fand zwischen dem König und Vigfus eine Begegnung statt, es war um die Frühjahrszeit, als die Leute sich zu ihren Handelsreisen rüsteten; der König dankte ihm wiederum für seine Arbeit und fragte, was er für dieselbe am liebsten entgegenzunehmen wünsche. Vigfus antwortete: „einen Rat, mein König." Svein sprach hierauf: „Wie kann ein und derselbe Mann so geartet sein: auf der einen Seite klug und von seltener

Einsicht, auf der anderen Seite so unbekümmert um seinen Vorteil, daß wir ihn unseres Spottes wert halten sollten, aber trotzdem mag es wieder nach deinem Willen gehen. Das wollen wir dir raten: wenn du einmal so voll Zornes bist, daß du einen Menschen erschlagen möchtest, so behalte Gott in Erinnerung und sprich das heilige Gebet: Paternoster im Namen Gottes des Vaters, und wenn dabei dein Zorn nicht verraucht, so sollst du ein zweites Paternoster sprechen im Namen Gottes des Sohnes und wenn er darauf hin immer noch nicht schwindet, so sprich ein drittes Paternoster in Erinnerung an den Heiligen Geist. Wenn es dich dann noch nach deinem Vorhaben gelüstet, so vollbringe es, wenn Gott es nicht verhindert, und er möge dir barmherzig sein!"

Vigfus dankte wie gewöhnt für den guten Rat und fragte, was er nun in Zukunft arbeiten solle. Der König sagte, daß er mit ihm eine kleine Weile spazieren gehen möge; er begab sich aus der Stadt an den Strand hinab zur Landungsbrücke und da lag vor derselben ein Schiff beladen zur Fahrt übers Meer, mit Zelten versehen und zur Abreise gerüstet. Da sprach der König:

„Deine Leistungen, Vigfus, sind von großem Wert, wenn wir auch geringen Lohn für dieselben gegeben haben, nun aber sollst du dieses zur Fahrt nach England gerüstete Schiff haben, es ist unser Wille, daß du auf ihm nach England fährst und daselbst den Winter über bleibst; denn dort gibt es für dich Gelegenheit zu arbeiten, wenn dir der König von England, wie wir vermuten, die Aufführung von Bauten überträgt, denn die Paläste in England stammen aus alter Zeit; verfahre klug mit den Gütern, die wir dir schenken und verkaufe sie mit Nutzen, es sind ja gute Zeiten in England und die Ladung des Schiffes wird dir keine Enttäuschung bereiten; die Matrosen unterstehen deiner Gewalt; doch möchte es uns rätlich erscheinen, daß du, sobald du am Ziele deiner Reise angekommen bist, deine Mittel schonst und ihnen ein Handelsfahrzeug verschaffst, damit sie hierher zurückfahren; denn es wird dir nicht an Leuten fehlen, wenn du, wie wir glauben, nach Norwegen fahren willst, um deine Heimat aufzusuchen."

Vigfus dankte dem König für alle ihm erwiesenen Gunstbezeugungen, zuerst dafür, daß er ihn zu einen tüchtigen Menschen gemacht habe, dann für das Schiff und seine Ware, endlich für die guten Ratschläge und erklärte, er würde ihm das damit lohnen, daß er ihn vor allen anderen Königen rühmen wolle.

Hierauf nahm er vom König Urlaub zur Abreise, bestieg sein Schiff und segelte sofort ins Meer hinaus; er kam in England glücklich und wohlbehalten an und führte alles so aus, wie es der König angeordnet hatte. Vigfus sendete die Schiffsleute zurück, die Waren aber brachte er ans Land; es war jedes einzelne Stück von erlesener Art und er konnte damit in England einen höchst vorteilhaften Tauschhandel treiben. Bald lud ihn der König zu sich ein, denn es war ihm rasch hinterbracht worden, welch vortrefflicher Meister in jeder Kunst Vigfus sei. Als sie miteinander zusammentrafen, fragte der König, ob er eine Arbeit für ihn ausführen wolle und fügte hinzu, er besitze einen alten Palast, der niedergerissen werden solle. Vigfus sprach:

„Ist es nicht der Rat des Dänenkönigs, daß ich vollführe, was mir aufgetragen wird, falls mir die Vollendung der Arbeit in diesem Winter möglich ist?“

Es geschah aber, daß der König, da die zur Verfügung stehende Zeit knapp bemessen war, zwei Meister mit dem Bau betraute: der eine war ein Engländer, der andere Bigfus, es sollte jeder eine Seite mit den ihn zugeteilten Arbeitern ausführen, denn der König wollte sehen, wer der geschicktere und wer der flinkere wäre: die Vorkehrungen wurden nach den Anordnungen des Königs getroffen und sollten für beide gleich sein, es erhielt aber der englische Meister zwölf, Bigfus sieben Gehilfen. Sie schritten an die Arbeit, legten den Grund und führten die Mauern auf. Dem Engländer oblag überdies das Geschäft, daß er dahin zu reiten hatte, wo die Steine ausgewählt wurden und er bestimmte jene, welche die Knechte zuzuhauen und zuzubereiten hatten; die Arbeit nahm ihren Fortgang. Der König wunderte sich sehr darüber, daß Bigfus bei weitem rascher vorwärts kam, obwohl er über viel weniger Leute verfügte, er erstaunte bei sich selbst, daß der Ausländer jenen übertreffen sollte, den die Engländer Meister nannten; denn es ging gleichzeitig die Rede, daß Bigfus an Schönheit der Arbeit seinen Genossen nicht weniger überragte wie an Schnelligkeit der Ausführung.

Es geschah eines Abends, daß der König, als die Baumeister ihr Tagewerk vollbracht hatten, den englischen Meister zu sich beschied und ihm heftige Vorwürfe machte, daß ein Däne ihm in seiner Kunst den Rang ablaufe und er meinte, er werde seinen Ruf verlieren und ihn nie wieder erlangen. Der Engländer erwiderte: „Herr, ich ahnte, daß Ihr so urteilen würdet und ich bin deshalb genötigt, Euch zu sagen, was Ihr nicht wißt, obwohl es mir schwer ankommt zu sprechen: die Kunstfertigkeit dieses dänischen Mannes ist nicht größer als die meine, aber die rasche und schöne Ausführung seiner Arbeit erfolgt durch Mittel, wie solche ein rechtschaffener Mann nicht anwenden soll; meinen Gehilfen ist es bekannt, daß wir die von ihm aufgeführte Wand gemessen und einen Abriß von ihr genommen haben, als er sich am Abende nach Hause begeben hatte, aber am Morgen war sie weit höher und deshalb steht es nicht in meiner Macht, mich mit ihm in einen Wettstreit einzulassen.“

Der König meinte, das dürfte wohl nicht wahr sein. Der Engländer entgegnete, der König möge seine Genossen herbeirufen und hören, was diese sagen würden. Als sie gekommen waren, wurde ihnen diese Angelegenheit vorgelegt und sie erboten sich zum Schwure, daß jedes Wort, das der Meister hierüber geäußert habe, wahr sei und es kam so weit, daß sie auf die Bibel einen Eid ablegten, Bigfus sei ein Zauberer. Nachdem sie den Schwur geleistet hatten, gingen sie weg, der König aber beriet sich mit dem englischen Meister, was nun geschehen solle; er sagte, es sei ihm unbehaglich, einen solchen Unglücksbau über einem Haupte zu haben, man könne nicht wissen, welches Unheil in demselben auf der Lauer wäre. „Aber,“ fuhr er fort, „wie sollen wir ihn aus der Welt schaffen, ohne daß uns ein Vorwurf daraus erwächst; denn man wird nicht

glauben, daß er nach Recht und Gesetz getötet worden ist, wenn wir ihn nur wegen seiner Arbeit töten lassen, ihn, der in so großem Ansehen bei den Dänen steht."

Der Meister sprach:

„Da läßt sich Rat schaffen; übergebt mir jetzt Euren Handschuh und laßt mich an Vigfus die Botschaft bestellen, daß Ihr seine Meisterschaft rühmend anerkennt und ihm von nun an die ganze Aufsicht und Leitung des Werkes übertragt; deshalb sei es Euer Befehl an ihn, als dessen Wahrzeichen dieser Handschuh diene, daß er morgen früh vor Sonnenaufgang zu den Knechten reite, um die Aufgabe zu erfüllen, die bisher zu meinen Pflichten gehörte. Sobald ich ihm diesen Euren Befehl überbracht habe, werde ich voraus zu den Knechten reiten und ihnen seine Ankunft für morgen früh ankündigen, gleichzeitig ihnen Euren Willen kundtun, daß sie ihn auf einen Scheiterhaufen verbrennen sollen, welche Gestalt er auch durch seine Zauberkünste angenommen haben möge."

Dieser Rat fand die Zustimmung des Königs. Der Meister machte sich auf den Weg, übergab Vigfus den Handschuh und richtete alles so aus, wie früher verabredet worden war; hierauf verschaffte er sich ein Pferd, ritt in den Wald und befahl den Knechten, den dänischen Baumeister am nächsten Morgen zu verbrennen, wie er auch immer aussehen möge.

Aber Vigfus dachte an den ersten Rat des Königs Svein, weil dieser auf den Sendboten paßte: er sollte nicht trauen einem kleinen rotbärtigen Manne; denn der Meister war sowohl klein wie rotbärtig. Hierauf verfiel er in so große Bekümmernis, daß er die ganze Nacht wach blieb, denn er war fest entschlossen, den guten Rat zu befolgen, aber anderseits schien es ihm gefährlich, dem Befehl des englischen Königs nicht zu gehorchen; er entschloß sich endlich dazu, gleich bei Morgengrauen fortzureiten, und als der Himmel unter den Strahlen der Sonne sich rötete, erschien vor ihm ein stattliches Dorf; sobald er geraden Weges auf der Straße in dasselbe hineingeritten war, hörte er, daß auf der einen Seite desselben draußen bei der Mauer zur Messe geläutet wurde. Da wandte sich Vigfus zur Kapelle, stieg von seinem Rosse, ging hinein, blickte sich um und sah, daß sich drinnen ein alter Priester befand, der schwachsichtig und langsam in seinem Gehaben war und ihm, der begierig war seine Reise fortzusetzen, wollte es scheinen, daß er nie an sein Ziel kommen werde, wenn er warte. Es kam ihm wohl der zweite Rat König Sveins in Erinnerung, in dem er ihm gebot, die Messe zu hören, aber er vermochte doch nicht seine Ruhe zu bewahren, sprang auf, bestieg sein Roß und ritt weiter; aber als er geraden Weges auf der anderen Seite aus dem Dorfe hinausreiten wollte, ertönte der Klang eines Glöckchens in einer Kapelle unmittelbar neben der Mauerpforte, er stieg ab und vermutete, wie es auch der Fall war, daß hier zu Beginn der Messe geläutet wurde; er ging hinein, fiel auf die Knie und als der Leib Gottes ausgestellt wurde, beschloß er seinen Ungehorsam gegen König Svein wieder gut zu machen und bis zum Segen nach der Messe zu warten, wieviel Zeit auch darüber ver-

streichen mochte, und so geschah es. Unterdessen war die Sonne hoch am Himmel emporgestiegen, denn der Aufenthalt hatte sich eine geraume Zeit hingezogen. Er stieg nun zu Pferde, ritt eilig dahin und machte nicht früher Halt, als bis er an sein Ziel gelangt war.

Nun soll erzählt werden, was der englische Meister inzwischen getan hatte; er blieb einen Teil der Nacht wach aus Freude darüber, daß Vigfus früh am Morgen um sein Leben kommen sollte und aus demselben Grunde ritt er beim ersten Tagesgrauen fort; da das Anhören einer Messe ihn nirgendwo zurückhielt, kam er geraden Weges in den Wald, um dem König einen möglichst genauen Bericht von dem zu geben, was sich zugetragen hatte. Als er an sein Ziel gelangt war, umringten ihn die Knechte, ergriffen ihn und schleppten ihn grimmig zum Scheiterhaufen, den sie vorher mit Eifer in Brand gesetzt hatten. Er schrie und fragte, warum sie ihn so peinigten: „Ich bin ein Engländer und ein Freund des Königs."

Sie antworteten: „Glaubst du, verfluchter Hexenmeister, wir kennen nicht deine verruchte Kunst, jede beliebige Gestalt anzunehmen, wie uns der Engländer vorige Nacht erzählt hat; deshalb soll das Feuer dich verzehren."

Sie warfen ihn stracks in den Scheiterhaufen hinein und da verbrannt er zu Kohle, der böse, ränkevolle Mann, der sich selbst die Grube gegraben hatte, in die er fiel nach dem gerechten Ratschlusse Gottes. Als aber die Knechte um das Feuer standen und miteinander sprachen, wie dieser Bösewicht aus der Welt gefahren wäre, ritt Vigfus an sie heran und fragte sie, warum sie nicht arbeiteten. Sie erwiderten, sie hätten diesen Morgen bereits eine sehr nützliche Arbeit vollführt, indem sie den Zauberer, der in diesem Herbste aus Dänemark gekommen, aus der Welt geschafft hätten. Vigfus schwieg dazu und er erkannte, was ihm zugedacht worden war und wie die Dinge sich gewendet hatten; er begriff nun, daß die Messe ihn vom Tod errettet und daß jener die Strafe erlitten, die er verdient hatte. Innig dankte Vigfus Gott in seinem Herzen, sagte den Knechten, was sie zu tun hätten und ritt hierauf zurück zu seinem Werke.

Es geschah nun im Laufe des Tages, daß der König nach seiner Gewohnheit erschien, um nach der Arbeit zu sehen.

Vigfus stand bei seinem Bau, aber der Platz auf der andern Seite ihm gegenüber war leer. Der König wunderte sich darüber und schwieg, denn es war anders gekommen, als er vermutet hatte. Vigfus aber sprach nun:

„Gott wußte besser als Ihr, König, was wahr und recht ist; denn Ihr wurdet durch Trug dazu verleitet, ein ungerechtes Urteil über einen Schuldlosen zu fällen, dafür traf den Bösewicht die Strafe für sein Unrecht, mir aber muß König Svein in dankbarer Erinnerung bleiben und Ihr beiden Könige werdet in meinen Augen um so unähnlicher, je mehr ich Euch kennen lerne."

Und so endete die Unterredung zwischen ihnen, denn der König ging weg, weil er sich seines Unrechtes bewußt wurde. Aber bald darauf sprach er Vigfus an und wendete sich freundlich ihm zu, erklärte, daß er, bevor sie sich

trennten, wieder gut machen wolle, was er, verführt durch die Verleumdung und durch den Meineid schlechter Menschen, an ihm gefehlt habe und bat nun Bigfus, daß er bis auf den Grund den Bau, den der englische Meister aufgeführt hatte, niederreiße und dem ganzen Werke eine einheitliche Form gebe. Bigfus tat so und der Bau des Palastes wurde zu Ende geführt, bevor die Schiffe im Sommer von England absegelten. Der König veranstaltete hierauf ein großes Gelage, daß er dem Bigfus zu Ehren wegen der Vollendung des Palastes gab. Die Engländer priesen den Bau außerordentlich, wie er es verdiente. Als das Gelage sein Ende gefunden, schenkte der König dem Bigfus zwei Schiffe, beladen mit kostbarer Ware und sprach freundliche Worte des Lobes. Bigfus traf nun seine Vorbereitungen zur Abreise nach Norwegen; er besaß das Fahrzeug, daß ihm Svein geschenkt und ein zweites ebenso großes Schiff, daß er in England gekauft hatte; er belud beide mit Waren, die er für die ihm vom Dänenkönig geschenkten Güter eingetauscht hatte. Er gab diesen vier Schiffen mit seiner Kunstfertigkeit ein überaus schmuckes Äußere und versah sie mit vergoldeten Wetterfahnen und verschieden gefärbten Segeln.

Hierauf steuerte er von England weg in die See, erhielt guten Wind und erreichte eines Abends die Küste Norwegens gerade da, wo Vik, seine Heimat lag; er brachte die Schiffe in einen Schlupfwinkel, bestieg mit einigen Männern ein Boot und ruderte still zu dem Hofe hin, den er vor langer Zeit verlassen hatte; er ging allein ans Land und hinauf zu dem Hofe, aber es gefiel ihm hier sehr übel, so daß ihn gleich ein mächtiger Zorn erfaßte; denn es waren an dem Gehöfte große Veränderungen vorgenommen und die Wände desselben frisch geteert worden; aus diesem Grunde hielt er es für sicher, daß seine Frau sich einen neuen Gatten gewählt; er ging hinauf in die Räume, die ihm bekannt waren und suchte den Ort, wo seine Frau schlafen mochte, denn die Schlafkammer, von der früher Erwähnung geschah, war leer. Er kam nun in ein Obergemach, in dem ein Bett stand und in demselben sah er seine Frau liegen und in ihren Armen einen schönen Mann; es schien ihm nun sicher zu stehen, daß seine Vermutung richtig gewesen, und ein tötlicher Haß erfüllte sein Herz, so daß er auf der Stelle dem Manne das Leben nehmen wollte; aber mit Gottes Hilfe kam ihm der dritte Ratschlag König Sveins in Erinnerung, der ihm verbot, einen Totschlag so rasch zu begehen, wie ihm seine Leidenschaft antrieb. Er trat jetzt vom Bette zurück, soweit es innerhalb des Zimmers möglich war und beschloß da stehen zu bleiben, während er ein Paternoster sprach. Der Erfolg blieb aus; denn der Zorn hatte ihn dicht ans Bett geführt, kaum daß das Gebet zu Ende war.

Er eilte zum zweiten Male zurück und beschloß bei sich, er wolle mit allem dem, was er litt, seine Rettung aus Lebensgefahr in England vergelten und so den Ratschlag König Sveins befolgen; aber es ging ihm jetzt genau so wie früher. Zum dritten Male zog er sich zurück, aber schon stand er, als er das Gebet beendet hatte, am Bette mit gezücktem Schwert, ergriff den Jüngling an

den Haaren und wollte sein Haupt an den Bettrand ziehen, denn er lag im Bett zu hinterst. Bei dieser heftigen Bewegung erwachte die Frau, sie erkannte sofort, was das alles zu bedeuten hatte und rief aus: „Das ist unser beider Sohn, mein Hakon.“

Er warf das Schwert weg und empfahl sich dem Schutze Gottes. Es fand darauf eine so herzliche Begrüßung zwischen ihnen statt, daß es schwer ist sie zu schildern. Denn Seele und Leib erfüllte eine große Freude über das, was Gott ihnen erwiesen hatte. Sie erzählte nun, daß sie den Knaben im Schoße getragen habe, als sie sich getrennt.

„Und er heißt Harek,“ fügte sie hinzu, „nach seinem Großvater.“

Hierauf erkundigten sie sich gegenseitig nach ihren Erfolgen und Erlebnissen. Die Frau berichtete, daß seine Verwandten und Freunde sich ihr gegenüber als wackere Männer erwiesen hätten, so daß sie seit seiner Abreise mit allem reichlich versehen gewesen sei, sowohl mit dem, was sie für ihren Lebensunterhalt als auch damit, was sie zur Instandhaltung des Gehöftes benötigte. Der Gatte hingegen erklärte, daß sie am morgigen Tage zu schauen bekommen werde, wie herrlich seine Reise verlaufen sei.

Hierauf trennten sie sich. Er begab sich zu den Schiffen und ließ die Fahrzeuge aus dem Verstecke herausbringen, um sie fahrbereit zu machen. Als am Morgen die Sonne die Berge rötete, bekam er eine günstige Brise zur Fahrt ins Land.

Seine Auffahrt war so prächtig, daß alle Menschenkinder herbeieilten, um sie zu betrachten und viele glaubten, daß ein König daherseegle. So fuhr er ans Land, zog die Segel ein, warf die Anker aus und ließ die Brücken ans Land legen. Jetzt erkannten die Leute, daß es Hakon sei, der zurückgekommen und es herrschte große Freude in dem ganzen umliegenden Gau; es wurde auch am selben Tage ein gar prächtiges Gelage veranstaltet. Er erzählte von seinen Fahrten und dankte seinen Verwandten und Freunden für ihre Treue. Was sollen wir jetzt von diesem Manne weiter berichten, als daß er alle seine Tage von nun an in Ehren verbrachte; denn die Begegnung mit dem Dänenkönige hatte ihm Glück und klugen Sinn eingetragen und ihn gleichzeitig zu einem Meister von hervorragender Kunstfertigkeit gemacht, so daß er niemals seine Reichtümer verlieren konnte, er kaufte vielmehr alle Güter zurück, die er vorher durch seine Verschwendungssucht und schlechte Wirtschaft eingebüßt hatte und lebte fortan im Überfluß.

Wir haben nichts mehr von ihm zu erzählen und so endet hiermit die Geschichte von Hakon dem Norweger.

Über das Wesen der Sprache

Von Dr. Hermann Schmitt in Königsberg i. Pr.

Dem redenden und lesenden Menschen unserer Zeit fehlt es nicht an Anlässen dazu, über seine und anderer Leute Art, sprachlich darzustellen, gelegentlich einmal prinzipiell nachzudenken. Er staunt über die große Zahl von Mißverständnissen, die so häufig auf sprachlicher Ungenauigkeit und auf unglücklicher Wahl eines Ausdrucks beruhen. Er wird ungeduldig, wenn er einmal den rechten Ausdruck nicht gleich finden kann. Er wird wohl auch bescheiden, wenn er für etwas, was er gern sagen möchte, überhaupt keine Worte hat. Und ein Gefühl der Befriedigung, der Lust oder gar innerer Weihe und Erhebung füllt seine Seele, wenn er etwas liest oder hört, was im Ausdruck vollkommen ist. Was die Gewohnheit an der Muttersprache unauffällig macht, tritt uns bei der Betrachtung fremder Sprachen um so deutlicher vor Augen.

Mancher vielleicht mag gering denken von der lähmenden Gebundenheit der Wortfolge im Französischen und sich im stillen freuen über die weitgehende Freiheit, die in diesem Punkte außer dem Deutschen etwa das Englische gewährt. Naturgemäß wird er nach Gründen fragen für diesen ebenso tiefgreifenden wie offensichtlichen Unterschied. Und man wird ihm antworten: die destruktive Wirkung der französischen Lautgesetze habe dazu geführt, daß man die Beziehung der Wörter im Satze durch grammatische Formen nur sehr unvollkommen erkennen könne. Als Ersatz für die so sehr geschwächte flexivische Form habe eine straffe, logisch konsequente Stellung der Satzteile Platz gegriffen. In „den König habe ich gesehen“ könne man die grammatische Form des Objekts deutlich erkennen und es selbst bei Voranstellung nie mit dem Subjekt verwechseln. Im Französischen aber, wo heute die Formen für „der König“ und „den König“ in „le roi“ zusammengefallen seien, müsse eben eine streng verbindliche Wortstellung vor jeder Verwechslung schützen. Wenn diese Begründung ausreichend wäre, könnte man indessen schwerlich einsehen, warum „the king I have seen“ einwandfreies Englisch ist, obwohl von „the king“ dasselbe gilt, was von „le roi“ zu sagen war. Den entscheidenden Punkt trifft also die obige Erklärung nicht.

Die logisch klare und durchsichtige Wortstellung des Französischen steht in dem Bereich französischer Kultur durchaus nicht singulär da. Die einzelnen Wörter im Französischen sind eindeutiger als im Deutschen oder Englischen, neigen stark nach der Seite des Abstrakten. Das Französische ist die Sprache des Rationalen, der Aufklärung, nicht des Irrationalen, der Romantik. An eine von lebhaftem Temperament getragene Konsequenz im Denken und im Handeln erinnert die Bartholomäusnacht. Die französische Revolution wiederum sucht nicht nur den Ideen Rousseaus möglichst vollkommenen Ausdruck zu geben. Vielmehr verbindet sich mit ihr ein Streben nach radikaler Reform in Sitten und Gebräuchen, in Zeitrechnung (Namen der Tage, Monate usw.), Münzsystem usw. Eine solche Tendenz zum Bruche mit dem, was Tradition ist, ist mit einem ausgeprägten Willen zum Formalen wesentlich verknüpft, der sich in den Dingen als ordnendes, geistiges Prinzip rücksichtslos und souverän durchzusetzen sucht: im klassischen französischen Garten ebenso, wie in der vielgepriesenen Pariser Mode oder in den drei Einheiten des Dramas des französischen Klassizismus. Alles trägt die Gefahr in sich, zur Berechnung, zur Phrase, zur Pose, zur Koketterie zu werden.

Wie ganz anders nimmt sich gegenüber dieser starren Welt französischer Sprache und Kultur englisches Tun und Denken aus! Hier gibt es kein aus einem logischen Bedürfnis heraus geborenes, hemmendes Vorurteil in der Behandlung der Wirklichkeit, keine ideologische Konstruktion, in die man das in der Welt gegebene Material hineinpressen will. Nirgends herrscht die Schablone. Der Ausgangspunkt für jede Gestaltung des Lebens liegt in dem zu Gestaltenden, in der Wirklichkeit selbst. Überall ist man bestrebt, ihre Eigenart zu wahren. Die freie Natürlichkeit des englischen Parks und des englischen Sportlebens ist Ausdruck nationalen Seelenlebens, so gut wie die freie Wortstellung der Sprache und die konkrete Vieldeutigkeit ihrer Wörter. Diese ausgeprägte Neigung zur Empirie ist die Unterlage zu einem stark entwickelten Sinn für das stetige Werden und daher auch für das traditionell Gewordene. Die Tradition wird nicht zur Last und zum Hemmnis, die aus einem starken Wirklichkeitssinne und aus dem Streben geboren ist, der Eigenart der Wirklichkeit gerecht zu werden; wenigstens nicht, solange dieser Wirklichkeitssinn Lebensprinzip bleibt.

So gilt es die Eigenarten einer nationalen Sprache in Zusammenhang und in Einklang zu bringen mit der gesamten Weltanschauung und Weltwertung eines Volkes. Zugleich nimmt dieser Weg der Betrachtung seine Richtung auf die ewig geheimnisvolle Stelle, an der das primitivste Erlebnis in sprachliches Gewand gekleidet wird und sich aus einem dämmerhaften Zusammenhange seelischen Lebens in die helle Lichtregion der Formung und Gestaltung erhebt. Wir müssen ein Erlebnis zum sprachlichen Erlebnis machen, in Worte kleiden, um es ganz zu besitzen. Wie alles Gestalten etwas Künstlerisches in der Menschennatur zur Voraussetzung hat und das Lustgefühl des Menschen durch sein eigenes Schaffen erhöht, so auch die sprachliche Darstellung. Und es wird auch der,

der es vorzieht, allein zu reisen, zu einem mehr als vorübergehenden Genuß des Geschauten und Erlebten erst durch eine wenn auch noch so fragmentarische Darstellung in der Sprache kommen. Sicherlich ist damit nicht die Unterstützung des Gedächtnisses gemeint, vielmehr das Verarbeiten eines Eindrucks, das Herausheben eines Erlebnisses aus dem monotonen, vagen Hintergrunde oder Zusammenhange unseres zeitlichen Bewußtseins.

Die Sprache ist das vollendetste Ausdrucksmittel, die wunderbarste Fähigkeit, alles was an seelischem Gehalt in uns pulsiert und wirkt, zu einem Äußeren zu machen, vor uns hinzustellen, zu objektivieren. Sie wird — nach W. Wundts Vorgang — geradezu als Ausdrucksbewegung definiert (so auch von Sütterlin). Ausdrucksbewegungen zeigen sich, „wo irgendein Zusammenhang psychischer Vorgänge, also Bewußtsein vorhanden ist" (Wundt), denn sie sind eben „Bewegungen, die diese Vorgänge nach außen kundgeben. Diese äußeren Merkmale des psychischen Lebens begleiten dasselbe von Stufe zu Stufe, und sie vervollkommnen sich natürlich mit dem Inhalte, dem sie zugeordnet sind." In das Gebiet der Ausdrucksbewegungen gehört demnach auch die Gebärdensprache. Eine ihr gegenüber „höhere Stufe der Ausdrucksbewegungen sind die rohen Lauterzeugnisse, die man zunächst unter dem Namen ‚Schreie', — sonst nennt man sie gewöhnlich ‚Naturlaute' — zusammenfassen möchte. Wie die Gebärden durch andere Teile des Körpers, so entstehen sie durch die Bewegungen der Schreiwerkzeuge" [Sütterlin, 14*)]. Da Sütterlin gelegentlich (S. 9, 13) vom „sprachlosen Menschen" redet, rechnet er diese Schreie noch nicht zu den Sprachfunktionen, und zwar deshalb nicht, weil sie „an sich noch kein Ding kennzeichneten, sondern die ganze Sachlage ausmalten" (S. 18). Dann aber ist die Sprache auch weit mehr als „Ausdrucksbewegung". Denn sonst ist doch gar nicht anzugeben, wann und wo der „unwillkürlich" erzeugte Schrei zum ersten Male „etwas willkürlicher wiederholt und schließlich auch als Ausdrucksmittel für den einen Gedanken benutzt werden" kann (S. 16). Wie man auch die Sprache definieren mag, die Tatsache, daß der Laut überhaupt einen Gedanken bedeuten kann, ist das größte Wunder der Schöpfung und ist — mit W. von Humboldt zu reden — ebenso für ewig unergründlich wie die „Verknüpfung des Körpers mit der geistigen Kraft, welche

*) L. Sütterlin, Werden und Wesen der Sprache, S. 177. Preis 3,20 M., geb. 3,80 M. Quelle und Meyer, Leipzig 1913.

Der bekannte Autor des „Wesens der sprachlichen Gebilde" geht in dem vorliegenden Buche von der Frage nach der Entstehung der Sprache aus. Er macht den Versuch, Faktoren zu ermitteln, die für die Entwicklung der Sprache maßgebend sind. Aus dem Wirken dieser Faktoren sucht er die sprachlichen Phänomene verständlich zu machen. Die daran anschließenden „Folgerungen und Ausblicke" behandeln: Sprachrichtigkeit und Sprachschönheit, Fremdwörter, die Zukunft der deutschen Sprache und die Frage nach der Weltsprache. Das Buch wendet sich an Leser auch außerhalb des engen Kreises sprachwissenschaftlicher Fachleute. Von schwieriger Terminologie hält sich der Verfasser in anerkennenswerter Weise frei.

das Wesen jeder menschlichen Individualität ausmacht ... Man kann Begriffe spalten, Wörter zergliedern, soweit man es vermag, und man tritt darum dem Geheimnis nicht näher, wie eigentlich der Gedanke sich mit dem Worte verbindet". Die Entstehung des Gesprochenen aus Naturlauten abzuleiten, oder aus Lautnachahmung verständlich zu machen, kann gelegentlich einmal einen Dienst leisten, ist aber als Prinzip verfehlt. „Jedenfalls darf man sich nicht vorstellen, als hätte der Mensch mit einer gewissen Überlegung zu dem einen oder anderen Mittel gegriffen; die Nachahmung der Naturlaute und die Verwendung der Gefühlslaute wäre dann nur eine bestimmte Art der Spracherfindung, und diese Anschauung hat heute ebensowenig Berechtigung mehr als der Wahn, die Sprache sei gleichzeitig mit dem Menschen durch eine Art Wunder geschaffen" (S. 15). Auch die Beobachtung der Kinder, wenn sie sprechen lernen, ist für die Sprachwissenschaft gelegentlich bedeutungsvoll und hat ja auch in verhältnismäßig kurzer Zeit eine reiche Literatur hervorgebracht (Meumann, Stern u. a., ferner eine ganze Reihe amerikanischer Forscher). Daß sie aber nicht zu oberflächlichen Analogieschlüssen auf den Ursprung oder den Urzustand der menschlichen Sprache führe, davor muß die Rücksicht auf das für Kind und Urmensch gänzlich verschiedene Milieu bewahren.

Ebenso wie in ihrer historischen Entwicklung, ist die Sprache auch im einzelnen Falle ihres Auftretens aus einem irgendwie gearteten Milieu heraus zu verstehen. Sie ist der vollkommenste Ausdruck dafür, wie ein einzelner, wie eine ganze Nation die Welt anschaut und wertet. In der Sprache ist alles im Flusse. Im Laufe der Jahrhunderte oder Jahrtausende machen die Sprachen in Lautung und Bedeutung Wandlungen durch, die der Sprachforscher, rückwärts und seitwärts schauend, aufzudecken hat, um das legitime Verwandtschaftsverhältnis der lebenden und abgestorbenen Sprößlinge eines Sprachstammes darzustellen. Ebenso gilt es, innerhalb einer — relativ abgeschlossenen — Sprachgemeinschaft den Wandel in Lautung und Bedeutung geschichtlich zu verfolgen. Die Geschichte des Bedeutungswandels der Wörter ist ein Stück Kulturgeschichte (Beispiele bei Sütterlin S. 51).

Doch nicht genug mit der Betrachtung des Bedeutungswandels durch die Jahrhunderte hindurch, auch ein und dasselbe Wort einer und derselben Sprache nimmt je nach der Situation, auf die es hindeutet, einen besonderen Sinn an. „Stein ist für den Arzt etwas anderes als für den Goldschmied und Edelsteinhändler, oder für den Maurer und Steinbrecher, und für den Wörterbuchschreiber wieder etwas Umfassenderes, aber im ganzen Farbloseres als für diese Berufe; grün sagt dem Gärtner nicht das gleiche wie dem Maler, dem für grün Farbenblinden weniger als dem Vollsichtigen; und ebenso denkt sich bei dem Worte Bräutigam die Braut mehr, als die vielleicht alte Mutter der Braut oder ihr Vater, oder ihr Bruder, oder selbst ihre gleichalterige noch ledige Schwester" (S. 39 ff.). Man sieht, die individuelle Weltanschauung ist der Resonanzboden, auf dem die Wortbedeutung anklingt. In dem Maße, wie sie

variiert, ändert sich auch die Bedeutung, die ein Wort im Sprachgebrauch jedesmal erhält. Und wenn wir die Sprache eines großen Dichters als eine ganz eigenartige, individuelle Welt zu würdigen versuchen, bekennen wir uns zu einem treffenden Worte W. von Humboldts: „Denn so wundervoll ist innerhalb der Sprache die Individualisierung innerhalb der allgemeinen Übereinstimmung, daß man ebenso richtig sagen kann, daß das ganze Menschengeschlecht nur eine Sprache, als daß jeder Mensch eine besondere besitzt."

Was aber diese allgemeine Übereinstimmung sei, sind wir nicht imstande zu sagen. Und besäßen wir auch eine leicht faßliche Formel dafür, so könnten wir mit ihr am wenigsten die Fragen endgültig beantworten, die auf Sprachrichtigkeit, Sprachschönheit und Weltsprache (S. 118 ff.) gerichtet sind. Wir hätten ein schematisches, totes Gerippe, dem der warme Pulsschlag des individuellen Lebens mit seiner unendlichen Mannigfaltigkeit fehlte.

Reichsspiegel

(vom 20. bis zum 27. Oktober)

Der neue Ansiedlungspräsident

Nach einem Interregnum von mehr als drei Monaten ist der Geheime Regierungsrat und Vortragende Rat im preußischen Ministerium des Innern, Herr Ganse, als Nachfolger des Herrn Dr. Gramsch an die Spitze der preußischen Ansiedlungskommission zu Posen berufen worden. Es ist nach unserem Geschmack eine der schönsten Stellen, die der König von Preußen zu besetzen hat, weil an ihr, wie sonst nirgends im preußischen Staate, sichtbar für Jahrhunderte gewirkt werden kann. Jeder Bauernhof, den die Ansiedlungskommission anlegt, jede Befestigung deutschen Besitzes, die ihr in Land und Stadt gelingt, ist ein sichtbarer Fortschritt des Deutschtums, ein sichtbares Denkmal auch für die Arbeit des Ansiedlungspräsidenten. Es ist aber auch eine der schwierigsten Stellen, die zu besetzen ist, umbrandet nicht nur von der Wut eines Volkes, das wegen seiner bewußt reichsfeindlichen Ziele zurückgedrängt werden muß, angegriffen und befehdet auch von allen denen, die das Eingreifen des staatlichen Siedlungswerkes aus behaglichem Hindämmern aufstört oder zu offenem Bekenntnis für das Allgemeinwohl zwingt. Und diese Stellung ist um so schwieriger, als sie mit allerhand Hemmungen umgeben ist, die gerade von den Gegnern leicht gehandhabt werden können. Sie wurden in Heft 34 und 36 dieses Jahres eingehend dargetan.

Aus der Länge des Interregnums schon ganz allein wird man folgern dürfen, daß es nicht ganz leicht war, den Mann zu bestimmen, der sich den Forderungen der mächtigen Gegner des Siedlungswerkes unterwerfen würde. Wenn Herr Geheimrat Ganse sich nun entschlossen hat, das verantwortungsvolle Amt zu übernehmen, so wird es somit ohne ein Kompromiß zwischen ihm und den maßgebenden Faktoren nicht abgegangen sein. Ob das Kompromiß einen Sieg derjenigen Kreise bedeutet, die die Tätigkeit des bisherigen Präsidenten zu hemmen wußten, entzieht sich noch unserer Kenntnis; das verdienstvolle Eintreten Ganses für eine stetig fortschreitende Ansiedlung, wie er es bisher in seinen verschiedenen Stellungen betätigt hat, könnte ebenso wie die große praktische Erfahrung und der weite Überblick, den er zu gewinnen vermochte, manchen Zweifel beseitigen. Jedenfalls beglückwünschen wir Herrn Geheimrat Ganse zu seinem Entschluß, den Kampf um die Ostmark aufzunehmen; er wird uns immer an seiner Seite finden, wenn es gilt, das ihm anvertraute Werk zu verteidigen.

Die Wahlen in Baden

Zum zweiten Male in diesem Jahre bringen es die Verhältnisse mit sich, daß die konservativen Organisationen berufen scheinen, nationale Aufgaben zu übernehmen, die bisher von der nationalliberalen Partei vertreten wurden. Auf die Veränderung in den Verhältnissen in Hannover wurde vor vierzehn Tagen hingewiesen; heute ist es der Ausfall der Wahlen in Baden, der zu unserer Bemerkung Veranlassung gibt.

Die diesmaligen Wahlen zur Zweiten Badischen Kammer finden im ganzen Reich besonders deshalb Interesse, weil sie die Bedeutung des Großblockgedankens für die bürgerlichen Parteien dartun sollten. Das Ergebnis ist für die liberalen Parteien niederschmetternd: die Rechte und das Zentrum, gegen die der Großblock seinerzeit gebildet wurde, zählte schon nach dem ersten Wahlgange zweiunddreißig gewonnene Mandate, gegen dreiundzwanzig bei der Hauptwahl von 1909. Gegenwärtig stehen noch einundzwanzig Entscheidungen durch Stichwahlen aus und an ihnen sind nicht weniger als acht Kandidaten des Zentrums und sieben der Konservativen beteiligt, während der vereinigten Rechten zur absoluten Mehrheit in der Kammer nur vier Mandate fehlen; dem Zentrum fehlen zur alleinigen absoluten Mehrheit acht Mandate.

Die Schuldfrage? Es ist richtig, daß die Nationalliberalen eine Angstpolitik getrieben haben, als sie sich der Sozialdemokratie näherten. Aber sie haben doch wenigstens versucht, etwas gegen die mächtig herandrängende Gefahr der Zentrumsherrschaft zu tun. Auch unter den Konservativen fanden sich Männer, die die Gefahr erkannten, aber die wenigen unter ihnen kamen nicht auf, weil die Einflußreichsten mit dem neuen Machthaber, dem Zentrum, zu rechnen begannen und den Liberalismus als den größeren Feind proklamierten. Sie legten jahrelang die Hände in den Schoß und sahen abwartend zu. Wo

waren die Konservativen Badens, als die nationalliberale Partei, die 1870 von dreiundsechzig Plätzen in der Kammer fünfundfünfzig und 1887 noch zweiundfünfzig innehatte, als die nationalliberale Partei im Jahre 1903 schon dreiundzwanzig Sitze an das Zentrum abgeben mußte?

Erst in den letzten Jahren, eben nach Proklamierung der Großblockidee sind die Konservativen Badens selbständig hervorgetreten, haben sich gesammelt und organisiert. Zu spät, um den Ansturm des Zentrums aufhalten zu können — was übrigens nach Lage der Dinge auch gar nicht mehr ihre Aufgabe sein konnte —, vielleicht noch rechtzeitig genug, um die Alleinherrschaft des Zentrums zu verhindern. Ehe wir an diese Hoffnung weitere Folgerungen knüpfen, wollen wir den Ausfall der Stichwahlen, die am 30. Oktober stattfinden sollen, abwarten. Sollen die großen nationalen Ziele in Baden, die mehr durch das Zentrum, als durch die Sozialdemokratie bedroht sind, sicher gestellt bleiben — früher ist die nationalliberale Partei ihr starker Hüter gewesen —, so muß es über alle persönlichen Gegensätze hinaus zu einer Verständigung zwischen den Konservativen und den Nationalliberalen auch wegen der Stichwahlen kommen. Eine von beiden Parteien muß das Zünglein an der Wage der Abstimmungen in der Kammer werden. Leider ist dafür gar keine Aussicht vorhanden und so müssen die Nationalliberalen Badens auf dem einmal betretenen Wege weiterschreiten. G. Cl.

Wider die Verunglimpfung der Jugendpflege

Es scheint, daß es die Jugendpflege den Aufrechten im Lande angetan hat. Wenigstens tauchen in letzter Zeit da und dort in der bürgerlichen Presse angriffswütige Artikel auf, die wider den „Militarismus in der Jugendpflege" und die „Verpreußung des Sports" eifern. Das ist ja nun an sich wohl für die Freunde der Sache ein ebenso erfreuliches Zeichen, wie die giftigen Bemerkungen der Genossen. Aber man soll grundsätzlich zu so etwas nicht schweigen; im Zeitalter der öffentlichen Meinung ist Schweigen nicht Gold. So gestatte man mir ein Wort gegen einen Aufsatz von Julius Bab in der Gegenwart vom 4. Oktober, der als einer für viele stehen möge.

Julius Bab „fürchtet die Danaer immer, besonders aber, wenn sie Geschenke bringen." Ernsthafte Gegnerschaft gegen den Sport gebe es überhaupt kaum noch; das Neue, was die „obrigkeitliche" Jugendpflege zu bringen sich mühe, sei „jene Gesinnung, die man in Preußen die staatserhaltende nennt." Der staatlich „konservative Wanderverein" lehre Drill statt Selbständigkeit und trage Parteipolitik in die Körperpflege hinein. Dahingegen ist Julius Bab des Lobes voll für die Wandervögel.

Nun ist auch sonst schon richtig betont worden, daß die Pfadfinder im Gegensatz zu den Wandervögeln sich den handarbeitenden Schichten des Volkes anpassen. Der tatsächliche Mitgliederbestand beweist das. Das umfangreiche Tourenwandern kann auch einfach der Zeit wegen von der Arbeiterjugend

nicht gepflegt werden. Einfache Nachmittagsspaziergänge reizen die Jugend nicht; sie will eine besondere Leistung dabei haben. Da ihnen der Reiz großer Wanderfahrten mit Nachtlagern und tagelangem Auf-sich-selbst-gestellt-sein verschlossen ist, so laufen diese jungen Leute mit heller Freude den soldatischen Wanderübungen zu. Man muß nur unsere heranwachsende Jugend kennen, um diesen Vorgang höchst unpolitisch rein psychologisch zu verstehen. Was gar der „Drill" hier soll, ist mir unverständlich. Der Hauptbestandteil der Pfadfinderübungen ist Geländeaufklärung — das ist doch wohl gerade das, was man im Militär dem „Kasernenhofdrill" entgegensetzt.

Viel ärger als diese Mißverständnisse ist die Unterstellung, die Pfadfinder und vor allem der Jungdeutschlandbund seien „konservativ". Was soll man darunter verstehen? Unter einem „konservativen" im Gegensatz zum allgemein „nationalen" Verein versteht man doch wohl einen, in dem Propaganda für den „lückenlosen Zolltarif", „Arbeitswilligenschutz" und dergleichen konservative Fraktionsinteressen getrieben wird. Wer unsere Heranwachsenden kennt, weiß, daß es kein besseres Mittel gäbe, sie aus einem Verein herauszugraulen. Soziale und politische Fragen im engeren Sinne lassen sie gänzlich kalt. Was sie aufnehmen, sind die großen Gegensätze: Nationalgefühl — Internationalismus. Damit freilich ist die Gegnerschaft gegen die sozialdemokratischen Jugendvereine gegeben. Aber wenn Julius Bab befürchtet, nun würden wir in Konkurrenz nationalliberale Vereine erleben, so kann ich ihn trösten: den Unterschied zwischen Konservativ und Nationalliberal, ja, auch ebensogut Freisinnig begreift unsere Jugend nicht.

Und ein zweites. Die Deutsche Turnerschaft erhält so nebenbei von Julius Bab eine lobende Zensur. Sollte es ihm entgangen sein, daß diese — trotz kleiner Mißhelligkeiten mit der mitunter als Konkurrenz aufgefaßten Jungdeutschlandbundbewegung — stramm in der Reihe der „obrigkeitlichen" Jugendpflege mitmarschiert? Wagt es Julius Bab, auch ihr konservatives Parteiinteresse, vielleicht gar „den stumpfen Geist bequemer Gegenwartsbejahung" oder das „Selbsterhaltungsbedürfnis einer in der Macht befindlichen Klasse" anzudichten? Die Deutsche Turnerschaft ist einst national gewesen, obwohl man damit das Gefängnis riskierte, sie ist heute national, obwohl die Obrigkeit dies begünstigt. Die Deutsche Turnerschaft hat eben nie Opposition um jeden Preis getrieben, wie ein gewisser unfruchtbarer Liberalismus, der sich eigentlich an den Lorbeeren der Konfliktszeit die Finger genügend zerstochen haben sollte. Dabei aber ist — unter Ausschließung eigentlicher Fraktionspolitik — der Grundzug der Deutschen Turnerschaft noch immer gut liberal. Freilich ist das ein Liberalismus, der in allgemein nationalen Fragen, wie die Turnerei ist, auch konservative Leute unter sich duldet. Aber ist denn das nun eigentlich Hereintragen politischer Fragen in die Jugendpflege, oder trifft solches Urteil nicht eher das Vorgehen meines geehrten Herrn Gegners?

Aber der Pferdefuß kommt noch deutlicher bei diesen Angriffen auf die Jugendpflege heraus. Julius Bab schreibt: „Der Sport soll die neutrale

seelische Grundlage pflegen, auf der sich jede Art von Bürgertum erst entwickeln kann: den ungehemmt und rein funktionierenden menschlichen Körper. Wer deshalb die Sportpflege mit irgendwelchen sozialen oder allgemein geistigen Tendenzen beschwert, der zerbricht ihren besten Sinn und Wert." Wenn der alte Turnvater Jahn diesen Satz gelesen hätte, hätte er voraussichtlich eine sehr drastische Antwort bei der Hand gehabt. Die „allgemein geistigen Tendenzen" — lies: kräftige nationale Gesinnung — scheinen mir denn doch in der Turnkunst dem Ursprung nach wichtiger zu sein, als die bloße Körperpflege. Friedrich Ludwig Jahn war kein Orthopäde; er hat Deutschland befreien wollen. (Ich weiß schon, Herr Bab, Sie wollen es auch „befreien"; aber Jahn würde über Ihren Freiheitsbegriff zu einer Salzsäule erstarren.) Also kehren wir den Spieß um: daß manche „Liberale" sich nicht soweit von ihrem Fraktionsgeist befreien können, um eine allgemein nationale Sache unpolitisch zu beurteilen, soll uns nicht hindern, nationale Jugendpflege zu treiben. Fürchten müssen wir in der Jugendpflege selbst nur die Radikalen, die Sozialdemokraten; denn für die kleineren Fraktionsunterschiede hat die Jugend zu wenig Interesse, als daß die Spaltung hineinbringen sollten. Die Gefahr der Unzufriedenen von Nicht-ganz-links ist nur die, daß sie uns selber die Lust an der Arbeit verekeln. Soll ihnen aber nicht gelingen. Nach wie vor wird Konservativ und Liberal in der Jugendpflege gerade seine nationale Einheit finden. Denn treue Arbeit ist die beste Einigung.

Sigismund Rauh

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Bismarck-Literatur

Eine Anregung zum Bismarck-Jubiläum 1915. Bismarck sagt . . . schreibt . . . meint! Wer täglich mehrere Zeitungen der verschiedensten Färbung lesen muß, dem kommt auch täglich von neuem zum Bewußtsein, welche Vielseitigkeit den Fürsten Bismarck in seiner Eigenschaft als Politiker auszeichnete. Heute ist er Eideshelfer für alle bürgerlichen Parteien mit Einschluß des Zentrums, und auch die sozialdemokratische Partei könnte sich öfter auf ihn berufen, wenn sich ihre Schreibgewaltigen nur der Mühe unterziehen wollten, seinen literarischen Nachlaß aufmerksam zu studieren. Man könnte glauben, Gustav von Schmollers Wunsch, daß die Lehren geschichtlicher und politischer Weisheit, die Bismarcks Gedanken und Erinnerungen predigen, als Samenkörnchen wirken und tausendfach aufgehen mögen, wäre bereits zur Wirklichkeit geworden. Leider sind wir noch nicht so weit. Bei den Berufungen auf Bismarck wird noch fast immer verschwiegen, daß der Altreichskanzler zu demselben politischen Thema zu verschiedenen Zeiten auch verschiedene Ansichten vorgetragen hat. Dagegen könnte man rein vom Standpunkt des Politikers aus nichts einwenden, wenn nicht auch eine große Gefahr mit solcher Gepflogenheit verknüpft wäre: die Verwirrung der politischen Begriffe in der Nation. Die Verheerungen, die die kritiklose Berufung auf Aussprüche Bismarcks schon angerichtet hat, kommen uns recht zum Bewußtsein bei Betrachtung der offenkundigen Fehler, die Regierung und bürgerliche Parteien in den letzten zwanzig Jahren begangen haben, sie werden uns gegenwärtig, wenn wir beobachten, wie leicht unter Berufung auf Bismarck Stimmung für oder gegen jede Idee ge-

macht werden kann, nicht immer zu Nutz und Frommen des Ganzen. Die unbegründete Berufung auf irgendeine Autorität erzieht uns zu politischer Denkfaulheit, schläfert unser politisches Verantwortungsgefühl ein.

Wenn wir Bismarcks Erfahrungen voll ausnützen wollen zum Besten der Nation, dürfen wir uns nicht mehr damit begnügen, zu wissen, was Bismarck einmal zu einer Frage gesagt, sondern müssen wir auch leicht feststellen können, unter welchen politischen Voraussetzungen er sich jeweilig zu den einzelnen Fragen ausgesprochen hat. Das aber ist bei dem heutigen Stande der Bismarck-Literatur schlechthin unmöglich, wenigstens für die große Masse derer, die nicht Historiker von Beruf sind.

Es gibt keine allgemein zugänglichen, wissenschaftlich einwandfreien Darstellungen von Bismarcks Ansichten zur Welfenfrage, zur Polenfrage, zum Ultramontanismus, zu den Katholiken, Juden, zur Kolonialpolitik, mit einem Wort zu den vielen hundert Themen der Politik und des Wirtschaftslebens, an denen Bismarck entscheidend mitgewirkt hat unter eingehender, mit Material belegter Erläuterung der jeweiligen Umstände, die seine Stellungnahme verursachten. Was erschienen, ist, soweit es von wissenschaftlichem Wert, entweder in vielen Zeitschriften verstreut oder aber in große Werke über Bismarck, wie die von Egelhaaf, Lenz, Marcks und andere hineingearbeitet. Uns fehlen Monographien, die das einzelne politische oder wirtschaftliche Problem, an dem Bismarck mitgewirkt hat, wissenschaftlich so zur Darstellung bringen, wie Bismarck es unter den jeweiligen politischen Umständen angefaßt hat.

Eine Arbeit, wie ich sie mir denke, wäre Richard Linders anregende Broschüre „Bismarcks Stellung zur Revolution" (Heckners Verlag, Wolfenbüttel), wenn die „authentischen Äußerungen", auf denen sie aufgebaut, vollständig mit Hinweis wiedergegeben worden wären; aber nicht nur sie, sondern auch die Umstände, unter denen sie fielen. Auch Arthur Böthlingks „Bismarck und das päpstliche Rom" (Genetische Darstellung an der Hand der Quellen, Verlag Puttkammer u. Mühlbrecht, Berlin 1911) würde ich als Vorbild empfehlen können, wenn es nicht so polemisch und dabei so entsetzlich oberflächlich ausgefallen wäre. Im Aufbau des Ganzen erkennt der Fachmann die gute Absicht. Wegen seines polemischen Charakters und der Einseitigkeit in der Verwertung des Materials ist auch Richard Ehrenbergs „Bismarck als Leitstern sozialer Erkenntnis", eine Kampfschrift „gegen den Katheder-sozialismus", nicht als Vorbild zu betrachten. Meinem Ideal von solchen Monographien nähert sich am meisten die Untersuchung von Oswald Schneider über Bismarcks Wirtschaftspolitik, von Schmoller angeregt und bei Duncker u. Humblot, Leipzig, erschienen. — Was an Milieu- und Motivschilderungen in unserem Zusammenhange geleistet werden kann, zeigt in seinem Kapitel „Bismarck und die katholische Frage", das wegen seiner gegen das Hohenzollernhaus gerichteten Tendenz höchst unsympathische Buch „Geschichte des Kulturkampfes im Deutschen Reich" des Dr. Johannes B. Kißling (Herdersche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau 1911). Da lebt Bismarck, der Realpolitiker, wenn auch von einem erbitterten Gegner gezeichnet, auf und wird uns verständlich in seinen Widersprüchen, ohne uns durch die Wucht seiner Persönlichkeit zu erdrücken, — und darum kann das 18. Kapitel des I. Bandes technisch zum Vorbild dienen.

Die wenigen, hier angeführten Arbeiten, die mir in letzter Zeit zufällig unter die Hände gekommen sind, zeigen, daß ein Bedürfnis für Monographien der gedachten Art vorhanden ist.

Sachliche Bedenken, die der Ausführung des Planes entgegenstehen könnten, scheinen mir für die meisten der in Frage kommenden Themen nicht mehr vorhanden zu sein. Das Rohmaterial ist von eifrigen Bismarck-Verehrern, wie Penzler, Horst Kohl, Poschinger und anderen mit Bienenfleiß zusammengetragen. Viele Quellen beginnen zu versiegen: Moritz Busch, Hans Blum, Poschinger und andere Mitarbeiter von Bismarck sind tot; neue Quellen springen auf, wie A. von Wertheimers Andrassy-Biographie zeigt. Bis zum Anfang der 1880er Jahre können wir die heikelsten Probleme der auswärtigen und

inneren Politik schon ziemlich anstandslos behandeln. Nur über der letzten Dekade von Bismarcks Heldenleben wallen noch verhüllende Schleier, freilich auch schon vielfach durchbrochen.

Wer soll die Arbeit auf sich nehmen? Die historischen Seminare der philosophischen Fakultäten, soweit sie sich mit der neuesten Geschichte befassen. Mögen die jungen Historiker unter Anleitung ihrer Professoren uns aus Bismarcks Schatz an Erfahrungen ein von politischen Nebenabsichten freies Rüstzeug zur politischen Aufklärung der Nation liefern. Solch ein Werk, spätestens im Jubiläumsjahre begonnen, würde für wahr ein würdiges Geschenk an die Nation zum hundertsten Geburtstage des Reichsschmieds im Jahre 1915 bedeuten. G. Cl.

Schöne Literatur

Neues von und über Gerhart Hauptmann. Jetzt, da die Phrasenwelle zurückzuebben beginnt, die den fünfzigjährigen Gerhart Hauptmann während der verflossenen Wintermonate umtobte und überschwemmte, darf wohl auch der nüchterne und ruhig wägende Verstand sich wieder zu Worte melden. Das übertriebene Jubilieren und Toasten gehört nun einmal zur Signatur dieser Zeit. Tiefer blickende Menschen werden sich durch solche stets wiederkehrende Erscheinungen nicht ernsthaft beunruhigen lassen. Denn jedem Traum ist noch immer das Erwachen, jedem Rausch noch immer die Nüchternheit gefolgt.

Wenn wir nun heute den Dingen klar und unbestechlich ins Auge sehen, werden wir feststellen müssen, daß der jüngste Tatbestand des Falles Gerhart Hauptmann kein übermäßig hoffnungsvolles Bild ergibt. Gerhart Hauptmanns Kunst zeigt seit mehr als zehn Jahren allerlei verdächtige Spuren des Niedergangs. Dem Dichter der „Weber", des „Biberpelzes" und des „Fuhrmann Henschel" ist sein junger Ruhm zur furchtbaren Geißel geworden, zum Lorbeerkranz, der ihn gedrückt und schließlich nahezu erdrosselt hat. Gehetzt und innerlich ratlos schleppt sich Hauptmann jahraus jahrein von Arbeit zu Arbeit. Seine Stimme, die früher voll und metallen erklang, ist längst hohl und bleichern geworden. Sein sympathischer Holbeinkopf, der seinen ersten Dichtungen ihre eigene Physiognomie, ihren eigenen Duft, ihren eigenen Menschlichkeitsgehalt gab, hat kaum mehr etwas gemein mit den unerlebten und unbeseelten Schattengestalten, die seit zehn Jahren — wenn man von dem starken gedanklichen Gehalt etwa des „Emanuel Quint" absieht — aus seiner Werkstatt gekommen sind. Das eine, was nottut, ist ihm in der äußeren und inneren Unrast seines Lebens verloren gegangen: die Klarheit über sich selbst, die Möglichkeit, eigenes Erleben ausreifen zu lassen, und damit die Kraft, das eigene Erleben nun auch in die buntfarbene Welt des Kunstwerks zu projizieren. Wenn das Nietzsche-Wort gilt, daß man von allem Geschriebenen das achten soll, was einer mit seinem Herzblut schrieb, dann ist der Hauptmann des letzten Dezenniums zu neun Zehnteln gerichtet.

Das eine Zehntel aber, das übrig bleibt, ist nicht mehr reich, nicht mehr lebenskräftig genug, um alle schmerzlichen Enttäuschungen auch nur einigermaßen wettzumachen. Als Beitrag zur Psychologie einer tragischen Dichterdekadence wird es seinen Platz behaupten. Den Glauben an den alten Gerhart Hauptmann kann es uns nicht wiedergeben. Immerhin: es ist uns willkommen, weil es an Stelle der ohne inneren Zwang und nur aus kleinlicher Angst um den eigenen Ruhm gezeugten Geschöpfe der letzten Jahre endlich wieder einen aufrichtigen, wahrhaftigen und menschlichen Ton setzt. Die Tragödie von „Gabriel Schillings Flucht" so gut wie der Roman „Atlantis" (beide bei S. Fischer, Berlin, erschienen) sind offenbar der Niederschlag schwerer innerer Krisen, die der alternde Mensch Gerhart Hauptmann mit sich selber auszumachen hatte; Bekenntnisse sozusagen, denen die Aufrichtigkeit des Bekenners ihren eigenen Adel gibt — freilich, ohne sie damit zu Dichtungen im letzten und höchsten Sinne zu stempeln.

Vom „Gabriel Schilling", dieser bei aller Würdigkeit sympathischen Alterstragödie, soll hier nicht geredet werden. Sie ist über die deutsche Bühne gegangen, ist überreichlich kommentiert und bekrittelt worden, hat für kurze Zeit so etwas wie den letzten Glanz der niedergehenden Sonne um sich her ver-

breitet, und hat, trotz aller natürlichen Melancholie, dem vor der Zeit alt gewordenen Dichter besser und würdiger gedient, als alle Tafelreden und knallenden Sektpfropfen. Sie wird in diesem Zusammenhange nur erwähnt, weil sie mit einem der jüngsten Hauptmannbücher organisch verwachsen ist: mit dem Roman „Atlantis", der zweiten größeren epischen Arbeit, die der Dichter auf den Büchermarkt wirft.

„Atlantis" will ein von Krisen geschütteltes Mannesschicksal mitten hinein in das brandende Leben dieser Zeit stellen. Das Schicksal Friedrichs von Kammacher, eines deutschen Gelehrten, in dessen Zügen man unschwer den vierzigjährigen Gerhart Hauptmann findet, ist als Angelpunkt des Buches gedacht. Alles Drum und Dran, so breit es auch angelegt ist, wird zur Staffage, zur belebenden — oder auch nicht belebenden — Kulisse. Wie der Maler Gabriel Schilling wird auch Friedrich von Kammacher von Dämonen zur Flucht getrieben; zur Flucht vor etwas dumpf Unheimlichem, zur Flucht vor einer Macht, die stärker ist als er selbst. Als erste und tiefste Voraussetzung für die Wesensart beider Männer hat man sich wohl hier wie dort jene geheimnisvollen physiologischen Krisen zu denken, denen der Mann zwischen dem dreißigsten und vierzigsten Lebensjahre unterworfen ist. Denn nur das erklärt die innere Unrast, den Überdruß und Ekel am Vergangenen und Abgeschlossenen, und die zwischen Skepsis und Lebensmüdigkeit und matt weiter tastender Sehnsucht hin und her getriebene Stimmung, die den Riß in das Dasein Schillings und Kammachers bringt. Bei Kammacher kommt Äußeres hinzu: böse Niederlagen in seinem ärztlichen Berufe (sein guter wissenschaftlicher Name ist ein bißchen arg zerzaust worden); eine geistige Erkrankung seiner Frau; vor allem aber die peinigende Leidenschaft für ein halbes Kind, für ein sechzehnjähriges Mädchen, das wie ein Spuk, wie eine beängstigende Vision in sein Leben getreten ist. Er schämt sich dieser Leidenschaft. Er wehrt sich dagegen als Mann, als Charakter, als kühl denkender Wissenschaftler. Er sucht sich Tag und Nacht die Gewißheit ins Gehirn zu hämmern, daß dies kleine, schlanke, verwöhnte und verdorbene Geschöpf, das Kind und Dirne, Dirne und Kind in sich vereint, nicht mehr als ein Vorstellungsprodukt seiner kranken Phantasie ist. Aber er bleibt ihr verfallen. Er kommt nicht von ihr los. Das Bild der kleinen Hexe Ingigard gespenstert durch seine Träume, bedrängt und beunruhigt seine wachen Stunden. Und es ist nicht nur Europamüdigkeit und Ekel am Vergangenen und Erlebten, als er sich eines schönen Tages mit dem Kurs New York auf den Bremer Riesendampfer „Roland" einschifft. Ein unklarer Drang ins Weite und die Sehnsucht, Häßliches, Schmerzliches, Enttäuschendes loszuwerden, kommt natürlich hinzu. Aber das, was den Ausschlag gibt, ist einzig und allein die Tatsache, daß der Dampfer „Roland" neben vielen Hunderten gleichgültiger Menschen auch die Tänzerin Ingigard nach Amerika tragen soll.

So tritt auch hier wieder in das Leben eines Mannes jene weibliche Spukgestalt, die den älter werdenden Hauptmann seit „Pippa" und seit „Kaiser Karls Geisel" so seltsam zu beunruhigen scheint. Besonders stark in ihren Widerständen sind ja Hauptmannsche Helden niemals gewesen. Aber von den Konflikten eines Johannes Bockerat, eines Glockengießers Heinrich und eines Fuhrmann Henschel bis zu der völlig kampflosen Passivität eines Gabriel Schilling und eines Friedrich von Kammacher ist denn doch noch ein weiter und recht melancholisch stimmender Weg. Freilich bedeutet gerade in der Beziehung der Atlantis-Roman rein äußerlich einen kleinen Fortschritt gegenüber dem „Gabriel Schilling", der ja eigentlich keine Tragödie, sondern nur den letzten Akt einer Tragödie darstellt. Denn während der Maler Schilling von vornherein als Verlorener, als hoffnungslos Gezeichneter in unser Gesichtsfeld tritt, wird im Roman wenigstens so etwas wie eine Entwicklung versucht. Gabriel Schilling erliegt der Umwelt und den Hemmungen seiner Natur, ohne einen ernstlichen Widerstand überhaupt nur zu wagen. Friedrich von Kammacher ringt sich als Kulturmensch, der noch an eine Zukunft glaubt, durch die Krisen hindurch. Er wird los, was er loszuwerden so ernstlich bestrebt war, und er wacht eines Morgens als gesunder und von neu blühender Hoffnung belebter Mann wieder auf.

Allerdings: ob wir als Leser, als Empfangende den Optimismus dieser Entwicklung zu teilen vermögen — das ist eine andere Frage. Ich für mein Teil muß erklären, daß ich an den von Hauptmann gewollten Genesungsprozeß im Falle Kammacher nicht glaube. Die Linie dieses Genesungsprozesses verläuft in so äußerlichen, so gewaltsam konstruierten Bahnen, daß die ernstesten Zweifel an seiner Glaubwürdigkeit geradezu provoziert werden. Friedrich von Kammacher erlebt auf seiner Überfahrt nach New York eine Schiffbruchskatastrophe, die dem „Roland" und fast allen seinen Insassen das Leben kostet. Mit Ingigard und einem kleinen Häuflein Geretteter entgeht er dem Untergang mit knapper Not und findet sich nach Tagen fürchterlichster Anspannung und Qual im Hafen von New York wieder. Hier im neuen Weltteil, wo alles überraschend und verwirrend auf ihn einstürmt, hier, wo mit den Erinnerungen an die „Roland"-Katastrophe zugleich das Bewußtsein eines unausrottbaren Lebensdranges wieder in ihm erstarkt — hier findet er unter den Händen teilnehmender Freunde aus den Fiebern seines Traums zur Wirklichkeit, zur Gesundheit zurück. Wieder ist es eine Frau, die als entscheidendes Erlebnis in sein Schicksal tritt. Aber dies Erlebnis hat nicht mehr das Verwirrende, das Kranke, das gewaltsam Erhitzte, das Giftige, das über seinen Beziehungen zu Ingigard lag. Dies Erlebnis wird aus der Unbestechlichkeit und aus der klaren Luft gesunder Menschlichkeit heraus geboren. Schönheit ist darin, und Ruhe und die ganze Sicherheit eines wiedergefundenen Willens.

Wie gesagt: ich kann an diese Lösung nicht glauben. Sie wächst nicht von innen heraus, sondern sie wird künstlich mit einer Reihe theatralischer Plakatwirkungen erläutert und illustriert. Gewiß fallen dabei allerlei sympathische Schlaglichter auf das menschliche Ich des deutschen Schriftstellers Gerhart Hauptmann. Auch die rein intellektuelle Arbeit, die in dem Buche steckt, ist zweifellos erstaunlich und bewunderungswert. Da werden mit viel Geist und Geschmack und mit viel positivem Wissen die entlegensten Zeitprobleme erörtert und feuilletonistisch beklopft. Und ab und zu steigt wohl auch hinter den Zeilen der blasse, skeptisch und müde gewordene Kopf eines Dichters empor, der in einer groß angelegten epischen Arbeit Dinge zu beichten trachtet, die die unpersönliche Angelegenheit seiner eigenen Menschlichkeit sind. Aber die Stimme des Beichtenden hat alle Kraft verloren. Aus mühsamen Abstraktionen und aus rein gedanklich erzeugten Entwicklungen gähnt uns immer wieder eine große künstlerische Armut entgegen. Das Echo, der lebendige Eindruck bleibt aus, weil der Redner, und vor allen Dingen der Bildner, ein müder, kranker und ratloser Mensch geworden ist.

Ein paar Worte sind noch über das Drum und Dran, über das, was wir oben die Staffage des Romans nannten, zu sagen. Der Laie wird bei einer Betrachtung des Atlantis-Buches zweifellos den Schwerpunkt auf diese Staffage legen. Denn in ihr liegt alles, was Hauptmann auf laute und breite Wirkungen gestellt hat, alles Plakatmäßige und, wenn man so sagen darf, alles Sensationelle des Buches. Wenn man auch von dem Zufall absieht, daß die Hauptmannsche „Atlantis" kurz vor der Titanickatastrophe erschien — die Schilderung des „Roland"-Unterganges, die einen großen Teil des Romans in Anspruch nimmt, steht natürlich schon aus stofflichen Gründen im Vordergrunde des Interesses. Und es darf getrost gesagt werden, daß Hauptmann mit dieser Schilderung eine erstaunlich echte und virtuosenhafte Detailarbeit geleistet hat. Aber die letzte Kraft der dichterischen Vision, die grandiosen Begebenheiten dieser Art erst den lebendigen Odem einbläst, ist auch hier wieder ausgeblieben. Hauptmann sucht die fehlende Gestaltungskraft durch unerhörten Fleiß, durch eine fabelhafte Technik im Ausmalen der Einzelheit zu ersetzen. Aber er bleibt durchweg in der Einzelheit stecken. Die Mosaiksteinchen wollen sich nirgends zum großen Bilde zusammenfinden. Die nervenaufpeitschenden Begebenheiten, die er schildert, ziehen in rein sachlicher, nüchterner und niemals künstlerisch zusammengeballter Form vorüber. Blaß ist alles und unwirklich und in die zitternden Umrisse eines verwehenden Traumes gepreßt. Was im Leser zurückbleibt, ist nichts weiter als die — natürlich starke — Sensation des Ereignisses an sich. Der künstlerische Eindruck

auch dieses sich stofflich so sehr empfehlenden Teiles ist genau so dünn und matt und rasch verfliegend wie alles, was das Buch sonst an Konflikten und Verwirrungen und Lösungen und Katastrophen auf seinen 357 Seiten bringt.

Das vorjährige Hauptmann-Jubiläum hat natürlich eine geradezu chaotische Fülle von Festartikeln ausgelöst, die mit ihrem Pathos und ihrem notwendig geschraubten Ton der Wahrheit im großen und ganzen herzlich schlecht gedient haben. Sie sind denn auch sehr bald wieder verschwunden, ohne die geringste Spur ihres Daseins zurückzulassen.

Dagegen erheben zwei kritische Bücher, die sich mit dem Gerhart Hauptmannschen Lebenswerke auseinandersetzen, den Anspruch auf eine etwas weitergehende Beachtung. Das erste und bedeutsamste von ihnen ist der stattliche Band, den **Paul Schlenther**, der treueste Apostel und Wegebahner des Dichters, jetzt zum zweiten Male herausgibt: **Gerhart Hauptmann. Leben und Werke.** (S. Fischer, Berlin.) Das Buch, das in den starken Eindrücken der Hauptmannschen Anfänge seine Wurzeln hat, ist zum ersten Male im Jahre 1896 erschienen und nachträglich von seinem Verfasser bis auf die Gegenwart weitergeführt worden. Vom objektiven Standpunkt aus wird man die Schlentherschе Biographie nicht sonderlich hoch einschätzen können. Ihre Werte liegen eben gerade in der oft herausfordernden Subjektivität ihrer Betrachtungsweise, in der aus persönlicher Freundschaft gezeugten intimen Kenntnis der Hauptmannschen Lebensschicksale, in dem völligen Verwachsensein mit der Welt und mit dem Streben des Dichters, in dem bedingungslosen Glauben an eben diese Welt und an eben dies Streben, und vor allem in jener ungenießbaren Waffenbrüderschaft, die in heißen Kampfjahren geschlossen wurde und über alle Fährnisse hinweg gehalten hat. Vor den Schlentherschen Superlativen wird man oft genug den Kopf schütteln, oft genug feststellen müssen, daß der fröhliche Optimismus in Sachen Hauptmann der Wucht der Tatsachen gegenüber denn doch nicht standhält. Aber gleichzeitig wird man aus Gründen historischer Gerechtigkeit einräumen müssen, daß dieser Mann so über Gerhart Hauptmann schreiben durfte und schreiben darf. Von solchen ausschließlich persönlichen oder, wenn man will, historischen Gesichtspunkten aus muß Paul Schlenthers Buch genommen und gewertet werden.

Wieviel Bedeutsames und Dankenswertes übrigens das von Schlenther beigebrachte Material enthält, das lehrt schon ein flüchtiger Blick in das zweite kürzlich erschienene Hauptmann-Buch von **Kurt Sternberg: Gerhart Hauptmann.** Der Entwicklungsgang seiner Dichtungen. (Im Verlag Neues Leben. Wilhelm Borngräber.) Sternberg bezieht fast sein ganzes positives Wissen von Schlenther, und die ganze Art und Weise, wie er ihn benutzt und zitiert, beweist zur Genüge, daß das Schlentherschе Buch für die Hauptmann-Philologie das grundlegende Standard-work ist und vorläufig wohl auch bleiben wird. Im übrigen ist das einzige, was man dem Sternbergschen Buche nachrühmen kann, ein gewisser kritischer Blick seinem Dichter gegenüber, eine gewisse Distanz, aus der heraus ein neutralerer Zeitgenosse das Hauptmannsche Werk sichtet und prüft. Sprachlich, stilistisch und auch künstlerisch steht es mit seinem nüchternen und doktrinären Ton klaftertief unter dem gewiß nicht zuverlässigen, aber von einer brennenden Liebe bestrahlten und damit gerechtfertigten Buche Paul Schlenthers.

Dr. Arthur Westphal in Berlin

Philipp Witkop: Die neuere deutsche Lyrik. (B. G. Teubner, Leipzig. Jeder Band br. 5 Mark, geb. 6 Mark.) Man muß, wenn man diese beiden Bände studiert, stets in Erinnerung haben, was der Verfasser im Vorwort auseinandersetzt. Es heißt dort: „Kunst ist geformtes Leben. Leben aber ist der Grenzbegriff aller Wissenschaft. Sie mag die Gegenständlichkeit des Lebens, sie mag die Gegenständlichkeit der künstlerischen Form feststellen. Aber sie wird nie die Notwendigkeit ergründen können, in der beide sich fanden und verbanden. Diese Notwendigkeit gründet in einer höheren Einheit, einem Dritten, das der gegenständlichen Forschung entrückt ist. Sie ruht im Lebensgefühl des Künstlers. Alle großen künstlerischen Individualitäten sind zugleich ewige Menschheitstypen, stellen irgendein letztmögliches Verhältnis des Menschen zu seinen ewigen Fragen und Problemen typisch

dar. Diesen tiefsten Kern, diesen ewigen Grund im Künstler aufzusuchen, das ist die schwierigste, schöpferische Aufgabe des Kunsthistorikers . . . Dann erst beginnt seine Darstellung, dann zeigt er, wie sich aus diesem letzten Lebensgefühl seines Künstlers dessen Leben und Werk notwendig entwickelten und durchdrangen. Er beschreibt nicht von außen, wie er lebte, wie er schuf, er zeigt, warum er aus tiefster innerer Einheit heraus gerade dieses Leben leben, gerade diese Werke schaffen mußte." Und an einer anderen Stelle sagt der Verfasser: „Einer Darstellung der Lyrik steht zur Aufgabe, die innere Form der lyrischen Persönlichkeit darzustellen: eben sie ist die Form ihrer Lyrik. Alle äußeren Formen sind nur ihr Ausdruck . . . Dem Leser, der den Weg von der inneren zur äußeren Form geführt ist, der beide in ihrer Notwendigkeit begriffen hat, wird es ein leichtes sein, Einzelheiten der äußeren Form in einer Poetik oder Metrik weiter zu verfolgen." Witkop versucht also im Grunde dasselbe, was Wilhelm Dilthey in seinem schönen Buche „Das Erlebnis und die Dichtung" an Lessing, Goethe, Novalis und Hölderlin gezeigt hat; nur will er diese Synthese an unseren bedeutendsten Lyrikern dartun, ihr Werk aus ihren mannigfachen Lebensumständen erklären. Vielleicht wäre darum als Titel besser „Die neueren deutschen Lyriker" gewählt worden.

Nach einer kurzen theoretischen Einleitung, „welche die Probleme nicht erschöpfen, ja nicht einmal heraufführen, sondern nur vorbereiten will," und einem Überblick über die Zeit vom älteren Volksliede bis zur Gelehrtenpoesie des Humanismus, setzt das Werk bei den Mystikern ein, bei Friedrich von Spee und Angelus Silesius, dem ersten deutschen Lyriker, „der sich bewußt aus der Enge seiner Erziehung löste und zu einer persönlichen Weltanschauung durchzudringen suchte" Mit Günther beginnt dann recht eigentlich die ausgesprochen selbständige Lyrik. In freundlichem Behagen wird der sinnenheitere Brockes gezeichnet. „Die Geschöpfe sind es, worauf es ihm ankommt, die Geschöpfe als Gegenstand seiner Sinne. Und der Schöpfer kommt für ihn nur soweit in Betracht, als etwa dem Feinschmecker bei einer guten Tafel auch der Koch in den Sinn kommt: ein wohlwollender Dank für den Koch und die beruhigende Gewißheit, daß der Koch fest engagiert ist und immer neu für gleiche Genüsse sorgen wird." Ein trefflicher Exkurs über das Wesen des Gelehrten und des Künstlers findet sich bei Hallers Charakteristik; Hagedorn wird verständnisvoll gewürdigt, die Anakreontiker zeigen sich dann in all ihrer leeren Tändelei. Sehr klar und wahr ist Klopstocks unehrliche, aufgebauschte Odenfabrikation dargestellt; Schubart, Claudius, Bürger scheinen mir gleichfalls in ihrem innersten Wesen erfaßt zu sein. Besonders rührend ist der zarte, todgeweihte Hölty geschildert; hier hat Witkop das Gleichmaß zwischen Biographie und Darstellung der aus den Lebensumständen geformten Lyrik glücklich gefunden, während mir manchmal die äußeren Daten zu ausführlich wiedergegeben sind. Dies ist, glaube ich, gerade bei dem Kapitel über Goethe der Fall; erst dort, wo der greise Dichter in seiner Vollendung vor uns hintritt, fühlen wir die Macht der Persönlichkeit, das Unbeschreibliche seiner Harmonie und letzten Reife. Auf Schillers Reflexionspoesie folgt dann Hölderlins trunkene, musikdurchzitterte Odendichtung, für welche Witkop besondere Hinneigung beweist; hier findet er reiche, sehnsüchtige Worte der Bewunderung.

Der zweite Band beginnt bei den Romantikern, bei dem dunkeltönigen, ahnungsreichen Novalis. Tieck ist nur kurz berührt, als der musikalische Brentano charakterisiert wird. Es folgen dann der waldquellfrische Eichendorff, der bieder-deutsche Uhland, von dem Witkop treffend sagt: „Es war kein Chaos in ihm, aus dem er sich durch die formende lyrische Gewalt zu sich selber hätte zurückzwingen müssen," und der liebe, zärtliche Mörike. Etwas hart dünkt mich das Urteil über Lenau, daß seine Dichtungen „einzeln und für sich meist unvollkommen und wenig selbständig seien", wogegen ich Platens Bedeutung nicht in gleichem Maße wie der Verfasser zu würdigen imstande bin. Mit Ruhe und ohne unnötige Ausfälle wird die innere Unwahrheit der Lyrik Heinrich Heines dargestellt; ich selbst vermag nicht einmal völlig an seine späteren Leidensdichtungen zu glauben. Ausgezeichnet hat Witkop Hebbels epigrammatische, herbe, grübelnde Art erkannt und die

„durchaus sinnlich gebundene" Phantasie der Droste, die „sich nicht zum Symbolischen steigert." Nicht in die letzten Tiefen scheint mir der Verfasser bei Keller und Meyer vorgedrungen zu sein; gerade in ihrer Lyrik zittert soviel gebändigte, verhaltene Kraft, die sich eben — namentlich bei Meyer — nicht nur aus den äußeren Schicksalen erklären und erkennen läßt. Fontane und Storm hingegen sind wohl restlos erschöpft, trotz der Kürze der Darstellung, die mir namentlich bei Storm aufgefallen ist. In die Gegenwart werden wir mit Liliencron und Nietzsche eingeführt. Ich war einigermaßen erstaunt, auch Nietzsche zu finden, dessen spezifische Lyrik mich für eine selbständige Darstellung nicht gewichtig genug dünkt, so tief mir auch manche seiner Verse im Herzen eingeschrieben sind. Doch hätten Dehmel, Rilke, George wenigstens gestreift werden müssen, ähnlich wie Schwab, Chamisso oder Strachwitz doch erwähnt und kurz gewürdigt worden sind.

Sicherlich bedeuten diese beiden schönen Bände eine wertvolle, reiche Arbeit. Sie beweisen, daß man endlich mit der langweiligen, nebensächlichen Aufzählung äußerlicher Daten ein Ende machen will, daß man erkannt hat, wie mannigfach ein Kunstwerk zu deuten ist, daß es aber bei jedem berufenen, wahren Dichter aus dem innersten Lebensquell entströmt. Wenn auch manchmal der Literaturhistoriker in Witkop noch zu kräftig vorherrscht, so sei doch dankbar anerkannt, daß in ihm auch das zarte, nachfühlende Verstehen lebendig ist und mitunter den Leser ganz zu fesseln und mitzureißen weiß. Besonders den Lehrern möchte ich dieses Werk empfehlen; es weise ihnen die Richtung und den Weg, auf dem sie die Schüler gewinnen und zu denkenden, empfindenden Menschen erziehen können, nicht nur zu lebenden Magazinen aufgespeicherter Buchstabenklauberei.

Ernst Ludwig Schellenberg in Weimar

Tagesfragen

Strindberg und Ostwalds Monistenklöster. Ostwald hat jüngst die Idee seiner „Monistenklöster" entwickelt, eine Idee, die sich vom bloßen räumlichen Beieinander von Geistern, die in weitest auseinander gelegenen Provinzen zu Hause und womöglich antipodisch gerichtet sind, wissenschaftliche Förderungen verspricht, und die das ruhige Gartenglück weltabgeschiedener Einsamkeit, dies letzte nach Lebensfluten und Tatensturm, im Wege der Energieersparnis herstellen zu können meint. Oh weh! des rosenroten Optimismus, des Kinderglaubens an das Heil der Zahl und der allzu rationalistischen Lebensgestaltungskunst — sagt hier der Skeptiker, dem in Fragen, die die ewig verborgenen letzten Dinge betreffen, übereinstimmende Meinungen nicht herstellbar scheinen, dem auch das Ringen um Erkenntnis und das Festhalten des Erkannten eine Manifestation des Willens zur Macht ist, und der im übrigen auch das stille Glück des Alters nicht für ein Rechenexempel ansieht, das man auf eine ökonomische und verstandessichere Weise auskalkulieren kann. Das Ostwaldsche Monistenkloster wird wohl eine Utopie bleiben, nicht daß es nicht äußerlich in die Erscheinung treten könnte, — zur äußeren Verwirklichung des Gedankens ist ja schon alles Nötige in die Wege geleitet worden — nein, Utopie in dem Sinne, daß es freie und starke geistige Individualitäten nicht dauernd zu einträchtigem Miteinanderschaffen, zu gemeinsamer Erforschung der „Wahrheit", die jeder nur für sich allein gewinnen kann als sein persönlichstes Besitztum, wird vereinigen können.

Aber ist es nun nicht seltsam, daß dieser moderne Klostergedanke lange vor Ostwald einen Vertreter haben konnte, der von dem großen Errechner des Lebensglücks so verschieden wie nur möglich ist, einen Vertreter, den wir alle als den Pessimisten aus Temperament und Schicksal, als den grausamst leidenden und leiden machenden Seelenentschleierer, als den heftigsten Individualisten und Eigenbrötler unter uns wandeln sahen? Ich lese eins der letzten Bekenntnisse dieses in die purpurnsten Tiefen tauchenden nordischen Stoßvogels, lese Strindbergs jüngst bei Georg Müller in München neuverlegte Selbstbiographie „Entzweit-Einsam" und finde darin folgende Stelle:

„Da sehnte er (Strindberg spricht von sich in der dritten Person) sich fort, weit fort, nach Licht und Reinheit, nach Friede, Liebe und Versöhnung. Er träumte seinen alten

Traum vom Kloster, in dessen Mauern er vor den Versuchungen und dem Schmutz der Welt geschützt wäre, wo er vergessen und vergessen werden könne. Aber der Glaube fehlte, und der Gehorsam . . . Diese Idee vom Kloster hatte damals schon lange in der Literatur gespukt. Man hatte in Berlin davon gesprochen, ein bekenntnisloses Kloster für die Intelligenten zu gründen. Die konnten sich nämlich in einer Zeit, in der sich Industrie und Wirtschaft in die erste Reihe vordrängten, nicht in diesen Dunstkreis von Materialismus finden, wenn sie sich auch selbst hatten verleiten lassen, den Materialismus zu predigen. Und jetzt schrieb er (Strindberg) an seinen reichen Freund in Paris über die Gründung eines solchen Klosters; entwarf den Plan für das Gebäude; verfaßte Regeln und gab Einzelheiten über das Zusammenleben und die Aufgaben der Brüder . . . Das Ziel war die Erziehung von Übermenschen durch Askese, Meditation, durch Übung von Wissenschaft, Literatur und Kunst. Religion wurde nicht genannt, da man nicht wußte, welche Religion kommen werde, oder ob überhaupt eine kommen werde" . . .

Man wird nicht umhin können, hier eine Kongruenz der Idee zu konstatieren. Nur daß Strindbergs Klosterglaube aus einer andern Wurzel sprießt als der Ostwalds! Als Strindberg dem Pariser Freunde sein Projekt entwickelte, schrie seine Seele nach Erlösung aus der giftigen Atmosphäre eines schlimmen, ihn aussaugenden Weibes. Das „Kloster der Intellektuellen" stand vor ihm als Zuflucht und Rettung . . . Als Zuflucht und Rettung vor dem Toben einer von üblen Leidenschaften erfüllten, hassenswerten Welt, hat der Dichter es in dem Roman „Schwarze Fahnen", der auf „Entzweit-Einsam" unmittelbar folgte, ausgemalt. Da ist dies Kloster der Sammelplatz einiger weniger religiös und mystisch veranlagter Naturen, die der Haß und dem Gestank des Lebens ekelerfüllt entflohen sind, und man sieht, was die Klosteridee Strindbergs ihrem seelischen Herkommen nach ist; die Fata Morgana eines Verschmachtenden, eine aus Erlösungsdrang und Leidensübermaß geborene Sehnsucht. . . . Aber Geheimrat Ostwalds Monistenklöster sind freilich anderen Ursprungs: von einem ökonomischen Verstande ausgeklügelte Organisationen, wo sich durch Kooperation und Mechanisierung der Denkfortschritt vollzieht; Häuser und Bollwerke eines unbeirrbaren Glaubens, mitten in die Welt hineingestellt, die Welt zu erobern; Zwingburgen gegen die dunkeln Mächte und das Unberechenbare des Lebens, das sie ehedem Schicksal nannten; kurzum Fortifikationen des herrschenwollenden Intellekts, der bis in die Sterne greift. . . .

Auch Gedanken und Entwürfe sind Entschleierungen der Seele. Strindberg und Ostwald, das ist: himmelstürmender Eroberungswille und resignierender Daseinsüberdruß, jubelnder Fortschrittsenthusiasmus und quälendes Erleiden der Lebenstragik, Blick für Oberfläche und hellseherischer Tiefsinn, Trieb und Drang ins Technische des Lebens und Flucht ins mystische Halbdunkel des Einreiches der Seele. . . . Strindberg und Ostwald, das ist, anders gesehen: zwei Tiere in einem Käfig. Das eine führt darin eine emsig bastelnde und bauende Existenz, um seine Verrichtungen zu erleichtern; das andere schlägt sich die Pranken blutig an den Gitterstäben seines Gefängnisses, bis es resigniert in eine Ecke kriecht, abgewandt und das Auge nach innen gerichtet. Da kauert es und spinnt sich in eine Welt, in der es frei und herrschend ist. Dies Tier ist wissend um seine Unfreiheit und ist doch frei. Das andere ist nichtwissend um seine Unfreiheit und darum gefangen. Bis es sehend wird, sich die Pranken blutig schlägt, in eine Ecke kriecht, resigniert, jene andere Welt entdeckt und neue Freiheit atmet.

Adolf Teutenberg in Weimar

Geschichte

Liselotte und Ludwig der Vierzehnte von **Dr. Michael Strich.** (Historische Bibliothek Band 25) München und Berlin. Verlag von R. Oldenbourg. 1912.

Bei seinen Forschungen über die Dauphine Maria Anna Christine von Bayern (1660 bis 1690) fand der Verfasser des vorliegenden Werkes einen unbekannten Brief der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orléans im Pariser Archiv des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, den einzigen unter den zahl-

losen Briefen der Pfälzerin, der an ihren Schwager König Ludwig den Vierzehnten gerichtet ist. Um dieses wichtige Schriftstück richtig zu verstehen, muß man die Beziehungen Liselottes zu ihrem Schwager während ihres langen Lebens am Hofe kennen lernen, die bisher nie monographisch geschildert, von französischer Seite aber tendenziös entstellt worden waren. Diese Beziehungen waren zum Teil äußerst gespannt, nicht ohne Schuld Liselottes, die uns in dieser objektiven Schilderung doch weit weniger sympathisch erscheint, als man sie sonst gezeichnet findet. Das neuaufgefundene Rechtfertigungsschreiben an den König betrifft einen Vorgang, den die Herzogin in einem Brief an Sophie von Hannover ebenfalls dargestellt hat; durch die Gegenüberstellung der beiden Zeugnisse hat man hier die Möglichkeit, den Quellenwert ihrer Berichte vom Versailler Hofe zu prüfen, wobei sich eine starke Abweichung von der Wahrheit in ihrem Briefe an die hannöverschen Verwandten ergibt. — Dies neue Buch bedeutet also nicht bloß für den Spezialforscher eine interessante Bereicherung der Liselotte-Forschung, sondern auch für den Laien einen wichtigen Beitrag zur Würdigung der überaus populären deutschen Schwägerin des Sonnenkönigs.

Dr. D. M.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 2880, des Verlags: Amt Bülow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 28/29.

Pädagogium

Zwischen Wasser u. Wald äusserst gesund gelegen. — Bereitet für alle Schulklassen, das Einjährigen-, Primaner-, Abiturienten-Examen vor. Auch Damen-Vorbereitung. — Kleine Klassen. Gründlicher, individueller, eklektischer Unterricht. Darum schnelles Erreichen des Zieles. — Strenge Aufsicht. — Gute Pension. — Körperpflege unter ärztlicher Leitung.

Waren in Mecklb.
am Müritzsee.

UNIVERSITY

Englands Chinapolitik

In letzter Zeit mehren ſich die Meldungen, die von einer Änderung der britiſchen Politik in China zu berichten wiſſen. Die Haltung Englands China gegenüber iſt für deſſen Geſchichte und damit für die geſamte Entwicklung der Dinge in Oſtaſien ſchon mehr als einmal entſcheidend geweſen und auch heute noch von beſonderer Bedeutung. Grund genug, jenen Meldungen ganz beſondere Beachtung zu ſchenken. Eine Schwenkung Englands jetzt, eine Änderung in ſeiner bisherigen Haltung kann einen völligen Umſchwung herbeiführen und im unruhigen, überraſchungsreichen fernen Oſten wieder einmal eine ganz neue Ära anbrechen laſſen. Dabei ſteht auch gerade für Deutſchland mehr als genug auf dem Spiele.

Die neue Zeit in der Geſchichte des fernen Oſtens brach bekanntlich mit dem chineſiſch-japaniſchen Kriege von 1894/95 an. Er entſchied über die Machtſtellung Chinas im Norden des Reiches. Er rief die Mächte in Oſtaſien auf den Plan. Er wurde auch entſcheidend für die Stellungnahme Englands in der nächſten Zeit zu den ſich entwickelnden Fragen. Der Angelpunkt der engliſchen Politik war die Furcht davor, daß Rußland in Oſtaſien am Stillen Ozean eine die engliſche Herrſchaft bedrohende Machtſtellung erlangen könnte. England war zunächſt in dem Glauben, daß China ſtark genug ſei, um Rußland erfolgreich Widerſtand leiſten zu können und ſeine Stellung in Oſtaſien zu behaupten. Deshalb beſtärkte England China auch in ſeinem Widerſtande während ſeines Konflikts mit Japan in Korea, was dann zu dem unglücklichen Kriege führte. Die Haltung Englands war damals ſo, daß man in China zum Teil glaubte, auf Englands tätige Hilfe rechnen zu können. Als

England dann die Niederlage Chinas und die Offenbarung seiner völligen Schwäche erlebte, was seine Rechnung über den Haufen warf, wußte es zunächst gar nicht recht, wie es sich neu orientieren sollte. Man dachte zunächst schon daran, daß der Norden aufgegeben werden könnte, dem die Hauptgefahr drohte. Die Hauptstadt sollte nach Nanking verlegt werden, wohin russischer Einfluß vielleicht nicht so leicht reichte, wo englischer aber um so stärker wirken konnte. Im Norden schien Japan schon damals sichereren Schutz gegen allzu übermächtiges Vordringen Rußlands gewährleisten zu können als das ohnmächtige China. Daß China aber so ganz unter englischen Einfluß käme, verhinderte das Eingreifen Rußlands, Frankreichs und Deutschlands in Schimonoseki. Japan wurde zurückgedrängt. Die völlige Vernichtung der Machtstellung Chinas im Norden seines Reiches wurde verhindert. Der chinesische Hof blieb in Peking. England sah seine Rechnung zum zweitenmal durchkreuzt und mußte erneut nach einer Neuorientierung suchen. Seine Stellung war schwierig genug. Es war in Südafrika stark in Anspruch genommen und hatte die Festlandsmächte so gut wie geschlossen gegen sich. Rußland, Frankreich und Deutschland begannen dazu in Ostasien eine sehr aktive Politik. England hatte also Eile. Als Frankreich sich als erstes Land seine Dienste von Schimonoseki bezahlen ließ, versuchte es England zunächst mit einem Protest, der aber ungehört verhallte. Es erlebte gleichzeitig eine enge chinesisch-russische Annäherung. 1896 war Lihungtschang in Moskau. Rußland war gleichzeitig, wie Bülow im Reichstage erklärte, im besten Einvernehmen mit Deutschland. England lebte damals und noch lange nachher in dem Wahn, daß es Deutschlands Schwert gegen Rußland gewinnen könne. Es begünstigte deshalb dann auch Deutschlands Festsetzung in Tsingtau, offenbar in der unausgesprochenen Hoffnung, damit Deutschland gegen Rußland, das ja selbst Absichten auf Kiautschau gehabt haben soll, vorzuschieben. Es ging auf die Politik der Pachtungen mit ein, nahm selber Weihaiwei und proklamierte mit dem Vertrag, in dem es sich von China besondere Rechte im Jantsebecken anerkennen ließ, mit am ausgesprochensten das Prinzip der Interessensphären, das das Gespenst der Aufteilung Chinas auftauchen ließ. Dann kamen die Boxerunruhen. Sie brachten zunächst die gemeinsame Aktion der vereinigten zivilisierten Mächte Europas mit Japan und Amerika. Sehr bald aber ging Rußland eigene Wege und warf sich mehr und mehr zum Schützer der Pekinger Dynastie auf. England sah erneut das Gespenst eines unter russischem Einfluß stehenden und mit seiner Hilfe erstarkenden, für andere zur Gefahr werdenden Chinas auftauchen. Noch einmal machte es den Versuch, die Gefahr mit Deutschlands Hilfe zu beschwören und schloß mit ihm das sogenannte Jantseabkommen, das die territoriale Integrität Chinas und die offene Tür darin garantierte. England gewann damit herzlich wenig. Die übrigen Mächte traten dem Abkommen bei. Die Folge war zunächst nur, daß England eine immer stärker werdende internationale Konkurrenz am Jantse zu spüren bekam. Gegen Rußlands

Vordringen war aber nichts gewonnen; denn die Mandschurei, auf die es zunächst ankam, war in das Abkommen nicht einbegriffen. Hier kam dann das Bündnis mit Japan und in der Folge die Zurückwerfung Rußlands vor Port Arthur und bei Mukden. Um ganz ins Reine zu kommen, zumal in Verbindung mit den außerostasiatischen Fragen der Weltpolitik, wählte dann England, wie schon in der Zeit zwischen den Pachtungen und den Boxerunruhen, den Weg der Verhandlungen mit Rußland. Schon hatten sich ja auch Rußland, Japan, Frankreich wechselseitig geeinigt. Die Vereinbarungen betrafen die chinesischen Außenländer, Mandschurei, Mongolei und Tibet. Das letztere interessiert England besonders. Hier waren Widersprüche zwischen Indien und der Pekinger Vertretung Englands über die zu verfolgende Politik zu erkennen. Das Ergebnis ist zunächst gewesen, daß England die Oberhoheit Chinas in Tibet anerkannte und sogar ihre Befestigung anscheinend begünstigt hat. Die neuesten Wendungen, namentlich im Hinblick auf ihre Abhängigkeit von dem gleichzeitigen Vorgehen Rußlands, sind noch nicht ganz klar zu erkennen. Fest steht aber wieder, daß England die Revolution deutlich begünstigt hat. Danach hat es die Politik der politischen Anleihe der Mehrmächtegruppe eingeleitet.

Überblickt man diese erkennbaren Phasen der britischen Chinapolitik, so ergibt sich: England hat nach einigem Schwanken zunächst das Prinzip der Interessensphären in China aufgenommen; man kann sogar vielleicht sagen, überhaupt erst aufgeworfen. Es schuf sich vertraglich gesicherte Vorrechte für ein bestimmtes Gebiet, damit es dieses bei Gelegenheit einer etwa eintretenden Aufteilung von vornherein für sich in Anspruch nehmen könnte. Etwas ganz Ähnliches hat es auch etwa gleichzeitig in Afrika in dem Abkommen mit Deutschland über die portugiesischen Kolonien getan, ebenso auch in dem Abkommen mit Italien und Frankreich bezüglich Abessiniens. Auch dort spielt das Prinzip der Interessensphären eine Rolle, dem man daher die Bedeutung eines Leitgedankens in der englischen Politik zusprechen darf. Aber sie bleibt nicht dabei allein stehen. Dem Abkommen über die portugiesischen Kolonien folgte der andere Vertrag mit Portugal, der den Bestand dieser selben Kolonien garantierte. Auch für Abessinien gilt, daß England an eine Aufteilung des Landes den Interessensphären entsprechend gar nicht im Ernst denkt, und daß ihm daran gar nicht gelegen ist. Wir können vielleicht auch noch Persien hier anfügen. Auch hier hat England die Interessensphären festgelegt. Aus den Verhandlungen im englischen Parlament ist aber unschwer zu erkennen, daß der Gedanke, es könnte dementsprechend nun wirklich schon zu einer Teilung des Landes kommen, England durchaus nicht angenehm ist und gar nicht seinen Wünschen entspricht. Es scheint sich also auch hier wieder um einen zweiten, den ersten ergänzenden Leitgedanken der britischen Politik zu handeln. Sie sichert sich wohl für alle Fälle einen Beuteanteil. Sie will eben einmal nicht überrascht werden. Aber sie tritt zunächst für die Erhaltung des Ganzen ein. Das zeigt sich ja auch in China.

Hier sorgt das Jantseeabkommen mit Deutschland, dem die anderen Mächte beigetreten sind, für die Verwirklichung der zweiten Idee, die es England vor allem auch ermöglichen soll, die etwaige Teilung erst in dem ihm am besten passenden Augenblick eintreten zu lassen oder wenn es zweckmäßiger erscheint, mit dem Privilegium auch einmal Tauschgeschäfte zu machen. Das spätere Abkommen mit Rußland über die chinesischen Außenländer ist, zunächst im Sinne der Interessenversicherung, eine Ergänzung der ersten Verträge, da diese sich ja nicht auf jene weiteren, gewissermaßen nicht mehr als integrierende Bestandteile des chinesischen Reiches betrachteten Gebiete beziehen sollten. Auch hier vergißt aber die britische Politik anscheinend nicht jene zweite Idee. Sie begünstigt — so kann man die Dinge doch wohl verstehen — den Sturz der Monarchie und die Revolution, die eine energischere Haltung gegen das Abbröckeln der Außenländer einnimmt. Sie erkennt selber die chinesische Oberhoheit über Tibet an und würde doch wohl auch gern sehen, wenn die mongolische Frage im selben Sinne gelöst würde. Zu alledem kommt nun aber noch ein weiterer Grundsatz der britischen Politik hinzu, der die beiden ersten erst zu einem System vervollständigt und ergänzt und namentlich in der letzten Anleihepolitik erkennbar geworden sein dürfte. Er zeigte sich auch in der Haltung der britischen Politik in der letzten Balkankrise und ist dort vor allem klar und deutlich ausgesprochen worden. Die englische Politik hat das Bestreben, alle die augenblicklich schwebenden großen Fragen im Konzert mit allen beteiligten Mächten zu erledigen und zu behandeln. Offenbar fühlt sie sich wohl zu schwach, um allein vorzugehen, und dürfte in der einseitig orientierten Bündnispolitik wohl auch längst mehr als ein Haar gefunden haben. Sie sucht deshalb gemeinsame Interessen zu schaffen und diese gemeinsam zu behandeln. Sie deckt sich dadurch nicht nur gegen unliebsame Überraschungen, sondern vermeidet auch die Gefahr, offen gegen die eine oder die andere Macht Stellung zu nehmen und gewinnt so, unter Ausnützung aller Vorteile des Zusammengehens mit den Festlandsmächten, doch die Annehmlichkeiten der splendid isolation in mancher Beziehung wieder. Die englische Politik — und das gilt eben auch für ihr Verhalten in China — sichert sich überall ihre Hypotheken, sie drängt aber nirgends auf die Subhastation oder Parzellierung und sorgt dafür, daß gewissermaßen sämtliche Geschäfte von einer G. m. b. H. übernommen werden, damit nicht einer den anderen ausbietet.

Diese britische Politik, die natürlich auch erst allmählich mit den Fortschritten der neuen Ära der Weltpolitik zu diesem System gegriffen hat und heute in Sir Edward Grey ihren Leiter besitzt, hat selbstverständlich schon seit langem in dem eigenen Lande auch Gegner. Das gilt insbesondere bezüglich der Behandlung der asiatischen Fragen, vor allem der chinesischen. Namentlich die Anleihepolitik Greys ist in den Reihen der englischen Journalisten in China auf heftigen Widerspruch gestoßen. Noch während des Abschlusses der großen Anleihe hat namentlich der Vertreter des Daily Telegraph in seinen Berichten mit allen Mitteln gegen die Politik seiner Regierung ge-

arbeitet. Er ist es auch jetzt wieder, der für eine Änderung der britischen Politik eintritt. Inwieweit etwa dabei innerpolitische Parteigegensätze und -motive mitsprechen sollten, lassen wir dahingestellt. In Fragen der auswärtigen Politik gibt es ja in England im allgemeinen keine Parteiunterschiede. Beachtenswert ist aber, daß der Ruf nach einer Änderung der britischen Chinapolitik eben nicht erst von heute stammt und demnach wohl also auch nicht erst durch jetzt hervorgetretene Momente veranlaßt worden ist. Beachtenswert ist dann auch ferner, daß sich eben der Vertreter des Daily Telegraph schon vor Monaten rühmen konnte, seine Berichte seien doch nicht ganz ohne Wirkung geblieben, hätten vielmehr viel dazu beigetragen, in weiten Kreisen eine andere Anschauung zu verbreiten. In der Folgezeit waren dann auch wiederholt Stimmen laut geworden, die auf die Bedrohung englischer Interessen in China hinwiesen und für eine energischere Betätigung Englands in China Stimmung zu machen suchten. Mancherlei arbeitete da Hand in Hand. Alles das ist ein Beweis dafür, daß, wenn jetzt wirklich eine deutliche Schwenkung in der britischen Chinapolitik erfolgt, sie sich schon längst vorbereitet haben dürfte. Die Gegner der Greyschen Politik in England wenden sich vor allem gegen die doppelten Grundsätze; sie verlangen Bekenntnis zu einem einzigen einfachen Ziel und dessen energische Verfolgung. Insbesondere der Vertreter des Daily Telegraph war von vornherein gegen die in der Frage der großen Anleihe verfolgte Konzertpolitik. Immer wieder ist darauf hingewiesen worden, daß diese Politik nur den anderen Mächten Vorteile bringe, England selbst aber nichts als Schaden, und daß sie keineswegs imstande sei, China wirklich zu retten. Noch in den letzten Telegrammen wurde gesagt, England erlebe' hier nur, daß fremdes Kapital auf seine Kosten in China Geschäfte mache. Es ist der Widerspruch zu der Interessensphärenpolitik, der hier zutage tritt. Da England gerade den Kern des Reiches zu seiner Interessensphäre gewählt, daneben nun aber doch auch wieder die gemeinsame Betätigung aller Mächte in diesem Reiche als Grundsatz aufgestellt hat, erlebt es, daß es fast allein gerade in seiner Interessensphäre plötzlich eine scharfe Konkurrenz zu spüren bekommt, und zwar eine selbstgeschaffene. Es ist die einfache Unmöglichkeit, die hier offenbar wird, daß England heut noch und auf die Dauer die Macht sein und bleiben könnte, die überall allein die Sahne abschöpft. Schon die Anleihepolitik war eine Überspannung. Es hat sich herausgestellt, daß die Fünfmächtegruppe Chinas gesamten Geldbedarf doch nicht auf einmal decken kann. China ist nebenher immer noch auf Provinzialanleihen und auf Anleihen für Spezialzwecke namentlicher industrieller Natur angewiesen. Wenn hier die englischen Geldgeber sich nicht beteiligen, sagen die Leute mit dem Vertreter des Daily Telegraph, erleidet England ungeheure Verluste. Also muß das Greysche Prinzip aufgegeben werden. England muß wieder zu dem Grundsatz der Interessensphären zurückkehren und das Jantsebecken für sich reinhalten. Dafür spricht noch ein weiterer Grund. Das Borgen neben der großen Reorganisationsanleihe

schädigt schließlich die Interessen der daran beteiligt gewesenen Geldgeber und untergräbt den Kredit der Pekinger Regierung. Es ist also doch nicht ausgeschlossen, daß es zum finanziellen Zusammenbruch Chinas kommt. England müsse sich da rechtzeitig vorsehen.

Für die Opposition im eigenen englischen Lager sind in der Hauptsache diese vorwiegend wirtschaftlichen Gründe maßgebend für ihr Ablehnen der Greyschen Politik. In Downingstreet hat man sich ihnen lange völlig verschlossen. Man stand dort auf dem Standpunkt, daß es in erster Linie auf die Erhaltung einer starken Zentralregierung in Peking ankäme, da allein eine solche imstande sei, die englischen Interessen und auch die Interessen der großen Geldgeber zu garantieren. Man unterstützte deshalb Jüanschikai auch in dem letzten Kampfe oder gab ihn wenigstens nicht auf. Mit Tibet, der Opium- und der Anerkennungsfrage hatte man, wie man glaubte, ja immer noch Handhaben genug, um den eigenen Vorteil jederzeit zu wahren. Allmählich scheint aber doch die Erkenntnis mehr und mehr durchgedrungen zu sein, daß die englischen Interessen auf die Dauer bei dieser Politik wirklich Schaden leiden könnten. Man ließ es zunächst noch an Warnungen an die Pekinger Regierung nicht fehlen, daß sie mit ihren Anleihen vorsichtiger sein müsse, wenn sie sich nicht um allen Kredit bringen wolle. In diesem Sinne äußerte sich z. B. vor einiger Zeit der Vertreter der Hongkong u. Schanghai Banking Corporation, was damals schon sehr beachtet wurde. Die Konflikte in der Salzsteuerreformfrage zwischen der Pekinger Regierung und dem englischen Berater dürften auch dazu beigetragen haben, die Stimmung gegen Jüanschikai und seine Leute einzunehmen. Es war nur die klare weitere Folge dieser Entwicklung, wenn dann vor einigen Tagen die Times in einem viel beachteten Leitartikel, den sich das Tokioer Auswärtige Amt sofort telegraphisch übermitteln ließ, im Hinblick auf die Schwierigkeiten, die der Pekinger Regierung durch die japanischen Zwischenfälle erwachsen sind, dieser noch einmal eine deutliche Warnung und Mahnung zukommen ließ, endlich die in sie namentlich hinsichtlich der Anleihebedingungen gesetzten Erwartungen zu erfüllen, und im Anschluß daran andeutete, daß die englische Politik sonst vielleicht einsehen könnte, mit der Unterstützung Jüanschikais einen Fehler begangen zu haben, daß sie sich daraufhin zu einer Änderung ihrer Haltung genötigt sehen könnte, was dann für Chinas Zukunft die schlimmsten Aussichten eröffnen müßte. Diese Äußerung ist natürlich von den chinesischen Revolutionären mit Jubel vernommen worden. Sie bedauern nur, daß England diese Erkenntnis zu spät komme. Immerhin zeigt sich hier schon eine Gefahr der englischen Schwenkung. Sie belebt den Mut der chinesischen Opposition, was sicher sofort die Verlängerung der Wirren und Unruhen in China zur Folge haben und auch den Handel nur wieder schädigen dürfte. Das Interesse der Mächte verlangt eben doch die Unterstützung der Ordnung in China. England hat dieses Prinzip aber auch noch nicht aufgegeben. Jener Timesartikel spricht nur von der Möglichkeit einer Schwenkung der britischen

Politik und von der Möglichkeit eines Aufgebens Jüanschikais. Man möchte wohl zunächst noch an der bisherigen Politik im großen und ganzen festhalten und vorläufig nur in dem Punkt, wo man sich klar benachteiligt fühlt, einen Druck ausüben, um sich mehr berücksichtigt zu sehen. In der Tat ist denn bisher auch nur erklärt worden, daß sich die englischen Geldgeber von nun an nicht mehr an die Abmachungen der Fünfmächtegruppe zu halten brauchen und sich frei an allen Anleihen für industrielle Zwecke beteiligen können und werden. Daß Grey seine Politik aber noch keineswegs gänzlich geändert hat beweist, daß er für große Reorganisationsanleihen noch weiter an der Konzertpolitik festzuhalten gedenkt.

Mit dem bisher Angedeuteten sind die Gegner der Greyschen Politik noch keineswegs zufrieden. Sie verlangen im Anschluß an die Auflösung der Fünfmächtegruppe überhaupt eine völlige Neuorientierung der ganzen britischen Chinapolitik. Der Vertreter des Daily Telegraph befürwortete die Aufgabe Weihaiweis und dafür die Erwerbung Tschusans. Das würde nichts anderes bedeuten als den völligen Rückzug Englands aus Nordchina und eine Stärkung seiner Stellung im Jantsebecken, also eine deutliche Rückkehr zu der Interessensphärenpolitik in verschärfter Form. Wenn wir ihn recht verstehen, schlägt er dazu auch noch eine Auseinandersetzung mit Japan vor, in Verbindung mit einer Neugestaltung des japanisch-englischen Bündnisses. Offenbar soll Japan, das ja selbst stark auf den Jantse spekuliert und dort englische Interessen nicht ungefährlich bedroht, dort zum klaren Verzicht veranlaßt und dafür durch Anerkennung seiner Ansprüche im Norden abgefunden werden. Die Möglichkeit einer solchen Lösung wollen wir ganz dahingestellt sein lassen. Es handelt sich ja dabei vorläufig auch nur um die Ansicht einer unmaßgeblichen Persönlichkeit. Daß sich die amtliche englische Politik mit solchen oder ähnlichen Gedanken tragen sollte, dafür ist bisher noch kein Anzeichen vorhanden. Allerdings spielt die Haltung Japans für das Vorgehen Englands eine besondere, vielleicht überhaupt die entscheidende Rolle. Der oben erwähnte Timesartikel enthielt in seinem ersten Teil eine deutliche Warnung an Japan, den Konflikt mit China nicht zu übereilten Schritten zu benutzen und die Forderungen nicht zu überspannen. Die englische Regierung hat dann auch weiter ihrer Hoffnung Ausdruck gegeben, daß nach Erledigung der Nankinger und sonstigen Zwischenfälle, in denen sie im übrigen die japanischen Ansprüche voll anerkannte und der chinesischen Regierung dringend zum Nachgeben riet, die Mißtrauen erregenden militärischen Bewegungen Japans im Jantsetal würden aufhören. In erster Linie aber hat sich England deutlich und energisch dagegen geäußert, daß Japan etwa den jetzigen Konflikt zu einer territorialen Erwerbung — in Japan soll man dabei an Pukou, also auch wieder einen Jantseplatz gedacht haben — ausnützen könnte. Zieht man Japan in Betracht, so ist das zunächst natürlich eine Verteidigung der englischen Interessensphäre. Im ganzen betrachet, spricht es wohl aber auch dafür, daß England zunächst nicht die Aufteilung Chinas

eingeleitet sehen möchte, vielmehr noch an dem Grundsatz der Erhaltung des Riesenreiches durch Unterstützung der Pekinger Zentralregierung festhält. Sowohl die politischen als auch die wirtschaftlichen Bewegungen Japans sind ein Element der Unruhe in Ostasien, namentlich für England, das im wesentlichen konservative, auf Erhaltung seines Besitzstandes und seiner Stellung gerichtete Interessen hat. Das Vorgehen Rußlands kommt hinzu. Die Entscheidung für England ist nicht leicht: soll es mit Rußland und Japan gemeinsame Sache machen oder in seiner konservativen Haltung, in der es eher Deutschland und die Vereinigten Staaten an seiner Seite haben würde, beharren? Für den ersten Fall hat es früher mit dem Jantsevertrag mit China, später mit dem Abkommen mit Rußland und dem Bündnis mit Japan vorgearbeitet, um eben für alle Fälle vorbereitet und gerüstet zu sein. Das zeigt die kluge Vorausberechnung der britischen Politik. Auf den letzteren Standpunkt führen es eigentlich mehr seine wohlerwogenen Interessen. Denn es muß eben fraglich sein und nur immer fraglicher werden, ob es imstande wäre sich die von ihm beanspruchte Interessensphäre wirklich anzueignen und auch für sich zu behaupten. Die Aufteilung Chinas ist ein Problem, an dem sich England wohl kaum wird die Finger verbrennen wollen. Bisher hat es, wie gesagt, noch nicht angedeutet, daß es die Zeit für die Liquidierung der Interessenversicherung gekommen sieht. Eine Schwenkung hat es nur in der Frage der Beteiligung am Anleihegeschäft vollzogen, die übrigens von Japan als nachteilig für seine eigene Stellung empfunden wird. Sollte es weiter gehen, soweit, wie es der oben angeführte Timesartikel andeutete, so „könnte allerdings niemand die Zukunft der chinesischen Regierung vorhersagen", wie es dort hieß. England hat in der Tat die Entscheidung in der Hand. Es ist gerüstet. Deutschland auch? Die Wahl Jüanschikais zum endgültigen Präsidenten der chinesischen Republik hat die Lage nicht wesentlich verschoben. Die Situation bleibt auch weiter so, daß die Gefahr einer Aufgabe Jüans und damit die Aufteilung Chinas noch sehr im Bereich des Möglichen liegt. Und es kommt auch weiter dabei entscheidend auf die Haltung Englands an.

Ein Streifzug in die Volksetymologie und Volksmythologie

Von Adolf Stölzel in Berlin

1.

Die Sprache des Volkes entwickelt sich mannigfach ähnlich der Sprache des Kindes. Mit den einfachsten Lautbildungen kürzester Form beginnt man die nächstliegenden Dinge zu bezeichnen, wie sie das äußere Leben in der Natur, aber auch das innere Leben in der Gedankenwelt, in Religion und Sitte vor Augen führt. Fortdauernd vermehrt sich dann der anfangs recht dürftige Wortschatz. Der Vermehrung geht aber voraus, daß das ursprünglich nur eindeutige Wort verschiedene Bedeutungen annimmt, die zwar sehr auseinander zu liegen und wenig mit der Urbedeutung in Zusammenhang zu stehen scheinen, indes mit ihr durch eine Gedankenbrücke doch leicht in Verbindung gebracht werden können. Für jede Sprache ist eines der wesentlichsten Mittel, ihren Wortschatz zu vermehren, die Entlehnung aus fremder Sprache, ermöglicht durch die naturgemäße Mischung der Völker. Hier hat die Sprachvergleichung gewisse normative Grundsätze gefunden, nach denen sich die vom Bedürfnis als geboten erkannte Entlehnung vollzieht, und durch die dem Sprachforscher der gangbare Weg gewiesen wird, den Ursprung der Entlehnung zu erkennen. Dem Laien scheint sie oft nur ein sonderbares Wundergebilde zu sein. Verspottet man doch solche Entlehnung beispielsweise mit dem bekannten Scherze, das deutsche Wort „Fuchs“ sei nichts anderes als das griechische Wort alopex; die Wandlung des griechischen Wortes in das neuere deutsche haben einfach die Stufen alopex, lopex, opex, pex, pix, pox, pux, fux durchlaufen. Und gleichwohl ist die Identität zwischen dem griechischen hodous, Genitiv hodontos, und dem lateinischen dens, dem französischen dent, dem spanischen diente, dem englischen tooth oder dental und dem deutschen Zahn wissenschaftlich erwiesen; diese Umbildung entspricht den Gesetzen der Lautverschiebung; denn der „Genitivus“, der „Zeugungsfall“, ist es, der die Neubildung aus dem Stammwort hervorbringt, dessen Anfangsbuchstabe mannigfach auf Abstoßung oder Änderung gefaßt sein muß. Also wenngleich die Verwandlung des griechischen Alopex in den deutschen Fuchs nichts ist als ein unwissenschaftlicher Scherz, so stellt sich die Umwandlung des griechischen

„Hodus" in den lateinischen „dens" und in den deutschen „Zahn", der auch nicht einen Buchstaben mit Hodus gemein hat, als durchaus wissenschaftlicher Ernst dar. Dies erfuhr man schon vor Menschenaltern und erfährt es noch heute auf unseren Gymnasien.

Im Gegensatz zu solcher vom wissenschaftlichen Standpunkt aus regelmäßig vollzogenen Umlautung tritt mannigfach umgekehrt eine unleugbar erfolgte Entlehnung aus fremder Sprache zutage, die dem Bedürfnis nach der Bildung eines neuen Wortes einfach dadurch entspricht, daß ohne genügende Beachtung des dem Stammwort beiwohnenden Sinnes dies Stammwort in völlig verletzerter Gestalt herübergenommen wird. Hier wirkt zuweilen weniger der Verstand der Verständigen als der Unverstand der Unverständigen im Volke mit. Die Franzosen „portent une santé", die Deutschen „bringen eine Gesundheit aus" oder rufen sich zu: „ich brings dir!" Die Italiener machen aus diesem „ich brings dir" sinnlos (als handle es sich etwa irgendwie um ihre Hafenstadt Brindisi) „un brindisi", heute ein bei ihnen allgemein üblicher Trinkspruch, von dem sich noch die weiteren Worte ableiten: brindizzare und brinzare, auch brindeggiare für zutrinken, brindeggiata für Zeche. Sie alle verzeichnet im Jahre 1700 Veneronis Dictionaire des quatre langues principales, wo auch zu lesen ist: „brindesi, un brinds ou brings à l'Allemande à votre santé, . . ." „ich bring es euch." Ähnlich steht es mit dem französischen „vasistas", worin nichts anderes zu suchen ist, als die Aufnahme des deutschen „Was — ist — das". Darüber konnte deshalb im Jahre 1812 der Abbé Mozin in seinem „nouveau dictionnaire complet" schreiben: „Vasistas, petite partie mobile d'une porte ou d'une fenêtre, qui s'ouvre à volonté, corruption de l'allemand" „was ist das; Guckfenster; ouvrir le vasistas das Guckfenster öffnen." Fast noch eigentümlicher mutet die „Korruption" an, die sich unser Schalksnarr des vierzehnten Jahrhunderts, der brave Till Eulenspiegel, in Frankreich hat gefallen lassen müssen, indem man dort jeden Schelm zu einem Eulenspiegel, d. h. zu einem espiègle und jede Schelmerei zu einer espièglerie machte*). Vom Till Eulenspiegel benutzte der Franzose einfach den „Spiegel", vielleicht las er ihn, in Unkenntnis, daß e hinter i im Deutschen nur Dehnungszeichen ist, „Spi-e-gel", um sich dann daraus, die Gesetze der Lautverschiebung wahrend, seinen „espiègle" zu formen. Ebenso wahrte er diese Gesetze, als er aus dem altdeutschen Faltstuhl seinen Fauteuil machte, mehr als der Deutsche, dem es vorbehalten blieb, seinen „Faltstuhl" in einen „Feldstuhl" zu verwandeln. Dieselbe Quelle, die dies ausführt**), erörtert auch, daß die nach Konstantinopel eingewanderten Griechen ihre zelosia (vom griechischen zelos, der Eifer), d. h. die Eifersucht, dorthin mitbrachten und so die Holzgitter vor den Haremsgemächer-

*) Siehe z. B. Mozin, Wörterbuch der deutschen und französischen Sprache (1811): „Eulenspiegel (schelmischer possenhafter Mensch) espiègle." Speculum, Spiegel ist sonst in das Französische nicht übergegangen.

**) J. Stanjek im Berliner Tag vom 22. Juni 1913, 3. Beiblatt.

fenstern nannten, in denen sie ein Zeichen der Eifersucht erblickten. Das gab den Italienern Anlaß, ihre gelosia, wie den Franzosen ihre jalousie in richtiger Lautverschiebung zu bilden, mit ihr aber sowohl den Begriff der Eifersucht als den des Holzgitters zu verbinden, während die Deutschen von der Jalousie nur in der letzteren Bedeutung Gebrauch machen.

Geradezu „ein Zeichen des allzuoft und schon früh in unserer Sprache obwaltenden Ungeschicks"*), ähnlich lautende Wörter aus fremder Sprache zu übernehmen, ist es aber, wenn das griechische, in das lateinische übergegangene archi, das in Zusammensetzungen eine Steigerung bedeutet, weil es vom griechischen archo (der Erste sein) herkommt, in ein deutsches „Erz" umgeformt ist und uns so den Erzherzog, den Erzpriester und Erzbischof, wie den Erzschelm gebracht hat, lediglich zu Ehren der Lautverwandtschaft zwischen archi und Erz und ohne jede Rücksicht darauf, daß Erz im Deutschen doch seine selbständige, ganz andere Bedeutung hat. Eine ähnliche auffällige Leistung deutschsprachlicher Lautverschiebung ist es, wenn der Deutsch-Amerikaner seines heimischen Deutsch vergißt und statt eines Vielliebchens mit seiner Tischnachbarin ein „Philippinchen" verspeist. Auch das ist rechte, echte, in den Augen der Wissenschaft freilich auch recht schlechte Volksetymologie. Ähnlich wird in England und in Frankreich mit dem deutschen Vielliebchen verfahren. Sogar in englischen Westentaschenwörterbüchern steht zu lesen: „filli peen Vielliebchen." Und Sachs-Villatte schreiben in ihrem französischen Wörterbuch (1896): philippine (corrumpu aus deutschem Vielliebchen, Philippchen), bon jour, philippine, „guten Morgen, Vielliebchen." Die Volksetymologie hat es also — selbstverständlich unbekannt mit der Bedeutung des Namens Philipp und deshalb unabsichtlich — fertig gebracht, unser hübsches Vielliebchen zu einem jedenfalls weniger hübschen Liebpferdchen umzumodeln; denn bekanntlich bedeutet Philipp laut seines griechischen Ursprungs nichts anderes als Pferdeliebhaber. Ein gröbliches Verwandlungskunststück der Volkssprache in Italien war es denn auch, die römischen feriae Augusti, d. h. die Feier des ersten August als Geburtstag des Kaisers Augustus zum heute noch dort als Jahresanfang gefeierten ferragosto und damit zu einem Kirchenfest zu machen, welches dem Wunder der Zusammenschweißung (des ferrare) der Ketten Petri galt. Feriae und ferrare haben sprachlich nichts gemein; man benutzte nur die beiden gemeinsamen ersten drei Buchstaben und verdoppelte völlig unberechtigt den letzten von ihnen. Damit war der Anklang an das ferrare herbeigeschafft**).

Befolgt hiernach auf der einen Seite die Sprachentwicklung unwandelbare Gesetze der Lautverschiebung, so wirkt bei ihr auf der anderen Seite Irrtum und Unwissenheit in starker Weise mit und erwirbt sich eine gewisse Herrschaft. Wer aber jenen Gesetzen nachgehen will, muß in die ferne Vergangenheit zurück-

*) Grimm, Deutsches Wörterbuch unter „Erzherzog".

**) Siehe darüber den Berliner Tag vom 20. und 24. August 1913, sowie die dortigen Zitate.

greifen. Nicht bloß Schriftzeichen sind es, die hier den Weg weisen, auch die ältesten bildlichen Darstellungen spielen dabei eine Rolle, namentlich soweit sie mit geheiligten Bräuchen in Zusammenhang stehen. Hierhin gehören vor allem die Feiern religiöser Feste und die bei ihnen gespendeten Opfer. Solche Darstellungen liefert nicht bloß die Skulptur, sondern auch sehr unbewußt manches von dem, was die arbeitende Menschenhand im Getriebe des täglichen Lebens von langher bis in die Gegenwart für jeden Hausstand schuf und noch schafft. Darunter spielen mehr, als auf den ersten Blick glaublich erscheint, Gebäcke eine Rolle, wie sie der Bäcker oder die Hausfrau aus unschwer gefügigem Material von Generation zu Generation gewohnheitsmäßig mit den einfachsten und natürlichsten, sich eigentlich von selbst ergebenden Handgriffen formen. Was wäre wohl natürlicher, als daß derjenige, dem die Aufgabe gestellt ist, einen Klumpen zurechtgemachten Teiges zu backen, zunächst auf die Bildung runder oder länglicher Laibe Brot verfällt, dann aber, wenn er etwas Besonderes schaffen will, darauf, den Teig zu schmalen Streifen in die Länge zu ziehen und, weil solches schmale Gebäck weder für ihn, noch für den, der es verwenden soll, handlich ist, die zwei Spitzen, in die es naturgemäß ausläuft, umbiegt, so daß sie sich nähern oder zu einem Ringe vereinen? Die ältesten Gebäcke werden großen Maßes und einfachster Gestalt gewesen sein, erst die späteren klein und in der Form künstlich. Die Gebäcke, die so entstehen, sind eine Quelle, die sowohl für mythologische wie etymologische Forschung nicht zu mißachten ist, und sie sind als solche bereits mannigfach literarisch verwertet worden, indes noch keineswegs erschöpfend. Ein Beispiel mag das lehren.

So ziemlich jeder Deutsche kennt eine „Bretzel"; wie viele wissen den Ursprung des Wortes, wie viele seine Bedeutung? Und doch hat jedermann, der die Feder niederlegend, darüber mit untergeschlagenen Armen nachsinnt, unbewußt im wahrsten Sinne des Wortes die Bretzel „vor sich", wenn er gesenkten Hauptes seinen Blick auf sich selbst richtet. Denn nichts anderes gibt die Bretzel wieder, als eine Nachbildung seiner untergeschlagenen Arme, zwar nicht in ihrer vollen Größe, aber doch im Kleinen. Gerade zu Ehren des letzteren Umstandes heißt das Gebäck Bretzel; sonst müßte es Bretze heißen. Bretzel ist nur das Diminutiv von Bretze, einem uns verloren gegangenen Worte, das in Grimms Deutschem Wörterbuche aufgeführt wird mit der Erläuterung: Spira pistoria panis figuram brachiorum plicatorum habens, also ein in Gestalt untergeschlagener Arme gebackener Brotring. Da die Bretze von der Bretzel verdrängt ist, so lernt man, daß das Gebäck im Laufe der Zeit an seiner Größe verloren hat; die Bretzel hat die Überhand erlangt. Die Bretze ist aber gleich der Bretzel, wie wir wohl alle fühlen, nicht urdeutsch. Sie kam zu uns aus Italien und wanderte in dessen Sprache aus dem Lateinischen, aber in dieses aus dem Griechischen: das dortige Wort brachion (Arm) wurde zum lateinischen brachium und dann zum italienischen braccio. Schwerlich hat der Italiener das gebackene Abbild untergeschlagener Arme braccio genannt; denn so wenig der Deutsche

je darauf verfallen wäre, das Wort „Arm" für die Bezeichnung der beiden in einander geschlagenen Arme zu verwenden, konnte der Italiener dazu kommen, solche Armverschlingung braccio zu nennen. Ein einzelner Arm, in Teig nachgeformt, hätte nimmermehr die Gestalt einer Bretze angenommen. Anders wurde die Lage der Dinge, sobald man in dem zu wählenden Worte zum Ausdruck brachte, daß es sich um beide Arme handle. Das geschah durch den Gebrauch des Plural, der im Italienischen bracci heißt. Es ist darum wohl zu unterstellen, daß die Italiener das Gebäck, wenn sie es kannten, bracci, und nicht etwa braccio nannten. Aus dem italienischen bracci-Gebäck lag es denn auch viel näher, das deutsche Bretze-Gebäck zu entwickeln, als aus einem etwaigen braccio-Gebäck. Weiter bildete sich, wie aus dem lateinischen brachium das brachiolum, so aus dem italienischen braccio das bracciolo und aus Bretze die deutsche Bretzel. Sie ist also nicht etwa eine Schöpfung ältester deutscher Sprache.

Eine in gewisser Beziehung ähnliche Entwicklung aus dem italienischen braccio vollzog sich im Französischen. Braccio bedeutet nicht bloß den Arm, sondern auch ein durch die Armeslänge bestimmtes Maß, die italienische wie die deutsche Elle. Die französische Elle hat etwa die doppelte Länge, also die Länge beider Arme; sie heißt im Französischen brasse, was anscheinend — wie die Bretze — vom Plural bracci stammt. Während der Italiener dem Worte braccio die Doppelbedeutung von Arm und Längenmaß gab, schuf sich der Franzose aus den beiden Bedeutungen des braccio zwei Wörter (bras und brasse), der Deutsche benutzte das italienische braccio nur, um ein Gebäck danach zu benennen.

Dies Gebäck hatte eine unverkennbare Verwandtschaft mit einem einfacheren und schon deshalb wohl älteren Gebäck, das von seiner Gestalt her einen urdeutschen Namen trägt. Es bildet einen Kreis, einen Ring und heißt deshalb Ring oder Kring, verwandelte sich aber mit der Zeit — genau wie die Bretze — in sein Diminutiv, weil es (gleich der Bretze) allmählich mehr in verkleinerter Form gebacken zu werden pflegte. So entstand der heutige Kringel. Der „Kring" oder „Ring" als Gebäck ragt aber noch in die neuere Zeit herüber; denn um 1780 schrieb z. B. Merck aus Darmstadt an Goethe: „meine Frau läßt schon einen Pfingstkringen mehr für Sie backen," und Vilmars „Namenbüchlein" kennt (1865) noch den „Rinkenbecker". Das Ringgebäck ist zwar nach dem Grimmschen Wörterbuch erst seit dem fünfzehnten Jahrhundert bezeugt, aber „sicher uralt".

Aus erheblich viel früherer Zeit als der gebackene Ring datiert der metallene. Nach heidnischer altgermanischer Sage besitzt Odin (Wotan) den goldenen Ring Draupnir, von dem jede neunte Nacht acht ebensolche Ringe niederträufen. Diesen mit Wotan verbrannten Ring bietet der Diener der Frühlingssonne Freyr der jungfräulichen Erde Gerda, um sie für seinen Herrn zu gewinnen. So lehrt die Edda, deren Sagenkreis, gleich dem unserer anderen alten Helden-

gedichte, weit zurück über das zehnte Jahrhundert reicht. Aus Ringen besteht der Hort im Schatzhaus des Jütenkönigs Beowulf, dessen Sage die Angeln schon im fünften Jahrhundert nach Britannien trugen. Ringe sind im Heliand das „gewundene Gold", das der Fürst, der „Ringspender", seinen Helden oder seinem Sänger zum Lohne gibt, und im Nibelungenlied sind sie „das rote Gold", das Siegfrieds Mutter ihm zuliebe beim Hofgelag nach „alter Sitte verteilt". In demselben Liede spielt der Ring noch seine besondere Rolle. Ehe es gemünztes Geld gab, bilden eherne und goldene Ringe das Tauschmittel; sie werden auf Schnüre gezogen, aber auch — in Stücke gehauen, wie sie öfters gefunden sind — als Scheidemünze verwendet.

An den Ring als Tausch- oder Zahlungsmittel erinnerten die Gallier, die schon früh gemünztes Geld kannten, dadurch, daß sie auf der Münze, um den Wert derselben erkennbar zu machen, einen Ring oder ein Pferd abbildeten. Und der Ring Wotans, der die nützliche Eigenschaft hat, weitere Ringe zu gebären, lebt noch heute fort, in dem „Heckmännchen" oder „Heckethaler", den die älteren unter uns einst für ihre Sparbüchsen geschenkt erhielten und darin ängstlich bewahrten. Ein solches Heckmännchen galt als „Wunschding" oder als „Brutpfennig", wie der zum Aberglauben gewordene Wotansglaube in seiner bis zur Gegenwart hinabreichenden Blütezeit lehrt. Auch die Bedeutung der Hingabe des Ringes als Hingabe des Kaufgeldes hat sich noch sichtbar erhalten. Der Engländer kennt kein Wechseln des Ringes bei der Trauung, sondern kennzeichnet nur den alten Brautkauf dadurch, daß ausschließlich die Braut vom Bräutigam den Ring dargereicht erhält. Im ersten deutschen Ritterroman (elftes Jahrhundert) geschieht die Darreichung des Ringes auf dem Schwertgriff*). Ein altes deutsches Sprichwort sagt deshalb: „Ist die Jungfer beringt, ist sie gedingt," und der Lateiner übersetzt das: „virgo annulo accepta, vendita est"**). Tacitus bezeugt die Ringe als die beliebteste Zierde der Germanen und meint damit die um Hals und Arme (zum Schutze im Kampfe) angebrachten Ringe. Sie wurden gleich dem Helm und Schild dem Manne mit in das Grab gegeben. Der Domherr Adam von Bremen nennt darum unter mitbegrabenen wertvolleren Gegenständen die pecunia. So kommt es, daß der Ring ursprünglich als das Symbol des Weges gedacht ist, den die Sonne, der höchste Gott, täglich am Himmel beschreibt. Die Sonne hat der Welt ihr Dasein gegeben. Wem bringt diesen ältesten und veralteten Glauben nicht die Lehre unserer heutigen Astrophysiker in die Erinnerung, daß mit der von der Natur geforderten als normal erkannten allmählichen Abkühlung der Sonne alles, was auf der Erde lebt, unentrinnbar der Vernichtung verfallen sei? Auch als Symbol des menschlichen Nachlasses gilt vor alters die Sonne. Die Bilder

*) Vgl. Wackernagel, Zeitschrift für deutsche Altertümer 9, 551. Auch Deutsches Wörterbuch unter „Heckmännchen". Simrock, Edda S. 447. J. Grimm, Kleine Schriften 2, 199.

**) Frisch, Teutsch-lateinisches Wörterbuch. 1741.

einstiger Gottheiten zeigen um deren Hals und in deren Hand den Ring. Unter dem Schutze des Ringes kämpfen die Krieger. Gleich den Männern tragen auf alten Skulpturen die Frauen den Halsring*).

Auf einer der Schmalseiten des im Louvre befindlichen uralten Grabreliefs, das von der ägäischen durch ihre einstigen Goldbergwerke berühmten Insel Thasos stammt, tragen zwei der dort dargestellten Nymphen einen großen Ring in der Hand. Dieser Ring ist ein völlig geschlossener Ring. Der um den Hals zu tragende Ring bedarf aber einer besonderen Einrichtung, wie sie die römische torques zeigt: der Ring bleibt an einer Stelle offen und wird aus Metallstoff gewunden (torquere!), damit er auseinander gebogen und so um den Hals gelegt werden kann.

Unsere ethnologischen Sammlungen weisen alle Arten solcher Ringe auf. In großer Zahl enthält sie der neuerlichst entdeckte Eberswalder Goldschatz, den Sachkundige als im siebenten oder achten Jahrhundert entstanden bezeichnen.

Daß bei dieser Bedeutung des Ringes seine Nachbildung im Gebäck namentlich bei Opferfesten der heidnischen Zeit eine große Bedeutung hat, ergab sich hiernach von selbst; der Sonnengott war auch der Schutzgott des Ackerbaus und der Ernte.

(Fortsetzung folgt)

Die XIV. internationale Revue der Alkoholgegner in Mailand

Von Dr. Max Warnack in Berlin

In der letzten Septemberwoche tagte zu Mailand der XIV. internationale Kongreß gegen den Alkoholismus. Mehr noch als seine Vorgänger (1911 im Haag, 1909 zu London) gestaltete er sich zu einer höchst wirkungsvollen Kundgebung, die nicht sowohl durch die Beteiligung der Regierungen der meisten Kulturstaaten und einer sehr beträchtlichen Zahl von Vertretern alkoholgegnerischer Vereinigungen und Privatpersonen — ihre Zahl wird ungefähr vierhundert betragen haben — als durch Art und Umfang des mit großer Gewissenhaftigkeit erledigten Arbeitsprogrammes ein besonderes Gepräge erhielt. In sechs Tagen wurde in Vor- und Nachmittagssitzungen eine Fülle von Berichten entgegen-

*) Vgl. Hettner, Steindenkmäler des Museums zu Trier S. 269. Steinhausen, Germanische Kultur in der Urzeit S. 131.

genommen und teilweise recht lebhaft erörtert, die davon Kunde gaben, daß der Kampf gegen den Alkoholismus nicht nur eine immer breitere Basis erlangt, sondern auch immer mehr an Einheitlichkeit der Angriffsrichtung, an Zusammenhang mit der Wirklichkeit gewinnt.

Waren es früher vorwiegend ethische Gründe, die den Alkoholgegnern die Waffen zu ihrem gelegentlich auch mit fanatischer Einseitigkeit geführten Kampf lieferten, so sind heute mehr denn je wirtschaftliche, soziale Momente in ihren Bestrebungen in den Vordergrund getreten. Und es kann nicht bezweifelt werden, daß damit die Bewegung gegen die Schädigungen, die dem Individuum und der Gemeinschaft aus dem Alkoholgenuß erwachsen, an Stoßkraft wesentlich gewonnen hat.

Sie rückt damit mehr und mehr in eine Reihe mit den von anderen Gesichtspunkten ausgehenden Bestrebungen zur Hebung der Volksgesundheit in physischer wie in moralischer Hinsicht. Wie denn auch auf dieser Seite die Erkenntnis der Bedeutung der Alkoholbekämpfung zugenommen hat.

So ficht denn heute die alkoholgegnerische Bewegung, um einen militärischen Fachausdruck zu gebrauchen, mit angelehnten Flanken. Sie bildet ein Glied in der Kette der Bestrebungen, die, von verschiedenen Punkten ausgehend, auf das gleiche Ziel losgehen. Und es ist erfreulicherweise zahlenmäßig nachweisbar, daß diese Interessengemeinschaft sehr glückliche Folgen gezeitigt hat. Soweit internationale Statistiken vorliegen, lassen sie, von wenigen Ländern abgesehen, ein Sinken des Alkoholkonsums erkennen, der freilich vorerst noch nicht mehr als eine Abbröckelung von dem stolzen Triumphbogen des Alkohols bedeutet, immerhin aber davon zeugt, daß die alkoholgegnerische Idee mit feinen Fäserchen allenthalben Wurzel gefaßt hat und marschiert.

Diese Tatsache allerseits freudig zu begrüßen, liegt durchaus Veranlassung vor. Auch dem Nichtabstinenten, der das ariston men hydor für seine Person durchaus nicht anzuerkennen geneigt ist, haben Wissenschaft und Erfahrung längst aufzeigen können, ein wie fressendes Übel an unserem Volkskörper zum mindesten der Alkoholmißbrauch ist. Die Zusammenhänge zwischen dem Alkohol auf der einen, Verbrechen, Geisteskrankheit, Tuberkulose, Geschlechtskrankheiten, Vererbung, wirtschaftlichem Verfall auf der anderen Seite sind in ihren Grundzügen heute aufgeklärt und werden durch exakte, wissenschaftliche — d. h. tendenzlose — Forschung ständig klarer beleuchtet. So darf denn auch die internationale Revue der Alkoholgegner über den Kreis der aktiven Kämpfer hinaus ein allgemeines Interesse für sich in Anspruch nehmen.

Sie zeigte, wie bereits bemerkt, eine größere Geschlossenheit als früher, wenngleich nicht geleugnet werden kann, daß die Energievergeudung, die das Vorhandensein zahlreicher verschiedener Richtungen und Strömungen mit sich bringt, sich auch diesmal noch bemerkbar machte. Noch immer ist die Brücke zwischen Abstinenten und Anhänger der Mäßigkeit keine sehr massive, und es fehlte nicht an Momenten, in denen eine Gegensätzlichkeit, die manchmal kaum

weniger schroff erschien wie die Gegnerschaft gegen den gemeinsamen Feind, ebenso unverhüllt wie unnötig zutage trat. Aber auch innerhalb der beiden Hauptrichtungen fehlte es nicht an gelegentlichen Divergenzen. Der „Standpunkt" und das geflissentliche Festhalten an irgendeinem kleinen oder auch größeren Prioritätsanspruch wirken — nicht immer zum Nutzen der Sache — auch hier mehr trennend wie vereinigend, zumal die Zahl der gegeneinander mehr oder weniger scharf abgegrenzten alkoholgegnerischen Vereinigungen eine beträchtliche ist. Allein in Deutschland werden deren einige fünfzig gezählt.

Der Kongreß wurde am 22. September im Statuensaal des alten Sforzakastells zu Mailand eröffnet. Nach einem einleitenden Vortrage von Marchiafava-Rom über die Pathologie des Alkohols folgten Berichte von van Rees-Amsterdam und Turner Rae-London über die sittliche Entartung, verursacht durch Alkohol. Beide gingen von der bekannten physiologischen und psychologischen Wirkung namentlich des fortgesetzten Alkoholgenusses aus, wiesen auf die durch die Erfahrung reichlich bestätigten und experimentell nachweisbaren Folgen hin, die letzten Endes in der Degeneration und dank der Vererbung in Rassenentartung gipfeln, und stellten eine Behütung der Jugend durch Aufklärung und entsprechende Erziehung als beste Prophylaxe in den Vordergrund der Gegenmaßnahmen.

Die weiteren Verhandlungen des Kongresses gruppierten sich um einige ganz bestimmte Grundfragen, von denen die wichtigste die wirtschaftliche Seite des ganzen Alkoholproblems betraf.

Sie ist in der Tat der Angelpunkt, um den sich die Erörterung des Für und Wider, sofern sie nicht ganz im abstrakten stecken bleiben soll, in letzter Linie immer drehen wird. Würde das Ideal der Abstinenz von heute auf morgen in die Wirklichkeit umgesetzt werden können, so würde das fraglos zunächst eine wirtschaftliche Katastrophe bedeuten und eine Umwälzung, die in das Finanzinteresse der Staaten teilweise sehr tief einschneiden würde. Bezogen doch nach der Statistik des englischen Board of Trade 1911 Deutschland 5 Prozent, Österreich 9 Prozent, Frankreich 11 Prozent, Schweden 15 Prozent, Großbritannien 23 Prozent, die Vereinigten Staaten 25 Prozent, Rußland 26 Prozent ihrer gesamten Staatseinnahmen aus Zöllen und Steuern auf alkoholische Getränke. Allerdings kann man hier eine Gegenrechnung aufmachen: was der Alkohol direkt einbringt, steht fraglos in einem wenig günstigen Verhältnis zu den Kosten, die er dem Staat und der Gesellschaft durch die Behandlung seiner Opfer indirekt wieder abnimmt — ganz abgesehen von den nicht meßbaren Schädigungen, die vielleicht noch schwerer wiegen. Indessen: die Einnahmen figurieren zahlenmäßig sehr beträchtlich im Staatsbudget, sie sind greifbare Posten und machen es bei den Staaten, die besonders auf sie angewiesen sind, in gewisser Weise erklärlich, wenn sie sich nicht gerade mit stürmischer Begeisterung an die Verstopfung ihrer schönen Einnahmequellen machen. Das gilt in Sonderheit für Rußland, dem sein Branntweinmonopol fast zwei Milliarden Mark im Jahr einbringt, das lange

Jahre hindurch mit Scheinmitteln und mitunter eigenartigen Persönlichkeiten gegen den Alkohol gekämpft hat und erst allerneuestens, da der staatliche Schnapshandel für sein Volksleben äußerst bedrohliche und nicht mehr verhüllbare Konsequenzen gezeitigt hat, ernsthafte Maßnahmen zu ergreifen vor hat. Nach einem Referat des als ehrlichen und aufrichtigen Anhängers der Nüchternheitsbewegung bekannten russischen Staatsrats von Cramer steht in Rußland folgendes bevor:

Einmal will die Regierung durch Reorganisation der 1894, ein Jahr nach Einführung des Branntweinmonopols, gegründeten Volksmäßigkeits-Kuratorien, durch Bereitstellung größerer Geldmittel und dergleichen der Trunksucht zu Leibe gehen. Dann aber — und das ist viel bedeutungsvoller — hat das russische Unterhaus, die Duma, einen Gesetzentwurf ausgearbeitet und mit allerdings sehr geringer Majorität dank den Stimmen der Bauern, Geistlichen und Sozialisten angenommen, den eine vom Oberhaus, dem Reichsrat, eingesetzte Kommission vom Dezember 1911 bis zum Mai 1913 geprüft hat. Im kommenden Winter soll er im Reichsrat im Plenum verhandelt werden. Der Entwurf lehnt sich an die australasische Local option an und will den Landgemeinden das Recht geben, den Ausschank aller alkoholischen Getränke oder nur des Branntweins in ihrem Bereich für die Dauer von drei Jahren auf dem Wege allgemeiner Abstinenz zu verbieten. Stimmberechtigt sollen auch die Frauen sein. Außerdem werden die Ausschankstunden zeitlich begrenzt (in der Stadt von 9 bis 11, auf dem Lande von 9 bis 6 Uhr); an allen kirchlichen und vaterländischen Festtagen, bei Einberufung der Militärpflichtigen, Landgemeindeversammlungen, Gerichtstagen ist auf dem Lande der Schluß der Branntweinbuden vorgeschrieben, während in den Städten an den entsprechenden Tagen nur ein Konsum an Ort und Stelle stattfinden darf; der Verkauf von Branntwein in Flaschen von weniger als $^1/_{40}$ Wedro (= 0,3 Liter) Inhalt wird verboten; 20 Millionen Rubel sollen jährlich für Unterhaltung von Trinkerheilanstalten und dergleichen aus Staatsmitteln verwendet werden; in alle unteren und mittleren Schulen sollen Belehrungskurse eingeführt werden; die Strafbestimmungen auf Übertretungen werden bis auf vier Monate Gefängnis hinaufgesetzt und dergleichen mehr. Würde dieser Entwurf in seiner jetzigen Form Gesetz werden, so würde in der Tat eine außerordentlich scharfe Waffe gegen den Alkoholmißbrauch in Rußland gegeben sein. Indessen wird er in eben dieser Form kaum Gnade vor den Augen des Reichsrats finden. Der Entwurf ist getragen von den kleinen Leuten im Lande, die die Alkoholnot am eigenen Leibe spüren und das Alkoholelend der bäuerlichen Bevölkerung täglich vor Augen sehen. In der Duma haben sie Einfluß, im Reichsrat weniger. Man wird also abwarten müssen, was bei der geplanten Aktion herauskommt.

Der Staatsfiskus ist — hier mehr, dort weniger — zwar gegenwärtig de facto Alkoholinteressent, aber doch nur zweiten Grades. Er füllt seinen Beutel aus den Alkoholabgaben, sträubt sich indessen gemeinhin nicht dagegen, wenn sie dank einer sinkenden Verbrauchsquote und zugunsten des Volkswohls spärlicher fließen.

Sehr energisch sträuben sich dagegen die unmittelbar Interessierten, die Produzenten, die Händler — kurz, das Alkoholkapital, das gegenwärtig in allen Kulturstaaten einen immensen wirtschaftlichen Wert verkörpert. Die Referate von Ottavi-Casalmonferrato (über Wein), Hartwig-Lübeck (über Bier), Matti Hellenius-Seppala-Helsingfors (über Branntwein) brachten darüber äußerst anschauliches Material. Einige wenige Zahlen aus dem Referat von Hartwig seien zur Illustration angeführt: schätzungsweise beträgt die Bierproduktion der Erde rund 300 Millionen Hektoliter jährlich; davon erzeugen die Vereinigten Staaten 74,3, Deutschland 70,4, Großbritannien 58,8, Österreich-Ungarn 25,4. Die Jahresausgaben für Bier mögen zwischen 10 und 15 Milliarden Mark betragen, die Zahl der Brauereien über 30000, die in ihnen investierten Werte gegen 20 Milliarden Mark, die Zahl der Brauereiarbeiter rund 500000, ihr Jahreslohn rund $^1/_2$ Milliarde Mark. Der Wert der Rohstoffe, deren Produzenten vorerst auf die Brauereien angewiesen sind, geht in die Milliarden. Mehr als zwei Millionen Wirtshäuser sorgen für die Verteilung des fertigen Produktes. Rund 1 Milliarde Mark wirft das Bier als Steuerobjekt ab. — Das sind Schätzungszahlen, bei denen es auf eine Handvoll Noten nicht ankommt. Immerhin geben sie ein Bild der wirtschaftlichen Bedeutung schon allein der Biererzeugung. Diese wirtschaftliche Macht ist nicht von heut auf morgen zu beseitigen. Es kann das sogar nicht einmal gewünscht werden, denn für Millionen von Menschen bedeutet sie gegenwärtig die Grundlage ihrer Existenz. Wohl aber kann und muß ihre allmähliche, aber sichere Abtragung gewünscht und mit allen Kräften angestrebt werden. Das Bier hat, wenn man gerecht sein will, vor fünfzig und sechzig Jahren einmal eine Kulturaufgabe erfüllt; die Einbürgerung der Bierbrauerei namentlich auf dem Lande und in den kleineren Städten bedeutete damals einen schweren Schlag gegen den Fuselbranntwein. Heut liegen indessen die Verhältnisse anders. Betrug 1879 z. B. der Bierverbrauch — an wesentlich leichterem Bier als heute gebraut wird — 75,6 Liter pro Kopf der deutschen Bevölkerung, so waren es 1900 nicht weniger als 118 Liter! Die anfangs eingedämmte Branntweingefahr war inzwischen auch zu neuem Leben erwacht und hatte in der Biergefahr einen Nebenbuhler gefunden. Gleichzeitig aber war die Gefahr als solche erkannt, der Kampf gegen sie aufgenommen worden — und nicht ohne Erfolg. Wie schon einleitend bemerkt, ist die Alkoholrate seither gesunken. Die Bierproduktion ist zwar noch im Steigen, aber, um Hartwig zu zitieren, „sie steigt langsamer als früher und wird in einigen Jahren ihren Höhepunkt überschritten haben." Es ist erklärlich, daß die Alkoholinteressenten ihre gewaltigen Mittel in den Dienst eines außerordentlich heftigen Kampfes gegen die ihren Verdienst mindernden Nüchternheitsbestrebungen stellten und noch stellen. Hercod-Lausanne, Holitscher-Pirkenhammer, William E. Johnson-Westerville (U. S. A.) berichteten dem Kongreß darüber. Ihre Berichte zeigten, daß die Methoden des Alkoholkapitals allenthalben dieselben sind, und daß sich überall den Mitteln, die man im Kampf für das

eigene Interesse für billig und fair halten kann, andere hinzugesellen, die auch vor Täuschung der Öffentlichkeit und anderen nicht eben geraden Wegen nicht zurückscheuen. Schutzverbände „gegen die Übergriffe der Abstinenzbewegung" werden gegründet, Zeitschriften mit pseudowissenschaftlichem Anstrich aufgetan, die Presse wird — soweit sie willfährig ist — durch Inserate gewonnen, Autoritäten, zumal Ärzte, werden — zum Teil gewiß ehrlicher Überzeugung voll — für Verträge gewonnen, opulent ausgestattete Forschungsinstitute werden mit großen Kosten und zu dem ausgesprochenen Zwecke unterhalten, die gegen den Alkohol zeugenden wissenschaftlichen Beobachtungen zu widerlegen usw. Einwirkung auf Abgeordnete (durch entsprechende Haltung im Wahlkampf), Parlamente und Regierungen spielen daneben eine wichtige Rolle. Und es ist sicher, daß es schon manchem Minister, dessen schöne Rede zugunsten der Abkehr vom Alkohol im Interesse der Volksgesundheit sich im Abendblatt sehr gut ausnahm, höchst ungemütlich wurde, wenn tags darauf der Vertreter einer Brauer- oder Brennerunion ihm vorrechnete, wie lieblich das aus den Alkoholabgaben eingekommene Geld im Staatssäckel klingele.

Es ist gesagt worden, der Staat würde auf seine Kosten kommen, wenn er den Alkoholproduzenten ihr gegenwärtiges Einkommen als lebenslängliche Rente garantiere und dafür ihre Betriebe still legte. Es ist durchaus wahrscheinlich, daß dies in der Tat der Fall sein könnte, wenn man nicht nur die ungeheuren Aufwendungen der Gesellschaft, die ihnen die Opfer des Alkoholgenusses unmittelbar auferlegen, sondern auch die Schädigungen der Volksgesundheit, den Ausfall an Lebenstüchtigkeit und Leistungsfähigkeit in Rechnung stellt. Trotzdem wird eine derartige Enteignung niemals in die Tat umgesetzt werden. Auf friedlichem Wege könnte sie sich allmählich vollziehen, wenn den Produzenten der Alkoholgrundstoffe andere, gleichwertige Verwertungsmöglichkeiten ihrer Erzeugnisse erschlossen würden. Soweit der Wein in Frage kommt, hat der Kongreß nach dieser Richtung hin sehr interessante Ergebnisse geliefert. Über die Verwendung von Trauben und Obst zur Herstellung alkoholfreier Erzeugnisse berichteten vom hygienischen Gesichtspunkt aus Bertatelli-Parma, von der technischen Seite Monti-Turin, vom wirtschaftlichen Gesichtspunkt aus Szanto-Budapest. Alle drei Redner bejahten die Möglichkeit und die Nützlichkeit einer derartigen Verwendung, die seit geraumer Zeit bereits einwandfrei festgestellt ist. Von weittragender Bedeutung waren die Ausführungen, die in der Diskussion Professor Marescalchi als Vertreter des italienischen Weinbaus machte. Er führte aus, daß die italienischen Weinbauer durchaus kein Interesse daran hätten, ihre Erzeugnisse nun gerade in Wein verwandelt zu sehen. Daß das in erster Linie geschehe, sei eine Sache der Nachfrage. Es sei rechnungsmäßig erwiesen, daß die unmittelbare Verwendung der Trauben als Obst z. B. den Weinbauern einen größeren Nutzen lasse als die Weinherstellung. Von ihrer Seite hätte die alkoholgegnerische Bewegung keinerlei Widerstände zu gewärtigen. Also: Propaganda für den Rohgenuß von Trauben. — Für den italienischen

Weinbau würden somit die wirtschaftlichen Konsequenzen der alkoholgegnerischen Absichten keine Einbuße bedeuten, eine Tatsache, deren Feststellung äußerst wichtig ist. Es wäre sehr interessant, ähnliche Untersuchungen auch in anderen Weinbaugebieten anzustellen. Für die deutschen Trauben wird meines Wissens eine entsprechende Verwendung bisher noch bestritten, ließe sich indessen wohl ebenfalls für einen Teil der deutschen Produktion wenigstens rentabel gestalten. Zu erinnern bleibt freilich, daß der Weingenuß nur in beschränkten Gebieten bei der Gefährdung der Volksgesundheit im Vordergrund steht.

Das Hervortreten wirtschaftlicher Momente bei der Bekämpfung des Alkoholismus, von welchem eingangs gesprochen wurde, zeigt sich am deutlichsten in den Bemühungen, die in neuerer Zeit von den Arbeitgebern und Arbeitnehmern sowie ihren Vertretungen unternommen werden. Es darf hier kurz an den Branntweinboykott der deutschen Gewerkschaften erinnert werden, dem zwar in erster Linie, aber doch keineswegs allein politische Momente zugrunde lagen. Erfreulich häufig findet man in der Arbeiterpresse die Mahnung: Arbeiter meidet den Schnaps. Der gegenwärtige etwa 3000 Mitglieder zählende Abstinentenbund unter seinem außerordentlich tüchtigen Vorsitzenden Neumann hat die Boykottparole freudig aufgegriffen und ausgenutzt. Und wenn auch der Boykott niemals vollständig durchgeführt worden ist, so steht doch nicht zu bezweifeln, daß er an dem Sinken der deutschen Branntweinrate nicht ohne Anteil gewesen ist. Auch von der Herrschaft der Parteibudiker streben sich die deutschen Arbeiter freizumachen: fast allgemein wird den Gewerkschaftskartellen, Versammlungsleitern usw. empfohlen, Saalmiete zu zahlen, anstatt den Wirt durch Getränkeverbrauch zu entschädigen. Hingewiesen darf ebenfalls auf die Aufklärungsarbeit der staatlichen Sozialversicherung, auf die gleichgerichteten Bestrebungen der Berufsgenossenschaften werden. Das neueste Glied in dieser Kette bilden die Bestrebungen der Arbeitgeber, für die natürlich in erster Linie die wirtschaftliche Erkenntnis, daß der nüchterne Arbeiter ihnen mehr nutze als der dem Alkohol ergebene, maßgebend war, die aber darum nicht weniger verdienstvoll sind. Ihre Stellung zu der Frage erläuterte auf dem Kongreß Bergwerksdirektor Meyer-Herne. Es ist hervorzuheben, daß er unter den empfohlenen Gegenmitteln nicht nur die selbstverständlichen: Fernhaltung des Alkohols von der Arbeitsstätte, Darbietung geeigneter alkoholfreier Getränke und dergleichen aufzählte, sondern auch auf die Beschaffung von preiswürdigen Wohnungen hinwies, die der Gesundheit zuträglich sind, ein gutes Familienleben ermöglichen und womöglich durch Beigabe von Gärten den Arbeitern Vorteile und befriedigende Ausfüllung der Mußezeit bieten.

Um das Thema „Trinkerbehandlung" gruppierte sich weiterhin eine Reihe von Referaten, die die Trinkerfürsorge durch Vereine (Monod-Paris), durch Heilstätten (Delbrück-Ellen) und Fürsorgestellen (Gonser-Berlin) behandelten und sehr interessantes Tatsachen- und Erfahrungsmaterial beibrachten. Die Prophylaxe betrafen Referate von Stubbe-Kiel (Ersatzmittel für die Kneipe)

und Trommershausen-Frankfurt a. M. (Beschränkung der Zahl der Schankstätten). Nachdem auch der Wert antialkoholischer Ausstellungen von Flaig-Berlin gewürdigt worden, schloß der Kongreß mit der Erörterung der höchst bedeutungsvollen Frage der alkoholfreien Jugenderziehung (Miß Brehm-Pittsbourg (U. S. U.) und der Vorbereitung des Lehrpersonals zum Antialkoholunterricht (Ponickau-Leipzig). Hier liegt in der Tat ein ungemein schwieriges Problem. Es ist in keiner Weise zu leugnen, daß gerade die Schule es bisher an einer planmäßigen und verständigen Erziehung zur Abneigung gegen den Alkohol noch fast völlig fehlen läßt. Man braucht vielleicht nicht so weit zu gehen, den Alkoholunterricht zum Lehrfach zu machen — das würde unter anderem die Gefahr in sich bergen, daß aus der verständnisvollen und lebendigen Einwirkung ein „Pensum" wird, das „durchgenommen" werden muß —, verlangt werden muß aber, daß unter dem mancherlei guten und vielerlei überflüssigen, was die Schule der Jugend vermittelt, die Alkoholbelehrung in einer angebrachten Form Platz findet. Das Interesse der Jugend an der Alkoholabwehr ist neuerdings sehr lebendig geworden, nicht zuletzt durch die Organisation der Rückkehr zur Natur, wie sie im Wandervogel und dergleichen zum Ausdruck gekommen ist. Das aber hat die Jugend aus sich heraus geschaffen. Der im vorigen Jahre mit großem Erfolg in Berlin abgehaltene erste internationale Kongreß für alkoholfreie Jugenderziehung hat gezeigt, wie viel auf diesem Gebiet noch zu tun übrig bleibt, und wie gerade Deutschland — im Gegensatz zu den skandinavischen und angelsächsischen Ländern, die immerhin etwas weiter sind — noch sehr im Hintertreffen steht. Die Mailänder Verhandlungen boten im wesentlichen das gleiche Bild.

Eine kurze Übersicht über die internationale Bewegung gegen den Alkohol, die Bergmann-Stockholm gab, schloß die eindrucksvolle Tagung, deren Ergiebigkeit, was bei Kongressen keineswegs immer der Fall ist, in durchaus günstigem Verhältnis zu ihrer Länge stand.

Die Mailänder Woche wurde von einer großen Anzahl alkoholgegnerischer Vereinigungen benutzt, um Sonderkonferenzen abzuhalten. Aus ihrer großen Zahl seien nur drei herausgegriffen, die mit einem bisher noch nicht erörterten Punkt der Tagesordnung in Verbindung standen: mit der kolonialen Alkoholfrage. Diese Frage scheint mir wichtig genug, um ihr noch einige besondere Ausführungen zu widmen.

Die Bedeutung des Schutzes der Eingeborenen Afrikas — nur um sie handelte es sich — vor dem Alkohol braucht hier nicht näher auseinandergesetzt zu werden. Man kann in aller Kürze sagen, daß die Erhaltung und Schaffung einer gesunden und lebenskräftigen Eingeborenenbevölkerung die Voraussetzung für die Erreichung aller kolonialwirtschaftlichen Ziele im tropischen und subtropischen Afrika ist, und das dazu auch die Befreiung der Farbigen von der Branntweinpest gehört. Nach Lage der Dinge — vor allem bei der Unkontrollierbarkeit der Binnengrenzen — kann diese Aufgabe nur durch gemeinsames

Vorgehen aller Kolonialstaaten gelöst werden. Das ist vor Jahrzehnten bereits erkannt und durch Abschluß der sogenannten Brüsseler Generalakte von 1890 dokumentiert worden. Sie setzte Mindestzölle für Branntwein fest, Sperrgebiete, in denen die Branntweinverabfolgung an Eingeborene untersagt wurde und gab den Signatarmächten die Befugnis, über diese Mindestforderungen selbständig hinauszugehen. Zwei weitere Konferenzen, 1899 und 1906, erhöhten die Mindestzölle wesentlich — der erhoffte Erfolg blieb indessen aus. Das führte, hauptsächlich auf Betreiben Deutschlands und Englands, zu einer abermaligen Berufung der Brüsseler Konferenz im Februar 1912, der ein von beiden Mächten gemeinsam verfaßter Entwurf vorlag, nach welchem die Zölle abermals stark erhöht und die Verbotszonen durch alle Kolonien hindurch genau festgelegt werden sollten. Leider ging diese Konferenz völlig ergebnislos auseinander. Über die Gründe ihres Scheiterns herrscht einige Unklarheit; eine offizielle Erklärung der deutschen Regierung auf eine Anfrage im Reichstag (25. April 1913) erklärte die ablehnende Haltung Frankreichs, das sich auch auf einen Kompromißvorschlag nicht eingelassen hätte, für die Ursache. Von französischer Seite wird dagegen behauptet, lediglich die mangelnde Geneigtheit der übrigen Mächte, Frankreich den Zeitpunkt der Einführung der verlangten Reformen freizustellen, habe zu der Ergebnislosigkeit der Konferenz geführt. Dagegen wird eingewendet werden müssen, daß die Festlegung eben dieses Zeitpunktes für den Erfolg der vorgeschlagenen Maßnahmen von außerordentlicher Bedeutung sein mußte. Die Gründe Frankreichs für sein Verhalten dürften tiefer liegen, worauf indessen hier nicht eingegangen werden kann. Es genügt hier festzustellen, daß die Einmütigkeit der Kolonialmächte in der Behandlung der afrikanischen Alkoholfrage im Februar 1912 ein empfindliches Loch bekommen hat. Was ist seitdem geschehen?

Einen Generalbericht über die Maßnahmen der Kolonialmächte erstattete dem Kongreß Harford-London; er wurde ergänzt durch Referate von Baron du Teil-Paris für Frankreich, Mondaini-Rom für Italien, Zacher-Berlin und Schreiber-Bremen für Deutschland. Aus allen Berichten ging hervor, daß fast sämtliche Kolonialstaaten seit 1912 sich bemüht haben, in gesondertem Vorgehen der Alkoholisierung der Eingeborenen entgegenzuarbeiten. Die in Anwendung gekommenen Mittel waren die üblichen: Zollerhöhungen, Besteuerung der Eigenerzeugung, Verabfolgungsverbote u. dgl. Es soll durchaus nicht geleugnet werden, daß diese Maßnahmen erwünscht und erfreulich sind. Auch das Vorgehen Frankreichs in dieser Richtung, das in seinen westafrikanischen Besitzungen vom 1. Januar 1914 ab einen Eingangszoll von 300 Franken pro Hektoliter — weit mehr als in Brüssel vorgeschlagen — erheben will, ist mit Befriedigung zu registrieren, sofern nicht etwa durch Ausnahmen zugunsten des französischen Alkohols die Wirkung des Gesetzes auf eine Monopolisierung des eigenerzeugten und Ausschaltung des fremden Alkohols hinausläuft. Immerhin wird man sich fragen müssen, ob dies getrennte Vorgehen der einzelnen Mächte den

gleichen Erfolg verbürgen kann als eine gemeinsame Aktion. Ich glaube, daß die Entwicklung der Dinge zu einer Verneinung dieser Frage führen muß. Die Wiedereinberufung der Brüsseler Konferenz, die von englischer und französischer Seite für verfrüht erklärt wird, erscheint gerade jetzt um so nötiger, als die Gefahr der Sprengung der durch die Brüsseler Akte von 1890 geschaffenen internationalen Konvention, wenn sich die Dinge so weiter entwickeln wie in der letzten Zeit, zu befürchten steht. Und wenn wirklich allerseits, vor allem auch bei Frankreich, der ehrliche Wille zu einer Bekämpfung der afrikanischen Branntweingefahr vorhanden ist, ist nicht einzusehen, weshalb nicht die Richtlinien für ein weiteres gemeinsames Handeln sich finden lassen sollten. Ob überhaupt mit dem Mittel der Zollerhöhungen das angestrebte Ziel erreicht werden kann, ist eine andere Frage, die hier zu erörtern es an Raum gebricht.

Eine sehr eingehende Behandlung der afrikanischen Branntweinfrage, die oben skizziert ist, erfolgte auf den erwähnten Sonderkonferenzen, die die Internationale Vereinigung zum Schutze der eingeborenen Rassen vor dem Alkoholismus, die Internationale Vereinigung gegen den afrikanischen Branntweinhandel und die Internationale Vereinigung gegen den Mißbrauch geistiger Getränke während der Kongreßwoche abhielten. Es kann gesagt werden, daß diese Sitzungen, an denen die in der Beurteilung der Frage kompetenten Vertreter der wichtigsten Staaten teilnahmen, zu einer sehr viel eingehenderen Erörterung Gelegenheit boten, als das auf dem Kongreß selbst der Fall war. Der Erfolg wird hoffentlich nicht ausbleiben. Über die Ergebnisse der Verhandlungen kann an dieser Stelle nicht näher berichtet werden. Sie drehten sich zum Teil um zwei Vorschläge, die von Zacher-Berlin und Möller-Brackwede aufgestellt waren. Der erstere sprach sich für eine Wiedereinberufung der Brüsseler Konferenz aus und forderte von den Kolonialstaaten die Einrichtung statistischer Nachweisungen, die einheitlich aufgemacht und hinreichend genau wären, um über den Alkoholverbrauch in den Kolonien Auskunft zu geben. Diesem Wunsch ist durchaus baldige Verwirklichung zu wünschen, denn das gegenwärtig vorhandene statistische Material, wie es die in Brüssel herausgegebenen Documents relatifs à la répression de la traite des esclaves enthalten, ist in keiner Weise ausreichend. Die schon bekannten Möllerschen Vorschläge bezwecken vor allem eine Unterbindung des afrikanischen Branntweinschmuggels, der einer der wundesten Punkte der Frage ist. Sie fordern, daß Branntwein nur in gestempelten Literflaschen, die nicht ohne Verletzung der Kennzeichnung geöffnet werden können, zugelassen werden solle. Größere Gefäße seien zu verbieten. Die Stempelung der Flaschen in den Ausgangshäfen dürfte keine besonderen Schwierigkeiten machen, so daß in der vorgeschlagenen Regelung in der Tat eine durchführbare und wirksame Maßnahme gegen den Schmuggel gesehen werden kann. Des weiteren wurde mit Recht die Unterdrückung des Entstehens eines Brennereigewerbes in den Kolonien verlangt, weiterhin, was ebenfalls sehr wichtig, die Aufhebung der von Rußland und England gewährten hohen Ausfuhrvergütungen. Sie bedeuten in

der Tat Exportprämien, die den Zweck haben, die Wirkung der afrikanischen Einfuhrzölle aufzuheben. So stellt sich z. B. nach Angaben der Zeitschrift für Spiritusindustrie vom 26. Juni 1913 in Hamburg 1 Hektoliter deutschen Spiritus auf 54,50 Mark, 1 Hektoliter österreichischen und russischen Spiritus in gleicher Stärke dagegen nur auf 32 Mark — eine Preisdifferenz, die leicht begreifliche Konsequenzen hat.

* * *

Es konnte nicht die Aufgabe einer immerhin gedrängten Übersicht sein, die Verhandlungen des Mailänder Kongresses eingehend darzulegen. Sie sollte nur Eindrücke wiedergeben und die Frage prüfen, ob der Kongreß einen wirklichen Fortschritt im Kampfe gegen den Alkoholismus bedeute, ob seine Ergebnisse im richtigen Verhältnis zu der aufgewandten Mühe ständen. Erfreulicherweise wird man diese Frage bejahen und annehmen können, daß der positive Nutzen der Mailänder Veranstaltung nicht ausbleiben wird.

Neu-San Francisco und die Panama-Pacific-Exposition

Von Dr. Friedrich A. Wyneken
Instructor in German, Leland Stanford University in Palo Alto, California

Zur Vorgeschichte der Ausstellung

Während der fünf letzten Dezennien unseres vergangenen Jahrhunderts sind Ausstellungen in jeder Form und Größe in so hohem Grade Mode geworden, daß wir sie wohl kaum so bald werden wieder entbehren mögen. Wir übergehen die in Europa abgehaltenen Weltausstellungen und weisen nur auf diejenigen hin, die auf nordamerikanischem Boden abgehalten wurden. Da fand zunächst in Philadelphia zur Feier des hundertjährigen Bestehens der Vereinigten Staaten eine Weltausstellung statt, ferner die Columbia-Exposition zu Chikago zum Gedächtnis des Tages, an dem vor vierhundert Jahren der kühne Entdecker zum ersten Male amerikanischen Boden betrat. Darauf folgte die Louisiana Purchase-Exposition in St. Louis. Für uns Bewohner der Pazifischen Küste waren in jüngster Zeit auch die Lewis-Clark-Exposition zu Portland, Oregon, und die Alaska-Yukon-Pacific-Exposition zu Seattle von Interesse.

Wenn den oben genannten Weltausstellungen historische Ereignisse von bedeutender Tragweite den Namen gaben, so ist dies auch bei der im Jahre 1915 in San Francisco stattfindenden Panama-Pacific-Exposition der Fall, nämlich die Eröffnung des Panamakanals. Schon Altmeister Goethe läßt sich, wie uns sein wackerer Sekretär Eckermann berichtet, angeregt durch Alexander von Humboldts Werk über Kuba und Kolumbien, über die Wichtigkeit eines Panamakanals aus. Der Mann mit dem prophetischen Auge weist auch darauf hin, daß die Vereinigten Staaten, und kein anderes Land, das große Werk vollbringen würden. Es ist der ganzen Welt bekannt, wie sehr sich diese Prophezeiung Goethes bereits der Erfüllung nähert, — einer Erfüllung, die die optimistischen Zukunftspläne der Bewohner der Pazifischen Küste, und namentlich derjenigen von San Francisco im Lichte einer baldigen Verwirklichung erscheinen läßt. Ihnen bedeutet die Eröffnung des Panamakanals: Beschleunigung in der Entwicklung eines mächtigen Handelsreiches im Westen des Felsengebirges, Befreiung von dem Druck, den die transkontinentalen Eisenbahnen ausüben, Besiedlung von hunderttausenden Morgen Landes, die heute noch brach liegen. Selbstverständlich laufen die Strahlen dieser Glaubenssonne in San Francisco zusammen, welche Metropole schon ihrer unübertrefflichen Hafenanlagen wegen unter den Städten der Pazifischen Küste zu einer führenden Stellung vorherbestimmt ist; und hier tauchte auch zuerst die Idee auf, das große Ereignis der Eröffnung des Panamakanals durch eine Weltausstellung feierlich zu begehen.

Bereits im Januar 1904 gab der offene Brief eines hervorragenden Bürgers der Stadt den Anlaß dazu, daß man in geschäftlichen Kreisen dem Plan, wenn auch vorläufig unoffiziell, nahe trat. Am 6. Januar 1906 legte der kalifornische Abgeordnete Julius Kahn dem Kongreß in Washington eine Bill vor, in der die Bundesregierung für die am Goldenen Tor abzuhaltende Weltausstellung um eine Bewilligung von 5 Millionen Dollar angegangen wurde.

Drei Monate später brach über die Königin des Stillen Ozeans jene Katastrophe herein, durch die etwa 4,7 Quadratmeilen mit fünfundzwanzigtausend Gebäuden in Schutt und Asche gelegt wurden. Allein das Ausstellungsprojekt lag keineswegs unter den Trümmern der Stadt begraben. Schon ein Jahr später kam die Angelegenheit in der Staatslegislatur zur Sprache, wurde aber als verfrüht beiseite gelegt. Bei der im Herbst 1909 zur Erinnerung an die Entdeckung der Bay abgehaltenen Portolà-Feier erhielt das Projekt endlich eine feste Form. Mit endgültigen Plänen ausgerüstet, trat der Abgeordnete Kahn am 6. Dezember 1909 dem Kongreß abermals gegenüber, der dann auch nach längerem Zögern der Panama-Pacific-Exposition seine offizielle Sanktion gab.

Am 28. März 1910 wurde in San Francisco die Panama-Pacific-International-Exposition-Company in aller Form begründet. In einer am 28. April 1910 in der Börse abgehaltenen Versammlung brachte man inner-

halb zweier Stunden durch freiwillige Subskription über 4 Millionen Dollars auf. Ungefähr viertausend Personen waren bei dieser denkwürdigen Zusammenkunft anwesend. Angebote zwischen einer Viertelmillion und einem bescheidenen halben Tausend folgten so schnell aufeinander, daß die betreffenden Schreiber Mühe hatten, sie zu Papier zu bringen. Später bewilligte die Staatslegislatur 5 Millionen Dollars und gestattete die Besteuerung der Stadt San Francisco in gleicher Höhe, so daß für die Ausstellung ein Kapital von 17500000 Dollar verfügbar ist. Mit Stolz weist der Bürger von San Francisco auf dies hübsche Sümmchen hin und bemerkt zugleich, daß die Ausstellung ohne jeglichen Geldzuschuß der Bundesregierung stattfinden wird, — denn ein solcher wurde schließlich nicht einmal verlangt.

Neu-San Francisco

Inzwischen ist San Francisco, der Schauplatz der kommenden Weltausstellung, mit bewunderungswürdiger Energie neu geschaffen worden, so daß man nur noch auf einigen Seitenstraßen Spuren jener Schreckenstage wahrnehmen kann, die für viele das Ende der Stadt am Goldenen Tor bedeuteten. Der funkelnagelneue Geschäftsteil, in dem kein Gebäude älter als sechs Jahre ist, hat wieder dasselbe überaus lebhafte Gepräge wie vor dem Feuer. An der Market Street erheben sich eine Anzahl der sogenannten Skyskrapers, unter denen namentlich das Claus-Spreckles-Gebäude und die Humboldt-Bank imponierend in den blauen kalifornischen Himmel hineinragen. Unweit der Hauptverkehrsader, an dem Union-Square, steht das San Francis-Hotel, ein kolossaler schwärzlicher Bau aus Stahl und Stein, der wohl zwanzig Stockwerke zählt und aus drei gänzlich gleichen zusammenhängenden Gebäuden besteht. Weniger hoch, aber breiter und ebenso geräumig, sind andere im Zentrum der Stadt befindliche Gebäude, in denen Kontore und Läden untergebracht sind. Auch die Theater wurden längst wieder aufgebaut — und zwar prächtiger denn je zuvor.

San Francisco ist besonders reich an Restaurants von europäischem Muster. Es ist überhaupt immer noch und trotz der enorm gestiegenen Lebensmittelpreise die Stadt für den Gourmand. Man kann hier nicht nur amerikanisch, sondern auch deutsch, französisch und spanisch, ja sogar chinesisch und japanisch essen, und zwar für einen verhältnismäßig bescheidenen Preis. In vielen Restaurants erhält man einen angenehmen Rotwein als Gratiszugabe, denn Kalifornien ist ja ein Weinland.

Das ganze Leben und Treiben von San Francisco ist durchaus kosmopolitisch. Eine glückliche Vereinigung der besten amerikanischen mit den guten Seiten des europäischen Lebens macht die Stadt zum angenehmsten Aufenthaltsort für uns Herübergekommene, die das spezifisch Amerikanische in seiner ausgesprochenen Neigung für Tugendstimpelei oder ödes Muckertum höchst unsympathisch berührt. Hier weht ein frischer Geist der Lebensfreude; man genießt

die Früchte seiner Arbeit, ohne die das Leben nun einmal nirgends, auch nicht in diesem schönen Lande, abläuft, in vollen Zügen.

San Francisco bildet mit den im Umkreise von etwa 25 Meilen liegenden Ortschaften eine Welt für sich, die jetzt schon auf eine Million Einwohner geschätzt wird. Die auf der anderen Seite der Bay gelegene Stadt Oakland hat sich im Verlaufe der letzten zehn Jahre zu so stattlicher Größe entwickelt, daß sich dort kürzlich gegen die ihr beigelegte Bezeichnung als „Vorstadt" lebhafte Proteste erhoben. Nördlich davon liegt das liebliche blumenreiche Berkeley, der Sitz der Staatsuniversität von Kalifornien. Das im Süden von Oakland belegene Alamedea, in dem, wie in den beiden vorgenannten Orten, viele Geschäftsleute der Metropole wohnen, darf hier nicht unerwähnt bleiben. Die drei Städte und andere auf den Hügeln gelegene kleinere Orte stehen mit San Francisco durch elektrische Bahnen und Dampffähren in Verbindung und verdanken diesen ganz ausgezeichneten, schnellen, fast nie unpünktlichen oder gänzlich versagenden Cars und Dampfern zum größten Teil ihre Existenz.

Der Ausstellungsplatz und die Paläste

Der Ausstellungsplatz befindet sich auf einer halbmondförmigen Landstrecke von fast 3 Meilen Länge am Ufer der Bay von San Francisco. Im Süden, Osten und Westen wird er von den mäßig hohen Hügeln der Stadt umfaßt, und in Übereinstimmung mit dieser natürlichen Umgebung sollen die Paläste in ganz bestimmten großen Gruppen errichtet werden. Von der Ferne gesehen, wird die Fair den Eindruck architektonischer Einheit machen und einer orientalischen Stadt, etwa Konstantinopel, gleichen.

Die eigentliche Ausstellungssektion, bestehend aus elf großen Palästen, wird in einer Entfernung von einer Meile von der Bay und mit nach ihr hinweisender Front das Zentrum des Ganzen bilden. Im Westen, d. h. dem Goldenen Tor am nächsten, sollen sich dann die Pavillons der einzelnen Bundesstaaten und diejenigen fremder Nationen erheben. Der östliche Teil des Platzes ist für eine dritte Gruppe von Gebäuden bestimmt, für Veranstaltungen erzieherischer, sportlicher und vergnüglicher Art. Da der Gesamtflächenraum des Platzes 625 Acres beträgt, dürfte das geplante Prinzip einer kompakten Gruppierung der Baulichkeiten nur zur Bequemlichkeit der Aussteller und Besucher beitragen. Die Worlds Fair wird durch die Bay sicherlich einen gar köstlich schönen Vordergrund erhalten, denn diese steht, was Farbenpracht betrifft, wohl kaum dem Golf von Neapel nach. Überhaupt besteht der Zauber des Goldlandes Kalifornien, das namentlich im Süden eine Wüste ist, in der märchenhaft klaren Beleuchtung durch die Sonne, die ihre Strahlen mit so blendendem Glanz ergießt, daß man selbst auf sehr weite Entfernungen Gegenstände von geringem Umfang wahrnehmen kann. So erscheinen auch die kahlen Berge, die unbewaldeten Inseln, wenn die Sonne auf sie scheint, freundlich und licht, und der Beschauer gewinnt den Eindruck des Grandiosen, das zugleich des Milden und Lieblichen nicht entbehrt.

Erfreuliche Fortschritte

Auf dem riesigen Ausstellungsplatz sind gegenwärtig zehn der geplanten Paläste im Bau begriffen, etwa viertausend Handwerkern Beschäftigung gewährend. Zu Transportzwecken bedient sich die Direktion einer eigens für sie gebauten Eisenbahn, deren Schienen quer über den Platz führen, während von der Bayseite her zahlreiche Dampfer das erforderliche Bauholz herbeischaffen, von welchem bereits zwanzig Millionen Fuß in hohen Stößen aufgeschichtet an Ort und Stelle zur Verwendung bereit liegen, ein noch geringer Vorrat, wenn man bedenkt, daß zur Errichtung der Haupt-Ausstellungspaläste mindestens sechzig Millionen Fuß Holz erforderlich sein werden. Nach den Plänen der Ausstellungsarchitekten werden die Baulichkeiten in einer möglichst beträchtlichen Höhe gehalten sein, damit sie neben den ringsumliegenden Hügeln nicht allzu winzig aussehen. Die Gebäude werden von dem sogenannten Juwelenturm, dessen Höhe volle 430 Fuß betragen wird, beherrscht werden. Die Pläne zu den Hauptgebäuden der Ausstellung sind vornehmlich von amerikanischen Baukünstlern angefertigt worden.

Außerordentlich großartige Pläne sollen, zuverlässigen Angaben zufolge, mit der Erbauung des Hortikultur-Palastes zur Verwirklichung gelangen, der fünf Acres bedecken, eine 165 Fuß hohe Kuppel tragen, und ganz und gar aus Glas hergestellt werden wird. Die Wunder der Göttin Flora aus allen Teilen der Welt sollen dort zur Schau gestellt werden, und die Direktion hat bereits für die schönste, speziell für die Ausstellung gezogene Rose einen Preis von 1000 Dollar ausgesetzt.

Seiner Vollendung geht bereits, wenigstens äußerlich, der riesige Maschinenpalast an dem Fillmore-Straßeneingange des Ausstellungsplatzes entgegen, und es heißt, daß sich der betreffende Bauunternehmer dabei um die Kleinigkeit von 60000 Dollar verrechnet hat, — ein warnendes Beispiel für die anderen Kontraktoren.

Was nun die Landschaftsgartenkunst betrifft, so werden die damit betrauten Firmen keine leichte Aufgabe zu lösen haben; denn das Ufer der schönen Bay läßt gerade dort viel zu wünschen übrig, da der Boden dürr und steinig ist. Schließlich wächst aber in dem kalifornischen Klima doch so gut wie alles, und so kommt es auch, daß die schon jetzt mit Rasen bedeckten sehr großen Strecken bereits recht hübsch aussehen. Außerdem werden natürlich sämtliche Gebäude von schönen Gartenanlagen umgeben sein, und die dazu erforderlichen Bäume und Sträucher stehen bereits in der Nähe des Platzes in Gewächshäusern zum Umpflanzen bereit.

Die Feuerwehr

Seit der großen Katastrophe von 1906 ist man in San Francisco, in bezug auf Feuersgefahr, ganz außerordentlich vorsichtig; das wurde namentlich an dem glorreichen 4. Juli eines jeden der folgenden Jahre offenbar; denn die Polizei sah streng darauf, daß sich an jenem Tage der doch nun einmal absolut

notwendige Festskandal unter gänzlicher Vermeidung aller feuergefährlichen Spielereien vollzog. Die durch den Schaden klug gewordene Stadt hat bereits eine vollkommen ausgerüstete Feuerwehrstation auf dem Ausstellungsplatz eingerichtet, und noch drei andere werden zur rechten Zeit fertiggestellt werden.

Die Beleuchtung

Einige Bemerkungen über die elektrische Beleuchtung der Ausstellung dürften ebenfalls von Interesse sein. Dieselbe wird hauptsächlich außen angebracht werden und sowohl die Form als auch Farben und Ornamente der Gebäude deutlich und scharf erkennen lassen. Man beabsichtigt absolute Vermeidung dunkeler Stellen und die Beseitigung aller Schatten.

Eine Bogenlampe von hochgradiger Stärke, die für frühere Weltausstellungen erfunden wurde, soll für die kommende Fair durchweg in Anwendung kommen. Die Quelle des Lichts wird so verdeckt sein, daß es nicht unangenehm blendet.

Mächtige Scheinwerfer, etwa dreihundert an der Zahl, werden auf allen Türmen und Kuppeln angebracht werden, und zwar auch so, daß sie für den Beschauer nicht sichtbar sind. Einige derselben sind auf die Hervorbringung farbiger Effekte eingerichtet. Auch wird man dafür sorgen, daß die Wandmalereien durch entsprechende Beleuchtung in ihren natürlichen Farben erscheinen.

Nach Einbruch der Dunkelheit werden die Gartenanlagen und Höfe mit einem reinen weißen Licht überflutet werden, damit Sträucher und Blumen nichts von ihrer natürlichen Tagesfärbung verlieren. Auch gedenkt man an passenden Stellen Leuchttürme von 25 bis 50 Fuß Höhe anzubringen, deren Lichtquelle durch Einhüllung in seidene Banner von verschiedenen Farben gemildert werden soll.

Es würde zu weit führen, noch weiteres über die geplante Beleuchtung der Ausstellung anzuführen, und es sei nur noch darauf hingewiesen, daß die Direktion diesbezüglich das Beste und Neueste in Aussicht stellt.

Symbolische Skulpturen

Selbstverständlich wird auch die Bildhauerkunst zur Verschönerung des Platzes herbeigezogen und den Fortschritt, insbesondere auch die Errungenschaft des Jahrhunderts, den Panamakanal, symbolisch vor Augen führen. Die Versinnbildlichung dieses Werkes in seiner noch gar nicht zu berechnenden Tragweite wird den Gipfelpunkt einer langen Reihe von plastischen Darstellungen bilden, die als Etappen auf dem Wege zu ihm gedacht sind.

Dicht an dem Haupteingang soll sich dem Besucher der Anblick einer großen Brunnengruppe bieten, welche die isthmische Wasserstraße darstellt. Auf dem Rücken eines homerischen Rosses sitzt die apollonische Gestalt eines nackten Jünglings, der unerschrocken durch die Gewässer der beiden Ozeane reitet, und dessen gebieterisch vorwärts gestreckter Arm Felsen und Gelände des Isthmus den Wogen zu öffnen scheint.

Hinter diesem Brunnen wird sich der bereits erwähnte Juwelenturm erheben, dessen umliegende Baulichkeiten den sogenannten Sonnen- und Sternenhof umschließen werden. Auf einem der in diesen Hof führenden Torbögen wird eine „die Nationen des Morgenlandes" genannte Gruppe Aufstellung finden. Die Zentralfigur dieses Bildwerks bildet ein riesiger Elefant, der von arabischen Kriegern, Priestern von Tibet, mohammedanischen Reitern und Kamelen umgeben ist. Der New Yorker Künstler Frederick G. R. Roth und seine Gehilfen sind mit der Ausführung des Werkes beschäftigt.

Der Gruppe gegenüber wird sich eine das Abendland symbolisierende Skulptur befinden, deren Leitmotiv der sogenannte Prärie-Schooner, umgeben von Indianern, weißen Pionieren und Cowboys usw. bildet. Beide Gruppen werden mit einem matten goldigen Anstrich versehen werden, damit sie unter der Wirkung des kalifornischen Feuerballs das Auge des Beschauers nicht blenden. Die Skulpturen der Ausstellung können hier natürlich nicht erschöpfend geschildert werden. Wir verzichten deshalb auf weitere, diesen Punkt berührende Äußerungen.

Die Konzessionen

Für Bewilligung von Raum zu sogenannten Vergnügungskonzessionen sind bereits sechstausend Gesuche eingelaufen, von denen etwa fünfundsiebzig bewilligt wurden, die eine Gesamtausgabe von 6800000 Dollar repräsentieren. Man berechnet, daß in der Konzessionsabteilung mehr als siebentausend Personen beschäftigt sein werden, und daß für den Aufbau und die Einrichtung 10 bis 12 Millionen verausgabt werden dürften.

Unter den in Aussicht genommenen Sehenswürdigkeiten in der genannten Abteilung befinden sich vorläufig die folgenden:

Eine plastische Darstellung des Grand Canjon von Arizona, das die Santa Fé-Eisenbahn mit einem Kostenaufwand von 350000 Dollar herstellen wird. Das Canjon wird einen Raum von 300 zu 700 Fuß einnehmen.

Eine ebensolche Darstellung des Panamakanals, die 250000 Dollar kosten wird. Der Besucher wird sie von einer elektrischen Hochbahn aus betrachten können.

Die Entwicklung des sogenannten Dreadnaught, die die Geschichte der amerikanischen Flotte durch Vorführung der ältesten amerikanischen Kriegsschiffe und ihre allmähliche Verwandlung in den modernen Dreadnaught illustrieren wird. Dies wird eine Ausgabe von 150000 Dollar erfordern. Das Ganze wird sich vor einem beweglichen, das Meer darstellenden Hintergrund abspielen. Unter anderem werden förmliche Seeschlachten im kleinen stattfinden.

Eine Reproduktion des Grand Trianon zu Versailles; die Kosten betragen 50000 Dollar.

Ein Äroskop, der Passagiere 268 Fuß in die Luft tragen und 60000 Dollar kosten wird.

Teile von Alt-Nürnberg, eine getreue Reproduktion der mittelalterlichen Heimat Albrecht Dürers und Hans Sachs'. Sämtliche dort beschäftigte Leute werden in den Kostümen der Zeit erscheinen. Der Kostenaufwand beträgt 225000 Dollar.

Ein „Mining-Camp" vom Jahre 1849, das Erinnerungen an die Gründungszeit des Goldenen Staats wecken und 100000 Dollar kosten wird.

Ein Eispalast für Hockey- und andere Winterspiele, für den ein Betrag von 75000 Dollar vorgesehen ist.

Die Beteiligung

Von den zu der Panama-Pacific-Exposition geladenen Nationen haben sich Spanien, England, Deutschland, Österreich, Italien, Rußland, die Schweiz, Belgien, Norwegen, Indien und Neu-Seeland noch zu keinen Gegenäußerungen herbeigelassen, während folgende Länder bereits entsprechend umfangreiche Plätze belegten: Dominika, Bolivia, Japan, China, Schweden, Portugal, Holland, Argentinien, Dänemark, Brasilien, Peru, Honduras, Guatemala, Kuba, Panama und Frankreich. Unter den etwa dreißig Bundesstaaten unserer großen Republik die sich bereits Plätze gesichert haben, befindet sich auch das stets fortschrittliche New York.

Ein Weltversicherungskongreß

Neben zahlreichen anderen Kongressen wird auf der Panama-Pacific-Exposition, um, wie man sagt, einem allseitig dringenden Verlangen vieler Beteiligter nachzugeben, der erste Weltversicherungskongreß abgehalten werden. In Anbetracht der schrecklichen Brandkatastrophe, von der San Francisco im Jahre 1906 heimgesucht wurde, und angesichts der Leistungen der Feuerversicherungen bei dieser Gelegenheit erscheint die Wahl von San Francisco für die Abhaltung eines solchen Kongresses durchaus passend. Er wird unter den Auspizien der Ausstellung während der ersten Hälfte des Oktobers 1915 stattfinden und von Vertretern von Versicherungsgesellschaften aller Art beschickt werden.

Ausstellungsvorschriften

Einige der Ausstellungsvorschriften dürften auch für einen weiteren Leserkreis von Interesse sein. Jeder mit Ausstellungsobjekten zu belegende Raum soll als solcher kostenfrei sein; man berechnet aber, daß der Quadratfuß dem betreffenden Aussteller trotzdem 1000 Dollar kosten wird, weil jeder Platz mit einer etwa 5 Zoll hohen und mit Teppich, Linoleum usw. belegten Plattform versehen werden muß. Die Ziffer verspricht eine enorme Einnahme, wenn man die sehr bedeutende Größe der verschiedenen Ausstellungspaläste in Erwägung zieht.

Alle in den Palästen etwa zu errichtenden Buden oder Fassaden müssen so beschaffen sein, daß sie auf die Umgebung weder erdrückend noch lichtraubend wirken. Ihre Höhe darf der Einheit wegen nur 15 Fuß betragen. Ebenso sollen alle Tische von gleicher Höhe sein, mit Ausnahme derjenigen im Gärtnereipalast, wo der auszustellenden Früchte wegen eine solche Gleichmäßigkeit nicht gut durchzuführen wäre.

Reklameschilder können aus Holz, Metall oder Glas angefertigt werden, dürfen aber nicht zu groß sein und sollen in gleicher Höhe angebracht werden. In keinem Falle wird ein Herabhängen von der Decke des Gebäudes gestattet sein. Prämiierte Aussteller dürfen diese Tatsache natürlich durch entsprechende Schilder kundgeben.

Gesuche um Ausstellungsraum müssen schriftlich an „Captain Asher Carter Baker, Exposition Building, San Francisco" gerichtet werden.

Die Ausstellungspaläste werden während der Zeit vom 20. Februar bis zum 4. Dezember 1915 von morgens 9 Uhr bis abends 6 Uhr dem Publikum geöffnet sein; am Sonntag bleiben sie geschlossen.

Wir enttäuschten Deutschen

Das deutsche Element ist in den Baystädten und namentlich in der Metropole überaus reich und gut vertreten. Man berechnet die Zahl der in San Francisco ansässigen, in Deutschland geborenen Personen auf dreißigtausend, wovon siebzehntausend stimmberechtigte amerikanische Bürger sind. Das deutsche Leben ist auch hier vielfach zersplittert, doch blühen eine sehr große Anzahl spezifisch deutscher Turn-, Krieger-, Schützen- und Gesangvereine, die sich in einer Zentralvereinigung zusammenfinden, welche ihrerseits wieder dem „Deutsch-Amerikanischen Nationalverbande" angehört. Die „Deutsche Unterstützungsgesellschaft" gehört zu den reichsten Institutionen dieser Art in San Francisco. Sie erbaute vor einigen Jahren ein prächtiges neues Hospital, das sich eines sehr guten Rufs erfreut. Auf der anderen Seite der Bay, auf den Hügeln des lieblichen Fruitvale, befindet sich auch ein deutsches Altenheim.

Die offiziell ablehnende Haltung Deutschlands gegenüber der Panama-Pacific-Exposition hat sowohl in der amerikanischen Geschäftswelt als auch in den Kreisen der Ausstellungsbehörden eine allgemeine Enttäuschung hervorgerufen. Man weist in den hiesigen Zeitungen darauf hin, daß für den besuchenden bzw. ausstellenden europäischen Fabrikanten nicht nur der Kontakt mit Ostasien, sondern auch besonders das Zusammentreffen mit den kommerziellen Vertretern von Zentral- und Südamerika, die hier in geschlossenen Reihen und vollzählig anrücken werden, in Anbetracht der Eröffnung des Panamakanals von größtem Vorteil sein dürfte. Mit sichtlichem Vergnügen berichtet eine der Morgenzeitungen, daß sich in Deutschland privatim bereits eintausend Aussteller, darunter Vertreter der Textilindustrie, Möbel-, Spielwaren- und andere Fabrikanten zu einer aktiven Beteiligung gemeldet haben. Alle hier durchreisenden deutschen Kaufleute werden von den fleißigen Reportern besucht, und es erscheinen dann hoffnungsfreudige Berichte von Interviews, die oft ganze Spalten einnehmen und sogar hin und wieder mehr oder weniger geschmackvoll illustriert sind, — wir kennen ja unsere liebe anglo-amerikanische Presse. Es wird gesagt, daß „der Kaiser" sich doch unmöglich eine solche gute Gelegenheit entgehen lassen könne, glänzende Ge-

schäfte zu machen, daß das große deutsche Volk, das bei den Ausstellungen in Chikago und St. Louis glorreichen Angedenkens seinen enormen Fortschritt sichtbar vor Augen geführt habe, sich von San Francisco doch nicht gänzlich fernhalten werde. Da es mit der „offiziellen" Beteiligung nichts zu werden scheint, rechnet man noch immer mit Bestimmtheit auf eine desto größere „individuelle" Beteiligung. Kurz, wir guten Deutschen stehen wieder einmal am Orte geplanter Großtaten, für die man unsere Mitwirkung beansprucht, im Vordergrunde des Interesses, und es werden namentlich diejenigen deutschen Vereine, die die Sache fördernde Beschlüsse fassen, mit Lob förmlich überschüttet. Selbstverständlich ist ein solches Lob vollkommen verdient und den „Hermannssöhnen" und anderen deutschen Vereinigungen sowie dem „Deutschen Verband", die sich der Angelegenheit so eifrig annehmen, gebührt ein von ganzem Herzen kommender warmer Händedruck. Ob sich aber die deutsche Regierung dadurch wird umstimmen lassen, ist freilich wohl keine Frage mehr. Drüben heißt es eben auch: „Das Geschäft ist die Hauptsache, und wo wir nicht Geld verdienen zu können glauben, bleiben wir eben fort," und es ist überflüssig, auf die bekannten deutschen Gründe für das Fernbleiben von der Ausstellung hier nochmals einzugehen. Daß sich das alte Vaterland uns hier ansässigen Deutschen zuliebe aus rein sentimentalen Gründen an der Ausstellung beteiligen müßte, das wäre denn doch eigentlich von unserer Seite ein ziemlich merkwürdiges Verlangen.

Wenn in eingeborenen Kreisen von Deutschen die Rede ist, so weiß man immer noch nicht so recht, was eigentlich zu unseren Gunsten vorzubringen wäre. Man erwähnt wohl unsere Leistungen auf dem Gebiete der Musik und gibt vielleicht zu, daß wir diesem Lande den Wagner, das größte musikalische Genie aller Zeiten und Nationen, geschenkt haben. Damit hat aber das Rühmen ein Ende erreicht. Man schweigt gewöhnlich über das, was wir berechtigterweise hören wollen, nämlich darüber, was wir Deutschen zu der Entwicklung des Landes unserer Wahl beigetragen haben, auch über die Ströme deutschen Bluts die in dem Befreiungs- und Bürgerkriege amerikanischen Boden tränkten. Noch vor, sagen wir, fünfzig Jahren hat der Deutsche hier durchaus keine angenehme Stellung gehabt. Das hat sich gewaltig geändert, und wir nehmen gegenwärtig in der großen Republik den uns gebührenden Platz ein. Verdanken wir dies ausschließlich den eigenen Verdiensten? Die waren doch schon vorher und immer da! Ist der „Dutchman" auf der amerikanischen Bühne heute ein erträglicher Kerl, weil wir uns vorteilhaft geändert, weil von drüben etwa bessere Elemente hinübergekommen sind? — Sicherlich nicht.

Seit dem großen Kriege mit Frankreich hat sich in den Gemarkungen unseres alten Vaterlandes ein ganz wunderbarer Wechsel vollzogen. Da fällt mir bei der Gelegenheit ein kleines Gedicht ein, das ich, bereits auf amerikanischem Boden, als noch sehr junger Mann und in wohlgemeinter Begeisterung an einem Sedantage verfaßt habe. Zwei Strophen daraus lauten wie folgt:

Wie wart ihr klein und wie verachtet
Als die „gelehrten" Deutschen bloß. —
Als ihr euch 70 mausig machtet,
Da wart ihr plötzlich riesengroß.

Recht hattet ihr so dreinzuschlagen;
Und jenes Sedan, blutig groß,
Hat als gewaltig hingetragen
Euch in der Ewigkeiten Schoß.

Das stimmt auffallend, auch wenn man es auf uns amerikanische Deutsche anwendet. Mehr als unsere eigenen Verdienste sind uns die Errungenschaften des alten Vaterlandes angerechnet worden, und von der Sonne des Ruhms, die auf Germania herniederstrahlte, fiel auch ein beträchtliches Strahlenbündel auf uns Deutsch-Amerikaner. Als nun aber das alte Vaterland gar einen so mächtigen wirtschaftlichen Aufschwung nahm, daß sogar England eifersüchtig wurde, da wurde hier unsere Stellung besser und immer besser. Wir waren nicht mehr Abkömmlinge einer minderwertigen, armseligen Nation, sondern die Kinder eines Landes, dessen Reichtum und Ansehen im stetigen Wachsen begriffen ist, dessen „standard of living" immer höher wird.

Gar bald hatte das alte Vaterland Gelegenheit seine Größe, seinen grandiosen Fortschritt zu zeigen. Noch in Philadelphia waren wir „billig und schlecht", aber später in Chikago und St. Louis bildete die deutsche Ausstellung den Mittelpunkt, den Glanzpunkt des Ganzen. Man hatte sich also drüben endlich und sogar mit überraschender Schnelligkeit auch auf den Gebieten friedlicher Künste derartig „mausig gemacht", daß der ja doch meist gerechtdenkende Amerikaner mit seiner offenen Bewunderung nicht zurückhielt; — und wir Deutschen, die wir hier leben, und die wir noch vor kurzem ein gewisses Gefühl von Verkanntsein nicht ganz unterdrücken konnten, wurden mit dem großen deutschen Vaterlande identifiziert. Man betrachtete uns mit Rücksicht auf die Herrlichkeit des neuen deutschen Reiches etwas näher und fand, daß wir doch ganz brauchbare und gute Menschen sind. Und nun kommt diese Enttäuschung, dieses Verpassen einer neuen Gelegenheit, uns abermals im rechten Lichte erscheinen zu lassen! — So viel davon, wie es in unserem Herzen aussieht!

Es dürfte wohl zu einer „offiziellen" Beteiligung Deutschlands an der Panama-Pacific-Exposition nicht kommen, hoffen wir also mit unseren eingeborenen Mitbürgern auf eine möglichst lebhafte „individuelle" Beteiligung!

Radowitz

Von Dr. Max Hein in Charlottenburg

Auf einen deutschen Bundesstaat unter Preußens Führung und ein enges Bündnis dieses Staates mit Österreich ging Radowitz Streben in den kurzen Jahren seiner politischen Wirksamkeit. Einen Vorläufer Bismarcks kann man ihn trotzdem nicht nennen; dieser gelangte wohl zu dem gleichen Ziel, das Radowitz sich von Anfang an wenigstens in den Grundzügen gesteckt hatte, aber auf einem so anderen Wege, daß er in keiner Beziehung an ihn anknüpfen konnte. So verschieden wie die Wege, die sie wählten, waren die Männer selbst und ihre Schicksale.

Bismarck der Sohn einer Familie, die in der Mark schon eingewurzelt war, als die Hohenzollern sie erwarben, durch seinen Stand, Beruf und Glauben mit den materiellen und geistigen Interessen einer mächtigen preußischen Partei verwachsen, mit sicherem Gefühl für die Realitäten des politischen Lebens, mit genauer Kenntnis der öffentlichen Zustände seiner Heimat, trat in seine politische Tätigkeit mit dem Entschluß ein, die Machtmittel, die dieser Militär- und Beamtenstaat seinem Lenker in die Hand gab, auszunutzen, wenn es sein mußte, rücksichtslos auszunutzen, zur Kräftigung eben dieses Staates und seiner Dynastie. Radowitz war ungarischer Herkunft; sein Großvater, der bei Hohenfriedberg gefangen wurde, siedelte sich in Deutschland an. Er selbst trat als erster seines Geschlechts in preußischen Heerdienst, nachdem er unter König Jeromes Fahnen bei Leipzig gegen die Verbündeten gefochten, dann in der kurhessischen Armee gestanden hatte, bis ein schwerer Konflikt mit dem despotischen Kurfürsten ihn nach Preußen führte (1823). Bei seiner hervorragenden militärischen Begabung wurde er rasch befördert, 1830 zum Chef des Generalstabes der Artillerie, 1836 zum Militärbevollmächtigten beim Bundestag in Frankfurt am Main. Enger noch als die Dienstpflicht verknüpfte ihn mit der neuen Heimat seine Ehe mit einer Gräfin Voß und vor allem eine innige Freundschaft mit dem gleichgestimmten romantischen Kronprinzen. So konnte er wohl mit Recht sagen: „mit diesem Staate will ich stehen und fallen.“ Und doch mußte er bekennen, daß er an Preußen nicht mit dem natürlichen Gefühl hänge wie das Kind an der Mutter. Der eine Grund hierfür liegt in dem Mißtrauen, das den halb landfremden Katholiken im Berlin Friedrich Wilhelms des Dritten empfing. Mit keinem Stande, keiner Partei war er aufgewachsen, mit keinem wie selbstverständlich verbündet. Dazu kam sein Hang, seine Überlegenheit fühlen zu lassen, sich den Anschein einer unergründlichen Geistestiefe zu geben, Neigungen, die sich aus der Unsicherheit seiner Stellung erklären und die zugleich das ihm von vornherein entgegengebrachte Mißtrauen wachhielten und verstärkten; bezeichnend genug ist, daß Bismarck noch in den „Gedanken und Erinnerungen“ mit der Möglichkeit rechnet, Radowitz wäre ein katholisierender Gegner Preußens gewesen.

Richtiger schon ist Gerlachs herbes Urteil: „Er hat kein preußisches Herz in der Brust." Radowitz selbst hätte dies aufs entschiedenste bestritten. Er fühlte sich als Preuße oder doch als Deutscher. Aber seine politischen Anschauungen hatte er sich nicht gebildet nach den Zuständen und Bedürfnissen Preußens, sie waren vielmehr doktrinäre Postulate der Romantik, in denen er mit dem späteren König völlig übereinstimmte. Die Lehren Hallers und anderer Romantiker, nicht die Realitäten haben der Politik beider die Richtung gewiesen.

Aus der Religion entnimmt Radowitz den obersten Satz seines politischen Systems. Der Staat hat so wenig wie der Einzelmensch einen vor allem irdischen Zweck: seine Aufgabe geht dahin, der Förderung göttlicher Ordnung zu dienen, die sich im geschichtlichen Recht offenbart, jenem Recht, das galt, als der rücksichtslos nivellierende Beamtenstaat noch nicht die bunte Vielgestaltigkeit altdeutschen Lebens mit all seinen Privilegien und Gerechtsamen beseitigt hatte zugunsten des kalten Begriffs einer absoluten Staatssouveränität, den Radowitz nicht anerkennt. Denn sein Staat ist nicht Herrscher, nicht Träger der Machtinteressen einer großen Gemeinschaft, er ist vielmehr Diener Gottes in der Verwirklichung des göttlichen, des geschichtlichen Rechtes. Der Fürst ist von Gott eingesetzt „als der lebendige Stellvertreter der ewigen Gerechtigkeit auf Erden, der die Rechte aller, sowohl der einzelnen als der moralischen Personen heilig wahren, lieben, zum allgemeinen Besten fördern soll". Diese moralischen Personen sind für den Freund des Kronprinzen und Schüler Hallers die „Stände", die Verbände besonders des platten Landes; und auch beim einzelnen dachte er in erster Linie an den Gutsherrn, der in seinem ehrwürdigen Recht auf Patrimonialgericht und -polizei geschützt werden müsse. Nicht die salus publica soll oberstes Gesetz sein, sondern die Erhaltung und Erneuerung der geschichtlichen Rechte. Aber auch nach außen hin hat der Staat sich auf den Rechtsweg „auch in der schlimmsten Zeit" zu beschränken und nicht alle „bereitliegenden Mittel" anzuwenden. Daß eine Machtpolitik für diese Politiker unmöglich war, erhellt ohne weiteres.

Und doch ging ihr Streben auf ein Ziel, das nur auf diesem Wege zu erreichen war: die Errichtung eines deutschen Bundes, der anders als der Bundesstaat von 1815, auch dem Auslande gegenüber, als Einheit auftrat und späterhin die Auseinandersetzung mit Österreich über die Vorherrschaft in diesem Bunde.

Daß der Bundesstaat, wie er 1815 konstruiert war, unhaltbar sei, war Radowitz und dem König klar; nach außen ohnmächtig, im Innern zerrissen stellte er fast noch weniger einen Staat dar wie das „Monstrum" des vergangenen alten Reiches. Es galt, einen Staat zu gründen, der „sich dem Auslande gegenüber als wirkliche Tatsache geltend machte," dessen Verfassung zudem die nationalen Einheitswünsche befriedigte und so dem Liberalismus seine gefährlichste Waffe, die Pflege dieser Bestrebungen entwand. Von seinem Regierungsantritt an hat Friedrich Wilhelm IV. mit Radowitz über Reformen verhandelt, über Reformen, nicht etwa über die Möglichkeit eines gewaltsamen Umsturzes.

Österreichs Vorherrschaft war historisch und rechtlich begründet; sie beseitigen wäre einem Rechtsbruch gleichgekommen. Auch war der König in vasallitischer Treue immer bereit, „Österreich den Steigbügel zu halten." Diese Stimmung, die Erkenntnis der Unklarheit und Schwäche seines Herrn hätten Radowitz wohl überzeugen sollen, daß er nie mit ihm zu einem großen Ziel kommen würde. Er stand ihm aber vor der Revolution noch zu nah, war selbst noch zu befangen in seinen romantisch-historischen Vorurteilen, als daß er dies ganz deutlich hätte sehen können; gefühlt hat er freilich früh, daß sein königlicher Freund „ganz ohne die sinnlich-sittliche Stärke war, die den politischen Helden ausmacht."

Einen seiner schönsten Träume, die Wiedereinführung der Ständeverfassung vernichtete das gänzliche Mißlingen des Vereinigten Landtags; er bekannte offen: „die ständische Monarchie ist nicht mehr aufzurichten, der Zug nach dem modernen Repräsentationssysteme hin unausweichlich" (1847).

Immer stärker beherrschte ihn die Idee von der Einigung Deutschlands; dieser Idee hatte sich der staatliche Egoismus der Bundesglieder, voran Österreich, zu unterwerfen. Durch freie Verhandlungen, die niemanden Zwang auferlegten, glaubte er zum Ziele zu kommen; gelinge das nicht, so sollten für die besonderen materiellen Zwecke von Preußen Verbände nach Art des Zollvereins gegründet werden; dann werde Österreich bald einlenken, das „es doch nirgends darauf ankommen lassen wird, daß die welthistorische Anregung zur Wiedergeburt Deutschlands von Preußen allein ausgehe." Diese Spezialvereine sollten natürlich baldmöglichst aufgehen in den reformierten Bundesstaat, in dem Österreich und Preußen, Löwe und Lamm, einträchtig beieinander wohnten. Über die Anbahnung von Reformen zu verhandeln wurde Radowitz im März 1848 nach Wien geschickt; alle Verabredungen wurden durch den Ausbruch der Revolution hinfällig; zu einigermaßen befriedigenden Zugeständnissen wäre Metternich auch nicht bereit gewesen.

Durch die Erklärung Friedrich Wilhelms vom 21. März 1848, daß er die Leitung der deutschen Angelegenheiten übernehme, durch sein bekanntes Wort „Preußen geht hinfort in Deutschland auf", schien der Bruch mit Österreich vollzogen. Radowitz fürchtete es jedenfalls und bedauerte diesen Schritt des Königs, der doch in Wirklichkeit der Anfang zu einer glücklichen Lösung des preußisch-österreichischen Dualismus hätte sein können. Im übrigen gab er seinem königlichen Freunde gute Ratschläge: er solle sich vor allzu temperamentvollen Äußerungen seines Zornes hüten, seine Autorität wiederherstellen und die Verfassung, die der Geschichte und dem Rechte angehöre, aufrichtig anerkennen. Die Regierung solle sich gleichmäßig auf Konservative und Liberale stützen und das Proletariat durch entsprechende Besteuerung und Einführung einer Arbeiterschutzgesetzgebung zu gewinnen suchen. Er selbst glaubte seinem Herrn am besten zu dienen, wenn er im Hinblick auf den Haß und das Mißtrauen, die weite Kreise dem Katholiken und „Reaktionär" entgegenbrachten, um seinen Abschied bat. Er hatte die Absicht, sich aus der Öffentlichkeit zurückzuziehen.

Da wählte ihn ohne sein Zutun ein katholischer Kreis Westfalens zu seinem Vertreter in der Frankfurter Nationalversammlung, deren Hauptaufgabe darin bestand, dem deutschen Volk die Einheit, eine Verfassung und einen Kaiser zu geben, also eben in der Erfüllung von Radowitz' politischen Idealen. Und doch konnte Radowitz immer nur mit Widerstreben den Beschlüssen dieses Parlaments folgen. Sein Wunsch wäre gewesen, daß die Verfassung von den Regierungen und den Frankfurtern vereinbart wurde: diese machten die neue Gestaltung Deutschlands allein rechtskräftig. Er kämpfte für ein Nebeneinander der beiden Großmächte im Bunde: die Majorität entschied für den Austritt Österreichs. Er wollte, daß wie die Verfassung auch die Wahl des Kaisers nicht der Nationalversammlung allein überlassen bliebe, diese wählte ohne die Regierungen zu befragen, Friedrich Wilhelm, der, wie vorauszusehen gewesen, die „aus Dreck und Latten der Revolution" gezimmerte Krone mit Abscheu von sich wies. Und doch hatte Radowitz, wenn schon unter Vorbehalt, stets mit der Majorität gestimmt, obgleich er von Anfang an fühlte, daß die Entscheidung über Deutschlands Zukunft nicht in den Händen „deliberierender Versammlungen" liegen, sondern „das Werk gewaltiger Kämpfe und Taten" sein würde. Ohne freudige Hoffnung auf Gelingen, mit dem Mut des Märtyrers, stimmte er allem zu, was irgend zur Erfüllung seiner politischen Ideale führen konnte, und der Zusammenbruch des Parlaments im Frühjahr 1849 überraschte ihn nicht.

Radowitz' Einheitswünsche waren freilich damit nicht begraben; denn gleichzeitig mit der Ablehnung der ihm vom Parlament gebotenen Krone lud Friedrich Wilhelm die deutschen Fürsten nach Berlin zur Beratung über eine deutsche Verfassung ein und beauftragte Radowitz mit der Leitung dieser Verhandlungen. Die wenigen Regierungen, die sich der Frankfurter Verfassung nicht unterworfen hatten, Österreich, Bayern, Sachsen und Hannover, entsandten darauf Vertreter nach Berlin; doch nur mit den beiden letzteren kam ein Verfassungsentwurf zustande, der auf ein engeres Deutschland ohne Österreich unter preußischer Führung abzielte. Im Laufe des Sommers traten die meisten deutschen Regierungen bei, besonders die größeren nur aus Furcht vor der Macht der preußischen Waffen, die in Sachsen, in der Pfalz und in Baden die gefährlichen Aufstände niedergeschlagen hatten, während ihnen das von Unruhen zerrissene Österreich keinen Rückhalt bieten konnte. Die unsichersten Freunde waren Sachsen und Hannover, die ihr weiteres Verbleiben im Bunde vom Eintritt Bayerns und völliger Verständigung mit Österreich abhängig machten, Bedingungen, auf deren glatte Erfüllung zunächst nicht zu hoffen war. Und doch nahm sie Radowitz ohne Vorbehalt an, um sein Werk nicht zu gefährden.

Fast noch schlimmer war, daß die Rücksicht auf die unbedingte Anhänglichkeit des Königs an Österreich und Radowitz' Furcht vor einem Rechtsbruch jedes energische Vorgehen gegen den Kaiserstaat verbot; man hat den Eindruck, daß Friedrich Wilhelm die Verständigung mit Habsburg weit mehr am Herzen lag als die preußische Hegemonie in Deutschland, während Radowitz diese vor-

anstellte. Im September 1849 einigten sich die beiden Großmächte zur Einsetzung einer gemeinschaftlichen Interimskommission in Frankfurt als vorläufiger Zentralinstanz für den alten Bund, dessen rechtliches Weiterbestehen Radowitz offen anerkannt hatte. Denn wie hätte dieser ohne Zustimmung aller seiner Glieder ohne Rechtsbruch beseitigt sein können! Der rücksichtslose Realpolitiker Schwarzenberg, der damals Österreichs Geschicke lenkte, sollte dieses Zugeständnis bald empfindlich ausnutzen.

Im Oktober sollte der Reichstag des preußischen Bundes zusammentreten. Aber Sachsen und Hannover lehnten nun eine weitere Beteiligung ab, da weder Bayern beigetreten, noch eine völlige Verständigung mit Österreich erzielt sei. So blieb also nur ein Bund Preußens mit Baden und den Kleinstaaten übrig. Es hätte für einen Realpolitiker jetzt nahe gelegen, die österreichischen Vorschläge auf Erneuerung des alten Bundes unter Anerkennung der Parität der beiden Großmächte und Erweiterung der preußischen Macht in Norddeutschland, anzunehmen. Anders Radowitz. Preußen stand im Dienste der deutschen Idee, es hatte die Pflicht, in deren Sinne zu wirken, die Pflicht auch, bei den treuen Staaten auszuharren. Anderseits aber hatte es kein Recht, die unter seinen Verbündeten mit Zwang zurückzuhalten, die aus dem Bunde ausscheiden wollten. Diese Politik beinahe gewollter Machtlosigkeit konnte selbst unter den günstigsten Verhältnissen nicht zum Ziele führen; aber die Schwierigkeiten waren groß. Sie lagen in der romantischen Befangenheit des Königs und seiner Unfähigkeit, einen gewagten Entschluß zu fassen. Wäre das engere Reich Wirklichkeit geworden, so hätte er noch ein zweites Parlament, den Reichstag, auf dem Halse gehabt; und schon das eine preußische war ihm ein Greuel. Die deutschen Regierungen erkannten immer deutlicher die Schwäche des Königs; den Unsicheren stärkte die Wiederherstellung der staatlichen Autorität in Österreich den Rücken.

Schwarzenberg nutzte das Zugeständnis Radowitz' von der Gültigkeit des alten Bundesrechts meisterlich aus, sobald er die Kraft dazu hatte. Während in Preußen nichts Entscheidendes für die Verwirklichung der Union geschah, berief Schwarzenberg am 26. April 1850, wie wenn die beiden letzten Jahre nicht gewesen wären, als Präsidialmacht des Deutschen Bundes das Plenum des Bundestags nach Frankfurt, mit der ausdrücklichen Erklärung, daß dessen Beschlüsse auch für die nicht erschienenen Mitglieder bindend sein sollten. Bei Wiederherstellung des Bundes war natürlich eine Fortsetzung der preußischen Einheitspolitik unmöglich; Preußen mußte sich unterwerfen oder an die Entscheidung der Waffen appellieren. Zunächst geschah keins von beiden. Ein Teil der preußischen Verbündeten erkannte den Bundestag an und schied damit tatsächlich aus dem engeren Bunde aus; ein anderer hielt sich mit Preußen vom Bundestag fern; aber diesen entzog sich nun der König. Nicht daß er das Bündnis gekündigt hätte; das wäre Rechts- und Treubruch gewesen; er erklärte auf Radowitz' Rat, die „Union" könne bei ihrem geminderten Umfang nicht mehr ausgeführt werden, aufgegeben sei sie aber damit nicht.

So war denn Deutschland gespalten in die Partei des österreichischen Bundestags, der den Anspruch erhob, für ganz Deutschland bindende Beschlüsse fassen zu dürfen, und in die kleine Partei der preußischen Union, an deren Namen Radowitz wenigstens mit Zähigkeit festhielt. Auf der anderen Seite dachte Schwarzenberg nicht im entferntesten an Nachgiebigkeit. So schien das Schwert entscheiden zu müssen. Die Spannung war schon infolge weitgehender Forderungen Schwarzenbergs recht hoch, als die kurhessische Frage zum Ende führte. Der Kurfürst rief, obgleich noch Mitglied der Union, gegen sein ungehorsames Ländchen die Hilfe des Bundestags an, und Österreich und Bayern erklärten sich bereit, in diesen mitten zwischen den preußischen Gebieten gelegenen Staat einzumarschieren. Preußen konnte dies schon als Unionsvorstand nicht dulden. Indes sollte es einen Krieg wagen um der geschwächten Union willen, die es nicht rechtlich, aber tatsächlich schon aufgegeben hatte? Bekanntlich trugen die beiden deutschen Mächte ihren Streit vor das Forum des damaligen Schiedsrichters von Europa, des Zaren Nikolaus des Ersten. Es entsprach nur der Logik der Tatsachen, daß Preußen hier eine Niederlage erlitt, die in der Konvention von Olmütz dann aller Welt offenbar wurde, eine Niederlage, zu der die Politik des kraftlosen Doktrinarismus hatte führen müssen.

Zu Beginn des hessischen Konflikts, am 26. September 1850, war Radowitz Minister des Auswärtigen geworden; „mein Gefühl dabei ist kein gutes, es ist nirgends Material zu wirklichem Aufbau." In solcher Märtyrerstimmung führte er sein Amt ohne den frohen Tatenmut des wahren Politikers, nur davon durchdrungen, „die Verpflichtung gegen die deutsche Nation wahren", nicht die Rechte Preußens kräftig vertreten zu müssen. Am 2. November, als die Entscheidung Friedrich Wilhelms zugunsten unbedingter Nachgiebigkeit gegen Österreich fiel, erbat er seinen Abschied in dem Bewußtsein, nichts erreicht, aber auch „nie mich selbst gesucht" zu haben. Seinem deutschen Ideal ist er treu geblieben; er hat später erkannt, daß es nur durch Machtpolitik, durch große Kämpfe zu erreichen sei; sein früher Tod (1853) hat ihn freilich sein gelobtes Land nicht mehr sehen lassen.

Wer den Wunsch hat, sich eingehender mit diesem merkwürdigen Manne zu beschäftigen, greife zu dem kürzlich erschienenen wertvollen Werk von Friedrich Meinecke „Radowitz und die deutsche Revolution" (Verlag von Ernst Siegried Mittler und Sohn, Berlin 1913), das, obgleich es ein selbständiges und in sich abgeschlossenes Ganzes ist, zugleich den Schlußband des Werkes „Joseph Maria von Radowitz" von Dr. Paul Hassel bildet. Meineckes Buch ist epochemachend für das Verständnis Friedrich Wilhelms des Vierten und seiner Zeit. Er wäre der berufene Biograph dieses Königs. Radowitz' ausgewählte Schriften sind von Wilhelm Corvinus in drei Bänden herausgegeben worden und bei J. Habbel in Regensburg erschienen. Die anscheinend unter klerikalem Gesichtspunkt erfolgte Auswahl ist nicht recht befriedigend.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Literaturgeschichte

Die Geschichte von Hakon, Hareks Sohn, die Adolf Dreßler in deutscher Übersetzung in Heft 44 des Jahrgangs 1913 der Grenzboten veröffentlicht hat, ist als Söguthättr af Hákoni Hárekssyni im 11. Bande der Fornmanna sögur abgedruckt, jener Sammlung von Sagen und Geschichten der Alterleute, die im Jahre 1828 in Kopenhagen erschienen ist.

Ein thättr ist eine Erzählung aus dem Leben eines einzelnen Mannes, die unverarbeitet zwischen Sagen größeren Umfanges und Zusammenhanges stehen, und solche thaettir finden sich in allen Sagen eingestreut.

Der thättr von Hakon mischt in seltsamer Weise verschiedenartige Motive. Der Eingang der Erzählung, etwa bis zur Ankunft Vigfus-Hareks beim Dänenkönig Svein (1047 bis 1074) ist ganz im Tone altnordischer Erzählungskunst gehalten und unterscheidet sich nicht wesentlich, weder im Vortrag noch in den Motiven von den übrigen sögur. Dann aber drängen phantastische und märchenhafte Motive stark nach vorn. Nicht der Glaube an den Zauber und seine gestaltändernde Kraft ist das Auffällige, derartiges findet sich wohl auch sonst. Erst mit dem Motiv von den drei Ratschlägen tritt ein nicht bodenständiges Moment ein, wenngleich ein uralter und weitverbreiteter Behelf epischer Erzählung. Er ist am deutlichsten im Ruodlieb ausgeprägt, jenem altdeutschen Roman in lateinischer Sprache, in dem die Anwendung der erhaltenen zwölf Ratschläge den Gang der Ereignisse bestimmt und ausmacht. Auch hier finden sich die Räte, die im thätt der König Svein gibt, als erster „traue keinem Roten!" Und es ist kein anderes Motiv, wenn Parzival die Ratschläge seiner Mutter mißverständlich befolgt. Es dient dieses Motiv also als ein Gerüste, das mancher Geschichte die innere Geschlossenheit gibt. Aber auch sonst ist unser thättr rund und ohne Überschuß gebaut. Jede Vordeutung findet ihre Erfüllung und wenn z. B. Vigfus versichert, er werde Svein rühmen vor allen, so erfüllt er sein Versprechen vor dem trügerischen Engländerkönig aufs beste.

Bloß ein Motiv unter andern, ganz ohne beherrschende Stellung ist jenes, das uns unter dem Titel des Ganges nach dem Eisenhammer durch Schiller geläufig ist. Auch dieses gehört zu den internationalen Erzählungs- und Märchenmotiven, deren Ursprung, aber auch deren Verbreitung sehr schwer oder gar nicht zu ermitteln ist. Schiller, dessen Ballade mit unserm pátt natürlich nur sehr mittelbar zusammenhängt, schöpfte aus einer französischen Quelle: Les contemporaines on avantures de plus jolies femmes de l'âge présent. Der treue Fridolin heißt hier Champagne, sein Gegner Pinson, dit Bléro, die Gräfin la comtesse de K.... Woher Schiller die Namen hat, ist oft nachzuweisen versucht worden; man entdeckte eine Gräfin von Saarwerden, die das Urbild der Kunigunde von Savern sein sollte, man suchte die Ballade zu lokalisieren, und endlose literarische Fehden, die in Picks Monatsschrift für die Geschichte Westdeutschlands und anderswo ausgefochten wurden, drehten sich um diese Frage.

Außer der französischen kennt man noch eine portugiesische Fassung, ja eine indische usw. Eine meistersängerische Bearbeitung

des Motivenkomplexes in der gedretten frid weis stammt von Caspar Klipisch, und es ist merkwürdig, daß sich auch in dieser kunstarmen Dichtung die Ratschläge noch vorfinden, freilich in ganz verschwommenen Umrissen und nur lose mit der Erzählung verknüpft:

Ein alter Vatter gab zu Ehren
Seinem Sohn letzlich drey lehren..
Darnach solt er Untugent fliehen
böser gesellschafft sich entziehen
andrer leute trauren
Solt er sich lasen tauren
Und mit den frölichen der Zeit geniesen.

Die Dreizahl der Räte ist verloren, der Zusammenhang gelöst, und es ist nur ein Rudiment, wenn es später heißt, der fromme Knecht sei in die Kirche gegangen, „nach seines Vatters lehr zu beten." Immerhin scheint der Schluß erlaubt, daß die drei Ratschläge zum ursprünglichen Sagenbestande gehörten. Andere Motive, z. B. die Verleumdung wegen der Buhlschaft mit der Königin (Gräfin), die ja in der altnordischen Überlieferung fehlt, rücken Meister Klipisch näher an Schiller. Hier findet sich auch noch, wie in den meisten Bearbeitungen, ein „kalckpfül", ein Kalkofen, in dem der Unglückliche verbrannt wird; im Nordischen ist es ein Scheiterhaufen, später tritt dann der Eisenhammer an diese Stelle.

Erst Schillers Dichtung hat die Erzählung wahrhaft volkstümlich gemacht. Sie ist in alle Sprachen übersetzt, der Stoff ist in alle poetischen Formen gegossen worden. Es gibt z. B. nicht wenige deutsche Dramen, die diesen Vorwurf behandeln; sie sind freilich längst verschollen, und selbst eine große romantische Oper von Reil aus dem Jahre 1838 ist vergessen, wenngleich kein Geringerer als Konr. Kreutzer sie in Musik gesetzt hatte.

Dr. Karl Polheim in Graz.

Jean Pauls „Titan", gekürzt herausgegeben von **Hermann Hesse**, Insel-Verlag, Leipzig, 2 Bände (Bibliothek der Romane). Dichterwerke in Bearbeitungen zu lesen, hat ja immer etwas Mißliches; und wer einen Schriftsteller erst einmal liebgewonnen hat, wird sicher nicht wollen, daß sich ein Dritter zwischen Autor und Leser stelle. Und doch gibt es Fälle, in denen man wünschen muß, daß ein vorsichtiger Kenner den verwachsenen Weg zu einer großen Persönlichkeit zunächst einmal wieder öffne. Unter zwei Bedingungen sind dann Bearbeitungen zu loben und zu wünschen: wenn es dem Vermittelnden wirklich nur darauf ankommt, den eigentlichen poetischen Kern eines Werkes durch Fortträumen von Anhängseln deutlicher erkennbar zu machen, und wenn er sich darauf beschränkt, zu dem Dichter, den er einem größeren Leserkreise empfehlen will, hinzuführen — nicht aber sich einbildet, durch seine Bearbeitung ein besseres Werk zu schaffen, als es der Urdichter hervorzubringen vermochte.

Es gibt kaum Dichterwerke, denen man — allen Bedenken zum Trotz — gute Bearbeitungen so sehr wünschen möchte, wie den großen Romanen Jean Pauls. Und Hermann Hesse zeigt die erforderliche liebevolle Bescheidenheit Jean Paul gegenüber, wenn er im Nachwort seiner „Titan"-Bearbeitung sagt: „Der ungekürzte „Titan" steht jedermann zur Verfügung; ich bin mehr als zufrieden, wenn meine Kürzung für viele Leser nur einen Weg zum Original bedeutet. Daß mein „Titan" irgend besser sei als der alte, habe ich keinen Augenblick geglaubt. Daß er sehr vielen heutigen Lesern zugänglicher sein wird, und daß viele ihn nun lesen werden, die es sonst nicht getan hätten, das hoffe ich bestimmt."

Jeder Umsichtige wird eine Bearbeitung des imposanten Jean Paulschen Romans, die unter solchen Gesichtspunkten unternommen ist, billigen und ihr weite Verbreitung wünschen. „Blütenlesen" aus seinen Schriften verdammte Jean Paul selbst, als unbefugte Zerpflückungen organischer Gebilde*). Nicht aber um eine Blütenlese handelt es sich bei Hesses Arbeit, sondern es ist gerade die Heraushebung des organischen Kernes aus dem „Titan" durch Streichung etwa eines Viertels angestrebt. Wir besitzen jetzt zwei derartige Versuche für Jean Paul Leser zu werben:

*) Begreiflich ist es ja gewiß, daß gerade aus Jean Paul immer wieder Anthologien gezogen werden. Jüngst erschienen: „Worte Jean Pauls", herausgegeben von Waldemar Jensen (Verlag von Bruns, Minden).

außer dieser Hesseschen Ausgabe des „Titan“ die Bearbeitung des „Siebenkäs“ durch Brix Förster, den Enkel des Dichters (Stuttgart 1891). Hesse hat sich noch enger als Förster an den Jean Paulschen Wortlaut gehalten; sein Umformen besteht ganz im Weglassen des allenfalls Entbehrlichen. Daß man bezüglich der Auswahl solcher zu streichender Stellen auch einmal anderer Meinung sein kann als der Bearbeiter, ist selbstverständlich und soll nicht in tadelndem Ton gesagt werden. Hesses Grundprinzip ist das richtige. Zur weiteren Bearbeitung scheint er zunächst die „Flegeljahre“ Jean Pauls in Aussicht genommen zu haben, eine Aufgabe, die ihm mit Recht als die gefährlichere erscheint, obwohl die Operation dort geringere Teile fortzuschaffen hat. Aber die Arbeit wäre lohnend; einen großen Leserkreis möchte man den „Flegeljahren“ besonders wünschen: sie sollten ein deutsches Nationalbuch sein.

Wer übrigens den Einfluß des Dichters der „Flegeljahre“ und des „Wuz“ in Hesses eigenen Romanen verspürt hat, wird sich keinen Augenblick darüber wundern, daß gerade Hesse Neigung und Beruf fühlt, für Jean Paul zu wirken.

Karl Freye in Berlin

Tagesfragen

Moderne Krebsbehandlung und Öffentlichkeit. Wieviel Mittel gegen bösartige Geschwülste haben wir in den letzten zwei Jahrzehnten nun eigentlich erlebt? Sera, interne Präparate, Strahlen mit allen möglichen Buchstaben des griechischen Alphabetes. Vor einem Jahr etwa wurde wieder einmal die Arsenikbehandlung, die schon Billroth in seinen Kliniken angewandt hatte, neu entdeckt. Und in irgendeinem Krankenhaus besann man sich gar auf das gute alte Schöllkraut, das in verstaubten pharmakologischen Scharteken aus dem Beginn des neunzehnten Jahrhunderts als probates Mittel gegen „den“ Krebs empfohlen wird. Wir sind von Resignation zu Resignation getaumelt, seit im Bewußtsein der Menge die Furcht vor bösartigen Geschwülsten mächtig geworden ist. Ist es der Enttäuschungen am Ende nicht genug?

Wie steht denn heute eigentlich die Frage? Der Laie gemeinhin hofft auf die Entdeckung des Krebserregers, und die Tagespresse sekundiert ihm, indem sie von Zeit zu Zeit die Feuilletonspalten mit der Kunde von der endlichen Verhaftung des Übeltäters füllt. Und im Laboratorium wird die Hoffnung ihn je zu finden, kleiner und kleiner: überwiegt immer mehr die Ansicht, daß kein geformtes Lebewesen, Bazillus oder Protozoon — die Geschwülste hervorruft. Dort wird es immer gewisser, daß die bösartige Geschwulst nichts anderes ist, als das explosive, anarchistische Wuchern einer einzigen jugendlichen, embryonalen Zelle, die jahrzehntelang von der Entwicklung vergessen im Körper lag und nun, durch irgendeinen äußeren Reiz aus dem Schlaf geweckt, sich auf ihre — Jugendkraft, auf ihre gewaltige, bisher ungenützte Vermehrungsfähigkeit besinnt und dem Körper zum Verderben zu wuchern anfängt.

So liegen die Dinge heute. Und mit dieser Erkenntnis müssen wir uns klar werden, daß wir bei der Vernichtung einer bösartigen Geschwulst offenbar gegen unser eigen Fleisch und Blut zu Felde ziehen, gegen unsere ureigene menschliche Körperzelle. Die Aussichten auf einen Erfolg sind also wesentlich geringer als bei einer Behandlung von Infektionskrankheiten. Denn dort soll ja (und kann auch) ein Fremdling, ein Einbrecher getötet werden. Dort verfügen wir über chemische und vor allem dem Körper selbst als Sera entnommene Gegenmittel, deren Affinität zum Leibe des Eindringlings allein außer allem Zweifel steht. Hier aber treffen wir mit allem, was wir unternehmen, das eigene, auch das gesunde Gewebe. Das ist die innerste und bisher trostloseste Schwierigkeit des Karzinomproblems.

Mittel, auch die Krebszelle zu vernichten, besitzt die Medizin seit Jahrzehnten. Aber sie zerstören eben auch das gesunde Gewebe. So ist nun natürlich alles Bemühen darauf gerichtet, Stoffe zu finden, die chemisch oder biologisch nur mit der Krebszelle verwandt sind, mithin nur auf die Krebszelle wirken können. Diese „elektive“ Wirkung war die große Hoffnung dieses Sommers, als man in Radium und Mesothorium sein Heil suchte. Und eben diese Hoffnung hat sich bisher zum mindesten — nicht erfüllt. Gewiß, das

Krebsgewebe schmilzt unter der Einwirkung des Mesothoriums „wie Butter an der Sonne" (so drückte sich der eine Berichterstatter auf der Wiener Tagung deutscher Naturforscher und Ärzte aus), aber — es richtet, in wirksamer Menge angewandt, in der Umgebung rücksichtslose Verwüstungen an, und wirkt in kleinerer Menge ungenügend. Das ist, nach ein paar Monaten eines vorzeitigen Optimismus, das traurige Ergebnis. Einstweilen!

Vorläufig ist also zum Jubel kein Grund. Vor der Hand muß von den Ergebnissen in stiller emsiger Arbeit die Entscheidung abgewartet werden, ob den Stoffen Radium und Mesothorium nicht doch wenigstens eine Spur von jener erhofften „elektiven" Kraft innewohnt. Ob die beiden nicht doch eine bescheidene chemische Verwandtschaft zu irgendeinem unbekannten Stoffe haben, der der Krebszelle allein, nicht aber der normalen Körperzelle innewohnt. Und endlich: ob es nicht doch einmal gelingt, die richtige Technik der Anwendung auch in zarten inneren Organen zu finden.

Man sieht: eine Angelegenheit, die viel Zweifel und nicht eben viel Hoffnung birgt. Grund genug, sie als solche zu behandeln, mit aller Energie, aber auch mit allem Skeptizismus und vor allem: mit aller Verschwiegenheit. Mußte es wirklich so kommen, wie wir es in diesem Sommer erlebten? Mußten wir wieder einmal laut jubeln, um schließlich eine neue Enttäuschung zu erleben? Es ist immer das alte Spiel: ein Mittel wird entdeckt, von womöglich unberufener Seite, in der Öffentlichkeit beschwatzt, bejubelt. Und wenn schließlich törichte Blütenträume nicht reifen, wird der Wert des Neuen womöglich unterschätzt. Kochs Tuberkulin, Ehrlichs Präparat (das dem Forscher bekanntlich vom Berliner Tageblatt den Charakter als Christus eintrug), tausend weniger bekannte Erfahrungen der gleichen Art und der gleichen Enttäuschung — war es wirklich nicht genug? Mußte man wieder, bevor von kundigem, wissenden Munde der Spruch gefällt war, die Öffentlichkeit mit einer unentschiedenen Sache beunruhigen, mit Mesothoriumkonzerten Münchener Angedenkens kleinen Aufdringlingen ihr Lokalrühmchen auffrischen und am Ende tausend Hoffende enttäuschen und (was fast schlimmer ist) in den weitesten Kreisen einen unfruchtbaren Pessimismus säen?

Ich habe es nicht unternommen, diese Enttäuschung zu mehren. Im Gegenteil, unter allen Umständen soll die geringe Aussicht, die heute die radioaktiven Substanzen noch gewähren, weiter erforscht werden. Aber nicht in Feuilletonspalten, sondern im Laboratorium. Und kein Wort sollte hinfort über die Lippen ernster skeptischer Forscher kommen, bevor am siechen Menschenleib und unter dem Mikroskop die Wirksamkeit der Stoffe erwiesen wird.

Wir brauchen die Öffentlichkeit zur freiwilligen Spende zunächst nicht. Sind wir ein Bettlervolk, dessen Staatskassen versagen, wo ernste Wissenschaft die Mittel heischt, die Todesnot von Zehntausenden zu lindern? Und haben wir, wenn nun durchaus private Spender herangezogen werden müssen, im Großkapital keine Gentlemen, die das, was sie heute öffentlich stiften, auch in aller Stille dem Forscher nicht verweigern, der sie im Zwiegespräch auf eine Möglichkeit aufmerksam macht, zu Hilfe und Heilung zu gelangen?

Der Arzt, der Biolog mag in seiner Werkstatt Hoffen und Fürchten in jähem Wechsel durchleben, wie es sein bitterer Beruf ist, der Skeptizismus und Verzicht heischt. Die draußen aber sollen nicht das Bangen und Sorgen jener allmorgendlich auf Holzpapier miterleben. Wir sollen uns hüten, mit unzeitigem törichten Popularisieren dieser Dinge Arm und Herz zu lähmen. Mit Furcht und elendem Hypochondertum.

Biologus

Theater und Kino. Auf diesen Blättern ist schon mehr als eine Meinung über dies Thema ausgesprochen. Da sei es denn erlaubt, vorzutragen, was das Theater vom Kino lernen kann.

Ein Ersatz für das Theater ist das Kino nicht geworden und wird es auch kaum werden. Wohl aber hat es seinen großen Aufschwung unter anderem dem zu danken, daß es eine Rolle des Theaters übernommen hat, die Schaulust zu befriedigen. Vorläufig ist es dem Publikum gleich, ob es ein Kamel vorüberführen sieht, oder einen neuen Luft-

schifftyp oder die Verhaftung eines gerade berühmten Luftmörders. Das Gemeinsame ist lediglich das Ungewohnte, das Erregende. Dazu muß aber die Handlung kommen, das Leben. Das ausgestopfte Kamel in seinem Glaskasten, die Zeichnung des Luftschiffes und der photographierte Verbrecher haben nur noch einen Rest von Interesse. Wenn also nun Scharen aus dem Theater bleiben und ins Kino gehen, so ist vielfach der Grund der, daß das Kino sachlich interessantes in Handlung vorführt. Mag auch der Gegenstand oft genug albern und die Handlung auf ein stummes Schattenbild reduziert sein. Auch diese Rudimente ziehen noch.

Daß das Theater stärker zieht, haben die Schülerversuche in Hannover, über die kürzlich berichtet wurde, bewiesen. Aber allerdings wurde Schiller vorgeführt. Da geschieht etwas und man sieht Tell und den Landvogt, Leute, denen man nicht vorher auf der Georgstraße begegnet war.

Ein großer Teil unserer modernen Dramatik verzichtet aber auf das Ungewöhnliche, auf Tempel und Männer in Rüstungen, Ajax und Wallenstein oder moderne Gardekürassiere im Küraß. Derartiges ist nun aber einmal für die Menschen interessanter als ein schnapsduftender Fuhrmann in einer Proletarierwohnung. Dies Manko kann wohl in Cliquen (die gemeinten sagen Gemeinden) durch literarische Werte auf einige Zeit ersetzt werden, aber nicht auf die Dauer und nicht fürs Volk. Anderseits ist „literarische Bedeutung" durchaus kein Gegner einer Einkleidung in sehenswerte Formen. Diese Formen für die Ideen zu finden ist auch Kunst. Sie ist quasi das hochzeitliche Kleid, ohne das schon mancher zurückgewiesen wurde, der zum Fest kam. Wagner hätte die philosophische Idee seines Parsival ja auch in der Seele eines skrophulösen modernen Proletariers vorführen können. Es ist sehr zu bezweifeln, ob er damit eine dauernde und starke Wirkung erzielt hätte. Und ob die Gedichte unserer Klassiker so allgemein und als Kunstwerke wirken würden, wenn sie im Dialekt, „von eme alde Frankforder" oder im schwäbischen Dialekt geschrieben wären, ist wohl nicht zweifelhaft.

Mit der naturalistischen Periode, deren Wert für die Entwicklung der Literatur und des Theaters damit durchaus nicht bestritten werden soll, ist aber ein großer Teil des Publikums aus dem Theater herausgespielt.

Den Gründlingen im Parkett (sie sollen bisweilen auch in den Logen sitzen) kann man, wenn man einmal für das Theater schreibt, viele Konzessionen machen. Darunter leidet der „literarische Wert" eines Stückes so wenig, wie der moralische, vide Shakespeare. Und mit diesen Konzessionen behält man die Leute und kann ihnen auch das eingeben, worauf es einem selber ankommt, notabene, wenn man ihnen etwas zu sagen hat. Vom literarischen Wert allein lassen sich nur die vom Handwerk locken. Das hat doch wohl die Theatergeschichte erwiesen. Auch die Ausstattung tut es nicht, besonders nicht ihre Wahrheit. Das Kino beweist es. Es ist fast immer nur schwarz und weiß und das wird widerspruchslos angenommen. Und gar die Wahrheit? In der Besprechung einer Aufführung der Iphigenie wurde getadelt, daß der Tempel jonisch, ich glaube sogar in einer späteren Nuance dieses Stils gebaut war. Er hätte aber archaisch-dorisch sein sollen nach Meinung des Kritikers.

Ich habe das Geburtsjahr der Iphigenie längst vergessen und ähnlich ist es wohl den meisten anderen Zuschauern auch gegangen. Und viele werden — horribile dictu — vielleicht nicht einmal gewußt haben, in welchen Jahrzehnten die ersten Tempel in entwickelten jonischen Formen errichtet sind. Wenn eine Geschichte so alt ist wie die der „Iphigenie", dann kommt es eben für eine künstlerische Darstellung auf ein paar Jahrhunderte auch nicht mehr an.

Die Regisseure und die zu ihrer Aufsicht bestellten Kritiker denken freilich anders. Das Resultat haben sie. Sie haben es aber noch an einer anderen Stelle: in der Rechnung über den Fundus. Eine Provinzialstadt von einhundert- bis zweihunderttausend Einwohnern „braucht", wenn sie ein Theater baut und dem Publikum alle Arten von Dramen vorführen will, einen Fundus für 300 000 Mark. Und dann noch jahrelang für Einstudierungen aller möglichen Stücke jährlich 50- bis 100 000 Mark. Götz und Wallenstein können natürlich nicht in gleichen Rüstungen gespielt werden und Faust braucht wieder andere Kostüme.

Es liegen ja auch wohl praeter propter einhundertundzwanzig Jahre dazwischen. So geht es mit der übrigen Ausstattung auch.

Mit der teuren Ausstattung, den riesigen Bühnen — zugegeben, daß sie für einen Teil der großen Opern und einige Dramen relativ notwendig sind — wird aber die bauliche Anlage überhaupt teuer. Die elektrischen Anlagen sind so ausgebildet, daß man sich kaum noch Beleuchtungen denken kann, die nicht in gewissem Sinne nachgeahmt werden können. Also werden immer raffiniertere Beleuchtungsanlagen angeschafft. Mag auch die Anlage Zehntausende und Tausende jährlich der Betrieb erfordern. Das „künstlerische Bühnenbild" soll das alles verlangen. Das ist zwar nicht wahr. Es heißt Mücken seigen und Kamele verschlucken, wenn man allerlei Dämmerungserscheinungen (aber auf etliche Sekunden oder fünf Minuten zusammengedrängt) vorführt, während man die tollsten Unmöglichkeiten der Raumperspektive in den Kauf nimmt. Von Luftperspektive ganz zu schweigen.

Wenn wir nun aber das Geld aufwenden können und um der (angeblich so geliebten) Kunst willen auch ausgeben wollen?

Einige reiche Anstalten mögen das tun und gut, daß sie es tun, aber erstmal brauchen wir billige Theater. Man muß heute reich, leichtsinnig oder fanatischer Theaterliebhaber sein, um oft ins Theater gehen zu können. Und doch braucht ein gesunder Theaterbetrieb ein großes Stammpublikum. Nicht eins, das die in dieser Saison neuen Stücke oder einen Teil von ihnen kennen lernen will. Ein Stück, das man nicht mehrmals gern sieht, ist nicht wert, aufgeführt zu werden. Das Publikum hat an der Schauspielkunst erst den höchstmöglichen Genuß, wenn es sieht, wie der ganz bestimmte, bekannte Schauspieler eine bestimmte Rolle wiedergiebt. Und der Schauspiel- oder Sangeskunst dient doch das Theater. Oder ist es der Apparat, das Publikum mit den neuesten eben erworbenen Schlagern der Berliner Bühnen bekannt zu machen?

Deshalb, weil das Stammpublikum die Hauptsache für ein gesundes Bühnenunternehmen sein muß (außer in Städten, die sich auf Fremdenverkehr verlassen können), müssen die Preise billig sein. Das Theater soll eine künstlerische Unterhaltung, in diesem Sinne eine moralische Anstalt — man kann auch sagen eine ästhetische — sein. Und dafür ist das Publikum so ziemlich da. Daß man ihm daneben literarische oder patriotische, religiöse oder sonstige Werte nahe bringt, ist sehr schön, aber das Eigentliche ist das Spielen oder das Singen. Das Stück ist das Instrument, auf dem der Schauspieler seine Kunst zeigt. Man wird wünschen, daß es ein edles Instrument sei, aber das Spezifische ist immer das Spiel.

Und das Theater braucht den teuren Apparat, die Ausstattung, die Lichtspielereien („Effekte") nicht, braucht den Palast nicht, braucht auch die sogenannte Naturwahrheit nicht. Was es darbieten muß, ist Handlung, und zwar gegenständlich interessante. Alles andere, sittlich oder unsittlich, Kunst oder Kitsch, Wahrheit oder Lüge, ist für die Anziehungskraft fast gleichgültig.

Und es ist noch sehr die Frage, ob die gemeine, zotige Darstellung erotischer Beziehungen im menschlichen Leben — die nun einmal bestehen und interessieren —, oder die künstlerische, also auch nie schamlose Wiedergabe ein größeres und zahlungswilligeres Publikum hat. Ebenso ist es mit den übrigen Themen, die uns interessieren. Auch eine satirische Darstellung aus dem Leben, dem des einzelnen und der Politik, fände ein Publikum, so gut wie die satirischen Blätter. Erst recht die großen Vorgänge der Geschichte, die ja auch (besonders allerdings die anekdotischen) im Kino ziehen. Was ethisch, dichterisch, künstlerisch hineingelegt wird, ist in der kleinen Schar der kulturell höchststehenden allerdings ausschlaggebend für ihr Urteil — noch nicht einmal durchweg für den Besuch. Dies Urteil wird sich wohl mit dem der Nachwelt decken. Aber auf die wirtschaftlichen Aussichten ist der Einfluß gleich Null. Wie figura auch heute zeigt. Mags den Herren von der Kritik behagen oder nicht.

In puncto Lokal, Ausstattung, Lebenswahrheit, Lichteffekte usw. werden große — ja alle Konzessionen vom Publikum gern gemacht, ebenso in puncto Witz, literarische Bedeutung usw. Aber man verlangt das zu sehen, was nicht alltäglich ist, was nicht all-

tägliche Vorstellungen und Empfindungen hervorruft und was stark reizt, also lebt, sich bewegt. Und diesem Programm entspricht trotz viel geringerer Eignung eben oft das Kino mehr, als das Theater. Daher der Erfolg. F. Paulsen in Aachen

Philosophie

Preisaufgabe. Die Kant-Gesellschaft (Geschäftsführer: Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Vaihinger-Halle) schreibt ihre siebente (Jubiläums-) Preisaufgabe aus, deren Dotierung durch die Spenden von Behörden, Magistraten und zahlreichen einzelnen Persönlichkeiten möglich geworden ist. Der 1. Preis beträgt 1500 Mark, der 2. Preis 1000 Mark, der 3. Preis 500 Mark. Nachträgliche Erhöhung der Preise ist nicht ausgeschlossen, falls weitere Beiträge zu dem Preisfonds einlaufen. Das Thema des Preisausschreibens, zu welchem der Direktor der Bibliothek des Herrenhauses, Dr. Thimme, die erste Anregung gegeben hat, lautet: „Der Einfluß Kants und der von ihm ausgehenden deutschen idealistischen Philosophie auf die Männer der Reform- und Erhebungszeit." Auf einzelne dieser Männer, z. B. auf Theodor von Schön, näher einzugehen, ist den Bearbeitern freigestellt. Preisrichter sind Geheimer Reg.-Rat Prof. Dr. Max Lenz-Berlin, Geheimer Hofrat Prof. Dr. Friedrich Meinecke-Freiburg i. B., Prof. Dr. Eduard Spranger-Leipzig. — Die näheren Bestimmungen nebst einer Erläuterung des Themas sind unentgeltlich und portofrei zu beziehen durch den stellvertretenden Geschäftsführer der Kant-Gesellschaft Dr. Arthur Liebert, Berlin W. 15, Fasanenstraße 48.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3990, des Verlags: Amt Lützow 6516.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 28/29.

Pädagogium

Zwischen Wasser u. Wald äusserst gesund gelegen. — Bereitet für alle Schulklassen, das Einjährigen-, Primaner-, Abiturienten-Examen vor. Auch Damen-Vorbereitung. — Kleine Klassen. Gründlicher, individueller, eklektischer Unterricht. Darum schnelles Erreichen des Zieles. — Strenge Aufsicht. — Gute Pension. — Körperpflege unter ärztlicher Leitung.

Waren in Mecklb.
am Müritzsee.

Der Inhalt des Dreibundes

Die Erſchütterungen, die das europäiſche Staatenſyſtem durch die Balkanwirren der letzten Jahre erfahren hat, hat zwar nicht zu einer neuen Gruppierung der Mächte, aber doch zu einer gewiſſen Abwandlung ihrer Beziehungen untereinander geführt. Zwiſchen Deutſchland und England hat eine Annäherung ſtattgefunden. Anderſeits beklagt man ſich in Öſterreich-Ungarn darüber, daß Deutſchland ſeinen Bundesgenoſſen in der letzten Balkankriſis nicht ſo energiſch unterſtützt hätte, wie während der bosniſchen Frage von 1908/09. Das hat zu einer Erörterung des Weſens und der Aufgaben des Dreibundes Anlaß gegeben; und jetzt hat kein geringerer als Dr. Heinrich Friedjung in der Cottaſchen Monatsſchrift „Der Greif“ einen Aufſatz über den „Inhalt des Dreibundes“ veröffentlicht. Allein die Theſen, die der berühmte Wiener Hiſtoriker und Publiziſt hier aufſtellt, machen doch auf reichsdeutſcher Seite eine ſorgfältige Prüfung notwendig, und man wird ſich mit ihnen ſowohl nach der hiſtoriſchen als nach der politiſchen Seite auseinanderſetzen müſſen.

Von den Bündnisverträgen, die zwiſchen dem Deutſchen Reiche, Öſterreich-Ungarn und Italien geſchloſſen ſind, kennen wir nur den Text des deutſch-öſterreichiſchen Bündniſſes von 7. Oktober 1879, der am 3. Februar 1888 veröffentlicht wurde; und der Schlußband der wertvollen Biographie Andraſſys von Eduard von Wertheimer hat uns nun auch die aktenmäßige Entſtehungsgeſchichte dieſes Bündniſſes erſchloſſen. Aber alle ſpäteren Bündnisurkunden ſind geheim geblieben. Wir wiſſen wohl, daß Italien am 20. Mai 1882 dem deutſch-öſterreichiſchen Bündnis beigetreten iſt, und daß der Dreibund zuerſt am 20. Februar 1887, und dann in den Jahren 1892, 1902 und 1913 erneuert worden iſt. Aber wir kennen weder den genauen Inhalt dieſer Verträge, noch auch die Form, in der ſie geſchloſſen ſind. Die herrſchende Anſicht war, daß zwiſchen Italien und Deutſchland, und zwiſchen Italien und Öſterreich-Ungarn

bis auf den heutigen Tag besondere Verträge beständen. Dagegen sagt Friedjung, seit 1887 bestehe nur ein einziger Dreibundvertrag. Indes scheinen innere Gründe gegen diese Angabe zu sprechen. Zunächst haben wir eine Verschiedenheit der Befristung; denn der deutsch-österreichische Vertrag ist ohne Frist und bedarf daher keiner Erneuerung, während die Verträge der beiden Kaisermächte mit Italien nur für bestimmte Zeiträume geschlossen und demgemäß mehrfach erneuert wurden. Ferner haben wir eine Verschiedenheit der Bündnispflichten; denn das deutsch-italienische Bündnis enthält Verpflichtungen bei einem Angriff Frankreichs, die in dem deutsch-österreichischen Vertrage fehlen. Diese Tatsachen scheinen an sich für das Vorhandensein nicht eines, sondern mehrerer Verträge zu sprechen. Außerdem haben wir das positive Zeugnis Crispis, das Friedjung unberücksichtigt läßt. In seinen Memoiren wird ausdrücklich von mehreren Verträgen gesprochen: „Die neuen Verträge," heißt es dort, „lagen fertig redigiert nach langen Austauschen von Vorschlägen und Gegenvorschlägen am 19. Februar 1887 vor; am Tage darauf wurden sie unterzeichnet" *).

Namentlich aus italienischen Veröffentlichungen ist bekannt, daß die Dreibundverträge von 1887 sich mit denen von 1882 nicht völlig decken. Nach Friedjung, der sich hier auf Mitteilungen Graf Aehrenthals und Kiderlen-Waechters beruft, enthielt der Vertrag von 1887 zum erstenmal eine besondere Bestimmung über die Zukunft des Balkans. Friedjung schreibt: „Das Wiener Kabinett erklärte, daß es ebenso wie das von Rom die Entwicklung des Status quo auf der Balkanhalbinsel wünsche; sollte Österreich-Ungarn jedoch genötigt sein, seine Grenzen in jenen Gebieten zu erweitern, so dürfe sich Italien gleichfalls auf den Balkan ausdehnen. Wenn Oesterreich," fährt Friedjung fort, „die Hand auf Mazedonien oder auch nur auf den Sandschak legte, so war Italien berechtigt, eine Kompensation zu verlangen, die in Albanien, insbesondere im Hafen von Valona bestehen sollte." Aus dieser Klausel des Vertrages erklärt Friedjung die österreichische Balkanpolitik des letzten Jahres: Österreich verzichtete auf eine Expansionspolitik, damit Italien keine Kompensation fordern könnte.

Gegen diese Darstellung Friedjungs hat sich Hans F. Helmolt in zwei interessanten Aufsätzen in der Weser-Zeitung (vom 11. und 12. Oktober) gewendet. Helmolt sucht auf Grund italienischer Ministerreden nachzuweisen, daß die vorhandenen Abmachungen zwischen Österreich-Ungarn und Italien beiden Mächten eine Ausdehnung auf dem Balkan verwehrte. Diese Vereinbarungen zwischen Italien und Österreich-Ungarn seien also nicht, wie Friedjung angibt, positiver, sondern rein negativer Natur gewesen. Nun haben zwischen Italien

*) Die Memoiren Francesco Crispis. Erinnerungen und Dokumente. Herausgegeben von T. Palamenghi-Crispi. Deutsch von W. Wichmann. Berlin, F. Fontane u. Co., 1912. S. 167.

und Österreich-Ungarn zweierlei Abmachungen über den Balkan bestanden. Die eine, die Mazedonien betrifft, befindet sich in dem Bündnisvertrage selbst, und die andere, die Albanien betrifft, bildete den Gegenstand späterer Sonderabkommen, die nach Friedjung in den Jahren 1897 und 1900 zustande kamen. Über diese Vereinbarungen hat sich der italienische Minister Tittoni in der Kammerdebatte vom 14. Mai 1904 folgendermaßen geäußert:

„Wenn durch irgendeine Eventualität, die wir uns ferne wünschen, die Erhaltung des Status quo nicht länger möglich wäre, so wären wir doch jedweder Okkupation oder Teilung zwischen den Mächten entgegen, und würden statt dessen wollen, daß alle Mächte sich auf das Prinzip der Autonomie auf der Grundlage der Nationalitäten einigten. Was Österreich betrifft, so hat es wiederholt erklärt, daß es ganz und gar nicht an eine Okkupation denkt. Denn was Mazedonien betrifft, so würde eine Okkupation dem Geist und dem Buchstaben unseres Bündnisvertrages widersprechen, wenn sie ohne uns geschähe; und was Albanien betrifft, so würde sie dem Sonderabkommen gegenseitigen Desinteressements widersprechen, das Österreich mit Italien geschlossen hat" *).

Helmolt führt diese Rede gegen Friedjung ins Feld. Aber wenn man den Text sorgfältig liest, so scheint es, daß Friedjung im Recht und Helmolt im Unrecht ist. Tittoni sagt offenbar: über Albanien besteht ein Separatabkommen gegenseitigen Desinteressements; über Mazedonien aber bestimmt der Bündnisvertrag, daß eine Okkupation Österreichs nicht ohne Italien stattfinden dürfe. Demnach werden die Informationen, die Friedjung von Kiderlen und Aehrenthal erhalten hat, durch Tittonis Rede bestätigt; freilich verliert Friedjungs Enthüllung einen Teil des Reizes der Neuheit, da Tittoni jene Rede schon im Jahre 1904 gehalten hat.

Zwei Jahre später, am 24. April 1906, hat der neue italienische Minister des Auswärtigen, Graf Guiccardini, die Angaben Tittonis bestätigt. Er sagte: „Was Italien betrifft, so ist der Dreibund eine Garantie für unsere Interessen auf dem Balkan. In der Tat sichert uns, was Mazedonien betrifft, der Dreibund, wie schon mein Vorgänger, Herr Tittoni, in der Kammer erklärt hat, gegen jede ohne uns vorgenommene Änderung, und was Albanien angeht, so bietet uns ein Sonderabkommen mit Österreich-Ungarn, das ein Zusatz zu den Bündnisverträgen (man beachte den Plural!) ist, eine Sicherung gegen Änderungen, die das Gleichgewicht an der Adria berühren würden."

Neu ist jedoch Friedjungs Mitteilung, daß jene Abmachungen über den Balkan, oder genauer: über Mazedonien, zum erstenmal in den Bündnisvertrag von 1887 aufgenommen worden sind. Verhandelt hat man über diese Dinge allerdings schon vor dem Abschluß des ersten Bündnisvertrages von 1882. Wir lesen in Crispis Memoiren, daß, als die italienische Regierung Anfang 1881 in Vorverhandlungen mit Wien eintrat, sie die österreichische Regierung

*) Sei anni di politica estera. Discorsi del senatori T. Tittoni, 1912. S. 79.

sowohl über die Balkanfrage als über die Mittelmeerfrage sondieren ließ. Und sie erhielt folgenden Bescheid über den Standpunkt, den der österreichisch-ungarische Minister Haymerle einnahm: „Abgesehen von Bosnien und Herzegowina sowie von gewissen Veränderungen in staatsrechtlicher Beziehung, in Hinsicht der Souveränitätsverhältnisse und der Maßnahmen des Sultans betreffs der Zukunft dieser beiden Länder, erklärt Österreich-Ungarn den Status quo im Orient strikteſt achten und die in dem Vertrag (dem Berliner Vertrag von 1878) festgesetzte Grenze nicht überschreiten zu wollen. Über die oben erwähnten möglichen Veränderungen ... hinaus, welche sich gegebenenfalls, ohne den Status quo im Orient und die Abmachungen des Berliner Vertrages zu verletzen, vollziehen könnten, ... beabsichtigt es (Österreich-Ungarn) durchaus keine Eroberungspolitik im Orient zu betreiben, noch denkt es in irgendeiner Weise daran, in der Richtung von Saloniki und Albanien vorzugehen. Es wird den Status quo vollkommen aufrecht erhalten. Was diesen Punkt anbetrifft, ist Österreich-Ungarn bereit, alle notwendigen Erklärungen in bündiger Form abzugeben, um den festen Entschluß zu bekunden, genau im Rahmen der ihm durch den Berliner Vertrag festgelegten Grenzen zu handeln und sich von jeder politischen Ausdehnung fernzuhalten"*).

Diese Erklärung, die bereits Anfang 1881 in Wien abgegeben wurde, läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Österreich lehnt damit jede Expansionspolitik auf dem Balkan sowohl in Mazedonien als in Albanien ab; ebenso wie Crispi im Jahre 1877 im Namen der italienischen Regierung den Vorschlag Bismarcks und Lord Derbys abgelehnt hatte, sich angesichts der österreichischen Gebietserweiterung in Bosnien an Albanien schadlos zu halten**). Beide Regierungen zogen das Prinzip der Nichtausdehnung auf dem Balkan vor und haben schließlich auch daran festgehalten; das hat Helmolt mit richtigem Blick erkannt, und ganz überzeugend nachgewiesen. Das letzte Ergebnis dieser beiderseitigen Politik des Desinteressements auf dem Balkan ist die Begründung eines unabhängigen Albaniens.

Aber mit alledem läßt sich Friedjungs These über den Vertrag von 1887 sehr wohl vereinbaren. Derartige positive und übereinstimmende Informationen von Staatsmännern wie Kiderlen-Waechter und Ährenthal sollte man nicht leichthin, wie Helmolt geneigt ist zu tun, als „Mißverständnisse" von der Hand weisen. Die Kabinette von Wien und Rom waren vor und nach 1887 grundsätzlich von dem Bestreben beherrscht, keine Expansionspolitik auf der Balkanhalbinsel zu verfolgen. Aber es ist wohl möglich, daß gerade während der bulgarischen Krisis von 1886/87 die österreichisch-ungarische Regierung sich genötigt gesehen hat, angesichts der Haltung Rußlands die Möglichkeit einer eigenen Expansionspolitik auf dem Balkan ins Auge zu fassen. Dann mußte

*) Crispis Memoiren, S. 123.

**) Crispis Memoiren, S. 32 bis 35, 63, 72. — Chiala, pagine di storia contemporanea, I. 275.

sie sich mit Italien verständigen, dem sie vorher versichert hatte, daß sie keine solche Politik verfolgte; und das Ergebnis wäre die neue Vereinbarung in dem Bündnisvertrag von 1887 gewesen, der Italien für den Fall, daß Österreich sich wider Willen zu einer Expansionspolitik in Mazedonien entschließen müßte, einen Kompensationsanspruch in Albanien gewährte.

Aber wenn das der Fall ist, so fällt damit notwendig die erste These Friedjungs, daß bei der Erneuerung des Dreibundes im Jahre 1887 nur ein einziger Vertrag unterzeichnet worden sei. Denn es muß als ganz ausgeschlossen gelten, daß Bismarck einen Bündnisvertrag unterschrieben hätte, in dem eine Gebietserweiterung der Verbündeten in Aussicht genommen war. Bismarck hätte niemals mit Österreich-Ungarn ein Bündnis geschlossen, dessen absolut defensiver Charakter nicht über allen Zweifel erhaben gewesen wäre. Er hätte Österreich-Ungarn niemals die vertragsmäßige Unterstützung des Deutschen Reiches zur Erlangung eines Gebietszuwachses zugesichert; vollends nicht, wenn ein solcher Gebietszuwachs nur im Gegensatz zu der russischen Politik gewonnen werden konnte. Eins der obersten politischen Prinzipien Bismarcks war, daß Deutschland ebenso mit Rußland wie mit Österreich-Ungarn möglichst enge und freundschaftliche Beziehungen pflegen sollte. Sein politisches Ideal war der Dreikaiserbund; und als dieser im Jahre 1887 zum zweiten Male unerneuert zu Ende ging, schloß er, zur Ergänzung des Dreibundes, den berühmten Rückversicherungsvertrag.

Wenn also in einem der Dreibundverträge eine Bestimmung über einen eventuellen Gebietszuwachs für Österreich-Ungarn und Italien existiert oder existiert hat, so könnte sie nur in einem italienisch-österreichischen Vertrage vorkommen, aber sicher nicht in einem Vertrage, den Bismarck geschlossen hat. Man muß daher annehmen, daß auch bei der Erneuerung des Bündnisses im Jahre 1887 nicht ein einziger Vertrag, sondern zwei Verträge verschiedenen Inhalts unterzeichnet worden sind, nämlich der deutsch-italienische und der österreichisch-italienische, während das deutsch-österreichische Bündnis keiner Erneuerung und somit keines neuen Vertrages bedurfte.

Wir wenden uns hiermit den politischen Thesen Friedjungs zu. In den Abmachungen über den Orient, meint Friedjung, läge die Schwäche des Dreibundes. Er habe in den letzten Ereignissen eine geringere Schlag- und Stoßkraft als die russisch-französische Allianz gezeigt. Hätte Österreich-Ungarn Bismarcks ursprünglichen Plan eines generellen Bündnisses angenommen, so wäre damit auch eine Bürgschaft für die Unterstützung österreichischer Balkanpläne gegeben gewesen. Und Friedjung sagt geradezu: „Es wird vielleicht ein Tag kommen, da gerade Österreich-Ungarn auf den Entwurf Bismarcks zurückkommen mag."

Diese These muß um so entschiedener abgelehnt werden, als sie von einer so allgemein anerkannten publizistischen und wissenschaftlichen Autorität ausgesprochen wird. Bismarck hat stets auf das ausdrücklichste betont — und die

Biographie Andrassys von Wertheimer*) bringt neue Belege dafür bei —, daß der Zweck des Bündnisses mit Österreich-Ungarn ein absolut defensiver ist und sein muß. Nach Bismarcks Auffassung bedeutet das Bündnis nichts als eine „Assekuranz" gegen einen russischen Angriff; es sollte nur das damnum emergens, aber nicht das lucrum cessans decken. Mit besonderer Präzision hat Bismarck sich wiederholt dagegen ausgesprochen, daß das Bündnis der österreichischen Balkanpolitik dienstbar gemacht würde. Zu diesem Punkt liegen viele Äußerungen Bismarcks vor. Aber es wird genügen, eine einzige Beweisstelle anzuführen, nämlich einen Artikel der Hamburger Nachrichten vom 29. September 1890, dessen Inspiration aus Friedrichsruh nicht bestritten werden kann. Dort heißt es:

„Seit Jahren ist es uns bei Erörterung von Fragen, die auf das Verhältnis Deutschlands zu Österreich und zu Rußland Bezug hatten, einzig und allein darauf angekommen, so viel an uns lag, zweierlei verhüten zu helfen: erstens, daß die deutsche Politik oder gar die deutsche Heeresmacht in den Dienst spezifisch österreichischer Balkaninteressen gegen Rußland gestellt, zweitens, daß unser Verhältnis zu Rußland durch zwecklose Preßhetzerei einem Bruch zugetrieben werde. Wir sind dabei stets von der Ansicht geleitet gewesen, dem Weltfrieden, wie dem eigenen Vaterland einen Dienst zu erweisen. Nie ist es uns in den Sinn gekommen, der deutschen Politik eine Verletzung der Österreich schuldigen Vertragstreue zuzumuten; das zwischen beiden Ländern bestehende Bündnis verlangt nicht, daß Deutschland österreichische Balkaninteressen gegen Rußland vertrete, sondern nur daß Deutschland Österreich beistehe, wenn es in seinem Gebiete von Rußland angegriffen wird. .... Und wenn wir auf die Erhaltung eines guten Einvernehmens Deutschlands mit Rußland den größten Wert legen, so geschieht es einmal, weil Deutschland seiner wichtigen Aufgabe, zwischen Österreich und Rußland zu vermitteln, um so erfolgreicher entsprechen kann, je weniger es selbst in Petersburg auf Mißtrauen und Vorurteil stößt, und alsdann, weil ein Bruch mit Rußland nach unserer innersten Überzeugung uns in eine jetzt nicht vorhandene Abhängigkeit von Österreich bringen würde, die wir gerade im Interesse des guten Einvernehmens beider Staaten gern vermieden sehen. Wer diese Ansicht als anti-österreichisch bezeichnen will, mag es tun und sehen, wie er das aus den bestehenden Verträgen zu rechtfertigen vermag; wir unsererseits sind uns bewußt, weder von austrophober noch von russophiler Gesinnung geleitet zu werden, sondern lediglich von dem ehrlichen Streben, die wichtigsten Interessen des eigenen Vaterlandes zu wahren"**).

Diese von Bismarck inspirierten Ausführungen behalten auch für die deutsche Politik während der jüngsten Balkankrisis und für die Zukunft volle Geltung. Wenn Friedjung meint, Zentraleuropa habe sowohl jetzt als in der Marokko-

*) Graf Julius Andrassy. Sein Leben und seine Zeit. Nach ungedruckten Quellen von Eduard von Wertheimer. 3 Bände. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, 1910 bis 13.

**) Penzler, Bismarck nach seiner Entlassung, I. 255 f.

krisis von 1911 schlecht abgeschnitten, so ist zu erwidern, daß Zentraleuropa weder in der einen noch der anderen Frage eine identische Politik hatte oder haben konnte. An der Marokkofrage war Österreich-Ungarn gar nicht interessiert. Unser Interesse an der letzten Orientkrisis war die Erhaltung des europäischen Friedens und die Abwehr eines etwaigen russischen Angriffs auf Österreich-Ungarn; und dies sind dieselben Interessen, die Bismarck zum Abschluß des Bündnisses von 1879 bewogen hatten. Der rein defensive Charakter des Dreibunds kann gar nicht oft genug betont werden. Eine „Schlag- und Stoßkraft" im Sinne irgendwelcher expansiver oder aggressiver Politik hat der Dreibund überhaupt nicht. Friedjung klagt, während der Krisis des letzten Jahres habe Deutschland „mehr als einmal den an sich zahmen Flug des Wiener Kabinetts gelähmt". Wenn wir nur wüßten, wohin dieser Flug hätte gehen sollen! Wir haben die Wiener Politik im letzten Winter mit selbstverständlichem Interesse verfolgt, aber die meisten von uns kamen überein, daß ihre Ziele nicht zu erkennen waren.

Haben nun Deutschland und Österreich-Ungarn in dem letzten Krisenjahr tatsächlich so schlecht abgeschnitten? Was Deutschland betrifft, so sind wir durchaus nicht geneigt, das zuzugeben. Wir sind vielmehr der Meinung, daß Deutschlands Weltstellung sich sehr viel günstiger gestaltet hat, da die frühere Spannung mit England einem vertrauensvollen Verhältnis zwischen beiden Staaten Platz gemacht. Hat aber Österreich-Ungarn selbst so schlecht abgeschnitten, wie Friedjung mit vielen seiner Landsleute annimmt? Das Urteil wird davon abhängen, was man als die politischen Ziele der österreichisch-ungarischen Politik anzunehmen hat, und leider läßt uns Friedjung über seine eigene Meinung darüber im Dunkeln. Wenn es aber Ziele von einem expansiven Charakter waren, so müssen wir aufs neue betonen, daß Österreich-Ungarn nicht den Dreibund als ein Instrument in Anspruch nehmen durfte, um sie zu erreichen. Ebensowenig darf der Dreibund von deutscher Seite als ein Instrument für künftige weltpolitische Pläne betrachtet werden; und Friedjungs Vorschlag, daß heute schon zwischen Berlin und Wien ein gemeinsamer Aktionsplan entworfen werden müßte, um beiden Ländern bei der kommenden Teilung der asiatischen Türkei ihre Ansprüche zu sichern, müssen wir schon aus diesem prinzipiellen Grunde ablehnen. Das deutsche Interesse erheischt die Konsolidierung und Erhaltung der asiatischen Türkei. Wir begegnen uns in diesen Bestrebungen mit der englischen Politik; und nichts würde die Erreichung dieses Zieles stärke und sicherer hemmen, als wenn wir von vornherein an seiner Möglichkeit zweifelten und schon jetzt ein Programm für den Fall des Nichtgelingens aufstellten.

Wenn ohnehin der Gedanke einer österreichischen Expansionspolitik in Asien höchlichst überraschen muß, so erstaunt man noch mehr über die Sätze, mit denen Friedjung seinen Aufsatz schließt: „Bülow hat Deutschlands Geltung unter den Weltmächten dadurch befestigt, daß er Aehrenthal die Bestimmung des gemein-

samen Zieles überließ; seine Nachfolger machten sich zwar unabhängig von den Wünschen des Wiener Kabinetts, das Ergebnis ist jedoch weder für den einen noch für den anderen Teil günstig. Möchten doch die Vorgänge auf dem Balkan nicht das Vorspiel sein für das, was sich demnächst in Kleinasien abspielen wird." Man kann diesen Satz kaum anders verstehen, als daß Deutschland in Zukunft gut täte, die Bestimmung der gemeinsamen Ziele Deutschlands und Österreich-Ungarns dem Wiener Kabinett zu überlassen! Gegen ein solches Programm müssen wir doch, auch wenn es von einer so eminenten publizistischen Seite kommt, den entschiedensten Protest einlegen. Der Dreibund ist für das Deutsche Reich der Eckstein seiner politischen Stellung auf dem europäischen Kontinent, und niemand wird seine Bedeutung in Vergangenheit oder Zukunft unterschätzen wollen. Aber was unsere weltpolitischen Interessen betrifft, so bildet der Dreibund für uns nur eine Rückendeckung und kein Instrument zur Erreichung positiver Ziele; und die Bestimmung unserer weltpolitischen Ziele werden wir uns, wie bisher, so auch für die Zukunft selbst vorbehalten.

Der alte Orient und seine Beziehungen zum Westen

Von C. F. Lehmann-Haupt in Berlin

Die folgenden Ausführungen sind mit Erlaubnis dem in den nächsten Tagen im Verlage B. G. Teubner, Leipzig, erscheinenden Werke, „Das Jahr 1913, ein Gesamtbild der Kulturentwicklung" entnommen (zirka 550 Seiten Lexikon-Oktav, gebunden 15 Mark), das die bleibenden und wertvollen Ergebnisse des kulturellen Fortschrittes des Jahres auf allen Gebieten zur Darstellung bringt.

Unter der Kultur des alten Orients verstehen wir in erster Linie diejenigen Formen menschlicher Gesittung, die sich am Euphrat und Tigris und am Nil entwickelt haben, und die, großenteils in starker Wechselwirkung, für die Kulturentwicklung aller übrigen Völker und Gebiete des westlichen Vorderasiens maßgebend gewesen sind.

Doch ist auch der ferne Osten zu beachten, und zwar nicht bloß, weil namentlich Indien und China in sehr alter Zeit von Vorderasien her beeinflußt worden sind, sondern mehr noch, weil die Zustände und Verhältnisse der uralten Vorzeit, die wir uns am Nil und im Zweistromland künstlich und mühselig wieder zu beleben suchen, in China vielfach noch jetzt bestehen. Eine ununterbrochene Überlieferungskette verbindet dort, und dort allein noch, die uralte Vergangenheit mit dem Heute, das bald genug ein Gestern geworden sein wird.

Die mit großer Bestimmtheit vertretene Behauptung*), daß der ägyptische Kalender einschließlich der Sothisperiode bereits im Jahre 4241/0 v. Chr. eingerichtet worden sei, wonach dann die Anfänge der wissenschaftlichen Himmelsbeobachtung in Ägypten viele Jahrhunderte weiter zurückreichen müßten, ist erweislich falsch. Die Frage des relativen Alters der beiden Hauptkulturen kann in dieser Weise keinenfalls entschieden werden. Sie ist auch angesichts der Tatsache, daß direkte historische Nachrichten für beide ins vierte Jahrtausend zurückgehen und daß schon in sehr früher Zeit gegenseitige Beeinflussungen stattgefunden haben, von minderem Belang.

Daß in der Völkermischung ein kulturförderndes Element zu erblicken ist, wird immer deutlicher. Sie findet sich bei den ältesten Kulturträgern sowohl am Nil, wie an der Mündung der beiden Ströme. Die Ägypter gehören ihrer Körperbildung nach zu den Afrikanern, aber die Struktur ihrer Sprache ist so gut wie völlig semitisch; in Babylonien finden wir ein ältestes, weder semitisches noch indogermanisches, „nicht-arisches" Element, die offenbar aus dem Innern Asiens zugewanderten Sumerer, mit den Semiten bei deren Vordringen im Kampfe.

Eigentümlich ist, daß Kulturelemente und Erzeugnisse, die für Babylonien charakteristisch und dort allezeit lebendig geblieben sind, in Ägypten in ältester Zeit auftreten, um dann abzusterben, was für Einführung aus Asien spricht, so u. a. besonders der Siegelzylinder.

Es empfiehlt sich, die Völker, die unter dem Einfluß der beiden Hauptkulturen oder einer derselben beachtenswerte Kulturformen hervorgebracht haben, vorweg zu nennen.

Die wichtigsten sind: die semitischen Assyrer, die nichtarischen Hetiter, die im dreizehnten Jahrhundert zur höchsten Macht und Ausdehnung gelangten; die semitischen Kanaanäer, deren wichtigster Zweig, die Phöniker, sich bis in späte Zeiten erhielt, während der Süden der phönikischen Küste im dreizehnten Jahrhundert von den dem ägäischen Kreise angehörigen nichtarischen Philistern, das kanaanäische Hinterland von den einer andern semitischen Schicht angehörenden Hebräern im weiteren Sinne, den Edomitern, Moabitern, Ammonitern und schließlich und am nachhaltigsten den Israeliten überflutet wurde, so daß Palästina zum hebräischen, speziell israelitischen Herrschafts- und Kulturgebiet wurde; die semitischen Aramäer; die nichtarischen vorarmenischen Urartäer oder Chalder 840 bis 585; die nichtarischen Lyder; die zu den indogermanischen Thrakern gehörigen Phryger, die ein nichtarisches Volk, die Moscher, unterjochten; die semitischen Chaldäer im südlichen Babylonien; die indogermanischen Meder und Perser, zu denen auch die Parther gehören, die dem römischen und später dem oströmischen Reiche gegenüber das orientalische Element mit Nachdruck und Zähigkeit aufrechterhalten haben.

*) Ed. Meyer: „Geschichte des Altertums", I. 2. 3. Auflage 1913.

Daß die ersten Waffen und Werkzeuge jedesmal Schöpfungen eines erfinderischen Geistes waren und sich von ihrem Ursprungsort weiter verbreiteten, nicht etwa an vielen Stellen sozusagen zugleich emporsproßten, ist jetzt wohl allgemein zugegeben. Wie eins der ältesten und sinnreichsten Gewaffen, der Bogen mit dem Pfeile erfunden sein mag, ist jüngst unter dem Einfluß der traditionellen Atmosphäre Chinas einleuchtend erklärt worden*).

Wie kam der steinzeitliche Jäger auf die Vorrichtung, mittelst derer er erst die Muskelkraft seines Armes aufspeichern und sie dann in einem gegebenen Momente mit dem gefiederten Pfeil hinaussenden konnte, weiter und gerader, als es je mit Lanze oder Wurfspieß möglich war, — selbst angenommen, daß er die Materialien besaß und mit der Elastizität des Holzes wohl bekannt war? Die Schwierigkeit verschwindet, wenn angenommen werden könnte, daß das Modell eines solchen Bogens schon lange vor der Erfindung des Bogenschießens in Verwendung war.

Tatsächlich gehörte ein kleines Bogenmodell zu den allerersten Werkzeugen, die der Mensch beim Erwachen der Kultur zu verwenden hatte, nämlich: der kleine sogenannte „Fiedelbogen", ein biegsamer Stab mit einem an beiden Enden befestigten Lederstrang. Ein runder Holzstab in eine Vertiefung gesetzt, wurde damit rasch vorwärts und rückwärts gedreht. Mit dieser einfachen Vorrichtung, etwas Sand und hinlänglicher Geduld konnte man durch harten Stein saubere runde Löcher bohren. Als sogenannter „Feuerbohrer" dient dasselbe Gerät bekanntlich bei einigen wilden Völkern noch jetzt dazu, Holz durch Reibung zu entzünden. Großer Scharfsinn gehörte zu dieser Erfindung nicht. Vermutlich wurde der Strang ursprünglich mit beiden Händen oder von zwei Arbeitern hin und her gezogen. Einer, dem gerade der Gehilfe fehlte, konnte leicht auf den Einfall kommen, den Strang an einen Stock zu binden und so die zwiefache Bewegung mit einer Hand, ziehend und schiebend, zu bewirken, so daß er die andere Hand freibekam, um das Werkzeug zu halten oder zu richten.

Mit diesem von vielen steinzeitlichen Generationen verwendeten Bogenmodelle mag schließlich ein erfinderisch veranlagter Mensch gespielt und vielleicht seine Spannkraft geprüft haben, indem er leichte Stäbe von dem Strange fortschnellen ließ. Auf die Kraft und Treffsicherheit solcher anfangs achtlos getaner Schüsse, die aber auch ein bequemes Zielen ermöglichten, aufmerksam werdend, konnte er leicht auf den Gedanken verfallen, einen größeren Bogen anzufertigen und so der erste Bogenschütze werden.

Aus Venus-Beobachtungen vom Beginn des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts läßt sich — ein neuer Beleg für die Meisterschaft der Babylonier in der Himmelsbeobachtung — genau das Jahr berechnen, in welchem sie statt-

*) Cl. du Bois-Reymond: „Notes on Chinese Archery." Royal Asiatic Society, North China Branch, Shanghai 1912.

gefunden haben*). Da sie den Herrscher und dessen Regierungsjahr nennen, aus dem sie herrühren, so wird ein fester Punkt gewonnen, und den reichlich vorhandenen Dynastien- und Königslisten auf Tontafeln, die erst jüngst wieder um eine höchst wichtige bereichert worden sind, kann so, trotz der Verstümmelungen, die einer lückenlosen Rückberechnung entgegenstehen, eine absolute Chronologie abgerungen werden.

Die dauerhafteste Schöpfung der Babylonier ist ihre auf dem Sexagesimalsystem aufgebaute Zeitmessung. Jedes Zifferblatt unserer Uhren spiegelt babylonischen Einfluß wider, nicht minder die Einteilung des Kreises in 360 Grade. Sie waren auch die ersten, die im Zusammenhang mit der Himmels- und Zeitbeobachtung ein auf wissenschaftlichen Prinzipien beruhendes System der Raummessung ausbauten, in welchem die Maßkategorien einander bedingten, indem Hohlmaß und Gewicht Funktionen des Längenmaßes waren, wie später bei ihren Schülern, den Griechen und Römern, und wie in unserem metrischen System.

Aus den babylonischen haben sich die übrigen Maße und Gewichte des Altertums vielverzweigt entwickelt. Das Nebeneinanderstehen einer gemeinen und einer erhöhten, den Vorrechten für Könige und Tempeln dienenden Gewichtsnorm, das sich in den Hohlmaßen wiederholt, erklärt eine Reihe von Erscheinungen der für die Verkehrsgeschichte so wichtigen Maß- und Münzkunde, die bisher als Regellosigkeit ausgelegt wurden und vielfach mit Unrecht auch heute noch werden**). Wie heute gebräuchliche Gewichtsnormen uralte Größen des Altertums darstellen — so das in Zolotniki „Goldstücke" zerfallende, russische Pfund, die leichte babylonische Goldmine gemeiner Norm —, so lebt auch der seltsame Brauch der Sondergewichte in unseren Tagen fort: in Rom wog man noch im neunzehnten Jahrhundert mit Wagen, die pro 100 Pfund vielmehr auf 104 Pfund lauteten. Auch fehlt es nicht an mittelalterlichen und neueren selbständig entwickelten Analogien, die nur auf verwandten Anschauungen beruhen.

Assur, die alte Hauptstadt Assyriens, am rechten westlichen Tigrisufer belegen, bildete einen vorgeschobenen Posten des im Kerne östlicheren Gebietes. Die Stadt mußte daher gegen mesopotamische Angriffe verteidigt werden. So haben uns die deutschen Ausgrabungen hier die Entwicklung und Anlage einer assyrischen Festung***) kennen gelehrt, — doppelt wichtig, weil die Assyrer in vieler Hinsicht als die mittelbaren Lehrmeister des gesamten Altertums (die Makedonier nicht ausgeschlossen) in der Befestigungs- und Belagerungstechnik zu gelten haben.

*) F. X. Kugler: „Sternkunde und Sterndienst in Babel", II. 1, Münster 1912.

**) C. F. Lehmann-Haupt: „Vergleichende Metrologie und keilinschriftliche Gewichtskunde", Leipzig 1912.

***) W. Andrae: „Die Festungswerke von Assur" und „Die Stelenreihen in Assur" (23. u. 24. Wiss. Veröff. d. Deutschen Orient-Gesellschaft), Leipzig 1913.

König Sargon, der Begründer der Sargoniden-Dynastie, kleidet den ausführlichen Bericht über einen seiner wichtigsten Feldzüge, den gegen Urartu (714), in die Form eines Briefes an seinen Gott Assur und die übrigen Götter der Stadt Assur. Das gewährt einen neuen Einblick in das Verhältnis von Staat und Kirche in der Sargonidenzeit.

Zwei in Assur ausgegrabene Reihen von Denksäulen nennen, die eine die Namen assyrischer Herrscher, die andere die von hervorragenden Beamten oder Feldherren, — letzteres eines von vielen Anzeichen, daß die assyrische Monarchie keineswegs völlig absolutistisch angelegt war. Gleichen Zwecken dient eine im palästinensischen Gezer aufgedeckte Reihe unbeschriebener Denksteine.

Eine der Herrscherstelen nennt die Semiramis (Sammuramat) als Schwiegertochter Salmanassars des Dritten von Assyrien (860 bis 824 v. Chr.), Gemahlin seines Sohnes Samsi-Adad des Fünften (824 bis 811) und Mutter Adadniraris des Vierten (811 bis 783), was ihre hervorragende Teilnahme an der Regierung besonders zur Zeit ihres Sohnes bekundet. Daß sie eine Babylonierin war und Babylonien beherrschte, weiß Herodot, der ihre Zeit richtig bestimmt, und inschriftlich steht fest, daß sie den Kult des Gottes Nebo von Babylonien nach Assyrien einführte, wodurch nach babylonisch-assyrischen Vorstellungen, wie im Kultus, so auch staatsrechtlich, eine enge Vereinigung der beiden einander so lange feindlichen Länder gefördert wurde.

So war eine Frau die eigentliche Lenkerin des Zweistromlandes. Bei den Medern, die damals zuerst mit den Assyrern in feindliche Berührung kamen, wurde diese ihnen bekannte eigentümliche Herrschergestalt zur eigentlichen Gründerin und Bauherrin des Reiches und mit den Zügen der Göttin Ischtar, der Kriegs- und Liebesgöttin, ausgestattet. Von den Medern und Persern ist die Sage, vielleicht schon ehe das Zweistromland unter ihre Herrschaft geriet, dorthin zurückgelangt und mit weiteren Elementen einheimischer Tradition ausgestattet worden. Zu diesen gehört, wie früher schon vermutet, aber erst jetzt durch die vorerwähnte Herrscherliste klar geworden, die Legende von einer altbabylonischen Dynastiegründerin, die, ursprünglich eine Schenkin, im vierten Jahrtausend hundert Jahre lang geherrscht haben soll.

Das ureigenste und für unsere Kultur noch heute maßgebendste Gebiet der orientalischen Kultur ist die Religionsgeschichte. Hier bietet die Entwicklung der ägyptischen Religion infolge der, freilich seitens der ägyptologischen Forschung manchmal überschätzten, Abgeschlossenheit und Isolierung des Landes ein unvergleichliches Phänomen, dessen volle Würdigung erst die Erschließung der Pyramidentexte ermöglicht hat*).

Das ägyptische Denken bewegte sich stets in Bildern. Das macht sich auch bei der Gestalt des Osiris geltend, der aus einem feindlichen, im Delta heimischen und vielleicht nach gewissen Anzeichen ursprünglich aus Syrien ein-

*) J. H. Breasted: „Development of religion and thought in ancient Egypt.", London 1912.

gedrungenen Gotte zum höchsten göttlichen Wesen emporwuchs, — zum Bürgen der Wiederauferstehung, deren er selbst nach seiner Ermordung durch Set teilhaftig geworden war.

Schon in ältester historischer Zeit war Osiris in der Vorstellung der Ägypter das unvergängliche Prinzip des immer verschwindenden und sich erneuernden Lebens der Erde, wie es sich in den lebengebenden Wassern, dem fruchtbaren Boden oder in der Vegetation offenbarte. Am greifbarsten bekundete er sich im Nil, der mit der von ihm befruchteten Vegetation alljährlich anwuchs und abnahm und dem er deshalb speziell gleichgesetzt wurde.

Für das Leben nach dem Tode ist der Ka bedeutsam, in welchem eins der ältesten Kapitel der Völkerpsychologie auf uns gekommen ist. Er ist nicht, wie man wohl gemeint hat, eine Art Doppelgänger des Menschen, sondern dessen spezielle Schutzgottheit, sein Genius, der hauptsächlich die Geschicke des Individuums im Jenseits lenkt. Dort erwartet der Ka seinen irdischen Genossen; daher „geht", wer stirbt, „zu seinem Ka ein", womit die Erwartung eines Weiterlebens angedeutet wird. Wahrscheinlich war der Ka ursprünglich nur den Königen eigen und wurde erst allmählich auf dem Wege langsamer aber verhältnismäßig früher Entwicklung zum Allgemeinbesitz.

An die helleniſtisch-synkretistische Entwicklungsform des Osiris, den Sarapis, der für die Ägypter den Osiris des Apis, das heißt den der Wiederauferstehung im osirianischen Sinne teilhaftig gewordenen heiligen Stier bedeuten sollte, knüpfen sich zwei wichtige Probleme*).

Die Klausur im Sarapieion hat man bisher als einen Vorläufer des Mönchtums betrachtet. Jetzt wird zu zeigen versucht, daß sie nicht religiöser oder kultischer Natur sei, sondern daß es sich um eine Schuld- oder Strafhaft im Tempel handelt.

Sarapis begegnet uns im ganzen Altertum zuerst in Babylon, und zwar in einer Quelle von höchster Authentizität, den Ephemeriden Alexanders des Großen. Sarapis wird in Alexanders Krankheit von den dem Könige Nächststehenden mittels des Tempelschlafes befragt. Ein höchster Gott, dessen ständiger Kultbeiname genau mit der Form Sarapis übereinstimmt und dessen eigentlicher, nur mit Scheu genannter Name Ea durch diesen verdrängt wurde, der Vater des Bel-Marduk, hatte in Babylon sein Heiligtum. Als Gott der Wassertiefe wurde er auch in der von einer assyrischen Kolonie gegründeten Stadt Sinope verehrt. Diesen für Alexander befragten und offenbar von ihm verehrten weltbeherrschenden Gott ließ Ptolemäus der Erste, für den es sich darum handelte, ein ägyptisch-asiatisches Großreich dem babylonisch-asiatischen der Seleukiden gegenüberzustellen und den an den babylonischen Kultus anknüpfenden seleukidischen Ansprüchen auf die Weltherrschaft zuvorzukommen, von seinen Untertanen verehren, zunächst außerhalb Ägyptens in Halikarnaß, später

*) K. Sethe: „Sarapis und die sog. Katochoi des Sarapis", Berlin 1913.

in Ägypten selbst, wo er den Ägyptern als Osiris-Apis hingestellt und wohin sein Kultbild aus Sinope verbracht wurde. Eine rein ägyptische Entwicklung liegt hier mit nichten vor.

Tell el Amarna, die Residenz Amenophis' des Vierten, des geistig hervorragenden und persönlich sympathischen „Ketzerkönigs", der zu Beginn des vierzehnten Jahrhunderts eine monotheistische Revolution, den Alleindienst der Sonne, durchzuführen suchte, wird jetzt systematisch ausgegraben, nachdem sie vor einem Vierteljahrhundert den berühmten Tontafelfund, die Korrespondenz ägyptischer mit asiatischen Königen und mit ägyptischen Statthaltern in Syrien und Palästina geliefert hatte.

In der letzten Grabungsperiode 1912/13*) wurde ein Gehöft mit einem Garten aufgedeckt. Diesem konnten nicht weniger als 76 Proben von Bäumen und Sträuchern entnommen und die Plätze dieser Pflanzen im Garten bestimmt werden. So wird die Rekonstruktion eines alten ägyptischen Gartens sich ermöglichen lassen.

In einem Bildhauerquartier wurde einer der wichtigsten Funde gemacht, den vielleicht bisher die ägyptische Kunstgeschichte zu verzeichnen hatte; eine große Menge von Bildhauerwerken und von Modellen in jedem Stadium der Ausführung, vom rohen Gips bis zur fast fertigen Statue. Da sind Abgüsse von angefangenen Köpfen, auch Einzelstudien zu solchen, wie ein Ohr, eine Mundpartie. Einige dieser Köpfe und Masken könnten über Leichen angegossen sein. Manche Gipse zeigen schwarz aufgezeichnete Korrekturen, die an andern Stücken anscheinend bereits berücksichtigt worden sind. Unter den Gipsen befinden sich die Porträts der ganzen Königsfamilie. Weiter sind unfertige Stücke aus hartem Gestein in größerer Anzahl da, diese meist in den Arbeiterhütten oder im Hause des zweiten Bildhauers gefunden: eine Statue der Königin, die eine Opfertafel trägt, ein Gegenstück zu der im Vorjahre gefundenen Statue des Königs in der gleichen Stellung, dann Statuen der Prinzessinnen aus braunem und rötlichviolettem Sandstein, diese von ganz hervorragend feiner Durchbildung der Körper, ferner eine kleine Statue der stehenden Königin, fast fertig bearbeitet, aber leider zerbrochen, Köpfe des Königs und der Königin in drei Viertel Lebensgröße, die Flächen vorläufig nur groß angelegt. Nahezu fertig ist eine kleine Gruppe: der auf einem Thron sitzende König hat eine Prinzessin auf den Schoß genommen und küßt sie. Andere Stücke sind noch weiter ausgeführt, einige haben sogar schon Farben. Ein Gegenstück zu dem berühmten Pariser Kopf Amenophis' des Vierten war darunter, leider in viele Stücke zerschlagen. Eine größere Anzahl von Stücken mit Zapfen zum Einsetzen ist wohl als bereits fertig anzusehen: fast lebensgroße Köpfe (darunter mehrere reizende Köpfchen von Prinzessinnen) und Arme, auch Füße aus braunem Sandstein.

*) L. Borchardt: „Mitteilungen der Deutschen Orient-Gesellschaft", Nr. 52 (1913). (1914) Heft 1.

Für die Handels- und Kulturbeziehungen zwischen Ägypten und Kreta, als dem Sitz der ältesten vorgriechischen Kultur um 2000 v. Chr., ist die Auffindung eines als Ganzes und in seiner charakteristischen Bemalung wohlerhaltenen Gefäßes*) der „mittelminoischen Periode" in einem fraglos der zwölften ägyptischen Dynastie angehörigen Grabe bedeutungsvoll.

Keftiu (biblisch Kaphtor, die Heimat der Philister) und das kupferreiche Land Alash(i)a hat man nach den ägyptischen Inschriften bisher als Kreta und Cypern angesprochen. Anscheinend mit Unrecht; Zilizien und das nördlichste Phönizien, wo Kupfer nachweisbar ist, haben berechtigtere Ansprüche**).

Die Scheidung der kanaanäischen und der hebräisch-israelitischen Siedlungs- und Kulturschichten einerseits, der Verkehrs- und Kulturaustausch mit der Welt des Ägäischen Meeres anderseits, bilden das wichtigste Gesamtergebnis der an verschiedenen Stätten Palästinas vorgenommenen Ausgrabungen***). In letzterem Sinne bilden die Philister ein wichtiges Bindeglied.

Speziell in Jericho bestätigt der archäologische Befund die Angaben des Alten Testaments durchweg.

Ob der Fluch Josuas wirklich ausgesprochen worden ist, wie es das Wahrscheinlichste, ob man ihn sich nachträglich als Erklärung erdacht hat, sicher ist, daß die kanaanäische befestigte Stadt von den eindringenden Hebräern zerstört worden ist und wenigstens als Feste jahrhundertelang in Trümmern gelegen hat, wenn auch anderseits außerhalb der Mauern, wiederum im Einklang mit den Angaben des Alten Testaments, eine kanaanäische Siedlung erkennbar bleibt. Ebenso ist tatsächlich zu Ahabs Zeiten die Feste neu gegründet worden, um den Angriffen der Moabiter zu trotzen. Als Bauopfer brachte Chiel, der als Verwalter der Provinz oder als Stadthauptmann von Bethel den Neubau leitete, seinen Erstgeborenen und seinen Jüngsten dar. Das Bauopfer, freilich nur von Tieren, ist noch heute im Orient weit verbreitet.

Überraschend ist, daß Jericho bereits um 1500 gefallen ist, d. h. nicht von den im dreizehnten Jahrhundert einwandernden Israeliten, sondern von den Hebräern im weiteren Sinne, die in der Tell Amarna-Zeit Palästina bedrängten, erobert wurde. Die betreffende Schicht der Eroberungserzählungen des Josua-Buches ist aus einer von Haus aus spezifisch hebräischen Tradition von dem die Hebräer auffaugenden Israel übernommen worden.

---

*) J. Garstang: „Note on a vase of Minoan fabric from Abydos (Egypt)", Liverpool Annals of Archaeology and Anthropology V (1913) Seite 107 bis 111.

**) G. A. Wainwright: „Liverpool Annals" VI (1913), S. 24 bis 33 und „Klio" XIV (1914), S. 1 ff.

***) R. A. Stewart Macalister: „The excavation of Gezer 1902 bis 1905 und 1907 bis 1909", zwei reich illustrierte Textbände und ein Tafelband, London 1912.

E. Sellin und C. Watzinger: „Jericho, Die Ergebnisse der Ausgrabungen" (zweiundzwanzigste wissenschaftliche Veröffentlichung der Deutschen Orient-Gesellschaft), Leipzig 1913.

Im Gegensatz zur ägyptischen ist die babylonische Kultur für ihre Verbreitung nach dem Westen großenteils auf den Landweg angewiesen. Hierbei kommen die Hetiter, die bei aller eigenen Bodenständigkeit stark von ihr beeinflußt gewesen sind, als Vermittler nach Westen ernstlich in Betracht. Leider sind die auf hetitischem Boden verbreiteten und höchstwahrscheinlich von den Hetitern herrührenden hieroglyphischen Inschriften noch nicht zum Reden gebracht. Ein neuer Versuch stützt sich auf eine in Karchemisch neuentdeckte, besonders umfangreiche Inschrift und sucht den Namen der Stadt und deren aus den assyrischen Inschriften bekanntesten Herrscher in bestimmten Gruppen, die als erster Schlüssel zur weiteren Entzifferung verwendet werden*). Durch solches Raten, freilich in etwas engeren Grenzen, ist dereinst die Keilschrift entziffert worden. Wünschen wir, daß sich der Ausgangspunkt als zutreffend erweise. Dann können anderweitige Mißgriffe allmählich ausgeschaltet werden, wie sich denn sicher nicht sämtliche Inschriften als Bündnisverträge erweisen werden. Die häufige Gruppe der beiden Männer mit gekreuzten Armen wird nicht auf eine Allianz zu deuten sein.

Auch die Formensprache der Kunst bedarf nicht selten der Entzifferung. Ein Rätsel bildete bisher der Ursprung der ionischen Säule, dieses Gebilde, das, dem Auge so harmonisch, doch dem Verstande so widersinnig erscheint, weil man in den Voluten, die, wären sie nicht eben aus Stein, eher nach Fall und Auflösung zu streben scheinen, an und für sich schwerlich ein tragendes Prinzip erblicken würde. Erkennt man aber aus einem in Syrien gefundenen Monumente, daß das ursprüngliche Vorbild die Dattelpalme ist, deren Wipfel man profilartig nach rechts und links auseinanderbog, wodurch die Vorbilder der Voluten entstanden, so ist das Hauptproblem gelöst**).

Ein weiteres Merkmal des ionischen Kapitells, das Eierstabkymation, ist sicher einem Blätterkranze nachgebildet. Die ältesten ionischen Tempel auf griechischem Boden zeigen sogar am Kapitell zwei Blattkränze übereinander und keine Voluten. Diese Blattkränze aber haben ihre nächsten Vorbilder an den doppelten und mehrfachen Blattkränzen von Säulen und säulenartigen Schäften aus Bronze, wie sie bei den Erzeugnissen vorarmenischer Kunst der Urartäer die Regel sind, und zwar handelt es sich hier um Blätter im eigentlichen Sinne, wahrscheinlich die immergrünen der Orange***).

Daß sich so in der ionischen Säule die verschiedensten Einflußsphären: Ägypten, Syrien, Urartu, begegnen, ist bei einem so hochentwickelten Gebilde

---

*) R. C. Thompson: „A new decipherment of the hittite hieroglyphs", Oxford 1913.

**) F. von Luschan: „Entstehung und Herkunft der ionischen Säule." Der alte Orient XIII (1912) Heft 4.

***) C. F. Lehmann-Haupt: „Zur Herkunft der ionischen Säule", Klio XII, S. 468 bis 484.

nur natürlich, versinnbildlicht aber gleichzeitig treffend die ionische Kultur und die Vielgestaltigkeit ihrer Wurzeln*).

Der ionischen Kultur entstammt als herrliche Blüte das griechische Epos, das, Erinnerungen der kretisch-mykenischen Heldenzeit bewahrend, vornehmlich die Zustände seiner Entstehungszeit schildert.

Der Bogen des Odysseus, dessen Handhabung den Freiern so große Schwierigkeiten bereitete, erhält überraschenderweise von China aus seine Erklärung. Um die Haltbarkeit des Holzes und seine Elastizität zu steigern, ward der Bogen schon in früher Zeit mit ausgekochten Tiersehnen umwickelt und an der Innenseite mit Horn belegt. Dieser „zusammengesetzte" oder „verstärkte" Bogen, dessen Spitzen nach außen gekehrt sind, bedarf zum Spannen einer außerordentlichen Kraft und Übung. Homers Schilderung seiner Aufbewahrung und Handhabung paßt genau auf diese noch jetzt in China verwendete vollkommenste Bogenart, die aus dem westlichsten Asien bereits im zwölften Jahrhundert v. Chr. in China eingeführt wurde.

Reform der inneren Verwaltung

Es liegt nicht in unserer Absicht, mehrere oder wenige der vielen Einzelfragen, welche bei der Reform der Verwaltung des Innern in Betracht kommen, zu erörtern, wie dies schon vielfach geschehen ist. Sollen solche Erörterungen überhaupt Wert haben, so müßten sie auch zu sehr in die Technik der Verwaltung selbst eindringen, was aber nicht geschehen könnte, ohne über den Rahmen dieser allgemein zu haltenden Abhandlung hinauszugehen. Überdies hängt jede Einzelfrage mehr oder weniger mit dem Reformwerk als Ganzem eng zusammen und kann nur dann richtig beurteilt werden, wenn sie sozusagen als Folgerung der für das Ganze maßgebenden Gesichtspunkte erscheint.

Solche Gesichtspunkte allgemeiner Natur sind es aber, welche die Reform einer Verwaltung überhaupt erst rechtfertigen. Es ist daher erforderlich, daß einerseits Mängel prinzipieller Art in den bisherigen Einrichtungen erkannt, anderseits das Bedürfnis gefühlt worden ist, diese Mängel nach bestimmten Prinzipien zu beseitigen, ehe die Voraussetzungen für eine Reform gegeben sind.

*) Für die Kunst siehe F. Poulsen: „Der Orient und die frühgriechische Kunst", Leipzig und Berlin 1912.

Ohne einen solchen leitenden Gedanken, der für die Neugestaltung der Dinge maßgebend sein soll, kann es sich wohl um mehr oder weniger große Änderungen, nicht aber um eine Reform handeln.

Es soll daher in erster Linie unsere Aufgabe sein, uns mit der Reform der Verwaltung des Innern im allgemeinen zu beschäftigen, um erst dann einige Wege anzudeuten, welche mit Rücksicht auf die allgemeinen Gesichtspunkte gangbar erscheinen.

Ohne Zweifel wird der leitende Gedanke für die Reform der Verwaltung des Innern durch das Wort „Vereinfachung" am besten seinen Ausdruck finden. Die neue Geschäftsanweisung für die Regierungen gibt dies unzweideutig zu erkennen. Und wo auch immer Mängel der Verwaltung zur Sprache gebracht worden sind, da ist es wohl stets in dem Sinne geschehen, daß Vereinfachung nottut.

Hüten muß man sich, an Stelle des Wortes „Vereinfachung" „Modernisierung" zu setzen, wie dies hin und wieder geschehen ist. „Modernisierung" ist schon vom Standpunkt der Gegenwart ein unbestimmter Begriff, bei dem sich jeder etwas anderes denken kann. Noch bedenklicher ist es, daß dieser Begriff, wie alles, was mit der Mode zu tun hat, recht veränderlich ist. Staatliche Einrichtungen müssen aber für eine längere Dauer berechnet sein und zudem sich auf einer Grundlage aufbauen, für die in der Hauptsache immer die gleichen Gesetze gelten. Es liegt dies im Wesen des stets aus gleichen Ursachen hervorgehenden Staates begründet. Eine Modernisierung würde demnach einen doppelten Nachteil in sich schließen. Einmal dadurch, daß sie durch allzu starke Betonung vorübergehender Zeitanschauungen den Interessen des Staates, daher auch den Interessen der Allgemeinheit, zuwider wäre; das andere Mal dadurch, daß sie auch den wechselnden Anschauungen des Publikums bald nicht mehr genügen würde.

Fragen wir uns nun, nach welcher Richtung die anzustrebende Vereinfachung möglich wäre, so muß zunächst der Ansicht entgegengetreten werden, als gelte es bei der Reform die Verwaltung von einem Zopf aus uralter Zeit, der an allem bösen Bureaukratismus und den oft gerügten Schwerfälligkeiten schuld sein soll, zu befreien. Nichts ist wohl unrichtiger als eine derartige Anschauung. Geht man ein Jahrhundert zurück und blättert in der alten noch heute zum Teil gültigen Regierungsinstruktion zum 23. Oktober 1817, so kann man sich leicht überzeugen, daß sie im Grunde recht einfach und vor allen Dingen ein einheitlich und folgerichtig durchdachtes Ganze war. Da waren zwei, später drei Abteilungen, in denen gleichmäßig durch Abstimmung die Entscheidung herbeigeführt wurde, während dem Präsidenten der Regierung gewisse Sonderrechte zukamen. Auf diese Weise lag der Schwerpunkt bei den Dezernenten, die mit Recht ihren Namen führten. Sie waren sozusagen die Seele der Regierung. und es war eben der große Vorzug jener Instruktion, daß es eine solche Seele überhaupt gab. Heute arbeiten zwei Abteilungen der Regierung

noch ähnlich wie einst. Aber bei der einen, der bei weitem am größten und vielseitigsten, ersten Abteilung gibt der Präsident jetzt allein den Ausschlag, obwohl die gewaltig angewachsene Arbeit ein gründliches Eindringen in die Geschäfte seitens einer einzelnen Persönlichkeit weniger denn je gestattet. Daneben wirkt der Bezirksausschuß als Beschlußbehörde und Verwaltungsgericht unter Zuziehung von Laien. Aus der ehemaligen einheitlich wirkenden Verwaltungsbehörde ist somit eine Maschinerie geworden, die von Kräften in Bewegung gesetzt wird, die so verschiedenartig wie nur möglich sind.

Aber weit mehr noch als dieser Gegensatz kommt bei dem Vergleich von einst und jetzt in Betracht, daß über unserer ganzen heutigen Verwaltung gleichsam wie ein lähmender Schatten die Anschauung liegt, daß in letzter Linie überall das Recht zu entscheiden hat, sei es, daß es von ordentlichen Gerichten, von Verwaltungsgerichten oder Beschlußbehörden gesprochen wird.

Daß das Recht die Bewegungsfreiheit der Verwaltung in gewissem Sinne hemmt, ist ja beabsichtigt und erscheint, rein theoretisch gedacht, wohl auch segensreich. In der Praxis der Verwaltung aber dürfen solche Hemmungen zum wenigsten über ein gewisses Maß nicht hinausgehen. Tun sie es dennoch, so wirkt jedes Zuviel hier gleich doppelt unheilvoll. Denn diese Hemmungen sind für die Verwaltung nicht nur dann bedenklich, wenn der direkte Einfluß des Rechts auf die Verwaltung allzu groß wird, indem er hindernd, verbietend wirkt. Weit schlimmer sind die indirekten Hemmungen, die eintreten infolge der Unmöglichkeit des Rechts über die mannigfachen Fragen der praktischen Verwaltung erschöpfend und schnell genug vom rechtlichen Standpunkt eine Antwort zu geben. Das Recht ist zu sehr an allgemeine Sätze gebunden, daher schwerfällig und in seinem Wirkungskreise beschränkt. Eine Ausdehnung über gewisse Grenzen verträgt es nicht. Weiß doch schon jeder junge Rechtsstudierende, daß summum ius summa iniuria bedeutet. So kann das Recht nur langsam, sporadisch, meist nur auf Veranlassung von interessierter Seite seine Anschauungen kundgeben. Es kann jahrelang dauern, ehe ein Verwaltungsgesetz von Rechts wegen nach allen Seiten hin genügend beleuchtet ist. Anderseits kann eine Verwaltungspraxis jahrelang in Übung gewesen sein, um dann plötzlich durch einen Rechtsspruch als ungültig bezeichnet zu werden. Und alles, worüber das Recht noch nicht entschieden hat, ist im Grunde unbestimmt.

So hilft das Recht, die Unsicherheit, die es eigentlich beseitigen will, in vieler Hinsicht schaffen. Der Verwaltungsbeamte aber wird gezwungen, allzuviel Zeit und Mühe zur Lösung von Rechtsfragen aufzuwenden, was für seine praktischen Ziele oft recht geringen Wert hat. Im übrigen macht ihn die stete Ungewißheit, was das Recht schließlich zu dem, was er vorhat, sagen wird, in seinen Maßnahmen allzu vorsichtig, tastend, unsicher und schwankend. Die unter dem Einfluß des Rechts erforderlichen vielen Bestimmungen über Zuständigkeit und Rechtsmittel zwingen ihn auf außerordentlich verschlungenen Pfaden zu wandeln. Es kommt hinzu, daß die häufige Aufhebung von

Anordnungen der Verwaltungsbehörden durch die sich um praktische Ziele nicht kümmernden Gerichtsbehörden das Publikum in immer gesteigertem Maße veranlaßt, von Rechtsmitteln Gebrauch zu machen, wie dies durch die Erfahrung genugsam bestätigt wird.

Alles in allem bedeutet daher das Recht in der Verwaltung Mehrarbeit, die auch in Zukunft in stetigem Wachsen begriffen sein wird, im übrigen bis zu einem gewissen Grade einen schwerfälligen, schwankenden Gang des ganzen Verwaltungsapparates.

Ist es nun sicher, daß die jetzt vorhandenen Verhältnisse in unserer Verwaltung sich erst in den letzten Jahrzehnten allmählich herausgebildet haben und von den Anschauungen der neuesten Zeit mehr denn je getragen werden, so liegt es auf der Hand, daß der Glaube, es könne sich bei der Reform unserer Verwaltung nur um Beseitigung veralteter Mängel handeln, um dadurch zu einer Art Ideal von Verwaltungseinrichtungen zu gelangen, sich als trügerisch erweisen muß. Im Gegenteil, die Einfachheit von einst ist durch die neuzeitlichen Anschauungen zu Grabe getragen worden. Und ohne Aufgabe dieser Anschauungen, ohne durchgreifende Umbildung wird sie in ähnlicher Weise nicht wiederzuerlangen sein. Gewiß wird nach der einen oder der anderen Richtung die bessernde Hand angelegt werden können; vieles wird im Sinne der Vereinfachung abgeändert werden können. Aber man erwarte hiervon keine Wunder. Bei Aufrechterhaltung der vorhandenen grundsätzlichen Anschauungen wird im großen und ganzen alles beim alten bleiben müssen.

Unter diesem Gesichtspunkt sieht es daher mit einem nachhaltigen Erfolg der Verwaltungsreform trübe aus.

Und wohl aus diesem Empfinden heraus ist von vielen Seiten die Reform nach einer anderen Richtung gedacht worden, die ihrer allgemeinen Bedeutung nach mit „Dezentralisation" bezeichnet worden ist.

Man glaubt zu dem erwünschten Ziele zu gelangen, wenn die Entscheidung weit mehr als bisher den höheren, namentlich den Zentralbehörden entzogen und den unteren Behörden überlassen wird.

An und für sich ist es keine Frage, daß eine solches anstrebende Organisation eine bedeutende Vereinfachung herbeiführen könnte. Aber Vereinfachung ist schließlich doch nicht das erste und letzte Ziel einer staatlichen Verwaltung. Und es ist die Frage, ob nicht im staatlichen Interesse einer weitgehenden Dezentralisation gegenüber große Vorsicht am Platze sein dürfte.

Je mehr die Entscheidung in den Händen der unteren Behörden ruht, um so mehr muß die Zentralstelle den Materien, bei denen sie gar zu wenig praktisch mitzuwirken hat, fremd werden. Die Kenntnis einer Fülle von Einzelheiten, jener Details, wie sie unser großer Verwaltungskönig nannte, muß ihr mehr und mehr verloren gehen, damit zugleich aber die für eine freie Entschließung erforderliche vollständige Beherrschung des Gegenstandes. Statt dessen werden sich theoretische Erwägungen vordrängen. Vor allen Dingen wird aber eine

unerwünschte Abhängigkeit von den Berichten der unteren Behörden eintreten müssen. Dies wird aber dazu führen, daß der Ton in unserer ganzen Verwaltung immer mehr von unten herauf angegeben wird, während das Interesse des Staates es unbedingt erfordert, daß er von oben kommt. Und was hier von der Zentralstelle gilt, gilt in entsprechender Weise auch von jeder Provinzialbehörde gegenüber den niederen Behörden. Bei allen oberen Behörden würde aber die Tatsache, daß sie auch bei ausgedehnter Dezentralisation jedenfalls Beschwerdeinstanzen bleiben müßten, an den geschilderten Wirkungen kaum etwas ändern, sie höchstens mehr oder weniger verlangsamen.

Doch ist es dies nicht allein, was in die Wagschale zu werfen ist. Wichtiger ist noch der Umstand, daß es den allzu sehr mit der erstinstanzlichen Entscheidung betrauten Unterbehörden für die Dauer nicht möglich sein wird, dem Publikum gegenüber die erforderliche Unabhängigkeit zu wahren. Letzterem steht der untere Beamte viel zu nahe gegenüber, als daß er sich den Einflüssen, die unmittelbar auf ihn wirken, entziehen könnte. Wird der Versuch hierzu zunächst auch gemacht werden, so liegt es doch in der Natur der Sache, daß die Neigung zu derartigen Versuchen abnehmen muß. Bei ablehnendem Verhalten gegenüber den Wünschen des Publikums — und ohnedem ist ein Regieren nicht denkbar — wird gar zu leicht Stellung gegen den Beamten genommen werden können. Man wird versuchen, ihm, von dem so viel abhängt, das Leben schwer zu machen, und er wird schließlich zum Entgegenkommen gedrängt werden, wenn er nicht gar das Feld räumen will. So gewiß ein Entgegenkommen unter Umständen nicht von der Hand zu weisen ist, so würde der Fehler jedoch hier im Prinzip liegen; denn des Entgegenkommens wird kein Ende sein und immer wieder zu weiteren, größeren Wünschen führen. Das würde aber nichts anderes bedeuten, als daß der Wille und die Autorität des Staates immer mehr beiseite geschoben wird.

Noch ein weiterer, sehr wichtiger Faktor ist bei der Dezentralisation zu berücksichtigen. Nämlich die schließlich unvermeidlich sich entwickelnde verschiedenartige Handhabung der Gesetze. Kann dies zunächst lediglich die Folge der Tatsache sein, daß eben so und so viele Behörden mehr über ein und dieselbe Materie selbständig zu entscheiden haben, so kommt hinzu, daß, je mehr man bereit ist, der Stimmung im Publikum entgegenzukommen, der verschiedenartigen Auslegung der Gesetze noch mehr Vorschub geleistet werden muß.

Im übrigen ist zu berücksichtigen, daß eine Dezentralisation nach verschiedenen Richtungen hin möglich ist. Die Zentralbehörde kann freiwillig die erstinstanzliche Entscheidung auf die untere Behörde übertragen, so daß sie nötigenfalls diese Übertragung wieder zurücknehmen kann, oder es kann die Zuständigkeit der Unterbehörde gesetzlich festgelegt werden. Auch kann die Dezentralisation sich auf eine bestimmte einzelne Materie erstrecken, oder sie kann in dem Sinne erfolgen, daß die Selbständigkeit der unteren Behörde prinzipiell beabsichtigt ist, so daß es lediglich der Bestimmung bedarf, was ihrer Entscheidung nicht unterliegt.

Letztere Art der Dezentralisation — die sogenannte Selbstverwaltung — ist natürlich die weitgehendste, ganz besonders dann, wenn sie gesetzlich festgelegt ist. Von ihr muß daher auch alles, was überhaupt hinsichtlich der Dezentralisation gilt, in gesteigertem Maße gelten.

So dürfte die Frage der Dezentralisation eine recht schwierige sein. Und es wird einer eingehenden Prüfung bedürfen, ehe man eine Materie zur erstinstanzlichen Entscheidung den unteren Behörden überweist. Ganz besondere Vorsicht wird dann am Platze sein, wenn es sich darum handelt, die Zuständigkeit im Sinne der Dezentralisation gesetzlich festzulegen.

Man darf nicht übersehen, daß die Frage der Dezentralisation zugleich eine Frage von weitgehender politischer Bedeutung ist.

Wir haben bereits angedeutet, daß eine weitgehende Dezentralisation ein Schwinden des staatlichen Einflusses, der staatlichen Autorität bedeutet, was sich beim einzelnen Individuum als Nichtachtung der staatlichen Anordnungen, als Unterordnung des Gesamtinteresses unter das Einzelinteresse zeigen muß. Es ist daher eine wichtige innerpolitische Angelegenheit, zu prüfen, welches Maß der Dezentralisation für unser Volk in Anbetracht der Aufgaben, welche ihm obliegen, zulässig erscheint. Dieses Maß braucht bei dem einen Volke nicht das gleiche zu sein wie bei dem anderen. Es ist etwas anderes, wenn es sich nur darum handelt, in Ruhe seinen Kohl zu bauen und lediglich wirtschaftlichen Interessen nachzugehen, oder wenn man von Gefahren rings umgeben ist, große Errungenschaften zu verteidigen hat, nicht nur diese erhalten, sondern sie womöglich erweitern, überhaupt sich ausdehnen, fortschreiten, gar Weltpolitik betreiben will. Ob und wie weit große, schwierige Aufgaben von einem Volk gelöst werden können, wird im wesentlichen davon abhängen, in welchem Maße es hierfür vorbereitet und geschult worden ist. Diese Schulung vorzunehmen, ist hauptsächlich Sache einer zweckentsprechenden Verwaltung.

Es ist gut, sich zu vergegenwärtigen, daß Verwaltungen nur allmählich wirken können. So schleichen sich auch Fehler der Verwaltung im allgemeinen langsam, dafür um so sicherer ein. Mit den Wirkungen einer weitgehenden Dezentralisation kann es nicht anders sein. Gerade hierin liegt eine Gefahr. Man sieht kaum, woher es kam und wohin es geht. Es scheint fast immer so, als ob der gegenwärtige Zustand der normale ist. Wegen der hieraus sich ergebenden Befangenheit ist die objektive Beurteilung der wahren Natur der durch Dezentralisation geschaffenen Verhältnisse im Stadium der Entwicklung außerordentlich schwer. Haben die Dinge sich aber erst einmal so gestaltet, daß sie notgedrungen zur Erkenntnis zwingen, dann ist es eine schwere und langwierige Arbeit, die Verhältnisse anders zu gestalten.

Die deutsche Geschichte bietet lehrreiche Beispiele dafür, wie die Dezentralisation der staatlichen Gewalt verderblich werden kann, obwohl sie dort, wo sie die Unabhängigkeit bringt, scheinbar segensreiche Zustände schafft. Viele der deutschen Städte blühten und bargen in ihren Mauern gewaltige Reichtümer zu einer

Zeit, als das Deutsche Reich seine Grenzen nicht mehr gegen auswärtige Feinde verteidigen konnte. Und diese Tatsache brachte schließlich Zustände, unter welchen der Glanz der Städte schließlich doch zum Opfer fallen mußte.

So glauben wir denn, daß es nach der Richtung, nach welcher es im Interesse unserer Verwaltung an und für sich wünschenswert erscheinen müßte, für das Reformwerk kaum möglich sein wird, wesentliches zu erreichen; daß aber nach der Richtung, nach welcher es wohl möglich wäre, wesentliche Änderungen schwerlich erwünscht sein könnten.

Immerhin wird sich, wie wir bereits an anderer Stelle hervorgehoben hatten, auch ohne durchgreifende Umbildung manches im Sinne der Vereinfachung reformieren lassen, so daß der Wert der Reform auch unter diesem Gesichtspunkte nicht gerade gering eingeschätzt zu werden braucht.

Was unseres Erachtens in dieser Hinsicht möglich erscheint, soll in dem folgenden Abschnitt besprochen werden.

I.

Behörden

Jede Behörde, soll sie für die Dauer Gutes zeitigen, muß einen ausgesprochenen Charakter haben. Es ist das für die meisten Behörden so selbstverständlich, daß sie ihren Charakter sozusagen mit auf die Welt bringen. Bei den Ministerien, den obersten und leitenden Verwaltungsbehörden, ist es z. B. ohne weiteres klar, welche Bedeutung ihnen zukommt. Ihnen wichtige Befugnisse nehmen, hieße sie zu einem Scheindasein verurteilen. Hinsichtlich der Ministerien wird daher auch bei der Reformfrage kaum viel zu sagen sein.

Ähnlich wie mit den obersten liegt es mit den untersten Verwaltungsbehörden. Auch sie haben von vornherein einen ausgesprochenen Charakter — müssen ihn wenigstens haben. Liegt den ersteren das allgemeine Anordnen ob, so ist es Sache der letzteren, diese Anordnungen zur Ausführung zu bringen und die hierbei gemachten Erfahrungen wieder den Zentralstellen zu melden. Um dieser Aufgabe genügen zu können, müssen sie im Gegensatz zu den ihr spezielles Fach vertretenden Ministerien möglichst vielseitig sein, da ohnedem brauchbare Erfahrungen nicht denkbar sind. Zudem müssen die untersten Verwaltungsbehörden schnell und praktisch arbeiten können. Um dies zu ermöglichen, werden sie nur klein sein dürfen und von einem den ganzen Geschäftsbetrieb übersehenden Beamten geleitet werden müssen. Naturgemäß werden solche Behörden nicht besonders gründlich sein, noch auch über einen weiten Gesichtskreis verfügen können. Dies führt zur Notwendigkeit einer weiteren, mittleren Behörde als Bindeglied nach oben und nach unten.

Was wir hier als wesentliche Merkmale für die unterste Verwaltungsstelle hervorgehoben haben, traf ehedem für unsere preußischen Landratsämter im großen und ganzen zu, zumal ihre Verwaltung meist als Lebensaufgabe ohne Verlangen nach weiterer Beförderung angesehen wurde und daher sowohl unter

großer Vertrautheit der einschlägigen Verhältnisse als Unabhängigkeit der Auffassung geführt werden konnte.

Inzwischen ist es hiermit allerdings in mancher Hinsicht anders geworden. Schon Bismarck hebt in seinen „Gedanken und Erinnerungen" hervor, daß der Landratsposten hauptsächlich als unterste Stufe der Verwaltungslaufbahn aufgesucht wird, um Karriere zu machen. Und seitdem haben sich die Auffassungen mehr und mehr in diesem Sinne entwickelt. Im übrigen haben die Landratsämter zum Teil eine solche Ausdehnung gewonnen, daß ihre Geschäfte nur noch mit Hilfe eines Assessors oder gar deren zwei sowie eines übergroßen Bureaupersonals bewältigt werden können. Solche Ämter ähneln mehr oder weniger bereits kleinen Regierungen. Von einer Geschäftsbehandlung, wie sie für die unterste Verwaltungsbehörde die Regel bilden soll, kann bei ihnen kaum mehr die Rede sein. In Anbetracht der sich stets vermehrenden Arbeitslast werden sie immer weniger in der Lage sein, das Material selbständig und einheitlich zu verarbeiten, vielmehr sich zum großen Teil darauf angewiesen sehen, jenes, wie es von den unter ihnen stehenden Organen beigebracht wird, weiterzugeben. Damit verlieren die Landratsämter aber ihren so wesentlichen Charakter als unterste Verwaltungsbehörden, über deren Existenzberechtigung sich zum mindesten streiten läßt.

Wenn unter diesen Umständen noch Stimmen laut geworden sind, welche, dem Gedanken der Dezentralisation folgend, den Landratsämtern noch weitere Geschäfte übertragen wollen, so hieße dies, die ungünstige Entwicklung, welche die Dinge genommen haben, nur noch beschleunigen und ein für allemal festlegen.

Anderseits wäre nicht einzusehen, welchen Nutzen die grundsätzliche Ausdehnung der landrätlichen Tätigkeit für die Verwaltung haben könnte. Briefe, telephonische oder telegraphische Nachrichten gelangen auf das Landratsamt kaum schneller als zu der Regierung. Und auch an der Kenntnis der örtlichen Verhältnisse braucht es dem Regierungsbeamten im speziellen Falle nicht zu fehlen. Er kann sie sich aus eigener Anschauung ebensogut wie der Lokalbeamte verschaffen. Im übrigen steht ihm der Landrat als Berater, soweit es erforderlich sein sollte, zur Seite.

Gibt es daher an den Landratsämtern etwas zu ändern, so könnte dies unseres Erachtens nur in dem Sinne geschehen, daß ihr Geschäftsumfang überall, wo es not tut, auf ein dem Charakter des Amts entsprechendes Maß herabgesetzt und erhalten wird. Zum wenigstens müßte dafür Sorge getragen werden, daß der weiteren übermäßigen Ausdehnung der landrätlichen Tätigkeit Schranken gesetzt wird.

Was wir von den Landratsämtern gesagt haben, kann allerdings hinsichtlich der unteren Verwaltungsbehörden, soweit sie kreisfreie Städte sind, kaum Anwendung finden. Bei den Städten handelt es sich naturgemäß um gegebene Verwaltungsbezirke, welche weder nach dem Geschäftsumfange noch

räumlich nach Belieben teilbar erscheinen. Man muß daher notgedrungen damit rechnen, daß sie zum Teil übergroß geworden sind und fast alle die Neigung haben, sich fortgesetzt auszudehnen, sowohl durch Zunahme der eigenen Bevölkerung als durch Einverleibung der nächstgelegenen Vororte. Es läßt sich auch kaum gegen diesen Prozeß etwas einwenden, denn überall, wo nun einmal für die räumlich nahe beieinander gelegenen Teile gemeinsame Interessen vorhanden sind, ist die gemeinsame Verwaltung schließlich auch das Einfachste und das Beste.

Man darf aber nicht verkennen, daß wenigstens die größeren Städte eben wegen ihrer Größe keine guten unteren Verwaltungsbehörden sein können, wenn auch in den Stadtverwaltungen wegen des engen Zusammenwohnens der Bevölkerung der Überblick verhältnismäßig leichter als in den räumlich ausgedehnten Landkreisen zu gewinnen sein dürfte. Im übrigen unterscheiden sich die Leiter der städtischen Verwaltungen von denen der Landkreise dadurch wesentlich, daß sie lediglich kommunale Beamte und nicht zugleich Staatsbeamte sind.

Unter diesem Gesichtspunkte erscheinen die Städte innerhalb des Verwaltungsorganismus im gewissen Sinne als Fremdkörper, mindestens dem Apparat der staatlichen Behörden recht lose angefügt. Und es entsteht die Frage, ob hier nicht im Wege der Reform Verbesserungen zu schaffen möglich sein sollte. Wir möchten diese Frage bejahen und glauben, daß durch geeignete Umgestaltung der Polizeiverwaltung Zweckmäßiges zu erreichen sein wird.

Schon jetzt ist es ja möglich, die Polizeiverwaltung in den Städten staatlichen Organen zu übertragen. Und in allen größeren Städten wird hiervon auch tatsächlich Gebrauch gemacht. Nun brauchte die Reform es sich nur zur Aufgabe zu stellen, die bereits vorhandene Möglichkeit zur Regel zu erweitern und damit zugleich die Polizeiverwaltung zu einer für den ganzen Staat, das Land einbegriffen, einheitlichen zu gestalten. An Stelle von dreierlei Polizeiorganen, auf dem Lande die Gendarmen, in den Städten staatliche und städtische Polizisten mit verschiedenen Uniformen und verschiedenen Vorgesetzten, würde nur eine Kategorie von Beamten in der gleichen Uniform und mit gleichartigen Vorgesetzten treten. Es bedarf kaum des Beweises, daß eine derartige Organisation nicht nur eine große Vereinfachung bedeuten, sondern auch die ganze Polizeiverwaltung zu einem festeren Gefüge gestalten würde, welches im Interesse der staatlichen Verwaltung nur sehr erwünscht sein muß.

Es kommt hinzu, daß die Einführung einer solchen Organisation keine allzu großen Schwierigkeiten verursachen könnte. Sozusagen aus den bestehenden Einrichtungen ließe sie sich herausarbeiten. Es käme nur darauf an, Vorhandenes umzugestalten und zu vereinfachen.

Nun wäre es unseres Erachtens wohl der Erwägung wert, ob nicht auch unter Umständen die Chefs städtischer Verwaltungen in Zukunft zu Leitern der staatlichen Polizeiverwaltungen zu ernennen wären. In den Fällen, wo

die Erwägung zu einem bejahenden Ergebnis führt, würde dies praktisch meist darauf hinauskommen, daß dem betreffenden Bürgermeister die bereits innegehabte Polizeiverwaltung eben belassen wird, nur mit dem Unterschiede, daß er als Polizeiverwalter nunmehr staatlicher Beamter geworden ist. Damit wäre zwischen staatlicher und städtischer Verwaltung ein wichtiges Bindemittel geschaffen, welches bei zweckentsprechender Benutzung — dies wäre allerdings notwendig — für die gesamte Verwaltung nur von Vorteil sein könnte. . . .

Im Gegensatz zu den untersten Verwaltungsbehörden, für welche wir grundsätzlich einen möglichst geringen Geschäftsumfang für erwünscht halten mußten, erscheint es für die Regierungen durchaus nicht nachteilig, eher vorteilhaft, wenn sie innerhalb gewisser Grenzen einen möglichst umfangreichen Geschäftskreis aufweisen.

Schon vom Standpunkt der formellen Erledigung der Geschäfte arbeiten kleine Regierungen unvorteilhafter als große, da ihre Geschäftsanweisungen, dem Charakter der Behörde entsprechend, grundsätzlich für den Großbetrieb eingerichtet werden müssen. Die Vorteile desselben müssen ihnen daher um so mehr verloren gehen, je kleiner sie sind.

Aber auch die zweckmäßige sachliche Erledigung der Geschäfte verlangt einen gewissen Umfang, bedingt durch die Größe des zu verwaltenden Bezirks einerseits, sowie durch die Vielseitigkeit der Geschäfte anderseits. Das größere Gebiet ist im Interesse der Einheitlichkeit, der Übersicht über das Verschiedenartige, der reicheren Erfahrung, überhaupt des freieren Blicks nach jeder Richtung unbedingt erforderlich. Möglichste Vielseitigkeit der Geschäfte ist aber nicht zu entbehren, soll die Verwaltung vor einseitigen Anschauungen bewahrt werden und stets in der Lage sein, aus dem Ganzen heraus für das Ganze fruchtbringend zu wirken. Innerhalb der Regierungen muß ein möglichst großer Teil der Verwaltungsmaschinerie übersehen werden können. Um dies zu erreichen, müssen ihre Beamten in der Gesamtheit in möglichst vielen Verwaltungsgebieten geschult sein, so daß sie einer dem anderen leicht und schnell über alle vorkommenden Fragen Auskunft geben können. Im übrigen müssen die Beamten Spezialisten auf den ihnen besonders zugewiesenen Gebieten sein, um dadurch eine nach jeder Richtung vollständige und erschöpfende Erledigung der Geschäfte zu ermöglichen.

Auf diese Weise haben die Regierungen, als die in der Mitte des Verwaltungsorganismus stehenden Behörden, mit den Ministerien das Spezialistentum und die Gründlichkeit, mit den untersten Verwaltungsbehörden die Vielseitigkeit und die mehr oder weniger unmittelbare Berührung mit der Bevölkerung gemein. Diese doppelte Eigenschaft stellt in angemessener Weise die Verbindung nach oben und unten her und verleiht eben dadurch den Regierungen den für sie wesentlichen Charakter. Wie schon ihr Name besagt, bilden sie den eigentlichen Mittelpunkt für das praktische Regieren und sind vor allen Dingen wie keine andere Behörde geeignet, die Einheit in der Verwaltung zu wahren.

Ihnen gegenüber bedeuten die Landratsämter gewissermaßen die Arme, welche von den Sitzen der Regierung bis zum Publikum herunterreichen, soweit nicht jene selber die Anschauung an Ort und Stelle zu gewinnen trachtet.

Dies Verhältnis wesentlich ändern, etwa in der Weise, daß die Entscheidungsbefugnis der Regierungen zugunsten der Landratsämter in weitgehendem Maße geschmälert wird, hieße unseres Erachtens, beiden Behörden das Gute, das sie hatten, nehmen. . . .

In den Rahmen der bisher besprochenen Behörden scheint eine weitere Behörde kaum mehr hineinzupassen. Und wenn man heute die Aufgabe hätte, unseren Verwaltungsapparat erst neu zu schaffen, so würde man sich sicher mit den besprochenen drei Behördenkategorien begnügen. Es kann daher niemand wundernehmen, daß die Abschaffung der Oberpräsidien, die sich als vierte Behörden zwischen Ministerien und Regierungen einschieben, oft erwogen und auch befürwortet worden ist. Mit veralteten Einrichtungen aufzuräumen, soll man sich nun nicht scheuen. Anderseits erscheint es angemessen, der historischen Entwicklung mit einer gewissen Achtung zu begegnen. Und in diesem Sinne ist die Frage aufzuwerfen, ob den Oberpräsidien nicht auch noch heute wesentliche, charakteristische Aufgaben überwiesen werden könnten, deren Lösung von anderen Behörden in der gleichen befriedigenden Weise nicht zu erwarten steht und welche deshalb die Beibehaltung dieser obersten Provinzialbehörden rechtfertigen.

Wir möchten diese Frage bejahen.

Zunächst wäre den Oberpräsidenten die provinzielle Landesverwaltung zu übertragen. Gleich den Landräten würden sie dann die Eigenschaft eines kommunalen und eines Staatsbeamten in ihrer Person vereinigen. Und damit wäre diese Vereinigung, wenn wir auf das, was wir hinsichtlich der Stadtverwaltungen an anderer Stelle gesagt haben, bezugnehmen dürfen, für alle kommunalen Verwaltungen durchgeführt. Wir glauben, daß dies im Interesse der einheitlichen Gestaltung unseres Verwaltungsapparats nur von günstiger Wirkung sein kann. Im übrigen dürfte die Durchführung dieses Gedankens auch für die Provinz kaum von großen Schwierigkeiten begleitet sein.

Eine weitere amtliche Tätigkeit bei den Oberpräsidien könnte nach Beseitigung des Provinzialrates und der Umgestaltung des Bezirksausschusses erreicht werden. Beide Behörden treffen Entscheidungen im Beschlußverfahren unter Mitwirkung von Laien. Dabei befinden sich diese Beschlußbehörden in ziemlich losem Zusammenhang mit ihren Hauptbehörden. Den Leitern der letzteren ist es kaum möglich, sich in wesentlicher Weise um die zufassenden Beschlüsse zu kümmern, wie es wohl in der Theorie gedacht war. Keine Frage aber ist es — es liegt dies in der Natur der Sache —, daß solche Beschlußbehörden den Geschäftsgang recht sehr verlangsamen und erschweren. Anderseits ist es nicht einzusehen, welchen besonderen Nutzen sie haben könnten, wenn man die Regierungen und Oberpräsidien überhaupt zu kollegialen Behörden umgestaltet, wovon weiter

unten die Rede sein soll, und wenn man sich von gewissen Auffassungen über den Wert der Mitwirkung von Laien einigermaßen frei gemacht hat.

Wir sind daher der Meinung, daß sowohl der Provinzialrat wie der Bezirksausschuß als Beschlußbehörden recht gut beseitigt werden könnten. Soweit man das Beschlußverfahren auch fernerhin beibehalten will, könnte es drei bis fünf Mitgliedern des Oberpräsidiums und der Regierung übertragen werden. Auf diese Weise bliebe der Bezirksausschuß nur noch in seiner Eigenschaft als Verwaltungsgericht bestehen und würde unseres Erachtens als solches besser bei den Oberpräsidien als Gericht erster und zweiter Instanz für die ganze Provinz eingerichtet. Zugleich könnte er dann die Tätigkeit des bisherigen Provinzialausschusses übernehmen und schließlich auch den Titel dieser Behörde führen. Die hierbei etwa erforderlichen Umgestaltungen ergeben sich ganz von selbst. Auf diese Weise würde der Provinzialausschuß eine Einrichtung erhalten, wie sie in ähnlicher Weise bereits der Kreisausschuß hat, und wie sie sich bei dieser Behörde bewährt hat.

Alles in allem würden die besprochenen, für die Oberpräsidien gedachten Neuerungen eine Ersparnis von Behörden und Beamten bedeuten, ohne daß die bisherige geschäftliche Tätigkeit irgendwie eine Einbuße zu erleiden brauchte....

Im übrigen müßten die Oberpräsidien, wie es schon bisher der Fall war, Beschwerde- und Aufsichtsinstanzen bleiben und sich vor allen Dingen die Verwaltung der Personalangelegenheiten aller unter ihnen stehenden Beamten angelegen sein lassen. Gerade letzteres halten wir für besonders wichtig, weshalb hiervon noch in einem besonderen Abschnitt die Rede sein soll.

Ob auch Angelegenheiten zur sachlichen Entscheidung in erster Instanz den Oberpräsidien zu belassen sein werden, muß der Prüfung in jedem besonderen Falle vorbehalten bleiben. Erwünscht kann dies jedenfalls im allgemeinen nicht sein, um die vorhandenen und völlig ausreichenden drei Verwaltungsinstanzen nicht unnötigerweise um eine weitere Instanz zu vermehren.

Wie die Regelung aber auch vorgenommen werden mag, für sehr wichtig halten wir es, daß die Befugnisse hinsichtlich der sachlichen Einwirkung der Oberpräsidien auf die Verwaltungsgeschäfte scharf und klar begrenzt werden, da anderenfalls die Tätigkeit der Regierungen in unerwünschter Weise behindert werden könnte. . . .

(Fortsetzung folgt)

Eine dramatiſche Hoffnung

(Franz Dülberg)

Von Dr. Arthur Weſtphal in Berlin

Es iſt eine bis zum Überdruß wiederholte Weisheit, daß unſere Zeit die Fühlung mit der großen Stiltragödie verloren hat. Von geſchäftstüchtigen Kunſtmaklern verkündet und weiter verhandelt, hat ſie jahrelang dazu dienen müſſen, der betrübenden Unfruchtbarkeit unſerer Dramatik ein freundliches Mäntelchen umzuhängen. Heute lockt man damit keinen Hund mehr hinterm Ofen hervor. Beſchönigungsverſuche ſind noch immer wohlfeil wie Brombeeren. Aber der äſthetiſche Katzenjammer, der auf dem zeitgenöſſiſchen deutſchen Theater ruht, wird dadurch nicht beſſer, daß man ihn erklärt, entſchuldigt oder gar totſchweigt. Wer den Dingen offen ins Auge ſieht, wird die Gründe dieſes Katzenjammers weniger in der Weſensart einer gewiß unruhigen, gewiß ratloſen und gewiß zur Analyſe drängenden Epoche, als vielmehr in der Ohnmacht der gerade herrſchenden Dichtergeneration ſuchen. Daß die Sehnſucht auch unſeres Geſchlechts nach der großen Stiltragödie drängt, beweiſt ein Blick auf die zahlloſen Verſuche, die in den letzten zehn Jahren in allen Lagern unternommen worden ſind, beweiſt, wenn man ſo will, auch ſchon die Schnelligkeit, mit der ſeinerzeit das enge, nüchterne, pedantiſche Naturaliſtendogma abgehalftert wurde. Überall regt ſich das Verlangen nach großen Problemen, nach künſtleriſcher Diſtanzierung, nach einer dramatiſchen Kunſt, die über das Gegenſtändliche, über das Abſtrakte hinaus eine erhöhte Bedeutung gewinnt. Aber dies Verlangen, dieſe unverkennbare Sehnſucht hat, wo ſie glaubensſtarke Apoſtel und Propagandiſten der Tat brauchte, faſt durchweg ein müdes, zaghaftes und ratloſes Geſchlecht gefunden. Die Zeit war und iſt dem erträumten Ideal zehnfach, hundertfach reif. Nur die Männer, die berufen wären, den Traum in die Wirklichkeit zu überſetzen — nur ſie ſind bis zum heutigen Tage ſo gut wie völlig ausgeblieben.

Der deutſche Dramatiker Franz Dülberg, dem die vorliegende Unterſuchung gilt, gehört zu der kleinen, nur allzu kleinen Schar, an die ſich unſere arg

herabgestimmte Hoffnung auch heute noch klammert. Der laute Markterfolg ist ihm bisher versagt geblieben. Zunächst wohl deshalb: weil ihm die sonst so fixe Unterstützung von seiten literarischer Cliquen und Blutsbruderschaften gefehlt hat. Sodann aber: weil die Wege, die er geht, zu entlegen, zu einsam und zu alltagsfern sind, um der Spürnase des göttlichen Momus schmeicheln zu können. Ein Zufall hat es gewollt, daß der Name dieses reservierteften und vielleicht adligsten unter den heutigen Dramatikern erst an dem Tage in die breitere Öffentlichkeit drang, an dem seine Tragödie „Korallenkettlin" von einem polizeilichen Zensurverbote betroffen wurde. Zu dem Verbote selber, das inzwischen durch die rechtskräftige Entscheidung des königlich preußischen Oberverwaltungsgerichts bestätigt worden ist, soll hier nicht Stellung genommen werden. Es wird nur deshalb erwähnt, weil es den Anlaß zu einer kurzen Betrachtung des Mannes und seines Werkes gibt.

Franz Dülbergs dichterisches Profil läßt sich am besten umreißen, wenn man von ihm sagt, daß es tiefen männlichen Ernst, Feierlichkeit, Keuschheit und szenischen Schwung in sich vereinigt. Etwas Sinfonisches klingt uns aus seinen Dramen*) entgegen; ein bewußt oder unbewußt gesteigertes Lebensgefühl, und jene auf musikalisch-rhythmische Wirkungen gestellte Feiertagsgehobenheit, die immer die erste Vorbedingung für die große Stiltragödie gewesen ist. Ein Pathos ist hier gefunden, das wahrhaftig nicht nach den Schreibtischen unberufener Literaten riecht; das Pathos einer Zeit, die von unerlebtem Epigonentum durch Abgründe getrennt ist; das Pathos unserer Zeit, gewachsen aus der Weltanschauung, dem Glauben, der Atmosphäre heutiger Menschen. Denn das ist das Bedeutsamste an der Erscheinung des Dichters Franz Dülberg: aus dem Tohuwabohu der neudeutschen künstlerischen Kultur, die so stolz dasteht mit ihren Nerven, ihrer „Fortgeschrittenheit", ihrer Skepsis, und die in Wahrheit so klein und armselig ist, weil sie den Mut zur schöpferischen Tat, zum Stilgefühl der großen Linie verloren hat — aus diesem Tohuwabohu baut er sich die Brücke, die nach oben führt, schafft er sich die neuen Formen, nach denen eine neue Zeit verlangt. Hier ist der seltene, ganz seltene Fall Ereignis geworden, daß ein kultivierter und differenzierter heutiger Mensch, der die Lasten unseres Wissens und Besserwissens so gut wie jeder andere mit sich herumschleppen muß, aus eigener Kraft zu dem fröhlichen Positivismus eines neuen Glaubens gelangt.

Das Drama „König Schrei" zeigt vielleicht am klarsten die bedeutende Linie, die durch das Dülbergsche Schaffen geht. Man wird in der zeitgenössischen Literatur kaum etwas finden, was sich an Kühnheit der dichterischen Vision und an Großartigkeit der Problemstellung mit dieser dramatischen Phantasie vergleichen läßt. Nicht umsonst hat der Dichter sein Buch den drei großen

*) Bisher liegen vor: „König Schrei" (R. Piper u. Co., München), „Korallenkettlin" und „Cardenio" (Egon Fleischel u. Co., Berlin).

deutschen Meistern Mathes Grünewald, Heinrich von Kleist und Richard Wagner dargebracht. Der Hauch ihres Geistes weht lebendig in die Tragödie hinein, und ganz besonders, so will uns scheinen, flattern aus dem Lorbeerkranze des Guiskard-Dichters ein paar zerstreute Blätter zu dem Werke des Nachgeborenen hinüber. Den Titel des Dülbergschen Dramas erläutern, heißt schon: einen Begriff von der unerhörten Kühnheit des dichterischen Vorwurfs geben. In einer prachtvollen Vision wird das zertretene, rechtlose, mißhandelte, arme und hungernde Volk gesehen, wie es in ohnmächtiger Wut die Fäuste wider die Besitzenden, die Machthaber ballt. Zu einem millionenköpfigen Riesenungeheuer reckt es sich empor und steht drohend und gespenstisch da wie eine dunkle Wolkenwand, die sich vor den blauen Himmel schiebt. Und der Druck und die Dumpfheit und das Elend jahrhundertelanger Knechtschaft löst sich in einem wahnwitzig gellenden Schrei, der „durch die graue Wölbung steigt und fließt, der die Mauern zersprengt und weit sich breitet über den Berg, über die Welt". Er ist der wahre König über Dinge und Menschen, dieser Schrei des geknechteten Volkes. Und sein Reich ist weit, unendlich weit. „Dringt hinaus aus der Kirche, erfüllet mit eurem Schrei den Berg, erfüllet die Stadt, erfüllet das Reich, bis alles, was sich regt auf den bewohnten Inseln, unter dem blauen Himmelsglase verlange . . ., daß er, der stets verhüllte, die Welt in seinen Leib zurückschlinge, eine Welt, wo manche auf magerem Lager und vor schmutzigem Speisenapf stöhnen und ein diamentenheller Traum zertreten würde."

Diese kurze Andeutung möge genügen, um eine Vorstellung von dem zu geben, was hier ein Dichter geschaut und gewollt hat. Es schändet den Dramatiker Dülberg nicht, wenn man ihm sagt, daß sein Stoff schließlich doch größer gewesen ist als seine Kraft. Auch ein Heinrich von Kleist ist am Robert Guiskard zerbrochen. Den „König Schrei" gewollt zu haben, ist mehr als alle gekonnte Mittelmäßigkeit unserer Durchschnittsdramatiker. Gewiß steckt in den fünf Akten noch sehr viel Chaotisches, Ungeklärtes, Tastendes und nicht ganz Ausgereiftes. Gewiß ist der Dichter mit all den jubelnden und klagenden Stimmen, die in ihm lebendig geworden sind, noch längst nicht fertig geworden. Aber das ungeberdige Chaos, das sich hier auftut, ist von jener Art, die eine stolze Zukunft verheißt. Es ist das Chaos, das man nach Nietzsches Wort im Leibe haben muß, um einen tanzenden Stern zu gebären.

„Korallenkettlin", die zweite Dülbergsche Tragödie, zeigt den Dichter auf dem Wege zur Reife, zur ruhigeren Objektivität, zur dramatischen Ökonomie. Während der „König Schrei" im wesentlichen den Eindruck einer ungeheuren, chaotisch anstürmenden musikalischen Impression hinterläßt, die der banaleren Lebensbedingungen unseres Alltags-Theaters geradezu spottet, steigt im „Korallenkettlin" ein klar umrissenes und mit bunten Farben gesättigtes Bild von erlesener Schönheit auf. Vor einem Prospekt, der den ganzen zarten, holdtraurigen Duft des deutschen Mittelalters ausströmt, ersteht in festen Balladenklängen das Schicksal

des Kätchens vom Schließenberg, die in der Angst ihres Herzens und in dem dumpfen Drange des Blutes zu den geschminkten Mädchen in die verrufene Gasse flieht, ihr Recht an der Jugend, am Leben, am Glück zu ertrotzen. Sie mordet den alternden Lüstling, der die sehnsüchtigen Träume ihrer Jungfräulichkeit in täppisch roher Gier zertreten will. Sie wird in den Kerker geworfen und soll nach dem Willen eines hohen Stadtrats sterben, noch „ehe sie einer recht geküßt". Zwischen Wachen und Träumen harrt sie, Jungfrau und Dirne in eins, aller Schreckniſſe ihres Weges. Zwischen Wachen und Träumen gibt sie sich widerstandslos in die starken Arme des Prinzen Aldewyn, der gekommen ist, sie zu befreien, sie zum Weibe, zur Königin zu machen. Und zwischen Wachen und Träumen wählt sie nach kurzem Glücksrausch den Tod durch eigene Hand — wohl in dem dumpfen Gefühl, daß etwas unverlöschlich Furchtbares in ihr Leben getreten, daß etwas in ihr zerbrochen ist, was niemals wieder heil werden kann.

Das ist, in groben Umrissen, die äußere Handlung der Korallenkettlintragödie. Allerdings darf dabei nicht verschwiegen werden, daß die dramatische Entwicklung, die Dülberg hier anstrebt, zweifellos einen bedenklichen Knick hat. Die Linie dieses Mädchenschicksals, die mit prachtvoller Unerschrockenheit und umwittert von dem keuschen Zauber deutscher Poesie ansteigt, wird schließlich einer tragischen Lösung zuliebe etwas künstlich verbogen. Das Gesicht des Kätchens vom Schließenberg, das die erste Hälfte der Tragödie so hold und so leuchtend wie nur je ein deutscher Mädchenkopf bestrahlt und adelt, erhält vom dritten Akt an einen leise zur Hysterie und Krampfhaftigkeit hinübergleitenden Zug, der ihm innerlich fremd ist und innerlich fremd bleiben muß. So kommt in den Gang der Geschehniſſe letzten Endes etwas Konstruiertes und Unlebendiges. Das restlose Aufgehen des Erlebten und Geschauten im Reiche künstlerischer Gestaltung, das den beiden ersten Akten ihre Farbe, ihren mannhaften Grundakkord gibt, macht späterhin einer ästhetischen Unsicherheit und einer auf spitzfindige psychologische Lösungen erpichten Abstraktion Platz. Das tragische Ende zwingt den Zuhörer nicht recht zum Mitgehen, zum unbedingten Glauben. Es verflattert im Winde, weil es aus einem rechnenden Psychologenhirn und nicht aus der Intuition eines instinktsicheren Poeten stammt.

Es tut weh, gerade einer mit so wundervoller Rhythmik ansteigenden Tragödie diese Vorwürfe machen zu müssen. Der erste Teil und ganz besonders der erste Akt des „Korallenkettlin" gehört unbedingt zu dem Schönsten, was die deutsche Dramatik in den letzten zehn Jahren hervorgebracht hat. Da werden die geheimsten Stimmen des mittelalterlichen Deutschlands lebendig. Da ersteht das beglückende Bild der freien Stadt Nürnberg mit seinen Winkeln und Gäßchen und Kirchen und Erkern, mit seinen blonden Mädchen und kundigen Ratsherren, mit seinen Zünften und Gilden, mit seinem Glanz und mit seinem Laster. Da strömt schon die prächtig gemeißelte Sprache eine unvergeßliche Leuchtkraft aus. Da ist alles zur Anschauung, zur Plastik, zu wahrhaft dichterischem Leben

geworden. Man braucht den selbstverständlichen Schimmer dieser Bilder nur einmal neben die zusammengequälten Homunculi unserer artistischen Vergangenheitserneuerer zu halten, um sofort, auch ohne ästhetischen Dogmenkram, die ganze Breite der Kluft zu fühlen, die den echten Dichter vom gespreizten Dilettanten scheidet. Den ersten Akt des „Korallenkettlin" zur unmoralischen Kundgebung zu stempeln, ist genau so sinnlos, wie wenn man solches Goethes Gretchentragödie antun wollte. Man soll das Wort „Keuschheit" gewiß nicht unnützlich führen. Aber hier ist wirklich und wahrhaftig ein im besten Sinne keuscher und nobler Wille Herr eines Gegenstandes geworden, den banalere Hände unfehlbar in den Schmutz des Alltags und der Philisterzote gerissen hätten. Wenn irgendeiner auf dieser Welt — Franz Dülberg durfte an diesen Gegenstand rühren. Seine reinen Hände, seine lautere Menschlichkeit, sein erdentrückter, in romantischen Träumen lebender Idealismus wiesen ihm den Weg. Er allein durfte und konnte ihn gehen. Und man soll ihn deshalb wahrhaftig nicht schelten.

In seinem dritten und bisher letzten Drama „Cardenio" finden wir den Dichter auf neuen, phantastisch nachdenklichen Wegen. Der Techniker in ihm ist straffer, disziplinierter, bewußter geworden, und seine, wenn man so sagen darf, theatralische Sendung tritt hier zum ersten Male entschieden in den Vordergrund. Wieder geht er mit prachtvollem Schwunge entschlossen und männlich auf das dramatische Problem los: ein Menschenschicksal zu malen, das die Gesichtszüge des „halben Helden", des an tragikomischen Hemmungen zersplitternden Ritters de la Mancha trägt. Franz Dülberg ist in der Beziehung durchaus das vollblütige Kind seiner zaghaften, tatenunfrohen und ratlosen Zeit. Er liebt die Menschen, die der grelle Kontrast zwischen Wollen und Vollbringen zerreibt, liebt die romantischen Träumer, die die unbarmherzige Sprache der Wirklichkeit nicht lernen. Schon der junge Fürst im „König Schrei" weist diese — bei ihm freilich ausschließlich tragischen — Züge auf, die, wenn man so will, an den vierten Friedrich Wilhelm von Preußen oder an den zweiten Ludwig von Bayern erinnern. Dagegen zeigt der „Cardenio" das fragliche Problem viel entschiedener unter dem Gesichtswinkel der gebrochenen Linie, in der unruhig zitternden Beleuchtung zwiespältigen Erlebens. Cardenio, dem jungen Träumer, wird die schmerzhaft Geliebte durch rohe Willkür geraubt. Oder besser gesagt: ein anderer, Stärkerer, ein rüstiger Tatmensch, ist seiner schamhaften Zaghaftigkeit zuvorgekommen. Wo er anbetete, hat jener genossen. Olimpia, die den Cardenio zu umarmen glaubte, muß zu spät erfahren, daß nicht er, sondern Graf Lissandro es war, der sich nachts in ihr Schlafzimmer stahl. Cardenio bricht in der Erkenntnis dessen, was ihm verloren ging, verzweifelt zusammen und stürzt sich in Räusche, die seinem Leibe wie seiner Seele gleichmäßig fremd bleiben — immer in dem dumpf ungeklärten Rachegefühl, das ein klein wenig an das Wort des gekränkten Jungen aus der Anekdote erinnert: „Es ist meinem Vater ganz recht, wenn ich mir die Ohren erfriere.

Warum kauft er mir keine Pelzmütze!" Darin liegt mit der tragikomische Kern seines Don Quichote-Schicksals. In romantische Träume versponnen und unfähig zur Tat, wie ihn die Natur nun einmal geschaffen hat, treibt er mit sich selbst und mit der eigenen Liebe ein absonderliches Versteckspiel. Und schließlich rettet er sich aus den Krisen seiner Menschlichkeit in den Glauben an eine geheime Mystik des Bluts. Das Kind, das Olimpia von Lissandro unterm Herzen trägt, soll seine, Cardenios, Züge tragen, soll seines Blutes, seines Geistes sein. Der Gedanke bohrt sich in sein Hirn ein. „Im Becher deines Schreckens schäumt jetzt mein Blut in deines", ruft er Olimpia entgegen und zwingt sie, seinen Blick auszuhalten. Zum ersten Male wächst sein Wille riesenstark empor. Und wenn er gleich darauf in den selbstgewählten Tod geht, weil er, mit Unrat bedeckt und von Ekel geschüttelt, nicht länger leben mag, ist er zum ersten Male ein ganzer und in sich selber sicherer Mann. Denn er nimmt die Gewißheit an die Kraft seines Zaubers mit sich; die Gewißheit, daß sein und Olimpias Kind leben, daß es seine, des armen Narren Cardenio leibhaftige Züge tragen wird.

Die hier kurz geschilderte Entwicklung ist geradezu typisch für die weltabgewandte, sympathische und doch wieder schwer zugängliche Art der Dülbergschen Kunst. Wer den „Cardenio" nicht kennt, wird nach dieser flüchtigen Schilderung eine spitzfindige Problematik, eine unglaubliche psychologische Konstruktion in der Dülbergschen Tragödie wittern. Und tatsächlich ist auch die bis in die letzten Konsequenzen hochgetriebene mystische Psychologie wohl der wundeste Punkt der Dichtung. Ob wir als Menschen einer klareren Epoche an die von Dülberg herangezogene geheimnisvolle Blutbeeinflussung glauben wollen oder nicht, scheint mir dabei eine Frage von sekundärer Bedeutung. Wichtiger bleibt, ob Cardenios und Olimpias Glaube an diese Mystik stark und überzeugend genug dargestellt, lebendig gemacht worden ist. Und das scheint mir denn doch nicht ganz gelungen zu sein. Wie so oft bei Hebbel spürt man auch hier letzten Endes das Steckenbleiben eines weit ausholenden Dichters im Gedanklichen, das Aufgeben einer rein künstlerischen Anschauung zugunsten einer abstrakt zugespitzten Idee. So kommt in die stolze Szenenfolge des „Cardenio" etwas Erkältendes, Ernüchterndes; ein Ton, der an entscheidenden Punkten matt klingt und nicht recht überzeugt.

Das gleiche Schauspiel also wie im „Korallenkettlin": Ein prachtvoller Aufstieg, eine gradlinig wuchtige dramatische Steigerung im besten und schönsten Sinne, und dann eine Lösung, die eine leise Müdigkeit des Bildners (nicht des Denkers!) merken läßt. Die ersten beiden Akte des „Cardenio", mit ihrem farbensatten Renaissancebilde, mit der verhaltenen Glut ihrer Verse und mit der eleganten Geistigkeit ihres Dialogs sind ein ganz erlesenes Juwel aus den Schatzkammern deutscher Dramatik. Aber gerade weil sie so stolze Hoffnungen wecken, gerade weil sie auf einen längst nicht erschöpften Brunnen deuten — gerade deshalb möchte man den Rest einer unbewältigten Ideenwelt, der sich hinter ihnen auftut, zu allen Teufeln jagen. Wer als Melodienfinder, als Bildner,

als Dramatiker so reich und so stark ist wie dieser Franz Dülberg, der hat auch die Pflicht und Schuldigkeit, endgültig die schwarzen Schatten zu bannen, die sich hier und da zwischen ihn und seine Geschöpfe drängen. Und er wird sie bannen. Das ist unser Glaube und unsere Hoffnung auf morgen. Denn dann haben wir das Drama, das wir brauchen: die neue Problemtragödie großen Stils, die mit ihren Erregungen und Konflikten und Beglückungsmöglichkeiten nur aus dem Schoße dieser unserer Zeit geboren werden kann und geboren werden wird.

Neue Bücher über Musik

Ästhetik und Verwandtes

Von Dr. Richard Hohenemser in Berlin

Ähnlich wie vor hundert Jahren die spekulative Philosophie, steht in der Gegenwart die Psychologie im Mittelpunkt der Geisteswissenschaften. Der ungeheuere Fortschritt, welcher darin liegt, daß man an Stelle der Spekulation über Dinge, die unserer Erkenntnis auf ewig verschlossen bleiben müssen, die Erfahrung, also die Selbstbeobachtung und die Beobachtung anderer treten ließ, kam naturgemäß auch der Kunstwissenschaft zugute, welche heute fast allgemein psychologisch behandelt wird. Was auf diesem Wege bisher für die Erkenntnis des Wesens der Tonkunst geleistet wurde, sucht ein Buch von Olga Stieglitz zusammenfassend und gemeinverständlich darzustellen (Olga Stieglitz, „Einführung in die Musikästhetik", J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin 1912). Wer einem Leserkreis von Laien eine wissenschaftliche Disziplin zugänglich machen will, muß entweder die wichtigsten Lehren derselben unter Angabe ihrer Verfechter aufzählen und verdeutlichen, oder aber er muß sie so wiedergeben, wie er sie selbst innerlich verarbeitet hat. Letzteres Verfahren schlägt unser Buch ein; doch ist die Verfasserin leider über so manches selbst nicht zur Klarheit durchgedrungen. Das zeigt sich sowohl im großen als auch im kleinen. Obgleich der Programmusik ein besonderes Kapitel gewidmet ist, wird die gewiß aktuelle Frage nach ihrer künstlerischen Berechtigung oder Nichtberechtigung nicht gelöst. Ebensowenig erfahren wir, auf welche Seite wir uns in dem Streit darüber stellen sollen, ob den verschiedenen Tonarten des gleichen Geschlechtes, also den Dur- und Molltonarten untereinander, unterscheidende

charakteristische Merkmale zukommen oder nicht (vgl. Kapitel 3). Auch sonst geht die Verfasserin nicht genügend in die Tiefe, indem sie das, was man als die psychologische Grundlegung der Musikästhetik bezeichnen kann, also die Fragen nach der Art der Beziehungen der Töne aufeinander, nach dem Wesen von Konsonanz und Dissonanz, nach dem Wesen des Rhythmus usw., zu sehr außer acht läßt. Trotz alledem ist das Buch geeignet, den Laien über den Stoffkreis der Musikästhetik und über die Weise, in welcher derselbe heute hauptsächlich behandelt wird, wenigstens einigermaßen zu orientieren. Darum möge der Inhalt durch die Kapitelüberschriften angedeutet werden: 1. Begriff und Wesen der modernen Ästhetik; 2. Stellung der Musik im Kreise der Künste; 3. Ton und Harmonie; 4. Rhythmus, Dynamik, Melodie; 5. Charakter der Tonkunst (hier werden die für die Kunst im allgemeinen aufgestellten sogenannten ästhetischen Kategorien, wie das Schöne, das Erhabene usw., auf die Musik angewendet); 6. Inhalt der Tonkunst (die Musik entspricht mittels Tonfolge, Harmonie und Rhythmus dem Ablauf unserer Gemütsbewegungen, d. h. der Affekte und Stimmungen. Daher erzeugt sie in uns solche oder, wie die Verfasserin hätte sagen sollen, analoge Gemütsbewegungen und die mit ihnen verbundenen Gefühle. Sie spricht das Unaussprechliche aus. Dieses Kapitel ist wohl das beste des Buches, obgleich auch hier größere Vertiefung wünschenswert gewesen wäre); 7. Programmusik; 8. Musik mit Text; 9. Das Schaffen der Musik; 10. Nachschaffen und Genießen; 11. Zweck der Tonkunst.

In diesem Schlußartikel wird auch die Frage berührt, ob es Musik gebe, welche fähig sei, entsittlichend, innerlich verderbend zu wirken. Sie wird bejaht und zwar, wie mir scheint, durchaus mit Recht. Man sollte meinen, näheren Aufschluß über diesen Punkt in einem Buch zu finden, das sich „Die Moral der Musik" betitelt (Rudolf Kaßner, „Die Moral der Musik, aus den Briefen an einen Musiker"; zweite umgearbeitete Auflage; Leipzig, Inselverlag, 1912). Aber wer dasselbe in dieser Erwartung in die Hand nimmt, wird sich enttäuscht fühlen. Vielmehr sucht der Verfasser aus dem Wesen der Musik das Wesen des Musikers abzuleiten, wobei er aber unter dem Musiker offenbar nicht nur den Tonkünstler, sondern alle diejenigen versteht, deren Seelenleben so beschaffen ist wie das des eigentlichen Musikers. Übrigens hat das Buch die unerfreuliche Eigenschaft, durch seine mystische Ausdrucksweise den Inhalt zum Teil mehr zu verschleiern als klar zu machen. Ich versuche, das, was mir als der Kern erscheint, kurz wiederzugeben. Der Verfasser unterscheidet scharf zwischen der Allegorie oder der Welt von außen und dem Symbol oder der Welt von innen. Allegorisch ist alles das, was etwas anderes bedeuten soll als es aussagt oder ist. Diesen alten Begriff hat Kaßner, wie mir scheint, glücklich erweitert. So führt er als Beispiel einer Allegorie folgendes an: der römische Schauspieler Paulus, der einen um den Tod seines Sohnes trauernden Vater darzustellen hatte, brachte in seiner Urne die Asche seines eigenen, soeben verstorbenen Sohnes auf die Bühne, um dadurch einen desto größeren Eindruck

zu erzielen. In Wahrheit konnte er auf die, welche von seinem Kunstgriff wußten, nur allegorisch und daher erkältend wirken; denn man wollte ja nicht die Trauer dieses bestimmten Schauspielers um einen bestimmten Menschen sehen, sondern die Trauer des von der Phantasie des Dichters geschaffenen Vaters um seinen Sohn.

Der Schauspieler war also, indem er die Wirklichkeit zu Hilfe nahm, etwas anderes, als er dem Sinn der Sache nach bedeuten sollte. Der gewöhnliche Mensch lebt in der Welt der Allegorie, auch derjenige, der sein Leben vernunftgemäß regelt, d. h. sich durch seine verschiedenartigen Betätigungen innerlich im Gleichgewicht erhält, also harmonisch erscheint; denn die Begriffe, nach welchen wir unser Leben einrichten, sprechen nicht unmittelbar zu unserer Seele, setzen sie nicht unmittelbar in Bewegung, sind sie doch nur die verstandesmäßige Zusammenfassung dessen, was ihnen zugrunde liegt, was sie im Einzelfall bedeuten. Unmittelbar zu unserer Seele redet nur das Symbolische. Symbolisch ist z. B. jede religiöse Feier und vor allem die Kunst. Aber mit Recht wird gesagt: „Die Musik ist symbolischer als jede andere Kunst, weil in ihr Form und Inhalt, Bedeutung und Zeichen sich decken, ja ein und dasselbe sind von Anbeginn an, und alle Künste, kann man sagen, streben zur Musik, indem sie symbolisch werden" (Seite 122). Der Musiker erzeugt also das Gleichgewicht seiner Seele in sich selbst, ohne Vermittlung durch das Objekt oder durch Begriffe. „Das Erstaunliche, das eigentlich Wunderbare am Dasein des Musikers ist, daß es zwischen ihm und dem Objekt keine Vermittlung geben und daß auch das Ziel und der Zweck seines Daseins unter gar keinen Bedingungen eine solche Vermittlung sein darf" (Seite 129). Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Kaßner den Begriff des Symbolischen ebenso faßt, wie es die moderne psychologische Ästhetik tut (ich denke dabei namentlich an Th. Lipps), und wie es übrigens bereits Schiller tat. Aber die seelischen Tatsachen, welche die symbolische Auffassung möglich machen, also das Miterleben und die Einfühlung, bleiben unerörtert. Ebenso ist der Verfasser durchaus in das Wesen der Tonkunst eingedrungen, ohne jedoch auch hier ihre Wirkungen psychologisch zu erklären. Er ist eben kein wissenschaftlicher Psychologe, sondern ein künstlerisch tief empfindender Denker. Endlich ist es auch vollkommen wahr, daß die symbolische Auffassung auch außerhalb der Kunst, etwa der Natur und selbst dem Alltagsleben gegenüber, stattfinden und zu einer Charaktereigentümlichkeit des Menschen werden kann. Trotz der gerügten Schwerverständlichkeit und obgleich die vorgetragenen Gedanken nicht durchaus neu sind, mag das Buch manchem Leser befruchtende Anregungen zuführen.

Bekanntlich gibt es neben der theoretischen auch eine angewandte Ästhetik. Sie geht von bestimmten einzelnen Kunstwerken aus und wendet auf dieselben ästhetische Gesetze an, die sie nicht sowohl zu erweisen sucht, als vielmehr nach künstlerischem (oder auch unkünstlerischem) Empfinden voraussetzt. Hierher gehört jede Art der Kunstkritik, mag es sich nun um Werke der Gegenwart oder der

Vergangenheit handeln. In gewissem Sinne enthält schon das eben besprochene Buch angewandte Ästhetik. Noch weit mehr gilt dies von den kurzen Aufsätzen, welche F. Weingartner, der berühmte Dirigent, im Laufe der Jahre in verschiedenen Blättern veröffentlicht und dann in einem Bande vereinigt herausgegeben hat. („Akkorde", gesammelte Aufsätze von Felix Weingartner, Breitkopf u. Härtel, Leipzig 1912.) Mag auch der Verfasser zuweilen zum Widerspruch herausfordern, beispielsweise mit seiner wohl überschätzenden Bewunderung für Berlioz, so erkennen wir doch in ihm mit Vergnügen einen ebenso gewandten wie freimütigen Schriftsteller, der, unabhängig von Mode- und Parteiströmungen, die Erscheinungen selbständig beurteilt. Auch gegen sich selbst ist er offen und gerecht. Seine frühere Abneigung gegen J. Brahms (vgl. seine Schrift: „Die Sinfonie nach Beethoven", erste Auflage) verwandelte sich später in Bewunderung, und so verteidigt er jetzt den Meister gegen den von den sogenannten Modernen erhobenen Vorwurf wirkungsloser Instrumentierung: Brahms habe durchaus diejenige Instrumentierung gefunden, die dem Wesen seiner musikalischen Gedanken angemessen sei. Die modernste Tonkunst erscheint Weingartner überreizt und unbefriedigend, nicht erhebend und beglückend; man sollte, so meint er, unter Verwendung der modernen Ausdrucksmittel zur Klarheit und Gesundheit Mozarts zurückkehren. Freilich weiß er sehr wohl, daß solche Forderungen nutzlos bleiben, solange nicht das Genie erscheint, das sie erfüllt. Sehr schöne Worte findet er, zweifellos der hervorragendste Beethovendirigent der Gegenwart, über die sechste und achte Sinfonie, die nach seiner Meinung heute etwas unterschätzt werden. Übrigens ist das Buch auch reich an interessanten persönlichen Mitteilungen (Begegnung mit einer Zeitgenossin Beethovens, Erinnerungen an Liszt usw.) und an praktischen Winken (Striche bei Wagner, Solisten in Orchesterkonzerten, Zur Reform der Partitur usw.).

Ein Stück angewandter Ästhetik, freilich mehr auf dem Felde der Poesie als auf dem der Musik, bietet uns auch ein vorzügliches Buch, das sich mit R. Wagner, dem Dichter, beschäftigt. (Erich von Schrenck, „Richard Wagner als Dichter", C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, München 1913.) Der erste Abschnitt, Wagner, der Dichter, worin nacheinander Charakterisierungskunst, Aufbau, Ideen und Stimmungsgehalt, Sprache behandelt werden, gelangt zu dem Ergebnis, daß Wagner nicht zu den großen Wortdichtern, wohl aber zu den großen Sängern gehöre, diesen Ausdruck im alten Sinne verstanden, d. h. zu den Künstlern, welche poetisch-musikalische Werke von untrennbarer Einheit schufen. Demnach können seine Dichtungen nur in Verbindung mit ihrer Musik ihre vollsten und tiefsten Wirkungen entfalten. Der zweite Abschnitt, Wagner, der Romantiker, zeigt, was ja auch schon von anderen betont worden war, seine nahe Verwandtschaft mit der romantischen Dichterschule auf, hebt aber auch die Unterschiede scharf hervor: das Wesen der alten Romantik ist äußerste Differenzierung der Seele; daher waren die Romantiker der feinsten und kompliziertesten Empfindungen fähig, während es ihnen fast immer versagt blieb,

wirklich große Kunstwerke zu schaffen. Bei Wagner hingegen tritt zu der Differenzierung auch die Integrierung der Seele, so daß er imstande ist, seine inneren Erlebnisse mit klarem Bewußtsein zusammenzufassen und sicher zu gestalten. Der zweite Hauptteil des Buches sucht Probleme zu lösen, welche sich dem Verfasser aus der Betrachtung der einzelnen Werke ergaben. Dabei betont er mit Recht, daß man auf die von Wagner selbst herrührenden Deutungen nicht allzuviel Gewicht legen dürfe, da die dichterischen Gestalten auch noch nach ihrer Objektivierung zum Teil die seelischen Wandlungen ihres Schöpfers mitgemacht hätten; man solle sich in erster Linie an das halten, was aus den Werken selbst unmittelbar hervorleuchte. Leider muß ich es mir versagen, auf die einzelnen Abschnitte, „Lohengrin und Elsa", „Tannhäuser, Tristan und Amfortas", „Wotan und Siegfried", „Sachs und Stolzing als Dichter", „Parsifal, der Knabe und Erlöser", einzugehen. Wem es um ein tiefes, vom Parteistandpunkt und von philosophischen Absurditäten ungetrübtes Verständnis der Wagnerschen Dichtungen zu tun ist, der versäume nicht, das Buch von Schrenck zur Hand zu nehmen.

Stärker als in den übrigen Künsten machte sich in der Musik schon seit Jahrhunderten das Bedürfnis geltend, gewisse Erscheinungen, die man an den Tonwerken immer wieder beobachtete, in Regeln zusammenzufassen, an welche der Schüler der Tonsetzkunst, aber nicht selten auch der Meister gebunden sein sollte. So hauptsächlich entstand die sogenannte Musiktheorie, namentlich durch Harmonielehre und Kontrapunkt vertreten. Da sie dem Schüler das Handwerkzeug und die Handwerksgriffe zu übermitteln hat, enthält sie sich mit Recht im Gegensatz zur Musikästhetik im allgemeinen der Begründung ihrer Forderungen. Wir werden heute mit Lehrbüchern der Harmonie geradezu überschwemmt. Nicht um ein solches Lehrbuch, wohl aber darum, den Laien mit den Grundlagen der Harmonielehre bekannt zu machen, handelt es sich in einem Bändchen der großen, bei Teubner erscheinenden Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt". (Siegfried Garibaldi Kallenberg, „Musikalische Kompositionsformen". 1. Die elementaren Tonverbindungen als Grundlage der Harmonielehre, Leipzig 1913. Ein zweites Bändchen, das den Kontrapunkt behandeln soll, ist in Aussicht gestellt.) So werden hier die Intervalle, Dreiklänge, Septimenakkorde usw. erklärt; aber der Leser wird nicht dazu angeleitet, selbst Akkordverbindungen herzustellen. Daher stiftet die aus A. Schönbergs „Harmonielehre" übernommene, in ihrer Einseitigkeit höchst oberflächliche Behauptung, man dürfe keine Regeln aufstellen, hier weniger Verwirrungen als es bei einem eigentlichen Lehrbuch der Fall wäre. Kann man sich den Text im allgemeinen gefallen lassen, so muß dagegen vor den Beispielen geradezu gewarnt werden. Die größeren unter ihnen (vgl. besonders Seite 47 und 49 und die Harmonisierung des Chorals „Wie schön leucht uns der Morgenstern") zeigen nicht nur, daß Kallenberg, wie er im Vorwort selbst hervorhebt, im Lager der Modernsten steht, sondern beweisen zugleich eine derartige Ungeschicklichkeit und Un-

beholfenheit, daß man mit Fug an dem Beruf des Verfassers zum Musiker zweifeln darf.

Schließlich sei noch ein weiteres Bändchen der Teubnerschen Sammlung erwähnt, in welchem die Instrumente des modernen Orchesters einzeln behandelt werden. (F. Volbach, „Die Instrumente des Orchesters, ihr Wesen und ihre Entwicklung", Leipzig 1913.) Dem Verfasser kommt es im wesentlichen darauf an, die Geschichte der Instrumente und die Art ihrer Tonerzeugung darzustellen; doch gibt er gelegentlich auch Andeutungen über ihren Klangcharakter. Seine langjährige Tätigkeit als Orchesterdirigent und zahlreiche, an den einzelnen Instrumenten angestellte Versuche verschafften ihm eine Fülle von Erfahrungen, und zudem beherrscht er die gesamte einschlägige Literatur. Neu ist seine Anschauung, daß die Unterschiede der Klangfarben nicht von den Unterschieden in Zahl und Stärke der Obertöne bedingt seien; doch scheint mir der gegen Helmholtz geführte Beweis nicht geglückt zu sein. Auch die Frage, ob bei den Blasinstrumenten das Material Einfluß auf den Klang habe, darf nach dem bisherigen Stand unserer Kenntnisse wohl noch nicht so entschieden verneint werden, wie es Volbach tut. Bei der Geschichte der Streichinstrumente hätten meines Erachtens die Zupfinstrumente gleich mit berücksichtigt werden sollen, da die Entwicklungen ineinander übergreifen. Der Leser erfährt nicht, daß die „Violen" bis weit in das sechzehnte Jahrhundert hinein oder noch länger nicht gestrichen, sondern gezupft wurden. Selbstverständlich können und sollen diese Bemerkungen den Wert des Buches, das seinen Stoff auch durch zahlreiche Abbildungen lebendig werden läßt, nicht herabsetzen.

Reichsspiegel

(vom 28. Oktober bis zum 10. November)

Nach den Krupp-Prozessen

Trotz Einsetzung zweier neuer Bundesfürsten war das Interesse des deutschen Volkes während der letzten beiden Wochen nicht auf München oder Braunschweig vereinigt, sondern auf eine Gerichtsverhandlung zu Berlin, die rein juristisch betrachtet keine sehr aufregenden Vorkommnisse des bürgerlichen Lebens zum Gegenstand hatte. Die Thronbesteigungen Ludwigs des Dritten und des Herzogs Ernst August von Cumberland behielten vorwiegend lokales Kolorit, während der Prozeß gegen zwei Beamte eines industriellen Privatunternehmens mitten hinein gestellt ward in das Weltgetriebe. Dabei handelte es sich nicht einmal um Millionen.

War es auch ein Werk des blinden Zufalls, daß die unter dem Kennwort Krupp-Prozesse bekannten Vorgänge zusammen mit den Thronbesteigungen fielen, so geschieht die Gegenüberstellung doch nicht willkürlich. Sie drängt sich uns auf, weil diesen Vorgängen der Interessengegensatz zu Grunde liegt zwischen dem in festen Überlieferungen wurzelnden monarchischen Staat und den Bedürfnissen eines tatkräftigen, unbeschränkte Bewegungsfreiheit heischenden Unternehmertums, das keinerlei Grenzen für seine Machtbetätigung anerkennen will.

Im Mittelpunkt der ganzen Angelegenheit stand der Wunsch der Militärbehörde, den Staat aus seiner Abhängigkeit von dem größten deutschen Waffenlieferanten zu befreien. Vorsichtige Heranziehung einer Konkurrenz mit bureaukratischen Mitteln, zu denen Erschwerung des Verkehrs und Verlangsamung bestimmter Nachrichten gehörten, bezeichneten den Weg. Die Firma Krupp, die dadurch mit einzelnen Artikeln auf dem inneren Markt ins Hintertreffen geriet, suchte der Maßnahme der militärischen Bureaukratie durch eine feinere Ausgestaltung ihres eigenen Nachrichtendienstes zu begegnen und hatte Erfolg: wie sich herausgestellt hat, durch die Herstellung von Verbindungen zwischen subalternen Organen, die wieder zu Bestechungen von mittleren Staatsbeamten durch einen Beamten der Firma geführt haben.

Die Angelegenheit hätte nicht so großes Aufsehen erregt, wenn sie nicht von vornherein in die Hände des Sozialdemokraten Liebknecht gelangt wäre. Freilich ist sie dann durch die Stellungnahme des früheren Kriegsministers und eine Erklärung des Generaldirektors der Firma Krupp, in der er die Verantwortung des Direktoriums ablehnte, weiter verfahren worden. In der öffentlichen Behandlung der Anklage ist es über diesen Punkt zu einem Zusammenstoß zwischen Herrn Hugenberg und dem Oberstaatsanwalt gekommen. Herr Hugenberg erschien uns mit seinen Ausführungen als der Vertreter des jüngeren modernen, der Oberstaatsanwalt als Vertreter des älteren Prinzips.

Nachdem das Direktorium oder die unpersönliche Firma nicht zur Rechenschaft gezogen werden konnte, entspricht das am Sonnabend nach dreizehntägiger Verhandlung gefällte Urteil dem allgemeinen Rechtsempfinden auch in seiner versöhnlichen Note. Allseitige Zustimmung hat es ausgelöst, daß die Gesetzesvorschriften es nicht notwendig machten, den Direktor Eccius nach dem Antrage des Staatsanwalts zu bestrafen. Eccius, ein von seinen Freunden und Mitarbeitern hochgeschätzter, von vielen seiner Bekannten verehrter Mann, ist ein Opfer seines Berufs geworden. Er hat gefehlt durch konsequente und hingebende Erfüllung seiner Pflicht. Einen Freispruch durfte er nicht erwarten, wollte nicht das Gericht vor den Ansprüchen des Unternehmertums glatt kapitulieren. Sache des Direktoriums wird es sein, die Organisation der Firma Krupp wieder auf ein Niveau zu heben, das dem Ansehen der Firma entspricht und bei dem die Gefährdung eines seiner Mitglieder unmöglich wird.

Politisch ist die Angelegenheit noch nicht abgeschlossen. Für ihre parlamentarische Behandlung haben die sogenannten Krupp-Prozesse lediglich das Material vorbereitet und so werden wir wohl auch noch öfter Gelegenheit haben, uns mit dem Interessengegensatz zu beschäftigen, der auch bei dieser Gelegenheit zwischen dem Unternehmertum und den Anforderniſſen des Staates hervorgetreten ist. Kapitalmacht darf das Verantwortungsgefühl gegen den Staat und die weitere Allgemeinheit nicht abstumpfen. (Vgl. auch Heft 19 und 33 der Grenzboten.) G. Cl.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Genealogie

Geschlechter-Ämter. In der Abendausgabe der Neuen Preußischen Zeitung (Kreuzzeitung vom 10. Mai d. J.) findet sich unter obiger Überschrift ein Artikel, der auf Veranlassung des Herrn Dr. Kekule von Stradonitz auch den Gegenstand einer Besprechung in einer Sitzung des Vereins „Herold" gebildet hat.

Der Verfasser dieses Artikels fordert Erleichterungen, die es jedem — nicht nur dem Adeligen und dem Manne des guten Bürgerstandes, sondern auch den Angehörigen des Arbeiterstandes — ermöglichen sollen, Nachforschungen über „Name und Art" seiner Vorfahren anzustellen. Zu diesem Zweck sollten nach Ansicht des Verfassers in den größeren deutschen Staaten besondere Geschlechter-Ämter geschaffen und erhalten werden, die gegen feste Gebühren jedem Beteiligten Auskünfte zu erteilen hätten über alte Kirchenbucheintragungen bezüglich seines Geschlechts und die den Beteiligten bei ihren genealogischen Forschungen mit Rat und Tat zur Hand zu gehen hätten.

Diese Anregungen sind auf das Freudigste zu begrüßen, um so mehr als die Ausführung wohl denkbar und mit nicht allzu großen Mitteln durchführbar erscheint, ohne daß deswegen wieder neue besondere Behörden geschaffen werden müssen.

Allerdings ist eine conditio sine qua non dafür eine Zentralisation der Kirchenbücher, Zivilstandsregister und Standesregisterurkunden, sei es im Original, sei es in Abschriften an einer oder mehreren größeren und leicht erreichbaren Stellen. Als gegebene Stellen kommen dafür wohl in erster Linie in Frage die staatlichen Archive eventuell die Stadtarchive.

Ansätze dazu sind schon vorhanden, so z. B. in Hamburg, wo das Staatsarchiv seit Jahren alle älteren Kirchenbücher an sich zieht und gegen verhältnismäßig geringe Gebühren aus ihnen auch zu Familienforschungszwecken Auskunft gewährt. Ferner werden, wie Heydenreich in seinem Handbuch der praktischen Genealogie Band II Seite 57 berichtet, im Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin schon jetzt die älteren Kirchenbücher des landesherrlichen Patronats im großherzoglich-mecklenburgischen Geheimen und Hauptarchiv aufbewahrt, während Abschriften aller Kirchenbücher, auch diejenigen der Kirchen privaten Patronats, seit etwa 1740 bei den Superintendenturen zu finden sind.

In Braunschweig sollen nach den neuesten staatlichen Maßnahmen in absehbarer Zeit die ältesten Kirchenbücher bis etwa zum Jahre 1700 dem Landeshauptarchiv zur Aufbewahrung übergeben werden.

Weiter muß an dieser Stelle auf die in Württemberg seit 1808 von den Ortsgeistlichen, seit 1876 von den Standesbeamten in vollständiger Form geführten Familienregister hingewiesen werden, in die jede reichsangehörige Familie, welche sich in dem betreffenden Standesamtsbezirk dauernd niedergelassen hat, aufzunehmen ist. Jede einzelne Familie erhält ein besonderes Blatt, auf dem alle familiengeschichtlich wichtigen Vorgänge einzutragen sind. Die vor dem 1. Januar 1876 von den Geistlichen auf Grund der Kirchenbücher geführten Familienregister verbleiben zwar in den Händen der Stifts- und Kirchenpfleger, doch haben bei jeder Personenstandsveränderung die Standesbeamten den gesamten Inhalt des früheren Familienregisters über die Familie, in der die Veränderung vorgekommen ist, in ihr Familienregister zu übertragen. Die Standesbeamten in Württem-

berg haben gegen Erstattung tarifmäßiger Gebühren jedem Beteiligten Einsicht in die Familienregister zu gestatten und Auszüge aus denselben zu vermitteln. Es erscheint ohne weiteres einleuchtend, daß der Schritt von dieser Buchführung an einzelnen Stellen bis zur Buchführung über sämtliche Familien durch eine Zentralstelle z. B. dem Geheimen Haus- und Staatsarchiv in Stuttgart kein allzu großer sein dürfte.

Daß das Verständnis für Familienaufzeichnungen sich auch in unserem Volke zu regen beginnt, geht weiter aus dem immer mehr und mehr wachsenden Begehren nach Familienstammbüchern hervor. Es sind dies nicht zu dicke, in feste Pappdeckel gebundene Büchlein, meistens in Oktavformat, die der Standesbeamte auf Verlangen den Brautleuten aushändigt und in denen Räume für Personenstandsangaben über die Eheschließenden, deren Eltern, den zu erwartenden Kindern oder dergleichen mehr vorgesehen sind. Der Standesbeamte hat auf Verlangen die betreffenden Eintragungen in amtlicher Eigenschaft vorzunehmen und mit seinem Dienstsiegel zu versehen.

Seit dem Jahre 1873 lassen sich solche Bücher zuerst in der Rheinprovinz und im Königreich Sachsen nachweisen. Der Gebrauch der Familienstammbücher hat sich immer mehr ausgebreitet. Heute haben schon folgende Bundesstaaten den Gebrauch der Familienstammbücher gesetzlich geregelt. Es sind dies — außer Preußen — Hessen, Oldenburg, Sachsen-Altenburg, Schwarzburg-Rudolstadt, Königreich Sachsen, Mecklenburg-Schwerin, Baden und das Reichsland Elsaß-Lothringen.

Die anfangs nur ein paar Seiten umfassenden und nur für die notwendigsten Eintragungen bestimmten Büchlein weisen heute schon einen stattlicheren Umfang und geschmackvollere äußere Ausstattung auf. Trotzdem übersteigt ihr Preis nie 2 Mark, so daß jede Arbeiterfamilie in der Lage sein dürfte, solch ein Familienstammbuch zu erstehen.

Die Zweckmäßigkeit eines solchen Familienstammbuchs leuchtet ohne weiteres ein, da es an Stelle der leicht verlierbaren und leicht verstreuten Einzelurkunden über Familienereignisse alles Urkundenmaterial in einem Heft vereinigt.

Um diese Familienstammbücher für Familienforschungszwecke verwendbar zu machen, ist bereits mehrfach von sachkundiger Seite, wie z. B. von Dr. Devrient in Leipzig, vorgeschlagen worden, daß die Familienstammbücher nach dem Ableben der Beteiligten an gewisse Sammelstellen, z. B. an das Amtsgericht, abzuliefern seien. Das würde ich nicht empfehlen, weil gerade die Familienstammbücher vor allen Dingen dem Zwecke der einzelnen Familie zu dienen haben.

Derselbe Erfolg — Verwertung des in den Familienstammbüchern aufgespeicherten genealogischen Materials — läßt sich ohne weiteres auf folgende Weise erzielen.

Schon jetzt ist es reichsgesetzlich — § 14 des Personenstandsgesetzes vom 6. Februar 1872 — festgelegt, daß der Standesbeamte von jeder Eintragung in das Register an demselben Tage eine von ihm zu beglaubigende Abschrift in ein sogenanntes Nebenregister einzutragen hat. Diese Nebenregister sind nach Ablauf eines Kalenderjahres an das für das betreffende Standesamt zuständige Amtsgericht zur Aufbewahrung abzuliefern. Demgegenüber erscheint es ein leichtes, daß der Standesbeamte anstelle der einen beglaubigten Abschrift zwei beglaubigte Abschriften anfertigt und diese zweite Abschrift, vielleicht auch in Form eines zweiten Nebenregisters, nach Ablauf des Kalenderjahres an das zuständige Staatsarchiv abliefert.

Da die Familienstammbücher, wenn auch in verkürzter Form, nichts anderes enthalten als die Eintragungen, die der Standesbeamte sowieso vorzunehmen hat, würde eine viel Ärger und Kosten verursachende Rücklieferung der Familienstammbücher nach dem Ableben der Beteiligten vermieden und doch derselbe Erfolg und zwar in noch zentralisierterer Form erzielt werden.

An den Staatsarchiven müßte eine besondere genealogische Abteilung unter einem genealogisch vorgebildeten und genealogisch geschulten Dezernenten geschaffen werden, der die diesbezüglichen Einrichtungen und Arbeiten zu leiten und die Auskunftsgesuche zu erledigen hätte.

Die Schaffung einer solchen Abteilung setzt allerdings voraus, daß erst ein altes

Vorurteil beseitigt wird. Die meisten Archivare der alten Schule stehen nämlich noch immer auf dem Standpunkt, daß die Genealogie nicht eine selbständige Wissenschaft, sondern im besten Falle nur eine Hilfswissenschaft ist, die jeder Historiker oder philologisch gebildete Archivar ohne weiteres und zwar auch noch nebenher erledigen könnte.

An dem Kostenpunkt dürften derartige Einrichtungen in den Archiven nicht scheitern.

Denn wie der Verfasser dieses aus mehrjährigen praktischen Erfahrungen in Familienforschungsarbeiten weiß, ist die Nachfrage nach Auskünften und Hilfeleistungen in Familienforschungsarbeiten schon jetzt recht bedeutend, wird gern und gut bezahlt und wächst von Jahr zu Jahr. Die Familienforschungsarbeiten werden noch weit reger und zahlreicher werden, wenn die Lust und Freude an den Forschungen über die Vorfahren auch in weiteren Kreisen z. B. durch Familienstammbücher geweckt und gefördert werden und wenn die Beteiligten wissen, daß ihnen durch staatliche Behörden gegen festgelegte Gebühren tätige und wirksame Hilfe für ihre Arbeiten gewährt wird.

Die segensreichen Folgen solch innerer Befestigungsarbeit gegen zersetzende politische und materielle Einflüsse würden sich bald auch im Volk bemerkbar machen.

Dr. jur. Gustav Westberg in Hamburg

Alte Literatur

„Altklassisches Viatikum aus Homer, Sophokles und Horaz." Gesammelt von **Gottlieb Leuchtenberger,** IX und 90 Seiten (Berlin, Weidmann, 1912). 2,50 M.

In einem nordfriesischen Pfarrhause, unmittelbar an der Nordsee, war ich jüngst Zeuge, wieviel von Herzen kommende Begeisterung für die Großen der antiken Poesie noch lebt, wie gern man Stellen aus diesen Dichtern zitiert und hört und wie sehr man bedauert, diesen oder jenen Vers nicht mehr zu wissen. So ist Homer, so ist Horaz wirklich manch einem ein Viatikum auf dem Lebenswege geworden oder kann es doch werden. Dazu vermag obengenanntes Büchlein des vormaligen Direktors am Berliner Wilhelmsgymnasium in erster Reihe zu helfen: es bringt jedem, der Griechisch und Lateinisch

Pädagogium

Zwischen Wasser u. Wald äusserst gesund gelegen. — Bereitet für alle Schulklassen, das Einjährigen-, Primaner-, Abiturienten-Examen vor. Auch Damen-Vorbereitung. — Kleine Klassen. Gründlicher, individueller, eklektischer Unterricht. Darum schnelles Erreichen des Zieles. — Strenge Aufsicht. — Gute Pensionen. — Körperpflege unter ärztlicher Leitung.

Waren in Mecklb.
am Müritzsee.

leſen mag und kann, „die ſchönſten Stellen aus der altklaſſiſchen Primalektüre, damit er ſie immer alle bei der Hand hätte und raſch nachſchlagen könnte, wenn das Gedächtnis verſagt.“ Man kann dabei bedauern, daß die vom Herausgeber ſelbſt angegebenen Gründe für ihn zwingend waren, nicht auch aus der „Odyſſee“ und aus Vergil mit ſeiner ernſten, oft eigenartigen Lebensanſchauung Verſe aufzunehmen; vielleicht holt das die zweite Auflage, die ich dem trefflichen Büchlein herzlich wünſche, nach.

In anderer Weiſe weckt oder nährt das Intereſſe für die Antike ein beachtenswerter Verſuch des Halliſchen Archäologen **Carl Robert**, der das kürzlich in Ägypten gefundene Satyrſpiel des **Sophokles**, **„Die Spürhunde“** für die Aufführung des Lauchſtedter Theatervereins im Juni 1913 frei überſetzt und ergänzt hat. (Berlin, Weidmann, 1912, M. 0,60.)

Zu den Überſetzungen von Werken des Altertums treten weiter hinzu die **„Elegien des Propertius“**. Deutſch von **Paul Lewinſohn**, (Leipzig 1913, Dr. W. Klinkhardt, XIV und 204 Seiten). (Antike Kultur, Meiſterwerke des Altertums in deutſcher Sprache. Herausgegeben von den Brüdern Horneffer, XXXIV.)

Sextus Propertius (etwa 50—15 vor Chr. Geb.) gehört zu den hervorragendſten Elegikern der auguſteiſchen Zeit: er iſt vor allem ein Sänger der Liebe, voll friſcheſten Lebens und heißer Glut der Leidenſchaft, dabei nach Art ſeiner Stilmuſter, der Alexandriner, gern mythologiſche Gelehrſamkeit zeigend. Die ſchöne „Cynthia“ iſt die Heldin ſeiner Lieder, heitere und ernſte Töne ſingt er ihr; ſinnlichſte Glut und äußere Kälte ſtehen ihm zu Gebote; neben dem Liebesgetändel dichtet er die ſchönſte Grabelegie. An die Seite der Liebeslieder treten Gedichte epiſchen Inhalts, die, etwa in der Art des ovidiſchen Feſtkalenders gehalten, Properz als patriotiſchen Römer zeigen, der mit Stolz von der Geſchichte ſeines Volkes ſingt und auch des Auguſtus Taten aufrichtig preiſt, eine Tatſache, die den Tadel Ferreros, Properz habe zuſammen mit ſeinem Altersgenoſſen Tibull die „antimilitariſtiſche Propaganda eröffnet“ („Die Dichter Roms“, Verlag von Hoffmann, Stuttgart), nicht berechtigt erſcheinen läßt.

Busch Prismen-Binokel

sind als
erstklassig
weltbekannt.

Bei allen Optikern vorrätig.

Letzter Katalog mit Neuheiten kostenlos durch

Emil Busch, A.-G., Rathenow
Optische Industrie.

Gegründet 1800. Gegründet 1800.

Dieſen Dichter, deſſen Sprache mit ihrer markigen Kraft, ihrer überraſchenden Kühnheit, ihrer oft beabſichtigten Dunkelheit „keinen leichten Genuß gewährt“ (Leo), dem gebildeten Publikum durch eine Überſetzung nahe zu bringen, hat Lewinſohn im vorliegenden Werke verſucht. Anders als Stowaſſer, der in ſeiner „Römerlyrik“ moderne Versmaße auch bei ſeinen Properz-Überſetzungen anwendet, bildet Lewinſohn in ſinngemäßer, formgewandter Überſetzung die Diſtichen des Properz nach, und er befindet ſich dabei in guter Geſellſchaft: iſt doch auch Goethe, den Properz zu den „Römiſchen Elegien“ begeiſtert hat, in der Form dem Römer gefolgt.

Als Probe der Kunſt des Dichters wie des Überſetzers mag hier folgendes, auch in unſerer Zeit wohl zu beherzigendes Gedicht ſtehen:

„An Cynthia (I, 2)

Liebſte, was gehſt du einher mit den künſtlich geordneten Locken,
Zeigſt durchs zarte Gewand wogend die reizende Bruſt?
Warum mit ſyriſcher Narde die Haare dir netzen, mit Künſten,
Weit aus der Ferne geholt, ſtellſt du dich ſchnöde zur Schau?
Warum mit fremdem Gepränge natürliche Reize verderben
Und nicht zeigen, was dein, Glieder voll blühender Pracht?
Glaube mir, deiner Geſtalt ſind verſchönende Mittel entbehrlich;
Amor iſt nackt und verſchmäht künſtlich geſchaffne Geſtalt!
Sieh, mit farbigem Schimmer die Erde ſich prangend umkleidet,
Und aus eigener Kraft beſſer der Efeu gedeiht;
Schöner der Erdbeerbaum in verlaſſenen Höhlen ſich breitet,
Gern nach eigener Wahl ſchlängelt der Quell ſich dahin;
Farbig der Strand ſich bedeckt mit Steinchen dem Boden entwachſen,
Und nicht ſüßer macht Kunſt klingen der Vögel Geſang.
Phöbe ward nicht von Kaſtor, noch ward Hilära, die Schweſter,
Heiß von Pollux geliebt, nur weil prächtig ihr Schmuck.

Werkſtätten Bernard Stadler

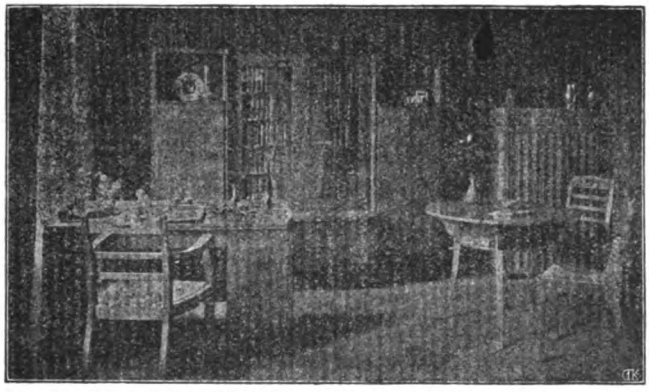
Paderborn Zuſammenarbeiten von Kaufmann, Künſtler und Handwerker; im neuzeitlichen Geiſte durch Max Heidrich entworfene Zimmereinrichtungen; gediegen, bequem, von durchdachter Zweckmäßigkeit und Sachlichkeit, in ſich ſchön durch die Wirkung des Holzes und die feinfühlig abgewogenen guten Verhältniſſe der Formen. Einzelanfertigung in verſtändnisvollem Eingehen auf beſondere Wünſche. Beſonders preiswert:

Bürgermöbel

Vollſtändige Zimmer für etwa 300 bis 1000 Mark. Teppiche, Bezug-Stoffe, Beleuchtungskörper, auserleſenes kunſtgewerbliches Kleingerät

Lieferung frei in die Wohnung.

Preisbuch T 3 mit 170 Abbildungen Preis 1 Mark



Berlin W. 30 · Bremen · Düſſeldorf · Hamburg · Leipzig

Traunſteinerſtr. 6 Georgſtr. 64 Bleichſtr. 6 Bergſtraße 12/14 i. H. Aug. Polich

Schwer um Cuenus' Tochter hat darum Idas mit Phöbus,
Der sie selber begehrt, nicht so lange gekämpft;
Nicht mit erborgtem Gepränge hat Hippodamia als Gatten
Den sich erkämpft, der sie rasch hin in die Fremde geführt:
Nein, Natur war ihr Schmuck, nicht gehoben durch Gold und Juwelen,
Wie sie farbig ein Bild einst Apelles gezeigt.
Nicht wie der Haufe bemühten sie sich, die Bewerber zu blenden;
Reinheit zogen sie vor äußerm, verschönendem Schein.
Ich nun fürchte nicht, weniger dir als der Haufe zu gelten:
Reiz hat ein Mädchen genug, wenn es nur Einem gefällt,
Und vor allen du selbst, die Apollo mit Künsten begnadet
Und der liebend ihr Spiel selber Kalliope reicht,
Du, die mit eigenen Reizen holdseliger Rede geschmückt ist,
Wie sie Venus erfreut, wie Minerva sie liebt.
Pflege getreulich die Gaben, und hoch will ich immer dich ehren,
Machst du von nichtigem Prunk, deiner nicht würdig, dich frei!"

Dr. Walther Janell in Berlin-Steglitz

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 36/37.

Katalog U 70: Silber-, Gold- u Brillantschmuck, Glashütter u. Schweizer Taschenuhren, Grossuhren, echte u. silberplatt Tafelgerät., echt. u. versilb. Bestecke.
„ *R 70:* Moderne Pelzwaren.
„ *S 70:* Beleuchtungskörper für Elektrizität, Gas und Petroleum.
„ *P 70:* Photographische und optische Waren: Kameras, Vergrösserungs- und Projektions-Apparate, Kinematographen, Operngläser, Feldstecher, Prismengläser usw.
„ *L 70:* Lehrmittel und Spielwaren aller Art.
„ *T 70:* Teppiche, deutsche und echte Perser.

Moderner Schmuck

muss nicht nur echt und solid, stilvoll und edel, einfach und elegant sein. Er hat seine besondere Fasson. Sein Einkauf ist Vertrauenssache. Man wende sich daher nur an ein erstklassiges, renommiertes Haus, das für Echtheit, Vollkommenheit und Preiswürdigkeit jeden einzelnen Stückes durch seinen gefestigten Ruf die sicherste Garantie bietet. Unsere Bijouterien und Uhren sind ausgewählt schön, gut und zeitgemäss. Unsere Preise sind die alltäglichen, bürgerlichen Preise wie für Barzahlung, obschon unser Vertriebssystem auf der langfristigen Amortisation beruht.

Stöckig & Co., DRESDEN - A 16 (f. Deutschl.) — **Hoflieferanten BODENBACH i. B. (f. Oesterr.)**

Katalog H 70: Gebrauchs- und Luxuswaren; Artikel für Haus und Herd, u. a.: Lederwaren, Plattenkoffer, Bronzen, Marmorskulpturen, Terrakotten, kunstgewerbliche Gegenstände und Metallwaren, Kunst- und Tafelporzellan, Kristallglas, Korbmöbel, Ledersitzmöbel, weisslackierte, sowie Kleinmöbel, Küchenmöbel und -Geräte, Wasch-, Wring- und Mangelmaschinen, Metallbettstellen, Kinderstühle, Kinderwagen, Nähmaschinen Fahrräder, Grammophone, Barometer, Rasierapparate, Reisszeuge, Schreibmaschinen, Panzerschränke, Schirme, Straussfedern, Geschenkartikel usw.

Gegen Barzahlung oder erleichterte Zahlung.

Bei Angabe des Artikels an ernste Reflektanten kostenfreie Kataloge.

Imperialismus und Sozialismus

Von Dr. jur. Herbert von Dirkſen in Bonn

Die Beachtung, welche die ſozialdemokratiſche Preſſe dem Imperialismus ſchenkt, iſt überraſchend groß. Dem, der die Äußerungen der Tagespreſſe, der Wochen- und Monatsſchriften auf ihre Stellungnahme zum imperialiſtiſchen Gedanken prüft, bietet ſich ein eigentümliches Bild: die überwiegende Mehrzahl dieſer Äußerungen ſtammt aus ſozialdemokratiſchem Lager. Auch die Art der Behandlung des Themas fällt auf. Die Zahl derer, die ſich in der bürgerlichen Preſſe mit dieſer wichtigſten, brennendſten Frage unſeres nationalen Lebens beſchäftigen, iſt an ſich ſchon ſehr gering. Und wenn dieſe Beſchäftigung mit dem Imperialismus über die bloße Erwähnung des Wortes hinausgeht, ſo begnügt ſie ſich mit ſachlichen, leidenſchaftloſen Darlegungen über die eine oder andere Seite der Frage. Ganz vereinzelt ſind die bürgerlichen Stimmen, die zu einer ſubjektiven Stellungnahme und zu einer kräftigen Bejahung vorgedrungen ſind.

Im Gegenſatz zu dieſer Gleichgültigkeit der bürgerlichen Parteien hallt die ſozialdemokratiſche Preſſe wider von dem Streit um den Imperialismus. Und zwar begnügt ſie ſich nicht damit, die Fragen der äußeren Politik, der Rüſtungs- und Kolonialpolitik auf ihren Reingehalt an verdächtiger, imperialiſtiſcher Subſtanz zu unterſuchen und — wie Schippel ſpottet — in „das große Verlegenheitsſammelbecken Imperialismus“ zu tun, ſie beſchränkt ſich auch nicht darauf, ihn von der kolonialpolitiſchen Seite her zu betrachten, der ſie wegen ihrer rein wirtſchaftlichen Beſtandteile von jeher ein lebhaftes Intereſſe und eine umfangreiche Literatur gewidmet hat. Nein! Die ſozialdemokratiſche Preſſe geht viel weiter in ihrem Intereſſe für den Imperialismus. Sie beſchäftigt ſich auch eingehend mit ihm ſelbſt und mit allen praktiſchen und

theoretischen Verzweigungen, die sich an ihn knüpfen, und die Zahl der Abhandlungen schwillt von Monat zu Monat an*).

Diese außerordentlich rege Beteiligung der sozialdemokratischen Presse an der Erörterung imperialistischer Fragen ist nicht nur im Hinblick auf die Ruhe der bürgerlichen Parteien erstaunlich. Auch an sich würde man der Sozialdemokratie weniger Veranlassung zutrauen, sich mit dem Imperialismus eingehender zu beschäftigen, als die „Bourgeoisie". Denn man sollte denken, daß die Fragen der inneren Politik ihr bessere Gelegenheit gäben, die Massen zu erregen und an sich zu ketten. Zumal diese Erwägung auch durch die Tatsachen bestätigt wird. Denn die Fragen der auswärtigen Politik haben nie in besonderem Maße das Interesse der Sozialdemokratie erweckt; und wo sie sich mit ihnen beschäftigte, offenbarte sie immer eine besonders bemerkenswerte Unkenntnis und Ungeschicklichkeit in ihrer Behandlung.

So liegt der Gedanke nahe, nach dem Grunde dieses eigentümlichen Interesses der Sozialdemokratie am Imperialismus zu forschen und sich die Frage vorzulegen, ob nicht doch ein innerer Zusammenhang zwischen diesen anscheinenden Gegenpolen: Imperialismus und Sozialismus besteht. Die innere Begründung dieser Frage ergibt sich aus der Richtigkeit des Rückschlusses, daß die Sozialdemokratie — wie wohl jede politische Partei — nur solchen Problemen eine so eingehende, fast leidenschaftliche Beachtung schenken wird, die sie an ihrem Lebensnerv berühren. Nur weil die Sozialdemokratie befürchtet, daß ihr der Imperialismus den Wind aus den Segeln nehmen könnte, geht sie so nachhaltig auf ihn ein. Aber inwiefern kann der Imperialismus dem Sozialismus gefährlich werden? Die Frage stellen, heißt ihre Bedeutung erkennen.

* * *

Der Gegensatz zwischen Sozialismus und Imperialismus scheint auf den ersten Blick unüberbrückbar zu sein. Wie könnten auch Zusammenhänge bestehen zwischen Begriffen, die einander auszuschließen scheinen? Auf der einen Seite der Sozialismus, der sein Ziel in der völligen Gleichberechtigung aller

*) Zu erwähnen sind besonders folgende Schriften, auf die ich zum Teil schon in meinem Aufsatz über die Grundlagen des Imperialismus, Nr. 19, Jahrg. 1913 der Grenzboten, hingewiesen habe:

Luxemburg, Die Akkumulation des Kapitals, ein Beitrag zur ökonomischen Erklärung des Imperialismus, Berlin 1913.

Mehring, Das historische Wesen des Imperialismus. Bremer Bürgerzeitung Nr. 38, 39, 45, Jahrg. 1913.

Quessel, Verständigung und Imperialismus. Sozial. Monatshefte, Heft 6, 1913.

Radek, Der deutsche Imperialismus und die Arbeiterklasse. Bremen 1912.

Schippel, Imperialismus und Manchestertum. Sozial. Monatshefte, 18, 191.

Schippel, Imperialismus auf dem Chemnitzer Parteitag. Sozial. Monatshefte, Nr. 21, 1912.

Menschen zu erblicken angibt; der dieses Ziel durch die Umstürzung aller bisher bestehenden Staats-, Wirtschafts-, Rechtsformen erreichen will; der all die Betätigungen des modernen Staates auf innerem und äußerem politischen, auf militärischem Gebiete für die Äußerungen eines harten, ungerechten Klassenstaates hält; der die Grenzen der Nationen verwischen und sie alle mit einem gemeinsamen Friedensband umschlingen möchte. Auf der anderen Seite der Imperialismus: wehrhaft, stark, national; bestrebt, das nationale und wirtschaftliche Leben des eigenen Volkes weiter zu entwickeln und für die Zukunft zu sichern; der Gedankenwelt des eigenen Volkes, seiner staatlichen Geltung, seinem wirtschaftlichen Machtbereich möglichst weite Ausdehnung zu verschaffen. — Wie soll zwischen diesen beiden Gegenpolen ein Zusammenhang bestehen?

Und doch sind diese Zusammenhänge, wie mir scheint, vorhanden. Zunächst auf dem Gebiete, auf das die Sozialdemokraten stets das größte Gewicht legen: auf dem wirtschaftlichen. Daß der Sozialismus sich mit der wirtschaftlichen Seite des Imperialismus ganz besonders eingehend beschäftigt, ist um so weniger verwunderlich, als selbst Befürworter imperialistischer Bestrebungen in diesen nichts weiter sehen, als die wirtschaftliche Seite. Unglaublich, aber wahr: Auch die Vertreter bürgerlicher Parteien, die sonst nie ihren Idealismus zu betonen verfehlen, erniedrigen den Imperialismus soweit, daß sie in ihm nur eine Weiterentwicklung oder Neubildung der kapitalistischen Wirtschaftsordnung sehen. Kein Wunder, daß der Sozialismus die ihm besonders unbequeme geistige Seite des Imperialismus totschweigt und die materielle Seite zum ausschließlichen Gegenstand seiner Betrachtung erhebt.

Immerhin sind auch die wirtschaftlichen Ergebnisse, die die Befolgung einer imperialistischen Politik mit sich bringen würde, für das sozialistische System eingreifend und weittragend genug, um die eingehende Beachtung zu rechtfertigen, die ihnen vom radikalen bis zum revisionistischen sozialdemokratischen Flügel gezollt wird. Vergegenwärtigen wir uns zunächst das Endziel imperialistischer Wirtschaftspolitik: Festigung und Weiterentwicklung der eigenen Volkswirtschaft in allen ihren Zweigen, sowohl landwirtschaftlichen wie industriellen, wenn notwendig, durch eingreifende Maßnahmen der Staatsgewalt; Beschaffung der dem eigenen Lande fehlenden Rohstoffe aus fremden Ländern, die — um eine ungestörte Zufuhr zu sichern — in ihrer politischen und wirtschaftlichen Entwicklung gesichert sein müssen. Daher empfiehlt sich möglichst die Erwerbung von Kolonien oder zum mindesten von Interessensphären. Diese dienen anderseits wieder zur Schaffung von Anlagemöglichkeiten für das heimische Kapital und Ansiedlungsmöglichkeiten für den heimischen — schon vorhandenen oder zu erwartenden — Menschenüberschuß; Schutz der wirtschaftlich Schwachen zur Erreichung einer möglichst intensiven und wirtschaftlichen Ausnutzung aller Kräfte des eigenen Landes. Die Mittel zur Erreichung dieses Zieles richten sich nach den besonderen Verhältnissen eines jeden Landes, daher gehört weder Freihandel, noch Schutzzoll unbedingt in das Programm des Imperialisten; jedoch werden

Schutzzölle und die Schaffung möglichst großer einheitlicher Wirtschaftsgebiete in den meisten Fällen nicht zu umgehen sein. Ebensowenig wird eine starke militärische Macht zu Wasser und zu Lande sich entbehren lassen, um diesen wirtschaftlichen Bau zu schützen. Zusammenfassend wird man als das wirtschaftliche Ideal des Imperialisten vielleicht den sich selbst genügenden Staat bezeichnen können.

In welcher Beziehung greift nun dieses Programm in das wirtschaftliche System des Sozialismus ein? Inwiefern kann sich die Sozialdemokratie selbst schaden, wenn sie das imperialistische, wirtschaftliche Programm bekämpft? Der Sozialismus gründet sich auf eine materialistische, ökonomische Auffassung: daß ausschließlich wirtschaftliche Vorgänge und Zusammerhänge entscheidend seien für das geschichtliche Geschehen und die Entwicklung der Menschheit. Auf Grund dieser Anschauung ist auch die Sozialdemokratie eine Partei, die einen Umsturz des bestehenden Wirtschaftssystems verfolgt; sie ist groß geworden im Zeitalter des Kapitalismus und ist groß geworden durch den Kampf gegen den Kapitalismus. Die Beobachtung einiger Erscheinungen aus den Anfängen kapitalistischer Entwicklung nahm sie zum Anlaß, Prophezeiungen für den weiteren Verlauf und das Ende des Kapitalismus daran zu knüpfen und unter der Menge ihrer Gläubigen zu verbreiten: die Mißstände, die sich aus der Befolgung der manchesterlichen Grundsätze ergaben, die rücksichtslose Konkurrenz, die drohende Vernichtung der wirtschaftlich Schwächeren, die vielfachen Übelstände der Fabrikarbeit veranlaßten sie zur Verkündung von der Verelendung der Massen; die Beobachtung des Entstehens großer wirtschaftlicher Verbände, wie sie eine modernere Organisation des Kapitals zur Folge hatte, verleitete sie, das Dogma von der Akkumulation des Kapitals zu predigen. Indem die Sozialdemokratie nun die Unfähigkeit des modernen Staates voraussetzte, diese wirtschaftlichen Auswüchse zu beseitigen, wurde es ihr nicht schwer, aus der Gegenüberstellung einer ungeheuren, unterdrückten, ausgebeuteten Arbeitermasse und einiger weniger, profitgieriger Kapitalisten einen Zusammenbruch des Kapitalismus und der bürgerlichen Gesellschaft zu konstruieren und aus diesem Chaos das aufdämmernde Morgenrot einer sozialistischen Wirtschaftsordnung mit prophetischem Auge zu erschauen.

Aus diesem theoretischen Gebäude hatte sich der Sozialdemokratie für die praktische politische Tätigkeit des täglichen Lebens die Notwendigkeit ergeben, sich auf einen unbedingten Kampf gegen den Kapitalismus festzulegen. Der Kapitalismus mußte das Ende der bürgerlichen Wirtschaftsordnung bedeuten. Blieb er aber trotz der Prophezeiung seines Todes am Leben, so waren die Folgen für den falschen Propheten sehr peinliche. In diese unangenehme Lage, das Weiterleben ihres alten Feindes zugeben zu müssen, sieht sich nun die Sozialdemokratie versetzt durch das wirtschaftliche Programm des Imperialismus. Zwar drohten die Anzeichen, daß die Zusammenbruchstheorie nicht stimme, schon lange; statt der Verelendung der Massen zeigte sich ein immer wachsender Wohlstand; statt der Allmacht der Trusts und ihrer Ausbeutung der wehrlosen Kon-

sumenten wurden — in Deutschland wenigstens — keine erheblichen Mißstände sichtbar; statt der Ohnmacht des Staates setzte eine außerordentlich wirksame und umfangreiche soziale Gesetzgebung ein. All das ließ sich jedoch noch verheimlichen, hinwegdisputieren, ins alte System pressen. Aber jetzt sieht sich der Sozialismus vor die Tatsache gestellt, daß der von ihr zum Untergang bestimmte Kapitalismus nicht nur weiterlebt, sondern im Begriff ist, sich — entsprechend der Weiterbildung der Volkswirtschaft zur Weltwirtschaft — zu entwickeln zu einem System, das in wirtschaftlicher Beziehung Schritt halten soll mit der politischen Entwicklung der Nationalstaaten zu Weltstaaten. Das ist der wirtschaftliche Zusammenhang zwischen Sozialismus und Imperialismus und die sehr unmittelbare Gefahr, die jenem von diesem droht.

Die Größe dieser Gefahr wird erst von einem geringeren Teile der Sozialdemokratie — von der revisionistischen Richtung — erkannt. Zwar weist Schippel darauf hin, daß es bei der Beurteilung des Imperialismus kein Schlagwort wie radikal und reformistisch gäbe, und daß unter den jüngeren Marxisten, wie Renner und Hilferding, eine ziemlich eindringende Kenntnis der imperialistischen Zusammenhänge vorhanden sei. Aber er selbst gibt zu, daß auch sie den Gedanken nicht folgerichtig zu Ende denken könnten und auf halbem Wege stecken blieben, indem sie — sich an die Marxsche Lehre klammernd — auch im Imperialismus nichts weiter sähen, als das Anlagebedürfnis des Kapitals. Für sie sei der ganze Imperialismus gewissermaßen nichts weiter als ein neuer, diabolischer Trick des Kapitals. Im allgemeinen wird man aber der marxistischen, herrschenden Richtung in der Sozialdemokratie nicht einmal diese Einsicht in das Wesen des Imperialismus zutrauen dürfen. Man wird vielmehr als charakteristischer die Tiraden des Genossen Radek ansehen müssen, dem der „moderne Imperialismus" erscheint als eine „Politik des Kapitalismus, seiner reifsten Phase, der nach Anlagesphären für das von der sinkenden Profitrate bedrohte Kapital" sucht. Er sieht künftige Kämpfe, denen die Arbeiter aber, „da sie doch nur ihre Ketten zu verlieren hätten", freudig entgegengingen. Ihnen winke „in der Ferne der Sozialismus, dessen Sonne über blutige Schlachtfelder scheinen werde".

Dagegen sind sich revisionistische, sozialistische Schriftsteller, wie Schippel und Quessel, völlig klar über die bedrängte Lage, in welche die sozialistische Theorie durch das Entstehen des wirtschaftlichen Imperialismus geraten ist. Quessel tröstet sich allerdings noch mit der Feststellung, daß es sehr verschiedene imperialistische Richtungen gebe, Rüstungsfanatiker und sozialreformatorisch orientierte Imperialisten, Freihändler und Schutzzöllner; aber er sieht tief genug, um zu wissen, daß diese Gegensätze nicht in dem Wesen des Imperialismus selbst begründet liegen. Als so tiefgreifend könne man diese Gegensätze nur dann ansehen, wenn man das Wesen des Imperialismus „verenge und die Sache selbst mit ihrer momentanen Erscheinungsform identifiziere". „Die in ihm liegende Idee geht über diese Kontroverse hinaus."

Ganz klar sieht Schippel die theoretische Bedrängnis des Sozialismus. Er hat den Gedanken ganz durchgedacht: die bürgerliche Gesellschaft ist über Cobden und das Manchestertum hinaus. Sie ist weiter fortgeschritten und hat sich darüber hinausentwickelt. Der Imperialismus verwirft das Prinzip des Laisser faire, der Nichtintervention der Staatsgewalt, er befürwortet sogar das Hinübergreifen der „modernen, organisierten Staatsgewalt in überseeische, wirtschaftskulturlose Zonen". Es handle sich also nicht um einen Rückfall, um eine Verlegenheitsausflucht des Kapitals, sondern um ein „Weitervorwärtsschreiten zu einer historisch notwendigen, höheren kapitalistischen Entwicklungsstufe". Demgegenüber sei der Sozialismus, der früher immer ein Eingreifen der Staatsgewalt befürwortet habe, jetzt bei der Manchesterlehre stehen geblieben, indem er die Weiterentwicklung, die der Imperialismus vertrete, nicht mitmachen wolle. So wird „der Imperialismus zur ökonomisch vorwärtstreibenden, im Marxschen Sinn revolutionären Kraft, die Manchesterweltpolitik wird reaktionär".

So erkennt Schippel das Paradoxe der Lage, daß der Sozialismus durch das imperialistische Wirtschaftsprogramm in das reaktionäre Lager gedrängt ist, während die bürgerlichen Parteien den Fortschritt verfechten, mit voller Klarheit. Aber die logischen Schlüsse zu ziehen, um aus dieser paradoxen Klemme herauszukommen, dazu entschließt sich auch Schippel nicht, oder wagt es wenigstens nicht. Der Grund ist begreiflich. Denn der Sozialismus müßte, um aus diesem reaktionären Beharrungszustand herauszukommen, eine Entwicklung durchmachen, die nur in der Richtung der imperialistischen liegen könnte. Und das ist, wenn man vierzig Jahre Zusammenbruch und Verelendung gepredigt hat, nicht ganz leicht; denn es bedeutet nicht mehr und nicht weniger, als sich selbst ad absurdum zu führen. Darum muß sich Schippel mit der Rolle des Pastors in der bekannten Anekdote begnügen, der vor dem Wegweiser am Kreuzweg vor der Stadt höflich den Hut zog und auf eine erstaunte Frage erwiderte: „Es ist ein Kollege von mir. Er weist den Weg und geht ihn nicht."

So liegt denn der wirtschaftliche Zusammenhang zwischen Imperialismus und Sozialismus klar genug zutage. Das wirtschaftliche System des Imperialismus hat das des Sozialismus weit überholt; die imperialistische Praxis straft die sozialistische Theorie Lügen.

Daß der Sozialismus sich in der Praxis sehr wohl mit dem Imperialismus abfinden kann, zeigt die Entwicklung des modernen Italiens. Die Politik Italiens, sein Vorgehen in Erythräa und im Somaliland, besonders aber die Eroberung von Tripolis hat nur deswegen unternommen werden können, weil die breiten, zum großen Teil sozialistisch gesinnten Volksmassen diese Expansionspolitik befürworteten, ja vielleicht geradezu anregten. Professor Michels erwähnt in seinen Untersuchungen über den italienischen Imperialismus*), daß

*) Michels, Elemente zur Entstehungsgeschichte des Imperialismus in Italien im Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, Band 36, Heft 1, S. 111 bis 118.

man „den italienischen Imperialismus den Imperialismus der armen Leute habe nennen wollen". Er weist darauf hin, daß schon im Jahre 1902 der italienische Sozialistenführer Labriola mit großem Nachdruck für Siedlungskolonien eingetreten sei und zitiert die charakteristische Äußerung eines italienischen Sozialisten: „Ebenso wie der Sozialismus das Mittel war, durch das sich das Proletariat von der Bourgeoisie befreite, so wird der Nationalismus für uns Italiener das Mittel sein, durch das wir uns von den Franzosen, Deutschen, Engländern, Nord- und Südamerikanern befreien, die unsere Bourgeoisie sind." Und Michels faßt dies alles in die Bemerkung zusammen: „Der italienische Imperialismus trägt eine ganz überwiegend proletarische Note."

An dem italienischen Beispiel läßt sich verfolgen, wie weit sich der Sozialismus in imperialistische Gedankengänge einleben kann. Nur ist diese Gewöhnung schon so weit gediehen, daß sie wesentliche Charakterzüge der strengen sozialistischen Lehre abgelegt hat und nicht mehr Sozialismus genannt werden kann. Und darum hütet sich auch der deutsche Sozialismus davor, so weitgehende Zugeständnisse zu machen, zumal er — mangels des Vorhandenseins einer imperialistischen Bewegung in Deutschland — von der Masse seiner Anhänger nicht dazu gezwungen wird.

* * *

Aber der Imperialismus und der Sozialismus zeigen noch andere Zusammenhänge, die weit über diese wirtschaftlichen Berührungspunkte hinausgehen. Und so weit der Imperialismus hinausgeht über eine reine kapitalistische Wirtschaftspolitik, so weit überragt er auch den Sozialismus und erdrückt ihn.

Um diese geistigen Zusammenhänge zu erfassen, ist es erforderlich, den Imperialismus in den Zusammenhang zu bringen, den er — als geistige, nicht materielle Erscheinung — in der geistigen Entwicklungsgeschichte der Menschheit einnimmt*). Wenn man ihn dann von entgegengesetzten Seiten betrachtet, einmal von dem Standpunkt des objektiven Forschers aus — gewissermaßen von oben — und dann in bezug auf sein Verhältnis zur Masse, vom sozialistischen Standpunkt — gewissermaßen von unten —, so wird sich Klarheit ergeben müssen über das geistige Verhältnis von Imperialismus zu Sozialismus.

Wenn man vom Mittelalter ausgeht, das die Gedankenwelt des einzelnen gefesselt und gebannt hielt, das nur das genus, die Art kannte, und nicht die

*) Sehr klare Einblicke in einzelne Teile dieses geistigen Entwicklungsganges gewähren:
Dix, Imperialismus und Individualismus im Tag vom 9. Oktober 1913.
Goldstein, Die Juden und Europa, Grenzboten Heft 38, Jahrgang 1913.
Michels, Zur historischen Analyse des Patriotismus, Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, Band 36, Heft 1 und 2.
Ripke, Der imperialistische Gedanke in Deutsche Industrie vom 6. Mai 1913.
Witting, Staat und Individuum, Tag vom 27. September 1913.
Die Grundlage für alle solche Untersuchungen ist natürlich Lamprecht, Deutsche Geschichte.

Einzelpersönlichkeit, wird man von dieser einheitlichen großen Masse einzelne sich losreißen sehen, die sich ihrer Persönlichkeit bewußt werden und sie durch das Wissen und die Gelehrsamkeit auszubauen sich bestrebten. Von einer geistigen Quelle, der Antike gespeist, von einem Wunsche beseelt, die geistige Entwicklung die sie durchgemacht hatten, der dumpfen, einheitlichen, schlafenden Masse ihrer Volksgenossen mitzuteilen — war es nur eine natürliche Folge der Entwicklung, daß diese einzelnen geistigen Führer, die Humanisten, sich in ihren gemeinsamen Bestrebungen zusammenschlossen. So arbeiteten sie gemeinsam an dem Werk der Aufklärung, ohne die trennenden Unterschiede von Rasse und Religion zu beachten. Als ihr Werk vollendet und die Masse der einzelnen Völker zum geistigen und politischen Denken erwacht war, entstand, gleichzeitig mit dieser intellektuellen Selbständigkeit, auch das Bewußtsein des Unterschieds von anderen, das Bewußtsein der eigenen Eigenschaften, des eigenen Wertes — mit einem Wort das Selbstbewußtsein, die Individualität. Hatte das Mittelalter das Genossenschaftliche, Typische, Konventionelle — um mit Lamprecht zu reden — betont, hatte die Aufklärung die geistige Gemeinschaft gefördert, so legte der Individualismus den Hauptnachdruck auf die Ausbildung der Persönlichkeit, ihre Abgrenzung, ihre Trennung. Diese überstarke Betonung, ja Verherrlichung der Persönlichkeit fand ihren philosophischen Ausdruck in Nietzsche, ihren wirtschaftlichen Ausdruck in der Lehre Cobdens: das Beste für den Fortschritt der Menschheit sei die Ausbildung einzelner starker Persönlichkeiten, die sich im Kampf herausbildeten, und denen als Siegespreis die Herrschaft über die Masse der Besiegten — denen keine weitere Beachtung zu schenken war — zufalle. Und auf das Rassenpolitische übertragen hatte der Individualismus die Bildung von Nationalstaaten zur Folge.

Soweit war die Entwicklung gekommen, bevor der Imperialismus in die Erscheinung trat. Seine innere Notwendigkeit ergab sich aus der Lage, die durch die individualistische Entwicklung geschaffen war: in politischer Beziehung war eine Reihe von national geeinten Staaten entstanden oder in der Entstehung begriffen; von kräftigem Selbstbewußtsein erfüllt und beseelt von dem Wunsche nach einer Erweiterung ihres nationalen und kulturellen Wirkungskreises. Auch wirtschaftlich waren sie geeint und von starken Ausdehnungstendenzen geleitet. Aber diese wirtschaftliche Stärke war in sozialpolitischer Beziehung durch große Opfer erkauft worden. Der rücksichtslose Konkurrenzkampf, die Enthaltung von staatlichen Eingriffen in diesem Kampf, die den Anschauungen jener Zeit entsprach, hatte die schutzlosen und wirtschaftlich schwächeren Bevölkerungskreise in schwere Bedrängnis gebracht. Diese Mißstände stellten schließlich den Staat vor die Frage, entweder schützend einzugreifen, oder die Mitarbeit dieser wirtschaftlich Schwachen — dadurch, daß sie ganz leistungsunfähig wurden — zu verlieren.

Die weitere Entwicklung der sozialpolitischen Anschauungen führte eine Entscheidung in ersterem Sinne herbei; der Staat griff in den Kampf ein.

Denn die Überzeugung hatte sich Bahn gebrochen, daß nicht immer das wohlfeilste Erzeugnis das volkswirtschaftlich wünschenswerteste, nicht immer die billigste Arbeit vom Standpunkt des Allgemeinwohls aus die vorteilhafteste sei. Man begriff, daß man durch die Verleihung der vollen Selbständigkeit an einen jeden zwar starken Persönlichkeiten einen außerordentlichen Ansporn gegeben, aber schwache entwurzelt und noch schwächer gemacht hatte. So gelangte man allmählich zu der Überzeugung, daß die höchste Zusammenfassung und Leistungsfähigkeit der Kräfte eines Staates in der höchstmöglichen Leistungsfähigkeit und dem Wohlergehen aller seiner Mitglieder beruhe. Man griff zurück auf den genossenschaftlichen Schutz, den das Mittelalter seinen Zeitgenossen gewährt hatte, ohne dessen Rückständigkeiten sich wieder anzueignen. So wurden — wirtschaftspolitisch — Landwirtschaft, Gewerbe und Handel im eigenen Lande geschützt, soweit der ausländische Wettbewerb ihren Bestand bedrohte, und ein möglichst billiger Rohstoffbezug angestrebt. Sozialpolitisch aber äußerten sich diese neuen Anschauungen in der Sozialreform. Eine Fülle von gesetzgeberischen Maßnahmen suchte, direkt und indirekt, das Wohl der wirtschaftlich Schwachen zu heben.

So wurde also die Grundfrage nach dem Verhältnis zwischen Staat und Individuum, wie Witting in dem oben erwähnten Artikel ausführt, von dieser Generation dadurch beantwortet, daß die Rechtsgebiete zwischen Individualismus und Nationalismus abgegrenzt wurden. Nicht mehr das Wohl des einzelnen sollte das Entscheidende sein, sondern das Wohl des Volksganzen. „Während dem Anhänger des Individualprinzips der Einzelmensch Selbstzweck ist, wird vom Nationalisten dem Volksganzen, der organisierten Nation, dem Staat als dem sichtbaren Vertreter der unübersehbaren Reihe künftiger Generationen ein eigener selbständiger Zweck zuerkannt." Oder wie Lord Milner*) es ausgedrückt hat, — dieses neue Verhältnis von Nation zu Individuum von der sozialistischen Seite her betrachtend: „Dieser edlere Sozialismus erkennt die Tatsache, daß wir nicht nur so viele Millionen von Einzelwesen sind, die jeder für sich kämpfen, wobei der Staat die Rolle des Schutzmanns versieht, sondern ein staatlicher Körper; daß die verschiedenen Klassen und Teile der Gemeinschaft Glieder dieses Körpers sind, und daß alle Glieder leiden, wenn ein Glied leidet."

So hatte sich also aus dem Individualismus, der sein staatliches Ideal in der Betonung der Eigenpersönlichkeit seiner Rasse, im Nationalstaat, verwirklicht gesehen hatte, der Nationalismus entwickelt. Dieser erblickt sein Ideal zunächst in der möglichst hohen Entwicklung aller Kräfte — der politischen, kulturellen, wirtschaftlichen — seiner staatlich geeinten Nation. Aber er bleibt nicht bei dem Ideal eines möglichst gut ausgebildeten Territorialstaates

*) Lord Milner, The Nation and the Empire, London 1913. Seite 161.

stehen*), sondern er sucht seinem Nationalstaat eine möglichst große Verbreitung, Wirksamkeit und Macht in jeder Richtung politischer und kultureller Entfaltung zu sichern. Diese Weiterentwicklung des Nationalstaates zum Weltstaat ist der Imperialismus.

Wenn man den Imperialismus so betrachtet, in seiner Stellung zu den geistigen Strömungen der Vergangenheit, so ergibt sich in bezug auf sein Verhältnis zum Sozialismus, daß er den Sozialismus weit überholt hat. Denn die wichtigste, praktisch erfüllbare Forderung des Sozialismus: Beseitigung der Schäden, die eine überraschende, kapitalistische Entwicklung gezeitigt hatte, Stärkung und Unterstützung der wirtschaftlich Schwachen — das alles ist ja ein Teil des Programms, das der Nationalismus sich gesetzt hat, um die Kraft für die weitere Entwicklung, für den Imperialismus zu gewinnen. Der Imperialismus bedeutet daher — theoretisch, geistesgeschichtlich betrachtet — für den Sozialismus keine Gefahr mehr — dieser Zustand ist schon lange überwunden. Der Sozialismus ist einfach überrannt, er gehört einer vergangenen Epoche des Denkens an. Ebenso, wie er wirtschaftlich — kapitalistisch angesehen im Vergleich zur imperialistischen Wirtschaftspolitik — reaktionär ist, ebenso ist er als Geistesbewegung veraltet, rückständig, weil der Imperialismus sich die sozialistischen Forderungen längst zu eigen gemacht hat. Sie bilden einen Teil seines Programms.

Diese Behauptung wird noch augenfälliger bewiesen durch einen Blick auf die Lehren der englischen Imperialisten, die diesen Gedankengang am folgerichtigsten und umfassendsten durchgedacht haben. Besonders kann man aus der vorher zitierten Sammlung von Reden Lord Milners ein imperialistisches Gebäude von solcher Großartigkeit und Vollständigkeit sich aufrichten sehen, daß sein stolzes Wort über den Imperialismus wohl gerechtfertigt erscheint: „daß er einer der edelsten Gedanken ist, die je in dem politischen Denken der Menschheit aufgedämmert sind." Der Imperialismus sucht, um seinem Nationalstaat die größtmögliche Summe von Kräften in dem internationalen Kampf zu geben, die Kräfte seines eigenen Landes auf das höchste zu steigern. Eine solche Höchstleistung ist aber nur dann möglich, wenn alle Glieder des Staates sich des denkbar besten Wohlseins in körperlicher, geistiger, wirtschaftlicher Beziehung erfreuen. „Es kann kein dauerndes Imperium geben ohne ein gesundes, vorwärtsstrebendes männliches Volk in seinem Mittelpunkt. Ausgemergelte, zusammengedrängte Stadtbevölkerung, unregelmäßige Beschäftigung, Ausbeutung der Arbeit, das sind Dinge, die dem wahren Imperialismus ebenso abscheulich sind, wie der Philanthropie." Von diesem Gesichtspunkte aus sind alle Bestrebungen des Staates zur Hebung der Wohlfahrt dem Imperia-

*) „Man möchte das Nationalitätenprinzip" — hierunter versteht Michels den aus dem Individualismus heraus entstandenen Drang der Völker nach nationaler Einigung als Endziel — „als das edle Prinzip des völkischen Kindheitsalters bezeichnen," sagt Michels, (Zur historischen Analyse des Patriotismus).

listen willkommen. Er befürwortet die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht nicht nur um des erhöhten Schutzes seines Vaterlandes willen, sondern weil sie die moralischen und physischen Eigenschaften und die Erziehung seines Volkes hebt. Ebenso begrüßt er alle Maßnahmen auf dem Gebiete der gewerblichen Gesetzgebung, die die Herbeiführung gesunderer Arbeitsbedingungen zur Folge haben, und die innere Kolonisation, die eine Entfremdung zu weiter Bevölkerungskreise von Grund und Boden und landwirtschaftlicher Arbeit verhindern will. Kein Mittel ist ihm zu gering, wenn es zur Erreichung seines Zieles beiträgt, und man wird Milner, auch vom imperialistischen Standpunkt, nur beistimmen können, wenn er sogar auf die Schaffung von Gartenstädten, die Förderung der Jugendpflege und der Kindergärten nachdrücklich hinweist.

Einem so umfassenden, wohlbegründeten, sozialreformatorischen Programm gegenüber nimmt sich der ganze Sozialismus flach und dürftig aus. Stecken geblieben in einer überwundenen Zeit geistiger Entwicklung, weiß er noch immer kein höheres Ziel zu predigen, als die Erstrebung einer größeren Summe materiellen Wohlseins für das Individuum; und auch das soll erst erreichbar sein, nachdem die Grundlagen der bestehenden Ordnung niedergerissen sein werden. So karge Verheißungen spendend, ist es nicht ausschließlich intellektuelle Unmöglichkeit vom zurückgebliebenen individualistischen Standpunkt aus, wenn der Sozialismus den Imperialismus zurückführen will auf lediglich kapitalistische Beweggründe. Es ist auch die wohlverstandene Verfolgung eigenster Lebensinteressen, daß der Sozialismus seine Anhänger verhindern will, einen Vergleich zwischen seiner Lehre und dem Imperialismus zu ziehen.

* * *

In noch anderer Beleuchtung zeigen sich diese geistigen Zusammenhänge zwischen Imperialismus und Sozialismus, wenn man sie nicht nur, wie es vorstehend versucht worden ist, betrachtet von dem allgemeinen Standpunkt der geistigen Entwicklungsgeschichte aus, sondern wenn man sie lediglich von dem Standpunkte der sozialistischen Gedankenentwicklung aus — gewissermaßen von unten, wie ich vorher sagte — untersucht.

Von dem Standpunkt der Masse aus betrachtet, war der Sozialismus die wirtschaftliche Reaktion, die der Individualismus auslöste. Der Individualismus hatte die breiten Massen auf einer Entwicklungsstufe getroffen, die es ihnen unmöglich machte, sich gegen die nachteiligen Folgen individualistischer Entwicklung zu schützen. Zwar hatte die Aufklärung sie von einer Fülle hemmender Vorschriften befreit, mit denen der absolute merkantilistische Staat die Befolgung seiner Absichten erzwang; zwar war die Möglichkeit zur Erreichung höchster Ziele vorhanden. Aber es fehlte jetzt der, wenn auch bevormundende, so doch durchgreifende Schutz, den die vergangene Zeit gewährt hatte; es fehlte vor allem die geistige Ausbildung, die den einzelnen befähigt hatte, in dem jetzt ein-

setzenden wirtschaftlichen Kampf an der Oberfläche zu bleiben. So wurde die große Menge wirtschaftlich „befreiter", aber wirtschaftlich unbewaffneter Menschen in einen rücksichtslosen Kampf ums Dasein gezogen, aus dem nur der Stärkste als Sieger hervorgehen konnte. Jetzt brach die Not über sie herein. Hatten frühere Jahrhunderte einem jeden sein mäßiges Auskommen gewährleistet und ihm sein Maß an Arbeit zugewiesen, ohne ihm allerdings die Möglichkeit zu geben, über dieses Maß wesentlich hinauszugelangen, so war er jetzt den modernen Begriffen Konkurrenz, Kapital, Arbeitsmarkt, schutzlos preisgegeben. Die materielle Not bedrohte ihn: er konnte seine Arbeitskraft überhaupt nicht verwerten, wenn eine billigere auf dem Markt sich anbot; so mußte er das Äußerste leisten, mußte auf alle Rücksichten hygienischer und sozialer Art verzichten um nur Arbeit zu finden. Denn auch der Unternehmer konnte gegen die unbeschränkte Konkurrenz auf dem internationalen Markt nur dann bestehen, wenn er das billigste Erzeugnis herstellte. Und auch der Staat half nicht, um nicht hindernd in das freie Spiel der Kräfte einzugreifen.

Aus dieser materiellen Not, die der schrankenlose Individualismus für die große Menge der Arbeitnehmer herbeigeführt hatte, zeigte der Sozialismus anscheinend den Ausweg. Er versprach seinen Anhängern das, was ihnen am meisten fehlte: Hilfe in ihrer materiellen Not. Er erklärte die Ursachen alles Übels aus der bestehenden kapitalistischen Wirtschaftsordnung, stellte den baldigen, aus innerer Notwendigkeit heraus folgenden Zusammenbruch dieses Systems in sichere Aussicht und verhieß, auf den Trümmern der untergegangenen eine neue, vollkommene Wirschaftsordnung zu errichten. Da sollte ein jeder seinen Anteil an den allgemeinen Gütern haben, jeder den entsprechenden Ertrag aus seiner Arbeit herauswirtschaften und sorglos leben können; da sollten alle sozialen und Vermögensunterschiede von profitsüchtigem Unternehmer und ausgebeutetem Arbeiter vernichtet werden. Es ist klar, daß ein solches Programm die großen Mengen wirklich notleidender und im politischen Denken ungeschulter Arbeiter zur begeisterten Gefolgschaft verleiten mußte. Solchen Verheißungen gegenüber traten alle Bedenken zurück. Ob die Probe auf das Exempel stimmen würde, das überließ man der Zukunft. Daß die sozialistische Lehre nichts enthielt, was den höheren Ansprüchen des Geistes hätte genügen können, daß sie nichts weiter war als eine Summe materieller Versprechungen, die ihres wissenschaftlichen Aufputzes durch ein rücksichtsloses Agitatorium noch entkleidet wurde — das alles übersah man. Übersah man um so leichter in einem Zeitalter, in dem auch die gebildeten Kreise über eine materialistische Weltanschauung nicht hinausgelangt waren. Und so ist es der Sozialdemokratie bis heute gelungen, große Teile der einzelnen Nationen sich als Anhänger zu erhalten, trotzdem ihr Ideal seiner Verwirklichung um keinen Schritt näher gerückt ist; trotzdem ihre Lehre nicht über den plattesten Materialismus hinausgelangt ist.

Aber auf die Dauer wird sich dieser völlige Mangel an allem Geistigen an der Sozialdemokratie rächen. Der Entwicklungsgang der Menschheit wird

von Ideen bestimmt. Darum wird die Errichtung eines rein materialistischen Zieles nur ein Meilenstein sein, den die Weiterentwicklung der Menschheit bald hinter sich gelassen haben wird. Auch dieses materialistische Zwischenspiel gründete sich auf eine innere Notwendigkeit, auf die wirtschaftspolitische Auswirkung der individualistischen Weltanschauung. Und ebenso wie der Individualismus überholt worden ist durch eine neuere Entwicklung, so muß auch sein Gegenstück, der Sozialismus, verschwinden.

Wenn daher sozialistische Schriftsteller die Alternative für die Zukunft stellen: Imperialismus oder Sozialismus, so kann die Antwort nicht zweifelhaft sein. Ebenso, wie der Imperialismus sich in wirtschafts- und sozialpolitischer Beziehung darstellt als eine weitere Entwicklungsstufe gegenüber dem Individualismus und Sozialismus, so wird er auch als politisches Ideal den Sozialismus ablösen in dem politischen Denken der Masse. Auch hier aus dem Grunde, weil er eine höhere Entwicklungsstufe des Denkens darstellt und allein als solche den Sieg erringen muß. Er stellt eine höherstehende Weltanschauung dar, denn er ist nicht nur eine wirtschaftliche Theorie, die ihren Anhängern erhebliche materielle Vorteile verspricht. Er ist keine Klassenpartei, sondern er fordert die Mitarbeit aller Stände seiner Nation. Er ist, wie Milner sagt: „not a cry, but a creed", nicht ein Parteischlagwort, sondern ein Glaube. Er ist der Ausdruck des Gemeinschaftsgefühls des neuen national und kulturell geeinten Staats. Oder, um wieder Milner zu zitieren: „Imperialismus ist der Patriotismus eines Weltstaates."

* * *

So kann man aus vielen Gründen voraussagen, daß der Imperialismus Sieger bleiben muß, wo auch immer er mit dem Sozialismus zusammenstoßen wird. Das sollte eine Mahnung sein für alle die Völker, deren nationales Leben von der verneinenden Kraft des Sozialismus zersetzt wird. Denn nur dann kann der Imperialismus den Sozialismus überwinden, wenn er von einem ganzen Volk in seinem Gedankeninhalt erfaßt und in seinen Zielen mit aller Kraft verfolgt wird.

Ein Streifzug in die Volksetymologie und Volksmythologie

Von Adolf Stölzel in Berlin

2.*)

Neben dem Ring finden wir bei der Darstellung der altheidnischen Gottheiten als deren Attribut vielfach Hörner. Auch sie gaben Anlaß zu einer plastischen Nachbildung im Gebäck. Wie wir heute die Bretze und den Ring oder Kring nicht mehr als Gebäck in dieser Stammform, sondern nur in der Deminutivform Kringel kennen, so steht es auch mit dem Horn. In Norddeutschland sind heute Hörnchen, in Süddeutschland Hörnle ein jedermann wohlbekanntes Gebäck; von einem gebackenen „Horn" pflegt niemand zu reden. Wie Bretzel ein Gebäck ist, das zwei ineinander gefügte verkleinerte Arme (bracci) vorstellt, so ist Hörnel ein Gebäck, das zwei (mit ihrer Basis) aneinander gefügte kleine Hörner vorstellt. Ein Einzelhorn wird von der Bäckerei ebensowenig nachgeahmt wie ein Einzelarm.

Das altgermanische Wort horn, in dieser Form nicht bloß im Englischen, sondern ebenso im Schwedischen und Dänischen, nachgebildet einst auch im altdeutschen hor und sprachverwandt nicht bloß mit dem hebräischen ker, sondern auch mit dem zeltischen kern wie dem gallischen cern oder dem griechischen keras und in dem cornu der Römer, wie dem corn oder cor der Franzosen, dem corno der Italiener und dem cuerno der Spanier lautgesetzlich wiederkehrend, hat in alter Zeit, ähnlich wie der Ring, eine viel weiter greifende Bedeutung als in der Gegenwart. Jedenfalls zu den frühesten der jetzt, wie sich zeigen wird, nur in einem kaum erkennbaren Ausläufer erhaltenen Bedeutungen von Horn gehört diejenige, welche darin ein Symbol der Kraft, des Ansehens und der Stärke sah, so daß in Bildern heidnischer Götter das Horn deren Haupt schmückt, und zwar wie beim Stier ein doppeltes Horn.

Den Beweis liefern zunächst mehrfache Ausgrabungen, die seit 1710 verschiedentlich in Frankreich Götterbilder gallisch-römischer Periode zutage förderten. Unter der Haube des Chores von Notre-Dame entdeckte man Reste eines aus

*) In Nr. 1 (Heft 45 der Grenzboten) ist auf S. 253, Zeile drei von unten, zu lesen: „Baldur" statt Wotan.

vorchristlicher Zeit stammenden Altars mit gehörntem Götterbilde*), also wundersamerweise gerade da, wo darüber draußen in der Höhe des mehr als tausend oder zweitausend Jahre später gebauten Domes die gehörnten Fabeltiere Viollets-le-Duc oder seines Vorgängers ihren Platz finden sollten. „Tout Paris sait", so leiteten im Jahre 1711 die der Pariser Akademie vorgelegten, mit zwei Tafeln Abbildungen versehenen Mémoires die nähere Besprechung des großen Fundes ein. Im Jahre 1910 veröffentlichte J. L. Courcelle-Seneuil sein Werk über die Dieux Gaulois, das in wahrheitsgetreuer Abbildungen, als sie die 1717 abgedruckten, eben bezeichneten Memoires und danach (1738) von Falckenstein in seiner Thüringischen Chronika bieten, den Fund von 1710 und die im neunzehnten Jahrhundert sich anschließenden ähnlichen Funde in französischer Erde behandelt. Das wichtigste darunter für unsere Zwecke ist das mit der an den Wendengott Czernobog oder Zernybog anklingenden Überschrift „Cernunnos" versehene Reliefbild, das den mit zwei Stierhörnern versehenen Kopf eines vollbärtigen Mannes wiedergibt; an jedem Horne hängt ein großer starker Ring. Um einen Begriff von der Darstellung des Gottes zu geben, ist hier versucht worden, aus dem erheblich lädierten, schwer erkennbarem Urbilde ungefähr die Göttergestalt, wie sie gewesen sein mag, zur Anschauung zu bringen.

Im Keltischen bedeutet kern ounn nach Courcelles Gewährsmännern cornes de jeune taureau. Dem deutschen kern und korn ist das altslavische zerno und wendische zorno nach Grimm urverwandt. Ein jüngst**) in Oxford vom dortigen Professor Murray über die Entstehung des Alphabets gehaltener Vortrag führt die Geschichte des A auf Höhlen der Urmenschen Südfrankreichs und Spaniens zurück, für welche „sicher bereits 10 000 Jahre vor Christi Geburt" das A-Zeichen semitischen Ursprungs den Kopf eines Ochsen bedeutet, eines wahrscheinlich für jene Menschen heiligsten Gegenstandes, dem

*) Jetzt im Pariser Clugny-Museum.

**) Berliner Tag vom 30. Oktober 1913, erstes Beiblatt.

auch Menschenopfer in Menge dargebracht seien*). Die Zeichnung rechts gibt das Mittelstück eines nach Courcelle Seneuil „Les Dieux Gaulois", S. 25, in Frankreich aufgefundenen Götterbildes, auf welchem besonders deutlich der offene Ring als Attribut sichtbar ist.

Daneben kommt noch in Betracht ein 1837 in Reims entdeckter Altar. Dessen Relief zeigt den nämlichen Gott ohne Namensbezeichnung, ebenfalls mit Vollbart und mit — nur in Resten sichtbaren — Hörnern. Ein starker Ring hängt ihm um den Hals, einen zweiten sehen wir an seiner rechten Hand. Neben dem Gott stehen als ganze Figuren, aber kleiner als er selbst, Apoll und Merkur in griechisch-römischer Darstellung; das Piedestal, auf welchem der gallische Gott sitzt, zeigt die Reliefs von zwei sich gegenüberstehenden gehörnten Tieren, anscheinend einem Hirsch und einem Stier. Ferner wurde zu Kervadel (Finistère) 1878 ein der vorrömischen Zeit angehöriger Altar gefunden. Auch er gibt das Bild eines Gottes mit zwei großen gebogenen Hörnern, die nicht nach oben, sondern nach der Seite sich richten, weil der Bildhauer sie nicht nach oben über die Linie hinausgehen lassen konnte, die das Gesamtbild einschließt. Ferner fand sich 1888 ein in Gallien nach feinster griechischer Manier gefertigter Bronzekopf mit kurzen seitlichen Hörnern in dem 273 n. Chr. völlig zerstörten Orte Lezoux (Departement Puy de Dome). Cernunnos war der gallische Mars; Hörner sind die Symbole seiner Kraft und ein nach gallischer Tradition wesentlicher Schmuck. Eine besonders deutliche Darstellung desselben Gottes liefert der 1891 in Jütland unfern von Aars gefundene gallo-römische Silberkessel, der innen und außen mit zahlreichen Bildern geschmückt ist**). Hier sitzt der Gott in ganzer Gestalt mit gekreuzten Beinen, zwei Stangen von Hirschgeweihen auf dem Kopf, in der Rechten den am oberen Teile geöffneten Ring, in der Linken eine große Schlange haltend; neben ihm ist noch abgebildet ein Hirsch mit ansehnlichem Geweih und ein Stier. Die griechischen Alexandriner stellten ihre Flußgötter und ihren Dionys mit Stierhörnern dar. Euripides nennt den Dionys einen stierhörnigen Gott und Homer den kleinasiatischen Fluß Skamander einen Stier. Als Stier raubt Zeus die Europa. Im alten Ägypten war Apis zu Memphis ein als Symbol des lebenspendenden Osiris verehrter Stier. Auch die ägyptische Isis trägt zwei Rindshörner auf dem Kopf als Umrahmung der dazwischen angebrachten Sonnenscheibe, und das Attribut Ammons, des Hauptgottes im ägyptischen Theben, ist

*) Auch in sonstiger einschlagender Literatur wird ein solcher Gedanke in bezug auf den ersten Buchstaben des hebräischen Alphabets (aleph) ausgesprochen. Der Hauptteil dieses Buchstabens soll möglicherweise zwei mit der Basis zusammenstoßende Stierhörner bedeuten, an die sich rechts und links je ein kleines Horn mit seiner Spitze anlehnt. Das hebräische Wort eleph (nur als Plural gebräuchlich) bedeutet „Haustiere, besonders Rinder". Cassel, Hebräisch-deutsches Wörterbuch (1886), S. 21.

**) Vgl. Sophus Müller, Det store Sölvkier fra Gundertrup Nordiske Fortids. I, 161. Auch Schwenck, Mythologie der Slaven (1855). Seite 162.

der Widderkopf*), den in der Zeit der Vermischung verschiedener Volksreligionen die Griechen als Zier ihrer Pallas Athene auf deren Helm in Basreliefe abbilden**). Here heißt bei Homer die „stieräugige“ ***) und dementsprechend bei Voß die hoheitblickende.

Das Christentum schuf in der ersten Zeit seiner Ausbreitung die heidnischen Gottheiten zu Vertretern und Beschützern des Bösen um; darum kennt es einen Teufel mit Hörnern und macht die Hörner zu seinem Symbol. Wie der Gedanke hieran an entlegener Stelle noch heute fortlebt, zeigte sich kürzlich darin, daß auf Verlangen der Norweger vom Haupte der machtvollen Statue ihres Frithjof-Helden bei Vangnaes, eines Geschenkes unseres Kaisers und eines Kunstwerkes unseres M. Unger, die vom Künstler geplanten, aus Helmöffnungen hervorstehenden Hörner verschwinden mußten.

Wir sehen darum, daß sich für den Menschen des Altertums die ihm gegenübertretende Kraft sichtbarlichst im Tierhorne verkörperte. Es diente als ihr Sinnbild. Mehr im Stoffe als in der Gestalt lag seine ursprüngliche Bedeutung. Die älteste Sprache, wie sie in den erhaltenen urkundlichen Zeugnissen vorliegt, verwendet darum das Wort Horn in einem Sinne, in welchem es für uns längst durch ganz andere Worte ersetzt ist. Das dient zur Bestätigung des eingangs Gesagten, daß die ältesten — meist kurzen — Worte zunächst bei noch vorhandener Wortarmut durch verschiedene, oft recht fern liegende Gedankenverbindungen anderweite Bedeutungen neben ihrer ursprünglichen Bedeutung erlangen, bis mit der Entwicklung neuer Worte für jene frühere Nebenbedeutung die ursprüngliche Bedeutung erlischt. Ein beweiskräftiges Beispiel hierfür liefert das Wort Horn. Im alten Testament finden wir es vielfach als Bezeichnung des Festen, Sicheren, Starren oder Starken. Hanna lobsingt (1. Sam. 2, 1): „mein Herz ist fröhlich in dem Herrn, mein Horn ist erhöhet in dem Herrn, und der Herr wird erhöhen das Horn seines Gesalbten.“ In Psalm 131, 17 läßt der Herr in Zion „aufgehen das Horn Davids,“ er hat seinen Gesalbten eine Leuchte aufgerichtet. Für David ist Gott „Hort, Schild und Horn“ seines Heils (2. Sam. 22, 3. Ps. 18, 3). Hiob, von Gott den Ungerechten übergeben, hat „sein Horn in den Staub gelegt“ (Hiob 16, 15). Im Liede Assaphs (Ps. 75, 5. 6) gebietet die hebräische Bibel nach wortgetreuer Übersetzung: „Erhebet nicht ein Horn, erhebet nicht zur Höhe eure Hörner.“ Sehr charakteristisch aber modernisierte Luther, offenbar, weil ihm hier der Gebrauch des Wortes „Horn“ für seine Leser nicht mehr verständlich genug erschien, die Stelle dahin, daß er Assaph sagen ließ: „Pochet nicht auf Gewalt, pochet nicht so hoch auf eure Gewalt.“ Die englische Bibel zog es vor, zum Urtext zurückzukehren, und gab die eben berührte Psalmstelle mit den Worten wieder: Lift

*) Vgl. Zeller, Biblisches Wörterbuch (1856) I, 58. Engel, Isis und Osiris (1866).

**) So der bekannte nach unten blickende altgriechische Kopf der Athene mit aufwärts geklapptem Helme.

***) Ilias 1, 551.

not up the horn; lift not up your horn on high. Nach Pſalm 89, 18 kann das Volk jauchzen, weil der Herr ſeine Stärke iſt und durch ſeine Gnade unſer Horn erhöhen wird. So ſoll denn auch Davids Horn in des Herrn Namen erhöht werden; er wird unſer Horn erhöhen (Pſ. 92, 11). Des Gerechten Horn wird mit Ehren erhöhet (Pſ. 112, 9). In Ägypten will der Herr das Horn des Hauſes Israel wachſen laſſen (Heſ. 29, 21). Daniel (7, 7 u. 8) hat nachts das Geſicht eines Tieres mit großen eiſernen Zähnen und zehn Hörnern, zwiſchen denen noch ein kleines anderes Horn hervorbricht. Ein zweites Geſicht Daniels (8, 6 bis 11) läßt das Horn eines Ziegenbocks bis an den Himmel wachſen und etliche von den Sternen zur Erde werfen; das große Horn zwiſchen ſeinen Augen iſt der erſte König in Griechenland (daſ. 21). Jeremias beklagt (2, 3 und 17), daß der Herr alle Hörner Israels in ſeinem Zorn zerbrochen und ſeiner Widerſacher Horn erhöht hat. Das im Hauſe Davids „aufgerichtete Horn" iſt dann auch dem neuen Teſtamente nicht fremd geblieben; denn bei Lucas (Ev. 1, 69) lobt Zacharias, der Vater Johannes des Täufers, den Gott Israels ob dieſes „Horns des Heiles". Überhaupt im Morgenlande iſt das Horn ein Bild der kriegeriſchen Macht. Die Talmudiſten nennen die Heerführer Hörner des Krieges*). In der Lebensgeſchichte Alexanders des Großen, die aus dem vierten Jahrhundert ſtammt und ſeinem Jugendgenoſſen Kalliſthenes fälſchlich zugeſchrieben wird, heißt der König der „Zweihörnige". Aus Anlaß deſſen glaubten viele Erklärer des um etwa vier Jahrhunderte ſpäter entſtandenen Koran in dem dort genannten „zweihörnigen" ſiegreichen Heerführer Alexander den Großen erblicken zu müſſen. Mag das auch unzutreffend ſein, ſo beweiſt doch auch der Koran gleich dem Talmud und der Bibel, welche Bedeutung dem Horne beigelegt wurde. Sogar an ihren Heiligen kannte die chriſtliche Kirche Hörner, ſo an Martinus (geſtorben 400) in älteſter Zeit, bis ihm ſpäter die Hörner in Strahlen verwandelt wurden, die das Haupt umgeben**).

Kein Wunder, daß ſolch kirchliche Auffaſſung die Kunſt der Renaiſſance beeinflußte.

Dem Moſes Michelangelos in Rom, der „Krone der modernen Skulptur" (H. Grimm), wachſen mitten über der Stirn aus dem Haar zwei ſtarke, kurze, nach vorn gebogene Hörner. Das Papſttum des ſechzehnten Jahrhunderts nahm weniger Anſtoß an dieſen Hörnern Moſis als die Norweger des zwanzigſten an denen Frithjofs. Der erſte Blick auf das Werk Michelangelos lehrt, was dieſer ſeltſame Schmuck bedeuten ſoll. Das iſt für Grimm wie auch für Lübke ſo ſelbſtverſtändlich, daß ſie keine Silbe darüber verlieren, ja nicht einmal ihren Leſern vom Vorhandenſein dieſes Schmuckes überhaupt eine Kunde geben. Sie begnügen ſich vielmehr damit, in der Schöpfung des Künſtlers „die ſprechendſte Darſtellung des größten und gewaltigſten Volksführers" zu ſehen, der ein

*) Wahl, Der Koran, Halle 1828. Seite 251.

**) W. Hartmann, Theorie und Praxis der Bäckerei. Berlin 1901, Seite 279.

empörtes Volk zu dämpfen vermag, „des stürmischen Eiferers", der jähzornig ob der Abgötterei seines Volkes die Gesetzestafeln zerschmettert. Daß die Riesenkraft dieses Mannes in dem Horngebilde zum Ausdruck kommen muß, welches seine Stirne ziert, bedarf für den Kunsthistoriker keiner Hervorhebung.

In sichtbarer Gestalt treten Hörner auch als Wahrzeichen des Anrufens der über den Menschen waltenden höheren Gewalt auf, wenn sie an Altären eine Stelle finden. Der Opferaltar der jüdischen Stiftshütte soll nach Buch Mosis 2, Kap. 27, V. 2 Hörner auf den vier Ecken haben und ähnlich der ebendort Kap. 30, V. 2 vorgeschriebene Rauchaltar. Im Museum zu Bern wird aus Pfahlbauten die Nachbildung eines Altars von Ton aufbewahrt, die in zwei Hörner ausläuft*), und die Ausgrabungen Schliemanns in Mykene haben aus einem Grabe das Bild eines kleinen Altars von Goldblech zutage gefördert, das ebenfalls mit zwei Hörnern abschließt und als Verzierung eines Sarges dient**).

Nur ein Schritt weiter ist es dann, wenn unter den Amuletten, die gegen den leider noch heute im südlichen wie östlichen Europa weit verbreiteten Aberglauben des bösen Blickes (namentlich im Neapolitanischen) selbst unter sogenannten Gebildeten verbreitet sind, das Hörnchen an der Uhrkette fast allgemein üblich ist. Man nimmt es zwischen die Finger, sobald jemand naht, durch dessen „bösen Blick" man ins Unglück gestürzt zu werden fürchtet. Wer ein solches Hörnchen bei Bedarf nicht zur Hand hat, ballt wenigstens die Faust mit ausgestrecktem Zeige- und Kleinfinger, um auf diesem Wege das drohende Unglück durch die Versinnbildlichung zweier Hörner möglichst einfach und doch sicher von sich abzuwehren. Denselben Dienst leistet eine in Koralle oder in sonstigem Gestein getragene kleine künstliche Faust mit den zwei ausgestreckten Fingern. Ja sogar den altgriechisch-römischen Phalluskult mit seiner häßlichen Symbolik ließ man hierbei eingreifen***). Der Türke Kleinasiens verfährt ästhetischer, wenn er heutzutage einer deutschen Dame als Gegengabe für ihm gestiftete deutsche Blumen eine Hyazinthe weiht, in deren durchlochtes Blatt er an blauem Faden eine blaue Perle „gegen den bösen Blick" eingebunden hat.

Gewährt das Horn ein Schutzmittel vor allem Argen, so wird erklärlich, weshalb auch deutsche Ritter, die sich im Mittelalter zu Schutz und Trutz verbinden, das „Horn" zum gemeinsamen Wappenschild wählen. So geschah es, als sich gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts der Gegensatz zwischen Adel und Städten schärfte.

Da unter Karls des Vierten sorgloser Regierung das Faustrecht wieder seinen Platz erworben hatte, bildete sich gegen fürstliche Willkür wie gegen den Übermut des Adels 1376 im Reiche zunächst der große schwäbische Städte-

*) Gef. Mitteilung des Herrn Geh. Regierungsrats Prof. Dr. Schuchardt in Berlin.

**) Schuchardt, Schliemanns Ausgrabungen (1890) S. 228 (eine Abbildung).

***) Vgl. J. von Düring, Islami Bei (Beiblatt des Tag vom 19. Mai 1913). Ferner Brockhaus, Konversationslexikon „Böser Blick".

bund, um Friede und Recht der Bürger zu schützen, auch ihnen die Teilnahme am Stadtregiment zu verschaffen. Dem schwäbischen Städtebund folgte, nachdem 1378 Karls Sohn Wenzel zur Regierung gelangt war, 1381 der rheinische Städtebund. Die Fürsten schlossen untereinander und mit ihrer Ritterschaft Gegenbünde, einigten sich aber auch zeitweilig mit ihren Städten gegen den Adel. Einzelne Territorien lieferten ein ähnliches Bild im Kleinen. So sah sich Landgraf Hermann von Hessen an der Seite seiner Städte seit 1371 mehr als zweitausend Rittern, Freiherren und Grafen aus Hessen, Westfalen, Franken und der Wetterau, darunter dreihundertundfünfzig Burginhabern gegenüber; ihr Hauptmann war der Graf von Ziegenhain; vom Stern in seinem Wappen nannte sich der Bund die „Sterner“*). Die Macht dieses Bundes brach sich am Widerstand der Stadt Hersfeld, der im April 1378 von einem der verschworenen Ritter die Fehde angesagt war; die beherzten Bürger schlugen die nächtlich mit ihren Sturmleitern anrückenden Feinde zurück. Nach Zerstreuung der „Sterner“ bildete sich „eine Rittergesellschaft, so mit einem Horne bezeichnet war, cornua, societas equestris cornu signata“. Sie bestand aus zweihundert Edelleuten im Landstrich der oberen Lahn und trat der Einung der „Städte diesseits des Spießes“ (d. h. Niederhessens) unter dem Namen der „Hörner“ gegenüber. „Diese Gesellen währten bis ins dritte Jahr und taten ihren Nachbarn (den Städten) viel Verdruß“**). Sie waren der Schrecken der Gegend.

Wie die „Sterner“ Leute sind, die sich anschicken, unter einem guten Sterne in den Kampf zu ziehen, so die „Hörner“ Leute, die sich unter den Schutz eines starken Hornes begeben haben. Jeder einzelne von den Sternern ist ein Sterner, wie jeder einzelne der Hörner ein Hörner. Das Anhängsel „er“ bezeichnet den Herrn, den Mann, der das Wappen führt***). „Hörner“ ist nicht etwa der Plural von Horn, und „Sterner“ könnte nicht einmal der Plural von Stern sein. Der ältere Plural von Horn heißt überhaupt nicht Hörner, sondern Horn, wie jetzt noch in Bayern†) und vielleicht auch noch in der Schweiz, wo im Kampfe der eidgenössischen Städtebünde gegen die österreichische Oberherrschaft 1386 die Schlacht bei Sempach geschlagen wurde, von der das Volkslied „ein Spruch vom Sempachstreit“ singt: „Der stier von Uri hat scharpfi Horn, kein herr ward im nie zhoch geborn“††).

Der spätere Verlauf unserer Darstellung wird die Erheblichkeit dieser Ermittlungen über Zweck und Namen des Hörnerbundes ergeben.

(Fortsetzung folgt)

*) Rommel, Geschichte von Hessen, II, 181 und Anmerkungen dazu.

**) Frisch, Teutsch-lateinisches Wörterbuch (1741), I, 469. Rommel, Geschichte von Hessen, II, Anmerkungen S. 18. Analecta hassiaca, coll. V, p. 206. Nach Frisch handelt davon bereits Faust in seiner Chronik.

***) Vgl. A. Stölzel, Fünfzehn Vorträge, S. 3, 4.

†) Siehe Grimm, Deutsches Wörterbuch.

††) von Liliencron, Die historischen Volkslieder, 1, 117.

Die Förderung des Handels zwischen Kolonie und Mutterland

Von Privatdozent Dr. F. Zadow in Greifswald

Wir erlauben uns die Leser auf den Artikel von Rudolf Nadolny „Neue Bahnen der Exportförderung“ (Heft 41 Jahrg. 1918) aufmerksam zu machen: er bildet zu der nachstehenden Arbeit, wenn auch unbeabsichtigt, den Auftakt.

Während die meisten auswärtigen Mächte eine Reihe von großen Mitteln anwenden, um die Kolonien für das Mutterland in erhöhtem Maße und dauernd nutzbar zu machen — es sei hier nur verwiesen auf die zolltarifarischen*) Begünstigungen des Mutterlandes und der Kolonien —, hat Deutschland seinen Kolonien bisher lediglich die Meistbegünstigung eingeräumt. Noch immer steht Deutschlands Kolonialbesitz, der das Mutterland um das Fünffache übertrifft, dem Reichszollgebiet als Zollausland gegenüber, was bis zum Jahre 1893 so scharf zum Ausdruck kam, daß die Schutzgebiete nicht einmal, was doch eigentlich selbstverständlich war, die Vorteile der Vertragsstaaten genossen, sondern die Sätze des autonomen Tarifs bezahlen mußten. Erst seit dem Bundesratsbeschluß vom 2. April 1893 werden von den Erzeugnissen der deutschen Kolonien die „vertragsmäßigen Zollsätze“ erhoben, d. h. diejenigen Zollsätze, welche von Deutschland in seinen Handelsverträgen mit einer Reihe von Auslandsstaaten vereinbart sind. Mithin sind die Produkte unserer Schutzgebiete nicht besser gestellt als diejenigen jeder fremden meistbegünstigten Nation! Wir bevorzugen unsere überseeischen Gebiete nicht einmal solchen Ländern gegenüber, die uns benachteiligen. So unterliegt z. B. Usambarakaffee bei der Einfuhr in Deutschland demselben Zoll wie brasilianischer Kaffee, obgleich uns Brasilien nicht einmal auf dem Fuße der vollen Meistbegünstigung behandelt; ebenso unterliegen nordamerikanische Waren in Deutschland keinem höheren Zoll als die Erzeugnisse unserer Schutzgebiete, obgleich uns die Vereinigten Staaten in

*) Ausführlich habe ich diese Frage behandelt in meiner Arbeit über „Les relations douanières entre métropole et colonies“ (veröffentlicht in dem vom Belgischen Kolonialministerium herausgegebenen „Bulletin de colonisation comparée“, Brüssel 1913).

zollpolitischer Hinsicht nie ein Entgegenkommen gezeigt haben. Anderseits gelten vom Standpunkte jedes einzelnen Schutzgebietes aus sowohl das Deutsche Reich als auch alle anderen Schutzgebiete als Zollausland; die deutschen Fabrikate müssen dort denselben Zoll entrichten wie die englischen, französischen und nordamerikanischen, was um so merkwürdiger ist, als die Produkte Englands, Frankreichs und der Vereinigten Staaten in den Kolonien dieser Länder Vorzugszölle eingeräumt erhalten. Aber auch im Verhältnis zwischen dem Deutschen Reiche und dritten Staaten teilen die Schutzgebiete nicht die Rechtsstellung des Mutterlandes, da die Handelsverträge des Deutschen Reiches sich nicht auf die Kolonien erstrecken und demnach die Erzeugnisse der deutschen Kolonien in fremden Staaten, mit denen das Reich die Meistbegünstigung vereinbart hat, nicht ohne weiteres derselben teilhaftig werden.

Mit Rücksicht auf die Förderung, die der deutschen Landwirtschaft durch Anstellung landwirtschaftlicher Sachverständiger und Errichtung von Versuchsstationen in den deutschen Kolonien zuteil wird, wurde bereits im Plenum des Kolonialkongresses 1910 aus wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Gründen die Forderung erhoben, auch dem Handel und der Industrie eine Förderung zuteil werden zu lassen. Wenn wir auch absehen wollen von den großen Mitteln, welche die ausländischen Kolonialmächte anwenden, so empfiehlt sich doch dringend wenigstens ein kleines Mittel, welches wir bereits in denjenigen Ländern zur Anwendung gebracht haben, die für unsere Einfuhr und Ausfuhr wesentlich in Frage kommen. Durch die Institution der Handels- und landwirtschaftlichen Sachverständigen, die wir in den verschiedensten Gegenden der Welt haben, sind wir über alle Auslandsmärkte besser unterrichtet als über unsere eigenen Kolonien. Eingehende Darstellungen, die sich auf die Markt- und Wettbewerbsverhältnisse des Handels beziehen, werden bis jetzt nur vom Gouvernement in Daressalam ausgearbeitet und erscheinen alljährlich unter dem Titel „Deutsch-Ostafrika als Ein- und Ausfuhrmarkt" in den „Berichten über Handel und Industrie". Im übrigen ist es den Gouvernements und Bezirksämtern bei allen Bemühungen nicht möglich, das geforderte statistische Material und die zur Begutachtung kolonialer Unternehmungen notwendigen Unterlagen zu beschaffen oder es geschieht nur in vereinzelten Fällen und vorübergehend. Infolge der erst so kurzen Entwicklung der gewerblichen Betriebe unserer Kolonien versagt vielfach die Statistik bei der Bearbeitung des Materials. Viele zur Erlangung eines wirklich zutreffenden Bildes notwendigen Zahlen sind überhaupt nicht zu erlangen, so daß oft die Industrie zur Gewinnung genauerer Unterlagen mit großen Kostenaufwendungen eigene Beauftragte hinaussenden muß, um an Ort und Stelle Prüfungen vorzunehmen.

Die wertvolle amtliche Denkschrift, die alljährlich dem Reichstag über die Entwicklung unserer Kolonien vorgelegt wird, hat doch kaum einen unmittelbar praktischen Wert für Exporteure und Importeure und ist auch wohl in erster Linie nicht dazu bestimmt, den Handel in unseren Kolonien direkt zu fördern.

Es fehlt vollständig an unmittelbar verwertbaren, in kurzen Zeiträumen erscheinenden Berichten und Winken, die zu erstatten unsere Gouvernements und Bezirksämter nicht in der Lage sind. Da anderseits die großen, den Handel in den Kolonien beherrschenden Firmen nicht geneigt sein werden, anderen Interessenten darüber Auskunft zu erteilen, wie sie sich bei geplanten Neuanlagen zu verhalten haben, so ist eine dauernde Institution erforderlich, die unsere kolonialen Märkte hinsichtlich der Einfuhr und Ausfuhr zu beobachten und Auskünfte zu erteilen hätte über zweifelhafte Unternehmungen, die so häufig mit glänzend gefärbten Prospekten an die Öffentlichkeit treten. Wenn es sich als äußerst zweckmäßig erwiesen hat, den Berufskonsuln Handelssachverständige beizugeben, so muß dringend gefordert werden, daß auch die Gouvernements durch Referenten für Handelsangelegenheiten verstärkt werden, und zwar wären diese dem volkswirtschaftlichen Dezernat des Reichskolonialamts zu unterstellen, welches die einlaufenden Berichte in geeigneter Weise zu bearbeiten und zu verbreiten hätte. Es kann hier für die Regierung nicht darauf ankommen, für diesen Zweck in den Etat eine verhältnismäßig kleine Summe einzustellen, die sich tausendfach bezahlt machen würde. Was beispielsweise England in dieser Beziehung leistet, zeigt uns ein Bericht in dem vom Reichskolonialamt herausgegebenen Deutschen Kolonialblatt*), der darüber folgendes ausführt:

„Der kolonialen Nachrichtenvermittlung für Handel, Industrie und Landwirtschaft dient in England das Commercial Intelligence Branch des Board of Trade in London. Im Auskunftszimmer dieser Nachrichtenabteilung werden mündliche Anfragen über die verschiedenen von der Abteilung behandelten Gegenstände beantwortet; im Musterzimmer werden Muster ausländischer Fabrikate, die in britischen Kolonien mit britischen Erzeugnissen konkurrieren, sowie Proben kolonialer Rohprodukte ausgestellt; im Lesezimmer liegen die neuesten Kolonial-Handelsadreßbücher aus. Zu einer vielseitigen genauen Auskunftserteilung ist die Nachrichtenabteilung dadurch befähigt, daß sie das auf die Kolonien bezügliche statistische Material sowie die auf koloniale Zolltarife und Zollvorschriften bezüglichen Bestimmungen sammelt und dauernd auf dem laufenden erhält, ferner Verzeichnisse der in den Kolonien ansässigen voraussichtlichen Käufer britischer Waren besitzt und über koloniale Ausschreibungen dauernd unterrichtet ist.

Unterstützt und vor allem mit Material versorgt wird die Nachrichtenabteilung durch die kolonialen Handelskommissare und Handelskorrespondenten. Für jede der vier Selbstverwaltungskolonien besitzt nämlich der Board of Trade einen „Trade Commissioner". Diese Beamten haben mit Ausnahme desjenigen für Südafrika, der seit 1911 in London sitzt**), ihren Amtssitz in den Kolonien. Sie sind fest angestellt und beziehen ein festes Gehalt. Die Höhe des

*) Nr. 19 vom 1. Oktober 1913 S. 880.

**) Die übrigen Selbstverwaltungskolonien unterhalten in London Auskunftsstellen.

Gehalts dürfte ungefähr dieselbe sein, wie bei den an den betreffenden Amtsen befindlichen Konsularvertretern der Großmächte. In dem englischen Etatvoranschlag ist als Vergütung für die vier Handelskommissare und achtundzwanzig Handelskorrespondenten in den Selbstverwaltungskolonien die Summe von 10000 Pfund Sterling eingesetzt. Die Handelskorrespondenten in den Selbstverwaltungskolonien unterstehen dem Handelskommissar ihrer Kolonie. Sie werden vom Board of Trade in den wichtigeren Plätzen der Kolonien angestellt und bekleiden ihre Stellung nur selten im Nebenamte. Ihre Anstellung ist gleichwohl keine feste, sondern ist beiderseitig kündbar; die Höhe ihrer Vergütung richtet sich nach der Bedeutung ihres Wohnsitzes für den Handel und nach dem voraussichtlichen Umfang ihrer Tätigkeit.

In den Kronkolonien und Protektoraten ist die Zahl solcher nur als Handelskorrespondenten beschäftigten Leute sehr gering (2); weitaus überwiegt die nebenamtliche Beschäftigung von Gouvernements- und Zollbeamten als Handelskorrespondenten (39). Die Ernennung sämtlicher Handelskorrespondenten erfolgt hier nicht durch den Board of Trade, sondern durch das betreffende Gouvernement.

Die Tätigkeit der Handelskommissare und Handelskorrespondenten besteht vor allem darin, den Board of Trade (wenn nötig telegraphisch) von jeder günstigen Gelegenheit zu benachrichtigen, die sich für britische Fabrikanten und Kaufleute bietet, um ihren Handel in der betreffenden englischen Kolonie auszubreiten und zu befestigen. Mitzuteilen sind unter anderem: Änderungen in Zollsätzen und Zollvorschriften, Ausschreibungen, Kaufgewohnheiten einzelner Behörden, fremder Wettbewerb in verschiedenen Güterarten, Angaben, was in einzelnen Warenklassen der Markt der Kolonie braucht, was er zu zahlen bereit ist und was der Transport bis zum Markte kosten wird; auch über neu aufkommende Produkte und Bezugsquellen ist zu berichten. Eine besondere Tätigkeit der Handelskommissare und Handelskorrespondenten besteht in ihrer Mitwirkung bei der Erteilung vertraulicher Mitteilungen durch die Nachrichtenabteilung an solche britischen Firmen, die in die hierfür besonders geführte Liste aufgenommen sind. Waren, die in den Kolonien mit britischen Gütern konkurrieren, sowie koloniale Erzeugnisse, die voraussichtlich von britischen Fabrikanten gebraucht werden können, sollen für das Musterzimmer der Nachrichtenabteilung eingesandt werden.

Mitzuwirken haben die Handelskommissare ferner bei der Aufstellung der Käufer- und Agentenlisten. Die Listen werden zwar nicht veröffentlicht, die Nachrichtenabteilung benutzt sie aber bei Beantwortung entsprechender Anfragen interessierter britischer Kaufleute und Fabrikanten. Die Handelskommissare und Handelskorrespondenten geben auch auf direkte Anfragen der britischen Kaufmannswelt Auskunft. Doch wird empfohlen, die Anfragen lieber an die Nachrichtenabteilung zu richten, da diese oft in der Lage sein wird, sie kurzerhand selbst zu beantworten. Kreditauskünfte zu erteilen sind die Korrespondenten nicht

verpflichtet; doch dürfen sie nach ihrem eigenen Ermessen Angaben in allgemeinen Ausdrücken bezüglich einer angefragten Firma machen. Zu ständigen Berichterstattern von Zeitungen und Handelsauskunfteien dürfen die Handelskommissare und Handelskorrespondenten nicht werden; einzelne Bitten solcher Stellen um Auskunft finden jedoch Beachtung. Durch Empfehlung seitens der Handelskommissare oder Handelskorrespondenten kann auch über einzelne koloniale Abnehmer britischer Erzeugnisse eine Mitteilung im „Board of Trade Journal", vermittelt werden. Im übrigen dient dem Näherbringen kolonialer und heimischer Kreise die von den Kommissaren und Korrespondenten verschiedentlich vorgenommene Sammlung und Verteilung von Katalogen und sonstigen Schriften.

Der Erweiterung der eigenen Kenntnis und der näheren Berührung mit den beiderseitigen Interessentenkreisen dienen ausgedehnte Reisen der Kommissare in ihren Bezirken und in England. Auch werden Sprech- und Lesezimmer eingerichtet, um die Bevölkerung zu veranlassen, recht häufig ihren Kommissar um Rat zu fragen und ihm wichtige Einzelheiten mitzuteilen. Von Zeit zu Zeit gelingt es den Kommissaren, die Gesetzgebung ihrer Kolonie dahin zu beeinflussen, daß für den britischen Handel wertvolle Sonderbestimmungen getroffen werden. Auch bewirken sie gelegentlich eine Vergebung von Lieferungen an britische Firmen. Schließlich äußert sich ihre den Korrespondenten übergeordnete Stellung noch darin, daß sie über diese die Aufsicht führen und jährlich Handelsberichte für die gesamte Kolonie, für die sie bestellt sind, verfassen.

Die Veröffentlichung wichtiger, den kolonialen Handel betreffender Mitteilungen erfolgt im „Board of Trade Journal". Außerdem werden Circular letters an die in ein Register beim Commercial Intelligence Branch of the Board of Trade eingetragenen Firmen gesandt; auch werden gelegentlich besondere Ereignisse der Presse mitgeteilt, desgleichen den Handelskammern zwecks Benachrichtigung ihrer Mitglieder. Als besondere Druckschriften erscheinen die statistischen Übersichten sowie Zusammenstellungen über Zollsätze. Änderungen der Zollsätze bringt das „Board of Trade Journal". Die geltenden Bestimmungen über Ursprungsbescheinigungen sind ebenfalls in besonderen Druckwerken erschienen. Eine Übersicht endlich über die Organisation und Benutzbarkeit des amtlichen Nachrichtendienstes gewährt ein von der Nachrichtenabteilung herausgegebenes Handbuch." — —

Ist es nicht dringend zu wünschen und zu fordern, daß wir uns diesen ausgezeichnet organisierten englischen Nachrichtendienst für unsere Kolonien zum Muster nehmen und wenigstens die notdürftigsten Einrichtungen treffen, um ihren Handel mit dem Mutterlande zu heben? Ist es nicht merkwürdig, daß die Rohmaterialien, deren unsere Industrie bedarf, durchaus nicht sämtlich von unseren Kolonien geliefert werden, obwohl sie dazu in der Lage sind? Bereits auf dem letzten Kolonialkongreß im Jahre 1910 wurde von dem volkswirtschaftlichen Dezernenten im Reichskolonialamt, Geheimrat Prof. Dr. Zoepfl, in

seinem Referat*) über „die Entwicklung und Aussichten des Handels der Kolonien" darauf hingewiesen, daß Frankreich seine große Erdnußproduktion in Westafrika fast vollständig in französischen Fabriken verarbeitet, und daß bei uns dagegen z. B. Kakao und Palmöl aus Kamerun in beträchtlichen Mengen nach England, die Häuteausfuhr — neuerdings auch Sisal — aus Ostafrika nach Nordamerika und die Kopra zum größten Teil nach Frankreich geht. Obgleich wir ferner in bezug auf Kupfer von dem Hauptproduktionsland Amerika in bedenklicher Weise abhängig sind, gelangt nicht einmal das Kupfer der Otaviminen in Südwestafrika auf direktem Wege nach Deutschland; denn es wird von Amerika aufgekauft, dort verhüttet und dann erst zu Monopolpreisen wieder an Deutschland verkauft. Obgleich der größte Teil des Wertes der in den deutschen Kolonien erzeugten industriellen Rohstoffe und Kolonialwaren nach Deutschland ausgeführt wird, so kommen dennoch mit Rücksicht auf die Geringfügigkeit der Produktion die nicht nach Deutschland gehenden Produkte doch sehr in Betracht. Ostafrika bezieht z. B. nur 35 Prozent seiner Einfuhr aus Deutschland. Woher stammt aber die übrige Einfuhr? Wohin gehen die Produkte unserer Kolonien? Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß unser eigener Kolonialhandel im Laufe einer längeren Entwicklung sehr wohl an die Stelle unseres Handels mit überseeischen Gebieten treten kann; denn die Rohmaterialien liefern uns die fremden Kolonien nur zu verhältnismäßig hohen Preisen, während sie unseren Fabrikaten die Einfuhr erschweren. Wie z. B. Prof. Wohltmann**) behauptet, kann Deutschland mindestens im Laufe eines Jahrhunderts seinen gesamten Bedarf an kolonialen Rohstoffen in seinen Kolonien gewinnen, welche hauptsächlich als Lieferanten folgender Produkte in Frage kommen: Textilrohstoffe, wie Baumwolle, Hanf, Wolle, Seide; ölproduzierende Pflanzen, wie Erdnüsse, Sesam und Kokosnüsse; sogenannte Kolonialwaren, wie Kakao, Kaffee, Reis, ferner Kautschuk, Gerbstoffe, tierische Produkte, Phosphat, Tabak, Kopal und Bergwerksprodukte.

Es darf als sicher gelten, daß einerseits die Produktion unseres Mutterlandes für alle Rohmaterialien aus den deutschen Kolonien aufnahmefähig ist, und daß sie anderseits alle Einfuhrartikel liefern kann, deren unsere Kolonien bedürfen. Wenn also die Rohmaterialien unserer Kolonien nicht sämtlich nach Deutschland abgesetzt werden, so liegt dies nicht an der mangelnden Aufnahmefähigkeit unseres Marktes; denn in dieser Beziehung sind — mit Ausnahme von England und Frankreich — unsere Aussichten besser als die anderer Kolonialländer, die, wie z. B. Portugal, nicht in der Lage sind, alle Produkte ihrer Kolonien zu verarbeiten und ihnen dafür die Fabrikate zu liefern, die in den Kolonien benötigt werden. Sollte im übrigen unsere heimische Baumwollindustrie nicht auch die billigen Stapelartikel liefern können, mit welchen die englische Industrie unsere Kolonien versorgt? Sicherlich wäre sie dazu im-

*) Verhandlungen des Kongresses Seite 764 ff.

**) Tropenpflanzer Nr. 1, Jahrgang 1909.

stande, wenn sie sich darauf verlegen würde, und auch die Lieferung der bis jetzt von der amerikanischen Industrie eingeführten landwirtschaftlichen Maschinen und Geräte könnte seitens der deutschen Industrie übernommen werden.

Um allen diesen Mängeln abzuhelfen, empfiehlt sich dringend die Institution von Handelsreferenten, welche die Handelsbeziehungen zwischen dem Mutterlande und den Kolonien zu fördern und die finanziellen Unternehmungen in unseren Kolonien zu beobachten hätten, um so eine sichere Basis zu schaffen und an der Vorprüfung solcher Unternehmungen und der eingebrachten Werte mitzuwirken.

Zunächst müßte die Kolonie Ostafrika und dann Südwestafrika in Betracht gezogen werden, während Kamerun und Togo vorläufig nicht in Frage kommen dürften. Da im übrigen die Tätigkeit der Handelsbetriebe der Allgemeinheit zugute kommen soll, so würde darauf verzichtet werden müssen, aktive deutsche Kaufleute und deren Beauftragte mit dieser Funktion zu betrauen, um nicht für einzelne Kolonialinteressen besondere Vorteile zu schaffen.

Die vorstehende Anregung ist durchaus nicht neu; denn sie ist vor längerer Zeit bereits vom Kolonialwirtschaftlichen Komitee sowie vom Bund der Industriellen gegeben worden, auf dessen Eingabe der Staatssekretär des Reichskolonialamts in der Reichstagssitzung vom 24. März 1911 folgendes erwiderte: „Die Frage ist mir an sich sehr sympathisch. Ich halte es auch für wesentlich, daß wir recht detaillierte und sachverständige Berichte aus den Schutzgebieten bekommen, und zwar sowohl über den dortigen Absatzmarkt für Industrieprodukte, die gerade in Ostafrika bekanntlich zu einem großen Teil aus Ostindien und nicht aus Deutschland kommen, als auch über die Rohprodukte, die von dort hierher gelangen. In dieser Beziehung kann noch viel geschehen. Nun haben wir gerade in Deutsch-Ostafrika sehr gute und detaillierte Berichte, allerdings in dieser Ausführlichkeit nur von dort. Für mich ist es lediglich eine Finanzfrage, ob wir das Geld daran wenden wollen, um derartige Sachverständige einzustellen, vielleicht einen für den Osten und einen für den Westen; zwei würden zunächst wohl genügen. An und für sich würde ich das für nützlich halten, und ich stehe insofern dieser Petition durchaus sympathisch gegenüber."

Seit dieser Anregung ist nun wieder eine geraume Zeit verflossen, ohne daß diese so dringend nötige Institution errichtet und damit der heimischen und kolonialen Volkswirtschaft ohne erhebliche Ausgaben dauernd Förderung zuteil geworden wäre. Immerhin darf man eine Besserung der bestehenden Verhältnisse erwarten von der Ständigen Wirtschaftlichen Kommission der Kolonialverwaltung, die in ihrer erweiterten, vom Staatssekretär Dr. Solf geschaffenen Gestalt zum ersten Male am 23. Juni d. J. zusammentrat.

Die Eigenart der Geschlechter

Ein Problem für Unterricht und Erziehung

Von Manfred Pollatz in Dresden

Fünf Jahre sind vergangen, seitdem der Bund für Schulreform bei seiner Gründung sich die Aufgabe stellte, das Schulproblem zu einer Sache aller Volksgenossen zu machen, es hinauszuheben über das erstickende Niveau der Schulmeisterzänkereien und des Reformdilettantismus und in ernster Arbeit zuerst einmal die theoretischen Grundlagen zu schaffen, die für jede Art von Schulreform notwendig sind. Blicken wir heute zurück auf die bisherigen Tagungen des Bundes, so müssen wir anerkennen, daß sie für die Probleme der Jugendkunde und Jugendbildung Ergebnisse von bleibendem Werte gezeitigt haben. Intelligenzproblem und Arbeitsschule, die Frage nach dem Wesen der Bildung und die aus ihrer Beantwortung sich ergebenden Forderungen für die Schultypen und die Vorbildung auf das Lehramt waren auf den Kongressen in Dresden und München erörtert worden, ein viel stärker umstrittenes Thema stand für die Breslauer Tagung in diesem Oktober zur Debatte, die Frage nach dem Unterschied der Geschlechter und seiner Bedeutung für die öffentliche Jugenderziehung.

Ein Kampfthema war es also, bei dessen Erörterung sich schon bisher die Geister scharf geschieden haben, vielleicht sogar das Schulreformproblem, das wie kein anderes in sich die mannigfaltigsten Strömungen zusammenfaßt, die in der heutigen Kultur um Einfluß auf die Entwicklung miteinander ringen. Hier spielen wirtschaftliche und soziale Fragen hinein, hier muß auch noch einmal der leidenschaftliche Kampf um die Frauenbewegung einen Nachklang finden. Gerade darin beruht ja das Wesentliche des ganzen Problems, daß es sich bei seiner Entscheidung nicht bloß um die wissenschaftliche Festlegung psychologischer und physiologischer Tatsachen handelt, sondern daß die Frage nach der Eigenart der Geschlechter und der aus ihrer Beantwortung sich ergebenden Neugestaltung der Zukunftsschule sofort das heikle Thema von der Zweckbestimmung der männlichen und weiblichen Erziehung überhaupt nach sich zieht, und damit wird diese Frage eine Kulturfrage im eminentesten Sinne des Wortes.

Die Breslauer Tagung läßt bei der Beantwortung des Kongreßthemas ganz deutlich drei Grundrichtungen erkennen. Die erste wird durch die psychologische Wissenschaft vertreten; sie will den Unterschied der Geschlechter nach den Resultaten praktischer und experimenteller Erfahrungen feststellen und die Folgerungen aus diesen rein objektiven Ergebnissen der praktischen Pädagogik überlassen. Die zweite Richtung geht von den bestehenden Kulturverhältnissen aus, zieht aber ihre Konsequenzen in erster Linie aus den wirtschaftlichen und sozialen Zuständen des Gegenwartslebens und will danach die Erziehung gestalten. Von vornherein ist klar, daß hier schon bei der Kritik des wirtschaftlichen und sozialen Lebens verschiedene Werturteile und damit auch verschiedene Konsequenzen möglich sind. Die dritte Richtung — ich möchte sie die sozialethische nennen — steht wohl in engem Zusammenhang mit der zweiten und will auch zu der ersten keinen Gegensatz, aber in erster Linie erfaßt sie das Problem der Knaben- und Mädchenerziehung als eine Kulturfrage; sie trägt einen ausgesprochen idealistischen Charakter.

Zusammenfassend können wir bereits im voraus bemerken, daß die eigentliche Bedeutung der Breslauer Tagung darin beruht, daß die psychologische Forschung bisher nicht imstande ist, sichere Resultate und einwandfreie Methoden vorzulegen, daß aber dessen ungeachtet sich eine ziemlich fühlbare Schwenkung zu der kultur-pädagogischen Auffassung vollzog unter starker Berücksichtigung der aus den sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen sich ergebenden Konsequenzen. In den folgenden Ausführungen sollen die Hauptvertreter der drei Richtungen in der angegebenen Reihenfolge zu Worte kommen, eine kritische Würdigung der Ergebnisse wird den Schluß bilden.

Im Mittelpunkt der Verhandlungen des ersten Tages stand die Frage nach dem Unterschied der Geschlechter in körperlicher und geistiger Beziehung. Leider war der Hauptreferent, Professor Ernst Meumann-Hamburg, durch Krankheit verhindert, seinen Vortrag zu halten, wir müssen ihn deswegen hier nach der kurzen Zusammenfassung im Vorbericht wiedergeben.

Nach Meumann kann allein die exakte empirische und experimentelle Jugendforschung die Grundlage für alle Fragen der Koedukation und der Koinstruktion bilden. Ihre Aufgabe ist es festzustellen, welchen Entwicklungsgang die psychische und physische Eigenart beider Geschlechter nimmt und inwieweit die hervortretenden Unterschiede nicht bloß als individuelle Differenzen, sondern als wirkliche konstitutionelle Geschlechtsunterschiede zu betrachten sind. Die bisherigen Untersuchungen reichen zur Beantwortung dieser Frage noch in keiner Weise aus, und so verlangt Meumann eine systematische vergleichende Gegenüberstellung von Untersuchungen der jugendlichen Geschlechter an Schulen mit getrennter Erziehung und mit Koedukation, an Schulen mit männlichen und mit weiblichen Lehrkräften, an Schulen mit verschiedenen Bildungszielen und an Schulen mit Kindern aus verschiedenem sozialen Milieu, vor allem fordert er eine vergleichende Untersuchung von Knaben und Mädchen in den

drei verschiedenen Lebensperioden, im frühesten Kindesalter, in dem Alter bis zur beginnenden Pubertät und in dem Alter während und nach der Pubertät. Bei diesen Untersuchungen sollen selbstverständlich die pädagogisch kinderpsychologische Wissenschaft und die pädagogische Praxis systematisch zusammenarbeiten. Zum Schlusse faßt Meumann seine persönliche Ansicht in einigen Thesen zusammen. Meumann glaubt, daß man schon jetzt nachweisen könne, daß die psycho-physischen Differenzen beider Geschlechter geschlechtlich-konstitutionelle sind und daß es eine bestimmt ausgeprägte geistige und körperliche Eigenart der Geschlechter gebe in intellektueller, emotionaler und voluntativer Hinsicht; ferner, daß die Stärke der psychischen Sexualcharaktere in den einzelnen Perioden sehr verschieden ist, daß also die Forderung der Koedukation für die verschiedenen Entwicklungsjahre eine ganz verschiedene Bedeutung hat. Meumann ist ferner der Überzeugung, daß die Eigenart der Knaben keineswegs als absolut wertvoller oder überhaupt irgendwie als überlegen bezeichnet werden darf. Als fundamentale Forderung stellt er somit die Gleichwertigkeit, aber nicht die Gleichheit der Ziele und des Ganges der Bildung auf.

Meumanns Angaben werden in wirkungsvoller Weise durch den Vortrag von Professor William Stern, dem bekannten Vertreter der differentiellen Psychologie an der Breslauer Universität, ergänzt. Nach Stern lassen sich bereits in der Zeit der frühesten Kindheit deutliche Unterschiede in dem allgemein psychischen Typus der Geschlechter beobachten (z. B. die verschiedene Art des Sprechenlernens und des Spielens), selbstverständlich sei aber bei derartigen Differenzen die einseitige Verzerrung ins Sexuelle (vgl. die psycho-analytische Schule von Freud) zurückzuweisen. Die Entwicklung in den späteren Kinderjahren zeigt nun, daß eine Reihe von allgemeinsten Verhaltenseigenschaften sich im männlichen und weiblichen Seelenleben immer stärker differenzieren, bis sie dann in der Pubertätszeit in entscheidender Weise um die Sexualität zentriert werden. Als wichtigste Resultate für die quantitativen Unterschiede stellt Stern fest, daß bei den Knaben zwar die Höchstleistungen größer sind, aber ebenso auch die Mindestleistungen, daß also die größere Homogenität bei den Mädchen besteht und ferner, daß das Entwicklungstempo beider Geschlechter auffallend verschiedene Kurven zeigt, was durch die Untersuchungen von Heymans bestätigt wird. Bezüglich der qualitativen Unterschiede scheint nach Stern die alte Auffassung recht zu haben, daß den Mädchen die größere Rezeptivität und eine damit zusammenhängende stärkere Fähigkeit zum Nachahmen eigen ist. In voluntativer Hinsicht, wobei allerdings die Suggestionsfrage noch ungeklärt bleibe, zeige sich der größere Fleiß und die bessere Lenksamkeit bei den Mädchen, bei den Knaben aber die stärker entwickelte Selbständigkeit; vor allem aber glaubt Stern bei den Knaben eine größere Originalität und eine erhöhte Begabung für das Konstruktiv-Technische und für die straffe logische Synthese feststellen zu können.

In der gesamten Stellungnahme zeigen die Mädchen wohl einen mehr persönlich-subjektiven, die Knaben einen mehr sachlich-objektiven Charakter, eine

Feststellung, die Stern selbstverständlich nicht als Werturteil aufgefaßt haben will; solche Differenzen könne man z. B. aus dem ganz verschiedenen Interesse der Geschlechter für bestimmte Unterrichtsfächer (Knaben: Geschichte, Mädchen: Religion) ableiten, ferner aus der stärkeren Vorliebe der Mädchen für bestimmte Lehrpersönlichkeiten, vor allem aber auf dem moralischen Gebiet aus dem mehr weiblichen sympathischen Mitfühlen mit den Mitmenschen und aus dem mehr männlichen abstrakt sozialen Fühlen mit der Allgemeinheit. Als Gesamtergebnis stellt Stern fest, daß die Differenzen der Geschlechter keinen Gradunterschied im Werte bedeuten, daß aber die Unterschiede in der Einstellungsweise und in dem Entwicklungstempo bei beiden Geschlechtern so wesentlich seien, daß die Form der Darbietung der Gegenstände für Knaben und für Mädchen verschieden sein müsse.

In dem sich anschließenden Vortrage über die Verschiedenheit der Geschlechter nach Erfahrungen beim gemeinsamen Unterricht stellte Professor Cohn-Freiburg i. B. auf Grund eigener Untersuchungen die Erfahrungen zusammen, die man mit der Zulassung von Mädchen an den höheren Knabenschulen in Baden gemacht hat. Hinsichtlich der Verschiedenheit der Interessen ließen sich im allgemeinen keine wesentlichen Resultate feststellen, hervorheben könnte man vielleicht nur das besondere Interesse der Mädchen für Biologie und ihre Überlegenheit in der sprachlichen Gewandtheit. Im ganzen zeigen die Knaben ein stärkeres Gefühl für das Logische und Konstruktiv-Abstrakte, die Mädchen eine stärkere Anteilnahme am Anschaulichen und an allem, was dem Leben zugewandt ist.

Die Frage der erotischen Beziehungen ist nach Cohn mit Ruhe zu beurteilen, im Gegenteil würde hier die gemeinsame Erziehung vielleicht die Spannung sogar vermindern. Seine Eindrücke über den badischen Versuch, den er lediglich als eine Art psychologisches Experiment verwertet wissen will, faßte Cohn dahin zusammen, daß im allgemeinen der getrennte Unterricht vorzuziehen sei, vor allem wegen der Verschiedenheit der Interessen und wegen der größeren Ermüdbarkeit der Mädchen in der Pubertätszeit, daß aber anderseits die Bedenken gegen die Koedukation nicht so groß seien, daß man sie dort verbieten solle, wo sie aus sozialen Gründen notwendig sei.

Aus sachlichen Gründen müssen wir die beiden Vorträge des letzten Tages bereits an dieser Stelle einfügen, da sich beide mit den psychologischen Voraussetzungen der Gemeinschaftserziehung beschäftigten.

Frau Dr. Lucy Hoesch-Ernst hatte ihren Untersuchungen an amerikanischen Volksschulkindern die Idealfrage zugrunde gelegt, weil diese nach ihrer Meinung am geeignetsten sei, die durchschnittlich emotionelle Richtung der Kinder festzustellen. Von den Resultaten sei an dieser Stelle vor allem das starke Hervortreten des elterlichen Ideals erwähnt (54 Prozent bei den Knaben, 55,9 Prozent bei den Mädchen) und besonders die außerordentlich große Betonung des Mutterideals (33,3 Prozent bei den Knaben, 34 Prozent bei den Mädchen, gegen 5,8 Prozent bzw. 4,3 Prozent Vaterideal). Bei den übrigen Idealen

zeigen sich wohl Unterschiede zwischen Knaben und Mädchen und zwischen den einzelnen Altersstufen, aber von durchgreifend wesentlicher Art sind sie nicht.

Starkes Interesse beanspruchte der Vortrag von Dr. Otto Lipmann-Kleinglienicke über die statistische Untersuchungen von Geschlechtsunterschieden. Lipmann hatte sich die dankenswerte Aufgabe gestellt, „die in der Literatur vorliegenden sehr verschiedenartigen Formulierungen über Geschlechtsunterschiede auf eine möglichst eindeutige Formulierung zu bringen und sie dann rechnerisch zu verarbeiten." Seine bezüglich der statistischen Methode ganz vorzüglich ausgeführten Untersuchungen gipfelten in dem Ergebnisse, daß erstens „die Intervariabilität der männlichen Individuen bei der Mehrzahl der untersuchten Leistungen und Eigenschaften größer ist als die der weiblichen, zweitens daß die Überlegenheit der Knaben sich meist darin äußert, daß sie im übernormalen Viertel sich in der Mehrheit befinden, daß dagegen in den Fällen, in denen eine Überlegenheit der Mädchen zu konstatieren ist, diese darin in Erscheinung tritt, daß die Mädchen sich im unternormalen Viertel in der Minorität befinden, drittens daß je größere Geschlechtsunterschiede man konstruieren will, man auf desto weniger Eigenschaften beschränkt ist."

Die Verhandlungen des Kongresses über die Eigenart der Geschlechter wurden in wirkungsvoller Weise durch eine von Professor W. Stern organisierte Ausstellung zur vergleichenden Jugendkunde der Geschlechter ergänzt. Leider ist es bei der Fülle des Materials, das diese Ausstellung zur vergleichenden Psychologie der Geschlechter brachte, unmöglich, an dieser Stelle ausführlich über die Resultate dieser Untersuchungen zu berichten.

Fassen wir unter kritischer Würdigung der Einzelresultate den Gesamteindruck all dieser von psychologischer Grundlage ausgehenden Untersuchungen zusammen, so kann man sich nicht des Gefühls erwehren, daß all diese Ergebnisse nur vorläufige sein können und bisher noch keine feste Basis darstellen, auf der man sicher weiterbauen dürfte. Aber nicht nur die Resultate tragen im ganzen genommen den Charakter einer gewissen Unbestimmtheit, sondern vor allem — und hier liegt vielleicht auch der Hauptgrund für die Relativität der Ergebnisse — ist es die Methode der Untersuchungen, die mancher Verbesserungen bedarf. Beiden Ansichten wurde in der sich an den Vorträgen anschließenden Debatte in starkem Maße Ausdruck gegeben, selbstverständlich unter voller Würdigung der Schwierigkeiten, die sich für die psychologischen Untersuchungen aus dem Mangel an exakten Vorarbeiten ergaben. Von den Einwänden ist in erster Linie hervorzuheben, daß das bisherige Material doch dem Umfange nach zu gering ist, um daraus so wichtige Schlußfolgerungen zu ziehen; vor allem darf man die badischen Erfahrungen nicht überschätzen; denn bei dem geringen Prozentsatz der am Unterricht teilnehmenden Mädchen kann man selbstverständlich nicht von einer eigentlichen Koedukation sprechen, um so weniger, als ja die Mädchen hier in einen Knabenschulplan eingezwängt werden. Für die badische Untersuchung fällt auch sehr stark ins Gewicht, daß nach Professor Cohns Angaben die höhere

Lehrerschaft nicht an psychologische Begriffe gewöhnt war, daß also Begabungsfragen ausscheiden mußten und z. B. die Antworten auf die Frage nach dem Entwicklungstempo nur ungenügende Resultate lieferten. Eingewendet wurde ferner, daß die Untersuchungen teilweise zu stark nach männlichen Kriterien vorgenommen wurden; bei weiblichen Untersuchungsleitern würden die Kinder vielleicht ganz anders reagieren. Gerade bei den Mädchen können spezifische Eigenschaften ihrer Eigenart mit den vorliegenden Unterscheidungen nicht erfaßt werden. So ist z. B. die Phantasietätigkeit und die verschiedene Einfühlungsweite nicht genügend gewürdigt worden; eine Aufsatzuntersuchung in der Ausstellung war nur nach inhaltlichen Gesichtspunkten ausgeführt worden, und doch sind gerade die stilistischen Differenzen ungemein charakteristisch für die Eigenart der Geschlechter. Auch die starke Fähigkeit der Mädchen für Stimmungsgestaltung, die doch sicherlich auch eine schöpferische Begabung ist, wurde nicht genügend hervorgehoben. Bei der Prüfung des Interesses für Persönlichkeiten und Stoffe muß noch eingehender der Unterschied der Methode der einzelnen Lehrpersönlichkeiten berücksichtigt werden; gerade bei der Interessenfrage würde eine Durchführung des Arbeitsschulprinzips mit seiner rein sachlichen Arbeitsweise ganz andere Resultate zeitigen. Nicht berücksichtigt sei auch die Scheu der Mädchen, sich geistig zu exponieren und ihr starkes Gefühl für das, was die Schule von ihnen verlangt. Von psychologischer Seite wurde noch bei den Deutungen der Resultate eine stärkere Differenzierung und eine größere Skepsis gegenüber den Ergebnissen des reinen Schulexperiments verlangt.

Betont wurde ferner, daß eine Bewertung der durchschnittlichen Differenzen nur erfolgen könne, wenn man auch die Gleichheit der Geschlechter feststelle; auch werde sich zeigen, daß die Variationsbreite des einen Geschlechts immer den Durchschnitt des anderen mit einschließe. Auch das Verhältnis der geschlechtlichen Differenzen zu den individuellen müsse eingehender untersucht werden; vielleicht sei hier die Korrelationsmethode zu empfehlen, um die Struktur der ganzen Persönlichkeit zu erfassen.

So blieb denn die Verschiedenheit des Entwicklungstempos im ganzen das einzige unbestrittene Resultat. Noch einmal aber sei anerkannt, daß die Vertreter der Psychologie von vornherein die Mängel der bisherigen Untersuchungen zugaben und vor einer Überschätzung der Ergebnisse warnten.

Die mehr sozialpolitisch gefärbte Richtung fand auf der Breslauer Tagung ihre Hauptvertretung in den Vorträgen von Frau Dr. Kempf-Frankfurt über „die soziale und wirtschaftliche Lage in ihrer Bedeutung für das Problem der gemeinsamen Erziehung“ und von Frl. Franziska Ohnesorge-Dresden über „die aus der Eigenart der Geschlechter und den sozialen Verhältnissen sich ergebenden Forderungen für die Mädchenerziehung“. Die objektiven Zahlen der Sozialstatistik zeigen unwiderleglich, in welch starkem Maße die deutschen Frauen an dem Wirtschaftsleben der Gegenwart beteiligt sind. Entfällt doch heute auf je zwei berufstätige Männer eine berufstätige Frau, und beträgt doch die

Gesamtzahl der letzteren neuneinhalb Millionen. Da die Statistik zeigt, daß unmittelbar nach dem Abschluß der Volksschule fast die ganze weibliche deutsche Jugend im Erwerbsleben steht, liegt die Frage nahe, ob die öffentliche Erziehung tatsächlich die Kenntnisse und Fertigkeiten vermittelt, die für die spätere Lebensstellung unbedingt erforderlich sind. Hier zeigt sich nun in Handel, Verkehr und Gewerbe, vor allem aber in der Landwirtschaft, die gleiche Erscheinung, daß die berufliche Ausbildung der weiblichen Jugend außerordentlich hinter jener der männlichen zurückbleibt. Die Begünstigung des Knabenfachschulwesens muß natürlich die Herabdrückung der Stellung der Frau im Erwerbsleben zur Folge haben. Bei getrenntem Schulwesen läßt sich heute eine stärkere Berücksichtigung des weiblichen Fachschulwesens nicht erreichen, da den Frauen die öffentlichrechtliche Einwirkung auf die Gestaltung dieser Verhältnisse noch versagt ist. Der einzige Weg, um den Mädchen die gleiche berufliche Ausbildung zu sichern, ist also „die rückhaltlose Eröffnung aller Fach- und Fortbildungsschulen".

Frl. Ohneforge untersuchte das wirtschaftliche Problem besonders vom Standpunkt der Volks- und Fortbildungsschule aus. Die heutigen wirtschaftlichsozialen Verhältnisse bringen eine starke Lockerung des häuslichen Familienlebens und damit einen Verlust an hauswirtschaftlichen Einflüssen für die weibliche Jugend mit sich. Hier hat möglichst früh eine bewahrende Fürsorge für die Mädchen einzusetzen, anderseits muß noch stärker für den hauswirtschaftlichen Unterricht in der Volksschule und für Unterweisung in Lebenskunde in den Fortbildungsschulen gesorgt werden. Zur beruflichen Ausbildung der weiblichen Jugend ist aber eine weitere Ausgestaltung des Lehr- und Fachschulwesens notwendig, und so tritt auch Frl. Ohneforge für die Zulassung von Mädchen zu Knabenfachschulen und für den Ausbau des Mädchenfachschulwesens ein.

Für die höhere Mädchenschule gab der Vortrag von Frl. Dr. Gertrud Bäumer die Richtlinien an. Die Aufgabe, der doppelten Bestimmung der Frau im Gegenwartsleben gerecht zu werden, ist für die höhere Mädchenschule leichter, weil sie nicht in dem Maße wie die Volksschule den häuslichen Einfluß zu ersetzen hat und anderseits die von ihr vermittelte allgemeine Bildung in gewissem Grade zugleich „als Bildungsgrundlage für die künftige Hausfrau" geeignet ist. So formuliert Frl. Dr. Bäumer ihre Forderungen folgendermaßen: die zehnklassige höhere Mädchenschule bleibe Grundlage für praktische gewerbliche oder pflegerische Berufe, zugleich Grundlage einer hauswirtschaftlichen Fachbildung; ihr Realschulcharakter werde ihr möglichst bewahrt, vor allem vermeide man auf der Oberstufe jede Verquickung mit der Universitätsvorbereitung. Für die spezifische Hausmutterbildung sei dann die sich anschließende Frauenschule bestimmt, deren Aufbau allerdings noch einheitlicher zu gestalten wäre.

Fassen wir die Eindrücke zusammen, die sich aus der auf das Wirtschaftliche und Soziale gerichteten Betrachtungsweise ergeben, so sehen wir eine ganz überraschend starke Betonung der Mädchenerziehungsfragen. Daß das Knabenschulwesen dabei kaum gestreift wurde, findet seinen Grund eben in der Tatsache,

daß die Knabenerziehung in ihrer ganzen historischen Entwicklung stets den sozial-wirtschaftlichen Verhältnissen angepaßt wurde, während das Mädchenschulwesen sich heute noch kaum die Basis für eine ruhige Weiterentwicklung errungen hat.

Was die in der Einleitung an dritter Stelle angeführte sozialethische Richtung in der Behandlung des Geschlechterproblems betrifft, so war sie leider auf der Breslauer Tagung nicht mit einem zusammenhängenden Vortrage vertreten. Die folgenden Ausführungen stellen deswegen nur eine Zusammenfassung der einzelnen in Vorträgen und Diskussion geäußerten sozialethischen Grundgedanken dar. Das Problem, das hier zur Erörterung steht, ist das Verhältnis der Geschlechter zueinander. Hier handelt es sich nicht um unterrichtliche Fragen, um Pädagogik und Didaktik im engsten Sinne. „Die Koinstruktion ist uns gleichgültig, was uns junge Menschen innerlich bewegt, ist einzig und allein die Frage der Koedukation, der Gemeinschaftserziehung von Jungen und Mädchen zu Kameraden," so sprach ein junger Student als warmherziger Vertreter der Jugend, und ähnlich klangen die Worte, die eine Mutter sprach als Vertreterin für die vielen Tausende von Müttern, die in der Gemeinschaftserziehung einen neuen, hoffnungsreichen Weg sehen, zwischen den beiden Geschlechtern die Kameradschaftlichkeit im Leben zu schaffen, wie sie in der Familie schon zwischen den Geschwistern besteht. Noch sind die heutigen Verhältnisse weit von einem derartigen Ideal entfernt. Im wirtschaftlichen Leben trägt das Verhältnis zwischen den beiden Geschlechtern den Charakter eines erbitterten Konkurrenzkampfes, schlimmer aber noch ist die tatsächliche Stellung und die öffentliche Einschätzung der berufsmäßig abhängigen Frau. „Eine Frau, die bei strenger Erwerbsarbeit im schweren Lebenskampf eben um dieser Mühe willen durch geringschätzige Behandlung in ihrer weiblichen Würde verletzt wird, ist stets in Gefahr sittlich zu sinken. Aber mit ihr sinkt der Mann, der ihre Machtlosigkeit mißbraucht, sinkt die öffentliche Moral." Achtung der Geschlechter voreinander, Verständnis für die beiderseitige Eigenart, das sind die Voraussetzungen für ein wirkungsreiches Familienleben, für die sittliche Höhe der wirtschaftlichen wie der geistigen Kultur. Diese zu schaffen, an ihr im breitesten Umfange ein Volk teilhaftig werden zu lassen, ist kein Weg geeigneter als die Einführung der Gemeinschaftserziehung in allen unseren öffentlichen Schulen.

Blicken wir zurück auf die Anschauungsweisen und Denkrichtungen, die sich auf der Breslauer Tagung mit dem Problem der Eigenart der Geschlechter und der aus ihr sich ergebenden Konsequenzen für die Jugenderziehung beschäftigten, so ist klar, daß eine harmonische Lösung nicht möglich war und wohl auch nicht erwartet wurde. Am nächsten kommen sich noch die sozial-wirtschaftlich gefärbte und die sozialethische Richtung, hier bestehen innere und äußere Verbindungen zwischen den Tatsachen, von denen die eine Ansicht ausgeht, und den Zwecken, die sich die andere zum Ziele setzt. Aus dieser unzweideutigen Divergenz, die zwischen den noch sehr verbesserungsbedürftigen Resultaten der

psychologischen Wissenschaft und den starken Gegenwartsforderungen der anderen Richtungen besteht, erklärt sich auch die Tatsache, daß auf dem Breslauer Kongreß die Konsequenzen aus den sozialen Verhältnissen im vollen Umfange gezogen werden konnten, noch nicht aber diejenigen, die sich aus der körperlichen und geistigen Eigenart der Geschlechter ergeben. Diesen Standpunkt vertrat auch im großen und ganzen Schulrat Dr. Wychgram-Lübeck in seinem Vortrage über die Probleme der Differenzierung der Geschlechter in Unterricht und Erziehung. Noch geben uns die rein intellektuellen Differenzen keinen Anhaltspunkt zur Begründung unterrichtlich-erzieherischer Maßregeln. Sind sie aber festgestellt, dann erhebt sich immer noch die Frage, ob man die Unterschiede betonen soll oder nicht. Vielleicht überspannt man überhaupt die Bedeutung des rein Intellektuellen, und mit Recht mahnte Kerschensteiner, auch die Willenseigenschaften nicht zu gering zu schätzen. Von dem individualisierenden Standpunkt allein aus kann man das Problem auch nicht lösen, dann müßte man eigentlich nach Begabungen, nicht aber nach Geschlechtern scheiden. Alle Differenzen aber selbst zugegeben, bleibt immer noch die Frage, ob die Zwecke der Gemeinschaftserziehung nicht noch ausschlaggebender sind als die Unterschiede zwischen den Geschlechtern. In einer Beziehung herrschte wohl allseits Übereinstimmung, nämlich daß mindestens Versuchsschulen auf koedukationeller Grundlage erwünscht seien und daß selbstverständlich überall da, wo wie in den kleineren Städten die Zulassung der Mädchen zu den höheren Knabenschulen aus sozialen Gründen notwendig sei, sie unbedingt einzutreten habe.

Wohl hat der diesjährige Kongreß nicht mit einem leicht greifbaren Ergebnis geschlossen, aber dennoch hat er wie vielleicht keiner seiner beiden Vorgänger den unlösbaren Zusammenhang zwischen Schulreform und Gegenwartskultur gezeigt. Einen Markstein in der pädagogischen Geschichte bedeutet es aber auch, daß auf dieser Tagung zum ersten Male bei einem pädagogischen Problem von allgemeinster Bedeutung die weibliche Erziehung nicht nur eine theoretisch gleichberechtigte Rolle gespielt hat, sondern geradezu im Mittelpunkt des Interesses stand. Auch hier zeigt sich wieder das Verdienst des Bundes die Schulreformfrage in den großen Zusammenhang der Kulturentwicklung hineingestellt zu haben, getreu dem Motto, das ihm Aloys Fischer im Januarheft der „Tat" mitgab: „Das pädagogische Gewissen der Gegenwart zu sein und der Schöpfer des Bildungswesens der Zukunft!"

Das Phänomen Caruso

Von Fritz Reck-Malleczewen in Stuttgart

Wer von Künstlerruhm und Reklame so durch die Welt getragen wird, wie dieser Italiener, leidet nicht nur unter der Last, die immer der Ruheloſe, Wandernde zu tragen hat. Ein anderes noch iſt ihm beſchieden: daß wie bei anderen Erſcheinungen menſchlichen Lebens die Sucht zu übertreiben, in Zungen zu reden, in hyſteriſchem Überſchwang zu rühmen ihm die ſchließliche Anerkennung ſchmälert. Caruſo geht — ſicherlich ohne ſein Zutun — eine ekſtatiſche Bewunderung voraus, die täglich und ſtündlich durch tauſend unverbürgte Anekdoten und durch Impreſariotaten geſchürt wird. Man erwartet ein Wundertier, will für die mit Gold und ſtundenlangem Warten errungene Karte ein Monſtrum, ſehen und findet — einen beſcheidenen Künſtler, den in der Größe ſeiner Mittel und ſeiner Perſönlichkeit zu ermeſſen andere Gaben erfordert, als das Publikum ſolcher Starabende ſie gemeinhin mitbringt. In Deutſchland am allermeiſten: wir erwarten, ſeit der „germaniſche Geſang“, wie Felix Mottl ſagte, uns beſchert ward, vor allem die Stimmgröße, die den Hörer niederſchmettert, ſuchen auch hier die Varietéleiſtung mehr als im engſten Sinne die Kunſt.

Gerade dieſe Erwartung nun enttäuſcht Caruſo. Und ſo ſieht man das alte Spiel: von der Bühne her ſpricht mancher Blick weniger berühmter heimiſcher Sänger eine beredte Sprache: „Seht ihr nun, daß gar nicht ſoviel iſt an dem, den ihr durch Goldgaben und Ruhmreden ſo verhätſchelt?“ Und im Nu fliegt die Kunde hinaus aus den Parkettreihen der Vielbeneideten, die ihn hören durften: „Caruſo ſoll ſeine Stimme verloren haben!“ Auch dieſes Mal raunte man es ſich zu, ſo laut, daß in Städten wie in München die Caruſoſpekulation arge Schlappen erlitt und die Parkettreihen nie geſehene Lücken zeigten. Von allem iſt keine Rede: dieſe Stimme iſt ſchön, wie ſie war. Sie mag ein geringes kleiner geworden ſein. Aber das iſt ſicher nur eine der vielen Schwankungen, die kommen und gehen.

Wer dieſe Schönheit reſtlos genießen will, ſoll nicht ſeine Begriffe, ſeine Maßſtäbe auf dieſem Gebiet am Ruhm fetter Heldentenöre Bayreuther Genres bilden. Soll einmal den Gedanken an alle Siegfriedideale daheim laſſen und

abseits von den großen Straßen Italiens beim Landwein das zu begreifen suchen, was er an unbewußt sich gebender Schönheit dort täglich von den Stimmen umherziehender zerlumpter Bänkelsänger zu hören bekommt. Zu begreifen suchen: auch das genießen zu können setzt mehr voraus, als man gemeinhin glaubt. Verlangt das Verständnis für jene Jahrtausende alte Kultur der Stimmkunst und ihrer anatomischen Voraussetzungen, jene Kultur, auf deren Höhe, getragen von der künstlerischen Vergangenheit eines ganzen Volkes, dieser unscheinbare Italiener mit dem plumpen, häßlichen Körper steht.

Wer es begreifen gelernt hat, was Feuer und Farbe der Stimme ist, nur der mag Caruso seinen Riesenlohn zahlen helfen. Wer es nicht kann oder nicht will, soll trotz der Orchidee im Knopfloch bei derberer Kost bleiben. Und der Barbar mag weiterhin Salz auf Malosoll schütten und den Nervenchock, der von den (reichlich verblühten) Riesenstimmen der Bary und van Dyck ausgeht, diesem wundervollen Blühen und Schwelgen vorziehen.

Ein anderes noch: wir haben in Deutschland das hochdramatische Fach geschaffen und sind auf diesem Felde fast unumstrittene Herrscher. Für Leonore und Brünnhild die Verquickung von Ton und Spiel zu schaffen, war uns vorbehalten. Unbekannt aber oder wenigstens ungepflegt ist bei uns die Kunst geblieben, Verdis und Bizets Menschen lebendig zu machen. Hier herrscht bei uns im Glanze seines Ruhmes der Typ des Tenors, wie er auf Ansichtskarten posierend ein Backfischherz füllt; der Tenor, der Sänger bleibt, der das Dramatische seiner Aufgaben mit ewig sich gleich bleibenden, starren Theatergebärden von sich schiebt.

Wo wir Beethovens Pathetik darstellen sollen, wo die Tragik monumentaler und bewußter Figuren wie der Wagnerschen zu verkörpern ist, löst man auf unseren Bühnen Aufgaben, an denen südliche Menschen immer scheitern werden. Da aber, wo nicht solche spezifisch deutsche Menschen darzustellen sind, versagt man bei uns. Versagt, weil wir die einfachsten Voraussetzungen dieser Kunst verlernt haben. Weil uns der Sinn für die selbstverständliche Schönheit von Bewegung und Miene verloren gegangen ist. Man sehe sich doch einmal eine Verdiszene guten deutschen Durchschnitts an: keine Bewegung, die wie es natürlich wäre, in einem Zug abläuft. Alles zerlegt sich in kleine Stationen, in einzelne Phasen: als ob man den Film einer solchen Bewegung nicht rasch abschnurren ließe, sondern die einzelnen Bilder in Sekundenintervallen projizierte. Weshalb haben wir auf unseren Opernbühnen so verschwindend wenig Menschen, die gehen können, wie man eben geht? Weshalb ist es allenthalben ein Stampfen, Rütteln und Taumeln, als triebe ein schlecht geregeltes Uhrwerk diese Glieder, nicht warmes, fühlendes Leben?

Und nun diese Bajazzoszene: da marschiert im Komödiantenzug ein kleiner plumper Kerl. Opernstar? Ach nein, ganz im Hintergrund, ganz bescheiden. Eine glaubhafte Nebenfigur zunächst, nichts weiter. Gemütlich und lustig — Bajazzo. Bumm — auf Fell der großen Trommel, die der dicke Polichinell

vorgebunden hat, sauft, mitten in den schlechten Taktteil des begleitenden Orchesters (lieber Gott, was sagen unsere artigen Opernregisseure dazu?) der Klöppel. Ein zweiter Schlag trifft den Schädel eines vorlauten Dorfbengels, der sich zu nahe an den Zug herangemacht hat. — Bajazzo! Der einzige von denen dort oben, der nicht aus Papiermaché ist. Und der Kleine, der sich geflissentlich im Hintergrund hielt, ist wider Willen fast zur Hauptfigur geworden. Wider Willen. Obwohl er ein weltberühmter Tenor ist. . . .

Cavaradossi und Scarpia (welch ungefüges, rohes Gebilde, diese Oper Puccinis!). Die Häscher zerren den Maler heran. Denselben häßlichen Zwerg, der gestern als Bajazzo ein wütendes Tier war. „Ein Gewaltakt!" Ein Statist bekommt einen Stoß, daß er taumelt. Welch ein Protest in diesem Zerren und Reißen, in diesem Ton, der einsam wie eine Rakete am Nachthimmel steigt und verweht. Und wieder überragt er die anderen um Haupteslänge. Ecce artifex! Noch nie sah ich ein Spiel, das sich so selbstverständlich gibt. Bescheiden, das Wort trifft es wohl noch besser. Caruso erwartet, erzwingt nie die Inspiration, er steigert sich nie (man vergleiche sein Spiel einmal in dieser Hinsicht mit dem Paul Wegners) in eine Ekstase hinein. Ekstatisch ist sein Spiel wohl überhaupt nie. Auch dann nicht, wenn Bajazzo rast und in diesem häßlichen Antlitz mit dem überkleinen Gesichtswinkel animalische Züge auftauchen. Er ist von Anfang an das, was er sein will. Nein, was er sein soll. Denn ungezwungen, absolut unerklügelt gibt sich seine Kunst.

Hatten wir auf seinem Gebiet nie seinesgleichen? Sicherlich. Ich glaube nicht, daß uns Blut und Temperament hindern, dieselbe Höhe selbstverständlicher Menschendarstellung zu erreichen. Heute freilich haben wir keinen, den wir ihm entgegenstellen könnten. Der Grund? Weil wir einmal in der musikalischen Produktion dieses Feld vernachlässigt haben, weil wir ferner die Schauspielkunst der Opernbühnen allzu einseitig nach dem Gefüge des Wagnerschen Dramas eingestellt haben. Das Gebärden-Rhythmusspiel ist gut, ich habe selbst an dieser Stelle seinen weiteren Ausbau für Wagner und die ihm Verwandten verlangt (was in Hellerau Dalcroze anrichtet, ist noch nicht spruchreif). Aber für die Italiener nicht nur sondern auch für unsere eigene Oper im engeren Sinne brauchen wir wieder eine Schauspielkunst, der die Glieder gelöst sind, die sich vom Motiv frei macht und vom sorgfältig erklügelten Reflex.

Der Italiener hier gibt zu denken.

Neue Lyrik

Von Ernſt Ludwig Schellenberg in Weimar

Mit ſtiller Freude und wachſender Anteilnahme las ich die „Ausgewählten Gedichte“ von Martin Boelitz (Verlag Fritz Eckardt, Leipzig). In dieſem Buche iſt ein mildes, gütiges Klingen, eine ſanft werbende Melodie. Boelitz geht ruhig, unbeirrt ſeines Weges; das laute Feldgeſchrei mancher Modernen vermag ihn nicht zu beſtimmen. Eine ſtarke, keuſche Ehrlichkeit iſt in ihm wach, und ſo ſingt er ſeine Lieder, weil ihm das Herz gebietet. Die Revolution der Lyrik, die jetzt wieder proklamiert wird (als ob ſich ſolche Bewegungen nicht längſt vorbereitet hätten und durch die natürliche Entwickelung bedingt wären!) iſt jedenfalls äußerlich nicht bei Boelitz zu finden; dieſe Selbſtbezwingung, die Erkenntnis ſeiner Grenzen macht ihn lieb und ſchätzenswert. Der Deutſche verlangt vor allem Tiefſinn und iſt ſchon entzückt, wenn jemand mit ſchwermütiger Miene Unſinn orakelt. Als ob ein innerlich geſchloſſenes, bezwungenes Kunſtwerk nicht an ſich ſchon hochpreislich wäre! Auch wenn es ein ſchlichtes Lied ohne myſtiſche Nebenabſichten iſt! Boelitz iſt weit entfernt von Süßlichkeit; ihm wohnt eine männliche Kraft inne. Manche ſeiner ſchönen Verſe zeugen von Ringen und Überwindung.

Ich will aus dem ſorgfältig gedruckten Buche, das mit einem Bildnis des Dichters geziert iſt, nur einige Gedichte mit Namen nennen, die mir beſonders wertvoll erſcheinen: „Über goldnen Ähren“, „Wanderung“, „Um die zwölfte Stunde“, „Sommerſchwüle“, „Verfärbtes Laub“, „Das Dorf“, „Abend“, „Melancholie“. Und als Probe ſtehe hier das köſtliche, ſchlichtinnige „Lied der Frau“ mit ſeiner keuſchen Hingabe:

Wer hätte gedacht,
Daß die Roſen ſo ſchnell verwehen!
In einer ſtillen Sommernacht
Iſt es geſchehen.

Klingen und Singen
War unſre junge Seligkeit,
Ein Spiel mit goldnen Ringe
In ſüßer Heimlichkeit.

Mutter, liebe Mutter mein,
War deine Seele auch so müd?
Schau ich in mein Herz hinein,
Ist alles verblüht.

Meiner Träume Silberkähne
Fuhren weit hinaus aufs Meer,
Nun schick' ich die weißen Schwäne
Der Sehnsucht hinterher.

Sie kommen mit schwarzen Booten
An den Strand
Und bringen mir die toten
Wünsche aus dem Mädchenland.

Etwas schwerblütiger, aber nicht minder sympathisch mutete mich Will Vespers „Liebesmesse" an (Verlag C. H. Beck'sche Buchhandlung, München). Auch hier ist alles schlicht und wahr. Dieser stattliche Band birgt eine gute Ernte. Weich gleiten die Verse dahin; viel scharf geschaute Bilder ziehen vorüber. Gelegentlich störten mich freilich kleine Unebenheiten, z. B.:

Im Osten rötet sich die Frühe schon,
Auch (!) schütteln sich die Vögel aus dem Schlaf.

Indessen vermögen sie den Genuß an diesen reifen, stillen Gedichten nicht zu trüben. Sie gleichen einem freundlichen Idyll aus ländlicher Einsamkeit. Liebe, Lust und Leid werden innig mit dem Wachsen und Vergehen der Natur verwoben. Und so ist dieses Buch ein Gefährte für ruhige, besinnliche Stunden. Die große Dichtung „Die Liebesmesse", nach welcher das Buch seinen Titel trägt, ist als musikalisches Chorwerk gedacht; sicherlich ist es trefflich zur Komposition geeignet. Was ich dem Dichter wünsche, ist noch etwas mehr Gelöstheit, mehr innere Leichtigkeit. Sollte ich ihn mit einem Tonkünstler vergleichen, so würde ich an Brahms erinnern. Jedenfalls aber sei nochmals betont, daß in diesem Versbande Ehrlichkeit, Wärme und Können eingeschlossen sind. Und das gilt gewiß nicht wenig!

Bitter enttäuschten mich die „Neuen Verse" von Richard Schaukal (Georg Müller, München). Früher dichtete Schaukal artistisch, wie man jetzt zu sagen pflegt. Ihm haftete etwas Kapriziöses, Selbstgefälliges an. Er interessierte, wenn er auch nur selten zu erwärmen vermochte. Seine Sprachgewandtheit, sein Einfühlen in fremde Zeiten und Zonen waren erstaunlich; in Übersetzungen leistete er darum auch manches Unübertreffliche. Jetzt will er wahrscheinlich innerlich, einfach sein und wirkt nur trocken, banal. Man wird als Mörike geboren! Was fruchten alle Versuche, es ihm gleich zu tun! Diese erstrebte Schlichtheit eben verstimmt so in ihrer Unechtheit. Wie gewunden, nichtssagend klingen etwa diese Verse:

Immer

Könnt ich mich je bedenken,
mich an die Kinder zu verschenken?
Und Leiden gar ist Lust, das Liebesopfer ist. (!)
Niemand ermißt,
wie selig sich sein Herz verbluten kann,
das sich aus lauter Lieb vergißt.
Wer stände, sein zu spotten, denn dafür um Dank wohl an. (!!)

Ich frage mich vergebens, was diese holperige, unklare letzte Zeile rechtfertigen kann. Schaukal gefällt sich in derartigen parenthetischen Ungeschicktheiten, die zur Manier werden:

Zwischendurch singt — ich nah ihm — der Hahn.

Oder:

Still an der Hand — es dämmert schon — führ ich sie heim.

Und selbst die Liebe zu den Kindern, von welcher diese Verse singen, vermag nicht zu überzeugen. Ich kann an ein Gedicht, wie „Die Mutter", nicht glauben:

Ihr Kinder macht mit Liebe das Herz mir schwer:
ich kann es nicht halten, mich nicht erhalten mehr,
ich falle vor mich hin im Staub auf mein Gesicht, (!)
ich stehe wieder auf und weiß es wieder nicht. (!)
Euch aber möcht ich anders im Leben sehn:
Gott geb euch leichte Herzen zum Weitergehn!

Ist das Wahrheit, innerstes Muß? Nein, nein! Pose, Anstrengung, Parfüm! Und so fand ich nur ein Gedicht, das mich befriedigte, „Das Gartenzimmer"; hier spricht aber auch noch der Richard Schaukal aus früheren Tagen.

Wie anders wirkt da Heinrich Spiero! Sein Buch mit dem nicht gerade geschmackvollen Titel „Kranz und Krähen" (Xenien-Verlag, Leipzig) ist doch wenigstens echt und kräftig. Freilich ist ihm eine gewisse Sprödigkeit eigen; es fehlt die heimliche Melodie, der verklärende Hauch. Man könnte (nicht eben im tadelnden Sinn) von deutscher Biederkeit reden. Und ich glaube, daß Spiero selbst, von dem ich feine, verständige Essays gelesen habe, diese schlichten Verse nicht als seines Wesens innerste Offenbarung betrachtet. Immerhin sind mir Gedichte wie „Sommerabend", „Rast", „Rückschau", „Unter Mittage", „Trüber Abend" in ihrer ruhigen Klarheit und Sicherheit weit lieber wie Schaukals gemachte Naivitäten, wenn sie mich auch nicht zu ergreifen wissen.

Nach geraumer Zeit hat Richard Dehmel ein neues Gedichtbuch veröffentlicht: „Schöne wilde Welt" (Verlag S. Fischer, Berlin). Es fügt dem Bilde des Dichters keine neuen, wesentlichen Züge ein. Dehmels Entwickelung ist abgeschlossen; und was er noch gibt, sind gewissermassen Paralipomena. Seine hohe Bedeutung für unsere Zeit ist mir nie fremd geblieben, und manche seiner kleineren lyrischen Gebilde haben sich mir unverlierbar eingeprägt. Sicherlich steht seine grüblerische, ringende, ernste Gestalt ehrfurchtgebietend in der Kunst unserer Tage. Aber ich bin niemals seiner ganz froh geworden; zu oft störte

mich etwas Outriertes, ein Krampf, etwas Überhitztes. Sein Humor hat mir nie das Herz erwärmt, und so stehe ich auch in diesem letzten Buche solchen Stücken, wie „Der gestörte Nachtwandler", „Stilleben", „Der Hahnenkampf", „Die neue Würde" abwehrend gegenüber; es fehlt ihnen die Befreiung, das Schweben, die selbstverständliche Überlegenheit. In den größeren Dichtungen „Die Hafenfeier" und „Die Musik des Mont Blanc" hallt eine weitschwingende, hymnische Melodie. Hier stehen einige jener starken Stellen, wie sie nur Dehmel gelingen; tönende, kraftvolle, bildhafte Verse. Manchmal freilich stört mich das Deskriptive, wie es wohl Walt Whitman in unsere Dichtung eingeführt hat; aber ein fremdes Reis ist schwierig aufzupfropfen. Und eine solche Strophe:

Der grüßt sich höflich durch die Spaliere
der Würdenträger, Damen, Kavaliere,
Schutzleute, Kurtisanen p. p. — und dann:
ein Kaiser neigt sich vor dem jüdischen Mann,
der dieses Völkerfriedenswerk ersann,
es neigen sich die Herren Offiziere — —

empfinde ich fast als gereimte Zeitungsnotiz. Nicht etwa darum, weil ihr die „Romantik" fehlt, weil „Schutzleute, Kurtisanen p. p." an sich als undichterisch gelten, sondern weil der freischwebende Rhythmus nicht erklingt, weil ich das Gefühl des Zusammengesuchten, Aneinandergeklebten nicht los werden kann. Mir erscheinen die kurzen, liedhaften Verse als die besten, ausgeglichensten. Da finden sich kleine Kostbarkeiten: „Märzlied", „Verklärung", „Aufrichtung" (sehr schön von Richard Wetz komponiert), „Nachglanz", „Gleichnis", „Lied im Winter", „Der Schwimmer", „Feierabend", „Nachtgebet". Dieses letzte Gedicht mit seiner Stille und innigen Melodie möge als Probe abgedruckt sein:

Du tiefe Ruh,
laß deinen Schleier sinken,
und schling dein dunkles Haar um meine Brust,
und laß mich deinen Atem trinken,
Du,
bis alle meine Lust
und letzter Schmerz in einen Hauch verschweben,
den deine Lippen mir von Herzen heben,
dann laß mich deinen Kuß erleben,
du tiefe Ruh.

Ein hohes Ziel hat sich Hans Benzmann mit seiner „Evangelienharmonie" gesteckt (Fritz Eckardt, Leipzig). Dieser Gedichtzyklus will als Ganzes wirken und soll auch so betrachtet sein. Im einzelnen wäre vielerlei zu beanstanden; mancher Erdenrest, peinlich zu tragen; manche nüchterne Wendung, namentlich in den nacherzählten Bibelberichten. Benzmann bringt nicht immer bis zu dem — im besten Sinne — Symbolischen durch. Aber sein Wollen und ernstes Streben verdienen Achtung. In diesem Buche hat sich der Dichter weit über seine früheren Bücher erhoben; ein dunkeltönender Akkord durchflutet diese kräftigen Verse. Es ist eine große Ehrlichkeit darin, ein Suchen und Sehnen. In den ersten drei

Abteilungen und in dem Zyklus „Die Wüste“ erblicke ich die besten, reichsten Stücke dieses Lebenswerkes, während mir z. B. in den Marienliedern die einfältige Innigkeit fehlt. Der Verlag hat dem Bande eine würdige Ausstattung gegeben und ihn mit Holzschnitten von Dürer, Cranach d. ä., Altdorfer und Burgkmair geschmückt. So möge dieses ernste Buch aufs beste empfahlen sein, denn es wird gewiß manchem Trost und Erhebung spenden.

Es sollen nun noch einige Frauenbücher folgen, die nur kurze Erwähnung verdienen. Die „Ausgewählten Gedichte“ von Hedwig Kiesekamp (L. Rafael) geben schlichte, schmucklose Bekenntnisse voll ziemlich alltäglichen Beobachtungen und Wahrheiten. Sie sind nicht so schlecht, daß man sie gänzlich verwerfen könnte, aber auch zu gering, um gelobt zu werden. Braves Mittelgut. (Verlag Franz Coppenrath, Münster i. Westf.)

Auch Julie Virginia enttäuschte mich. „Das bunte Band“ (Xenien-Verlag, Leipzig) ist gewiß ein gut gemeintes Buch, das sich aber durch irgendwelche Selbständigkeit im Gestalten und Empfinden in keiner Weise auszeichnet. Manches, wie die „Kußlieder“, wirkt sogar läppisch; anderes erhebt sich kaum über den Durchschnitt.

Besser ist es um die „Lieder und Legenden“ der Gertrud Freiin von le Fort bestellt (Verlag Fritz Eckardt, Leipzig). Es klingen doch hier mitunter eigene Töne auf. Gewiß sind diese Gedichte nicht eben bedeutend, aber doch sympathisch in ihrem herzlichen Erlebnis. Ja, ich fand sogar einige recht feine Strophen, und das Lied „Vollmond“ weist auf ein Talent hin, das in der Folgezeit hoffentlich wächst und erstarkt.

Zum Schluß mögen noch zwei Anthologien erwähnt werden. Die eine heißt „Frauenlyrik der Gegenwart“, von Margarete Huch (M. H. Gareth) zusammengestellt (Verlag Fritz Eckardt, Leipzig). Ich kann sie natürlich nicht im einzelnen nachprüfen, glaube aber, daß sie nicht sehr glücklich gewählt worden ist. Ich fand zuviel Unbedeutendes. So sah ich in den betreffenden Abschnitten keines der so schönen, charakteristischen Gedichte über Herbst und Tod von Ricarda Huch. Vermißt habe ich Verse von Margarete Beutler, Maria Stona, Agnes Miegel, Marg. Bruns, Elsa Lasker-Schüler, Marie von Ebner-Eschenbach, Maria Janitschek, Erika von Watzdorf-Bachoff, Hedwig Lachmann, Gisela Etzel, Helene Voigt-Diederichs, die in einer Neuauflage berücksichtigt werden müssen, während manche minderbedeutende Dichterinnen ausgeschieden werden könnten.

Karl Henkell hat in seiner „Weltlyrik“ (Verlag Die Lese, München) eine stattliche Reihe eigener Übersetzungen aus französischer, englischer, italienischer, russischer, dänischer, ungarischer, polnischer, amerikanischer Lyrik herausgegeben. Es ist mir allerdings unmöglich, alle diese Nachdichtungen mit den Originalen zu vergleichen; wo ich es jedoch vermochte, fand ich ein gutes Nachfühlen und sicheren Geschmack. Jedenfalls lesen sich die meisten Verse glatt und klar und bieten genug des Interessanten und Schönen. So wird dieses Buch, das eine mühselige Arbeit einschließt, gewiß viele Freunde finden. Es sei aufrichtig empfohlen.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Schöne Literatur

Wie der Franzose Chamisso, so ist auch der Norweger **Henrich Steffens** völlig ein Deutscher geworden. In Jena schloß sich Steffens als junger Student mit Begeisterung den Bannerträgern der Romantik an; seine Naturphilosophie wurde stark von den Ideen der Schlegel, Tieck, Novalis abhängig. Seit 1798 lebte er, wie er selbst sich einmal ausdrückte, „innerlich in, mit und für Deutschland." So war er auch ein eifriger Patriot geworden, der nach Kräften an der Wiedererstarkung seines zweiten Heimatlandes Preußen mitarbeitete. Als es endlich zu handeln galt, stellte er sich mit anderen tüchtigen Männern an die Spitze der Jugend. Vorsichtigerweise war 1813 in dem Aufrufe des Königs zur freiwilligen Bewaffnung der Feind nicht genannt. Da wagte es Steffens, der Professor in Breslau war, in einem angekündigten Vortrage vor vielen Zuhörern den Krieg gegen Frankreich zu proklamieren und sich selbst zum Freiwilligen zu erklären. Mit zündenden Worten und mächtigem Erfolge begeisterte er die Studenten zum Befreiungskriege.

Wenn ein Mann, der so die vaterländische Bewegung mitgeleitet und während seines langen Lebens in engem Verkehr mit den Besten seiner Zeit gestanden hat, schildert „was er erlebte," dann dürfen wir annehmen, daß er uns Wichtiges und Interessantes zu berichten weiß. Und das ist in der Tat der Fall. Steffens Selbstbiographie **„Was ich erlebte"** ist längst als eins der wertvollsten Quellenwerke für die Zeit von etwa 1790 bis 1840 anerkannt. Häufig freilich geht seine Erzählung gar zu sehr ins Breite und Einzelne. Es war daher ein glücklicher Gedanke, unwesentliche und weitschweifige Stellen zu streichen und das Buch in dieser verkürzten Fassung neu zu drucken. Soweit ich in dem des Jubiläumsjahres wegen zuerst ausgegebenen zweiten Bande, der die Jahre der Knechtschaft und Freiheit 1802 bis 1814 behandelt, in Stichproben feststellen konnte, ist jene Aufgabe von Frau Dr. Th. Landsberg geschickt gelöst.

Der Verlag Fritz Eckardt in Leipzig, in dessen Serie „Blaue Eckardt-Bücher" das Werk in drei Bänden erscheint, hat das Buch mit achtzehn gut reproduzierten Bildern und zwei Kartenskizzen bereichert. (Preis nur 3 M.) Zu loben ist noch das sehr gut gearbeitete und brauchbare Register.

Dichter-Kalender und Verlags-Almanache. Wie alljährlich, so sind auch in diesem Herbst eine Reihe von Büchern erschienen, die in der Art und unter dem Namen eines Kalenders einem bestimmten Dichter gewidmet sind und für diesen um neues Interesse und neue Liebe werben. Daß dabei die gewaltigen Ereignisse vor hundert Jahren mit diesen Dichtern in Beziehung gebracht werden, ist leicht erklärlich. In der Erwägung, daß „in diesen erinnerungsfrohen Zeiten auch Weimar allen Grund hat, den siegreichen Verlauf der Freiheitskriege, die Rückkehr des Herzogs Carl August aus dem Feldzuge von 1815 und die

gleichzeitige Erhebung seines Landes zum Großherzogtum festlich zu begehen", hat Carl Schüddekopf im **Goethe-Kalender auf das Jahr 1914** (Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher) die Beziehungen Goethes zum weimarischen Fürstenhause zusammengestellt. In großen Zügen und in zweckdienlichen, charakteristischen Proben, die des Herausgebers kundige Hand sorgfältig ausgewählt hat, ist diese Idee sehr glücklich durchgeführt. Vier Generationen, von Anna Amaliens Regentschaft bis zur Geburt des Kaisers Friedrich des Dritten, des Sohnes der weimarischen Prinzessin Augusta — diese lange Zeitspanne von 1775 bis 1831 umfaßt das vertraute Verhältnis des Ministers, des Dichters und des Menschen Goethe zu allen Angehörigen des Herrscherhauses. Unter den vierzehn Bildbeigaben befinden sich mehrere unbekannte Porträts: eine Silhouette des jungen Carl August, Friedrich Tiecks Büsten des Erbprinzenpaares Carl Friedrich und Maria Paulowna sowie eine aus dem Jahre 1827 stammende liebenswürdige Zeichnung Vogels, die den jugendlichen Erbprinzen Carl Alexander darstellt.

Die Erinnerung an die große Zeit vor hundert Jahren gab auch Veranlassung zu einem Aufsatz im **Wilhelm Raabe-Kalender 1914**, herausgegeben von Otto Elster und Hanns Martin Elster (Berlin, G. Grote). Wie die Freiheitskriege in den Werken Raabes wiederklingen, untersucht Otto Elster. Dabei gelangt er zu der auffallenden Feststellung, daß der Dichter uns in seinen Erzählungen, die von dem „großen Kriege" handeln, niemals in jene Zeit selbst versetzt, sondern sie uns nur durch den Mund solcher Personen schildert, die sie miterlebt und mitdurchgekämpft haben, während er es doch sonst in seinen historischen Romanen liebt, uns die Wirren und Kämpfe der Zeit unmittelbar vor Augen zu führen. — In einem andern Artikel erzählt der vierundachtzigjährige Adolf Glaser, der erste Herausgeber von Westermanns Monatsheften, seine Erinnerungen an Raabe, mit dem er vor sechzig Jahren an der Berliner Universität studierte. Seltsam und rührend zugleich mutet es uns an, einen Jugendfreund Raabes plaudern zu hören aus der Zeit, da der durch die „Chronik der Sperlingsgasse" schnell bekannt gewordene Dichter nach Wolfenbüttel ins Haus der Mutter zurückkehrte, um sich ganz seiner Schriftstellerei zu widmen. — Daß die Raabe-Forschung schon vielversprechend eingesetzt hat, zeigen verschiedene Beiträge von F. Hahne, J. Baß, W. Fehse, H. Goebel und den Herausgebern. Zehn alte und neue Gedichte an Raabe bringt der Kalender, ferner einen Schulaufsatz des fünfzehnjährigen Raabe aus dem Jahre 1847, der die Zensur erhielt: „Dieser Aufsatz ist mit dem allergrößten Fleiße gearbeitet und berechtigt bei fortgesetzter Anstrengung zu den schönsten Hoffnungen für den Verfasser." Die „schönsten Hoffnungen" hat er zwar glänzend erfüllt, aber es dauerte fast ein halbes Jahrhundert, ehe ein größeres Publikum zu der Erkenntnis gebracht werden konnte, welch kostbarer Schatz in Raabes Schriften verborgen liegt. Manchen Leser wird es überraschen, welch beachtenswertes Zeichentalent der Dichter besaß; im Kalender sind sieben Zeichnungen reproduziert, wie sie Raabe am Rande seiner Manuskripte schnell zu skizzieren pflegte. Von den hier zuerst mitgeteilten Sprüchen aus den Tagebüchern seien diese zwei wiedergegeben: „Die Bücher sind die besten, die der Verfasser selber nicht zum zweiten Male ‚machen kann', über die er sich selber wundert." — „Die Menschen sind nur allzu häufig imstande, wenn das Lebendige unter den Toten erschien, das erstere für das Gespenst zu halten." — Es ist aufrichtig zu wünschen, daß dieser schöne Kalender der wachsenden Raabe-Gemeinde neue Anhänger zuführt. Leicht hat es freilich der Dichter dem Neuling nicht gemacht. Schnell seine Bücher durchfliegen kann man nicht; jedes derselben verlangt vom Leser eine nicht geringe Geistesarbeit, in jedes muß man sich erst einlesen, um in die Stimmung und den Sinn einzudringen. Aber wen Raabe einmal gewonnen hat, den läßt er nie mehr los.

Im Gegensatz zu den beiden genannten Büchern beschränkt das literarische Jahrbuch des Scheffelbundes, der **Scheffel-Kalender auf das Jahr 1914**, geleitet von W. A. Hammer (Teschen, Karl Prochaska Verlag), seine Aufgabe nicht auf den Dichter allein, dem es dient; es will auch die zeitgenössische Dichtung

unterstützen und zu Wort kommen lassen. Dem „Gaudeamus"-Dichter gelten mehrere Gedichte und Aufsätze; Scheffels Sohn und Enkel, die beide im letzten Jahre gestorben sind, widmet Alberta von Freydorf einen warmen Nachruf. Mit eigenen, meist ziemlich belanglosen Produktionen, die zudem teilweise bereits gedruckten Werken entnommen sind, treten eine Reihe von jüngeren und älteren Dichtern und solchen, die es zu sein glauben, auf. Ich vermag die Notwendigkeit oder gar Bedeutung dieses Kalenders nicht einzusehen. —

Auch die Verleger wissen, daß der Appetit beim Essen kommt; sie setzen uns deshalb in zierlicher Schale geschickt ausgewählte Kostproben des reichlichen Menus vor, das sie im Laufe des Jahres der Leserwelt bereitet haben. Ein Gedicht, eine Erzählung, ein einzelnes Kapitel, eine Vorrede, ein Brief, eine Illustration wecken in uns den Wunsch, nun auch das ganze Buch, aus dem wir ein Fragment kennen gelernt haben, zu lesen und — zu besitzen. Der Insel-Verlag zu Leipzig hat vor neun Jahren zuerst auf die trockene Aufzählung der Verlagswerke nebst dem üblichen Abdruck von Kritiken verzichtet und eine neue Form des Katalogs, den **Insel-Almanach** eingeführt; seitdem legt er uns in jedem Herbst den Rechenschaftsbericht über seine Tätigkeit in einem Büchlein vor, das immer eine reizende, eigenartige, niemals die gleiche Ausstattung erhält.

Der Xenien-Verlag in Leipzig hat jene Sitte übernommen und bringt gleichfalls in seinem **Xenien-Almanach** ausgewählte Stücke und viele Illustrationen aus seinen Verlagswerken. Ebenso ist das **Taschenbuch für Bücherfreunde** ein Sammelwerk aus den neuesten Schriften der Autoren des Verlages L. Staackmann in Leipzig, das mit zum Teil recht lustigen Genrebildern der Schriftsteller geschmückt ist.

Zum ersten Male tritt auch der junge, durch seine köstlichen Drugulin-Drucke rasch bekannt gewordene Verlag Kurt Wolff in Leipzig (früher Ernst Rohwohlt) mit einem **„Bunten Buch"** an die Öffentlichkeit. Der Verleger Eulenbergs und Dauthendeys hat den Ehrgeiz, die Vertreter des jüngsten Deutschland um sich zu scharen. Das ist in

Pädagogium

Zwischen Wasser u. Wald äusserst gesund gelegen. — Bereitet für alle Schulklassen, das Einjährigen-, Primaner-, Abiturienten-Examen vor. Auch Damen-Vorbereitung. — Kleine Klassen. Gründlicher, individueller, eklektischer Unterricht. Darum schnelles Erreichen des Zieles. — Strenge Aufsicht. — Gute Pension. — Körperpflege unter ärztlicher Leitung.

Waren in Mecklb.
am Müritzsee.

jedem Fall ein Verdienst, auch wenn manche Hoffnung fehlschlägt. Unleugbar starken Begabungen, daneben aber auch jungen Leuten, an denen wohl nur der Freundesblick Talent entdeckt, ebnet er in seiner Sammlung „Der jüngste Tag" und in seiner neuen Zeitschrift „Die weißen Blätter" den Weg zu einer Gemeinde. Viel gärender Most ist vorhanden; ob er als Wein genießbar werden wird, müssen wir abwarten, bis er ein wenig zur Ruhe gelangt ist.

Heinz Amelung in Berlin-Wilmersdorf

Wohl keine Form der Dichtung offenbart in so diskreter Weise wie ein lyrisches Gedicht Rhythmus und Klang einer Seele. Man horche deshalb auf, wenn ein lyrischer Dichter spricht — fügen sich die Klänge nicht zur Schönheit gehe man weiter, um anderen um so aufmerksamer zu lauschen. Ach, des Wanderns ist kein Ende bei der Überfülle des im rastlosen Eifer Geschaffenen, aber es gibt doch auch ein Halten und Rasten und stille Freude. Wem die Gedichte von **Paul Richter „Meine Wege"** (Stettin 1913, Verlag von Teetzmann und Randel) zu Gesichte kommen, gehe nicht vorüber. Was sich hier zu Versen fügt, ist das lautere Gold eines warmen, schlichten Erlebens. Neben nachdenklichem Ernst heitere Reime für Kindermund — so grüßen uns die „Wege" des Verfassers. Dem, der ihnen nachgeht, leuchten gute Stunden!

*

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 36/37.

Dresdner Bank

Aktien-Kapital . . Mk. 200 000 000
Reservefonds . . Mk. 61 000 000

DRESDEN — BERLIN — LONDON

— BREMEN BRESLAU CASSEL FRANKFURT a. M. HAMBURG — HANNOVER LEIPZIG MANNHEIM MÜNCHEN NÜRNBERG STUTTGART

Altona, Augsburg, Bautzen, Beuthen O.-Schl., Bückeburg, Bunzlau, Cannstatt, Chemnitz, Corbach, Detmold, Emden, Eschwege, Frankfurt a. O., Freiburg i. Br., Fulda, Fürth, Gleiwitz, Göttingen, Greiz, Harburg, Heidelberg, Heilbronn, Kattowitz, Königshütte O.-Schl., Leer, Liegnitz, Lübeck, Meißen, Plauen i. V., ——— Spandau, Stettin, Tarnowitz, Ulm, Wiesbaden, Zittau, Zwickau. ———

Annahme von Depositengeldern zur Verzinsung; An- und Verkauf von Wertpapieren, ausländischen Geldsorten, Devisen usw.
Einlösung von Coupons und Dividendenscheinen; Ausstellung von Schecks und Kreditbriefen;
Diskontieren und Einziehen von Wechseln und Schecks; Beleihung börsengängiger Wertpapiere und deren Versicherung gegen Kursverlust im Falle der Auslosung; Aufbewahrung und Verwaltung von Wertpapieren; Beschaffung und Unterbringung von Hypothekengeldern, Vermögensverwaltungen, Testamentsvollstreckungen, sowie alle sonstigen bankgeschäftlichen Transaktionen.

Vermietung von Stahlkammern

Ententen und Bündniſſe

Die übertriebene Bedeutung, die ein Teil der kontinentalen Preſſe der neuen „Entente“ zwiſchen Spanien und Frankreich beigemeſſen hat, legt wieder einmal die Frage nahe, die ſich im letzten Jahrzehnt viele vorgelegt haben werden, was man eigentlich unter einer Entente zu verſtehen hat. Man kann an eine Erklärung anknüpfen, die Franz von Liſzt in ſeinem „Völkerrecht“ gibt. In dem Abſchnitt über die völkerrechtlichen Verträge ſagt er: „Von den Verträgen im techniſchen Sinne iſt zu unterſcheiden die in jüngſter Zeit ſehr häufig gewordene, durch Austauſch von Noten erfolgende Feſtſtellung der Übereinſtimmung der leitenden Staatsmänner über die von ihnen verfolgte Politik (Entente, Entente cordiale).“ Den völkerrechtlichen Vertrag definiert Liſzt als „die zwiſchen zwei oder mehreren Staaten über ſtaatliche Hoheitsrechte zuſtande gekommene Willenseinigung“. Ein Bündnisvertrag ſtellt alſo, wie auch die Entente, eine Willenseinigung zweier oder mehrerer Staaten über eine beſtimmte Politik dar.

Der Unterſchied zwiſchen Bündnis und Entente liegt hauptſächlich in dem verſchiedenen Umfange, den die politiſche Übereinſtimmung der beiden Staaten erreicht hat. Ein Bündnis werden zwei Staaten in der Regel nur ſchließen, wenn ſich ihre Übereinſtimmung auf den ganzen Umfang ihrer geſamten Politik erſtreckt. Dagegen werden ſie eine Entente ſchließen, wenn ihre Politik nur in beſtimmten Einzelfragen übereinſtimmt. Dem entſpricht ein zweiter weſentlicher Unterſchied, nämlich der verſchiedene Bindungsgrad eines Bündniſſes und einer Entente.

Schon bei den Bündniſſen ſelbſt ſind derartige Gradunterſchiede vorhanden. Ein „ewiges“ Bündnis, das alſo unbefriſtet iſt und ohne Erneuerung fortläuft, bis es gekündigt wird, hat eine ſtärkere Bindungskraft als ein Bündnis,

das für eine bestimmte Reihe von Jahren abgeschlossen ist und im Falle der Nichterneuerung automatisch erlischt. Unser Bündnis mit Österreich-Ungarn ist ein „ewiges" Bündnis, und Bismarck hatte gewünscht, seine Bindungskraft dadurch noch mehr zu verstärken, daß es auf beiden Seiten von den Parlamenten ratifiziert werden sollte. Eine Entente hat eine geringere Bindungskraft als ein Bündnis. Man könnte an den Unterschied zwischen einer Ehe und einer Liebschaft denken; Ententen sind ja auch als „Extratour" oder als „Flirt" bezeichnet worden. Bei der Stärke des Bindungsgrades ist vor allem das Willensmoment zu betonen. Ist der Wille zur Einigung stark, so erzeugt er bei einem selbst einen starken Glauben an die Dauer der Einigung, und man ist zu festen Abmachungen bereit. Ist der Wille zur Einigung weniger stark und zweifelt man selbst an ihrer Dauer, so wird man vorziehen, sich nur lose zu binden, um möglichst leicht wieder abschwenken zu können. Der Wert aller Willenserklärungen, im Leben der Individuen wie der Staaten, liegt in dem Vorhandensein eben des Willens, der in der Erklärung zum Ausdruck kommt. Je stärker die Bindungskraft eines Bündnisses ist, desto schwerer wird den Staaten der Entschluß gemacht, es wieder aufzulösen. Aber wenn auf der einen oder anderen Seite der Wille, es aufrecht zu erhalten, nicht mehr besteht, so ist die Willenserklärung entwertet. Bismarck betont in seinen „Gedanken und Erinnerungen", daß die Haftbarkeit aller Verträge zwischen Großstaaten eine bedingte ist, sobald sie in dem Kampfe ums Dasein auf die Probe gestellt werden. „Keine Nation," sagt er, „wird je zu bewegen sein, ihr Bestehen auf dem Altar der Vertragstreue zu opfern, wenn sie gezwungen ist, zwischen beiden zu wählen."

Wenn man Bündnisse und Ententen miteinander vergleicht, so ist zweifellos das Bündnis das stabilere, und die Entente das labilere, wandlungsfähigere Verhältnis. Aber die Bedeutung, die eine Willenseinigung zwischen zwei Staaten hat, hängt weit mehr von dem Inhalt als von der Form der Vereinbarungen ab. Bei ihrer politischen Bewertung darf man sich nicht durch die völkerrechtlichen oder diplomatischen Förmlichkeiten irreführen lassen, die bei der Festlegung einer gemeinsamen Politik üblich sind. Es geschieht immer wieder, daß politische Entscheidungen von größter Bedeutung in ganz unformeller Weise vollzogen werden. Eine formlose Unterhaltung zwischen zwei Staatsmännern oder Diplomaten, etwa nach einem Diner bei Zigarre und Kaffee, kann eine ebenso nachhaltige Willenseinigung ihrer Staaten begründen, wie ein in aller Form ausgearbeiteter völkerrechtlicher Vertrag. Englands Zustimmung zu der französischen Okkupation von Tunis, die nicht nur den Anstoß zu der neueren französischen Kolonialpolitik gegeben, sondern die die Aufteilung Afrikas und die ganze moderne Weltpolitik eingeleitet hat, erfolgte in einer rein privaten Unterhaltung zwischen Lord Salisbury und dem französischen Minister Waddington auf dem Berliner Kongreß. Gerade für die Ententen der Gegenwart ist es charakteristisch, daß sie an keine bestimmte völkerrechtliche oder

diplomatische Form gebunden sind. Liszts Definition, wonach sie durch einen Notenwechsel erfolgten, ist zu eng.

Da die Politik von Menschen gemacht wird, so müssen die Beziehungen zwischen den Staaten notwendig durch die persönlichen Beziehungen der Monarchen, Staatsmänner und Diplomaten beeinflußt werden. Das persönliche Vertrauen oder Mißtrauen zwischen den Staatsmännern des einen und des anderen Landes spielt in der internationalen Politik eine weit größere Rolle, als die Vertreter der materiellen Geschichtsauffassung zugeben wollen, nach denen die unpersönlichen, materiellen Verhältnisse den wesentlichsten Ausschlag in den Beziehungen der Nationen geben sollen. Das ist tatsächlich nicht der Fall; und es ist kein Zufall, wenn wir gerade bei Bismarck so häufig der Wendung von der Notwendigkeit der Erhaltung vertrauensvoller Beziehungen zu den anderen Staaten begegnen. Weder Bündnisse noch Ententen sind ohne das gegenseitige Vertrauen der leitenden Staatsmänner denkbar.

Das Wort „Entente" ist nicht neu, aber es ist eigentlich erst durch die englisch-französische Entente cordiale modern und populär geworden; und es wird jetzt fast unterschiedslos angewandt. Indes sind die freundschaftlichen Beziehungen zwischen den Staaten einer sehr mannigfaltigen Abstufung fähig, und es ist daher ein Nachteil, daß nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch das eine Wort Entente herhalten muß, um Freundschaftsverhältnisse sehr verschiedenen Grades zu bezeichnen. Der Zeitungsleser, der immerfort das Wort Entente wiederholt findet, muß von den Staatenbeziehungen ein stereotypes Bild erhalten, das der Vielgestaltigkeit der Wirklichkeit schlecht entspricht. Im allgemeinen hat man sich bei uns daran gewöhnt, unter Entente ein Verhältnis zu verstehen, das einem förmlichen Bündnis sehr nahe käme, und das im Fall einer politischen Krisis sich mit Leichtigkeit in ein festes Bündnis verwandeln ließe. So hat man z. B. die neue französisch-spanische Entente, die sich ausschließlich auf Marokko beschränkt, und die Spanien dort von der bisherigen Rivalität Frankreichs befreit, auf eine Stufe mit der englisch-französischen Entente gestellt, und ihr trotz ihres rein lokalen Zieles eine europäische Bedeutung beigelegt. Man darf ferner auch nicht übersehen, daß eine Entente zwischen zwei Staaten während ihrer Dauer ihren Charakter ändern kann.

Gerade bei der englisch-französischen Entente sehen wir, daß sie eine Reihe verschiedener Stadien durchgemacht hat. Sie begann mit einer Entspannung zwischen beiden Ländern, die sehr wesentlich durch den Pariser Besuch König Eduards im Jahre 1903 zustande gebracht wurde. Das zweite Stadium bildete der Abschluß des Vertrages vom 8. April 1904, der eine Reihe aufreizender kolonialpolitischer Streitfragen schiedlich-friedlich aus der Welt schaffte. Das dritte Stadium wurde erreicht, als Deutschland der Marokkopolitik Frankreichs entgegentrat, und England gezwungen wurde, Frankreich bei der Durchführung des Vereinbarten zu unterstützen: auf der Konferenz von Algeciras verfolgten Frankreich und England eine identische Politik. Die politische Intimität, die

sich in dieser Zeit zwischen beiden Regierungen gebildet hatte, führte weiter dazu, daß sie auch in verschiedenen anderen Fragen, die ganz außerhalb des Rahmens des Vertrages von 1904 standen, Hand in Hand gingen. Und das ist das Bezeichnendste für das Wesen der Entente cordiale, daß bei dem wachsenden Vertrauen, das zwischen den leitenden Staatsmännern entstand, das ursprüngliche Ziel mehrfach erweitert wurde.

Die Entente zwischen England und Rußland hat niemals denselben Grad von Intimität erreicht. Sie wurde eingeleitet durch die Abmachungen über den mittleren Osten von 1907, und ist im wesentlichen auf dies Gebiet beschränkt geblieben, dem jene Abmachungen galten, und zwar besonders auf Persien, da Afghanistan und Tibet keinen Anlaß zu wichtigen politischen Entscheidungen boten. Aber die andauernden Wirren in Persien machten einmal über das andere eine Verständigung zwischen London und Petersburg notwendig. Und wenn auch die dauernde und grundlegende Divergenz der englischen und russischen Endziele zu immer neuen Meinungsverschiedenheiten führen mußte, so ermöglichte doch die Existenz der Entente einen Ausgleich von Fall zu Fall, und ein Bruch wurde vermieden. Über die Möglichkeit der Dauer der englisch-russischen Entente herrscht allerdings bei ihren Schöpfern selbst eine gewisse Skepsis. Eine Erweiterung des Zieles dieser Entente wurde im Grunde nur einmal versucht, nämlich im Frühjahr und Sommer 1908, als zwischen Downing Street und der Sängerbrücke über neue Reformpläne für Mazedonien verhandelt wurde. Diese Pläne wurden durch die jungtürkische Revolution vereitelt. Aber als darauf die bosnische Krisis ausbrach, fand eine starke Annäherung Englands an Rußland in der allgemeinen europäischen Politik statt; und da Frankreich sich dieser Politik anschloß, so konnte man mit Recht von einer Politik der Triple-Entente sprechen.

Während der bosnischen Krisis zeigte die Triple-Entente den höchsten Grad von Geschlossenheit, den sie je erreicht hat. In der Marokkokrisis von 1911 hat zwar England Frankreich den Rücken gedeckt, aber Rußland verhielt sich äußerst passiv. Jedoch selbst in der Krisis von 1908/09 hatte die Geschlossenheit der Triple-Entente ihre bestimmte Grenzen. Eine aktive Stoßkraft besaß sie so wenig, daß man einer hochgestellten englischen Persönlichkeit das gut erfundene bonmot zuschreiben konnte: „Wie soll man denn Krieg führen, wenn der eine Verbündete keinen Krieg führen kann, und der andere keinen Krieg führen will!“ Vom Kriegführen war allerdings in dieser Zeit nicht ernstlich die Rede. Gerade während der Krisis bestanden oder bildeten sich engere Beziehungen zwischen einzelnen Staaten der entgegengesetzten Mächtegruppen, die deutlich genug erkennen ließen, daß eine wirklich identische Politik im Lager der Triple-Entente nicht bestand. Zwischen den Höfen von Berlin und Petersburg blieben die überlieferten freundschaftlichen Beziehungen erhalten; Frankreich machte eifrige und erfolgreiche Vermittlungsversuche in Wien, und selbst zwischen ihm und Deutschland fand eine Annäherung statt, die zu dem Marokkoabkommen von 1909 führte.

Gegenwärtig kann man als positives Ziel der Triple-Entente bezeichnen: die Sicherung des Besitzstandes der Teilhaber, und besonders die Sicherung Frankreichs gegen die Möglichkeit eines deutschen Angriffs. Aber wenn bei jeder einzelnen Frage, z. B. in jeder Phase der Orientpolitik von der Politik der Triple-Entente die Rede ist, so ist das nicht viel mehr als eine journalistische Fiktion. Sie wird ganz wesentlich durch die französische Presse aufrecht erhalten, die bei jeder Gelegenheit verkündet, daß der jeweilige französische Standpunkt die rückhaltlose Unterstützung der englischen und russischen Diplomatie fände. Das ist in der jüngsten Zeit in ein paar Fällen geschehen — wie bei den Demarchen Österreichs und Österreichs und Italiens in Belgrad und Athen — wo die englische Politik notorisch weit davon entfernt war, in den aufgeregten Chor der französischen Journalisten einzustimmen. Wenn die französische Presse immer wieder von der unerschütterlichen Einheit und den gemeinsamen Plänen und Zielen der Triple-Entente fabuliert, so ist lediglich der Wunsch der Vater des Gedankens; und im allgemeinen ist es meist die österreichische Presse, die immer wieder darauf hineinfällt und an die Existenz einer einigen und willensstarken Politik der Triple-Entente glaubt, die in Wirklichkeit gar nicht besteht.

Nicht als ob damit die individuellen Bündnis- und Freundschaftsverhältnisse zwischen England, Rußland und Frankreich erloschen wären. Das russisch-französische Bündnis ist nach wie vor in Kraft. Aber eine Entente besteht auch zwischen Rußland und Deutschland. Es bleibt ein dauerndes und vielleicht eines der größten Verdienste Kiderlen-Waechters, daß er unsere Beziehungen zu Rußland sorgfältig gepflegt hat. Unsere Beziehungen zu Rußland entsprechen vielleicht nicht dem Ideal, aber das haben sie auch unter Bismarck nur selten getan; und für diese schlechteste der Welten sind sie augenblicklich jedenfalls gut genug. Die ernsthafte Schwierigkeit, die wegen der Bagdadbahn bestand, ist seit Jahr und Tag durch Vertrag behoben, und wir brauchen uns nicht zu sorgen, daß Rußland sein Bündnis mit Frankreich zu einer aggressiven Politik gegen uns benutzen wollte. Vielmehr wirkt Rußland, wie schon Fürst Chlodwig Hohenlohe richtig erkannt hatte, als Bremse auf die französische Politik, und in neuester Zeit tut England in erheblichem Maße dasselbe.

Was England betrifft, so hält es, wie seine Staatsmänner in den letzten Jahren wiederholt erklärt haben, an seinen Freundschaften mit Rußland und Frankreich fest. Das ist begreiflich genug; denn England hat für die Erhaltung dieser Freundschaften so manches Opfer gebracht, und es wäre von seinem Standpunkte aus eine schlechte Politik, sie aufzugeben. Aber diese Freundschaften stellen für England durchaus noch keine Willenseinigung mit Rußland und Frankreich in den wichtigsten Fragen der europäischen Politik dar. Die Balkanwirren der letzten Jahre haben die Beziehungen der Mächte auf eine neue Basis gestellt. Gerade die englische Diplomatie hat dieses Ziel verfolgt, und vielleicht am meisten dafür getan, die beiden großen Mächtegruppen in einem europäischen Konzert zu einigen. Als vor einem Jahr der Balkankrieg aus-

brach, wünschte England ihn zu lokalisieren und den Frieden unter den Großmächten zu bewahren. Das war leichter dadurch zu erreichen, daß England selbst sich Deutschland näherte und gemeinsam mit uns eine Annäherung der beiden Gruppen zuwege brachte, als wenn es, wie in der bosnischen Krisis, eine einseitige Triple-Entente-Politik getrieben hätte. England und Deutschland haben, wie die Staatsmänner beiderseits mehr als einmal erklärt haben, in diesem letzten Jahr in enger Intimität zusammengewirkt, um den Frieden zu erhalten. Ein solches enges Zusammenarbeiten für ein gemeinsames Ziel erzeugt notwendig gegenseitiges Vertrauen. Und die Wirkung ist dieselbe, wie wir sie bei der englisch-französischen Entente beobachtet haben: je mehr das gegenseitige Vertrauen wuchs, sind England und Deutschland auch in anderen Fragen zusammengegangen. England hat also, wenn es auch an seiner Freundschaft mit Frankreich und Rußland durchaus festhält, keinen Anlaß, sich in aktuellen Fragen, an denen es interessiert ist, in erster Linie oder ausschließlich deren Unterstützung zu sichern. Es kann ebensogut zusehen, ob es nicht die Unterstützung Deutschlands finden kann; es hat also die Wahl, und kann die Wahl nach dem Charakter der betreffenden Frage treffen, je nachdem ihm die Unterstützung Deutschlands oder Frankreichs und Rußlands wertvoller erscheint.

Für Frankreich liegen die Dinge etwas anders. Frankreich gehört selbstverständlich zu den großen europäischen Militär- und Kolonialmächten, aber mehr und mehr macht sich bei den Franzosen selbst die Empfindung geltend, daß es seine Stellung nicht mehr ganz allein der eigenen Kraft verdankt, sondern zum guten Teil seinem Bündnis mit Rußland und seiner Entente mit England. Sie wissen, daß weder Rußland noch England mit verschränkten Armen zusehen würde, wenn ihnen die Gefahr drohte, durch einen Krieg aus der Reihe der Großmächte gestrichen zu werden. Dadurch haben die Bündnis- und Freundschaftsverhältnisse Frankreichs doch einen etwas einseitigen Charakter erhalten; Frankreich ist mit einer gewissen Nervosität besorgt, daß die Großmächte erster Ordnung sich über große politische Fragen untereinander verständigen könnten, ohne daß es selbst in dem Maße, wie es beansprucht, zu ihrer Entscheidung zugezogen würde. Dieses Gefühl machte sich recht bemerklich, als sich Deutschland und Rußland allein über die Bagdadbahnfrage verständigten. Deshalb hat Frankreich den stärksten Wunsch nach einer geschlossenen, zielbewußten Triple-Entente; und man liest nirgends soviel von der Triple-Entente als in der französischen Presse. Man könnte auch wohl annehmen, daß es einer überragenden Persönlichkeit am Quai d'Orsay, zumal wenn sie durch gleich hervorragende Diplomaten der befreundeten Mächte unterstützt würde, gelingen könnte, die Triple-Entente zu einer so einheitlichen und starken Mächtegruppe zu entwickeln, wie es der französischen Presse vorschwebt. Aber tatsächlich ist es nicht der Fall. Man hat der Londoner Botschafterreunion vorgeworfen, daß sie gar zu langsam und schwerfällig arbeitet. Und doch wurde sie geschaffen, um eine schnellere Verständigung zwischen den sechs Kabinetten zu ermöglichen; und nach dem Urteil kompetenter Diplomaten ist

dieser Zweck auch erreicht worden. Wenn die Botschafterreunion nicht bestanden hätte, so hätte das europäische Konzert noch viel langsamer und schwerfälliger gearbeitet. Bei dem europäischen Konzert handelte es sich darum, sechs Mächte unter einen Hut zu bringen. Bei der Triple-Entente sind es drei Mächte. Und was immer die Möglichkeiten gewesen sein mögen: Tatsache ist jedenfalls, daß Frankreich, das das größte Interesse daran hatte, nicht imstande war, in den wichtigsten aktuellen Fragen der europäischen Politik eine so schnelle und wirksame Willenseinigung mit der russischen und englischen Diplomatie zu erzielen, die dem Phantom der Triple-Entente Blut und Leben eingeflößt haben würde. Dieselbe französische Presse, die die Triple-Entente beständig im Munde führt, klagt zwischendurch mit der gleichen Regelmäßigkeit: „qu'on ne pratique pas la Triple Entente." Und diese Klage trifft zweifellos den Kern der Dinge.

Ein französischer Staatsmann, René Millet, hat einmal gesagt: „Es gibt in der Diplomatie zwei Methoden; die eine ist eine systematische Politik; hier sind die Bündnisse der Zweck, und die speziellen politischen Fragen das Mittel. Dagegen sind bei der Realpolitik die Bündnisse das Mittel, und die nationalen Fragen der Zweck." Frankreich, meinte Herr Millet — er sprach im Jahre 1907, also vor der Liquidation der Marokkofrage —, verfolge eine systematische und keine Realpolitik; es habe eine Politik positiver Ergebnisse zugunsten einer Politik glänzender Beziehungen verlassen. Im Gegensatz dazu schildert er die Politik Englands, die immer die positiven Ziele im Auge behielte und dementsprechend ihre Freundschaften wechselte. Und Herr Millet schloß mit der Mahnung, einen genauen Unterschied zwischen der Kontinentalpolitik und der Kolonialpolitik zu machen; die Kontinentalpolitik müsse rein defensiv, die Kolonialpolitik müsse aktiv sein. In der Kolonialpolitik sollten die Franzosen sich als gute Geschäftsleute zeigen, die bald mit dem einen, bald mit dem anderen Geschäfte machten*).

In gewissem Sinne trifft das auch auf unsere deutsche Politik zu. Unsere Kontinentalpolitik repräsentiert das stabile Element in unseren Beziehungen zu den anderen Mächten. Hier verfolgen wir, wie Millet sagt, eine systematische Politik; hier haben wir feste Bündnisse rein defensiven Charakters, die wir durch eine, ebenfalls rein defensive Entente mit Rußland ergänzt haben. Dagegen müssen auch wir in der Kolonial- und Weltpolitik eine aktive Politik positiver Ergebnisse verfolgen. Die positiven Ergebnisse bilden das Ziel, und die internationalen Freundschaften, deren wir dazu bedürfen, müssen das Mittel bilden. Für unsere weltpolitischen Interessen können und sollen wir den Dreibund nicht ausnützen; ebensowenig wie wir unsererseits österreichische Balkanpläne oder das tripolitanische Unternehmen Italiens aktiv fördern konnten. Hier bedürfen wir einer Entente außerhalb des Dreibundes, und wie die Dinge

*) „Les questions actuelles de politique etrangère en Europe". (3e. ed. Paris 1911) Seite 59 ff.

liegen, ist für uns eine Verständigung mit England das Gegebene. Die Brücke ist ja bereits geschlagen. Wir stehen mitten in der Detente, und arbeiten daran, Streitfragen, die die beiden Länder lange getrennt haben, wie die Bagdadbahnfrage, diplomatisch zu lösen und auszugleichen. Wird dies erfolgreich und geschickt durchgeführt, so ist kaum zu bezweifeln, daß sich auch weitere gemeinsame Ziele bieten werden. Und wenn diese mit gegenseitigem Vertrauen verfolgt werden, so können wir hoffen, zu einer Entente mit England zu gelangen, die sich zwar nicht auf den ganzen Umfang, aber doch auf wichtige Teile unserer Politik erstrecken und sich in dieser Beschränkung wirksam erweisen würde.

Politik der Rangordnung

Von Moritz Goldstein in Berlin-Friedenau

Daß man sich seine politische Partei, als eine Sache der Gesinnung und Überzeugung, selber wähle, ist bekanntlich eine Fabel, ersonnen und aufrecht erhalten von Leuten, die diese Fiktion für ihre Propaganda und Demagogie nötig haben. Die Wahrheit ist, daß man in die Partei hineingeboren wird, genau so wie in seine Religion. Das hindert weder diese noch jene, eine Sache der Überzeugung zu sein, für die man leben und sterben kann; es hindert auch nicht, daß der eine und andere die angeborene Religion oder Partei verläßt und sich eine neue wählt, aus lauteren oder trüben Gründen. Daß der Adel konservativ, der Proletarier demokratisch gesonnen sei, ist eine Sache der Geburt und ohne weiteres begreiflich. Aber auch der Liberalismus macht keine Ausnahme von der Regel, obschon der liberale Mann sie nicht gelten lassen und sich auf den Namen Liberalismus berufen wird, welcher klar und unzweideutig eine Gesinnung andeute. Die Gesinnung nämlich derjenigen, welche den gewaltsamen Umsturz des Bestehenden ebenso verdammen wie das gewaltsame Festhalten am Hergebrachten, dafür aber den stetigen Fortschritt des Staates und der Menschheit im allgemeinen wünschen und für ihre Person zu fördern bemüht sind. Dieses Streben — werden sie sich vernehmen lassen — setze voraus, daß man das Wohl des Einzelnen und Kleinen dem des Ganzen und Großen unterzuordnen wisse, und es sei also eine Sache der Wahl, mindestens des Charakters, kurz der Überzeugung. Allein die Berufung auf seine Überzeugung ist ein Beweismittel, dessen Gültigkeit endlich bestritten und dessen Gebrauch verboten werden sollte. Denn es tut sich

die Gegenfrage auf: Warum bist du überzeugt? Man kann aus sehr verschiedenen Gründen und zu sehr verschiedenen Zwecken überzeugt sein, auch wenn einem Gründe und Zwecke nicht zum Bewußtsein kommen.

Was nun die liberale Seele betrifft, so sind ihre heimlichen Triebfedern sehr leicht aufzudecken. Liberal ist man, wenn man weder so hoch steht, daß man seine Position um jeden Preis behaupten will, noch so tief, daß man mit Einsatz seines Lebens nach oben drängt. Liberal sind die Behaglichen, die Zufriedenen, diejenigen, denen es leicht wird, liberal zu sein und den Extremen auszuweichen; liberal sind diejenigen, die in der Mitte stehen, die Bürger. Sagen wir ruhig: die Mittelmäßigen; denn die exzentrischen Begabungen, auch aus der bürgerlichen Herkunft, sind nicht liberal. Oder will man Wagner, Ibsen, Nietzsche liberal nennen? Vielleicht darf man es heute schon, da sie sich bereits der Klassizität nähern und da ihre Gefährlichkeit in allgemeine Bildung zu verdampfen beginnt. Es läßt sich das Naturgesetz formulieren: Jeder hat diejenige politische Gesinnung, bei welcher seine soziale Schicht ein Maximum von Macht erwarten darf. Analysiert man den Liberalismus, so wird man leicht entdecken, daß er genau dasjenige politische Programm enthält, bei dessen Verwirklichung die bürgerliche Mittelschicht ihr Maximum von Macht erreicht. Denn was ist Liberalismus?

In ihm steckt der alte Dreibund: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, sobald aus dieser Formel alles Gewaltsame, Blutdürstige, Gefährliche, kurz die Revolution sorgfältig ausgeschieden wird. Man kann ihn auch mit dem Oberlehrerideal des Wahren, Guten, Schönen umschreiben oder mit dem Glauben an den Fortschritt der Menschheit und an die absolute Vernünftigkeit des Daseins. Was heute im Liberalismus fortlebt, ist die alte Weltanschauung der Humanität, die einmal sehr neu, sehr gefährlich, sehr revolutionär war. Ein so unliberaler Mensch wie Rousseau zum Beispiel war ihr Verfechter und die französische Revolution der Versuch, sie ins Leben umzusetzen. Auch als unsere Klassiker dafür stritten, war dieses Ideal keineswegs klassisch im Sinne heutiger Schulreglements, sondern höchst unzeitgemäß und des Modernismus verdächtig.

Wie kommt nun die bürgerliche Mittelschicht dazu, ihre politische Überzeugung auf diese alte Weltanschauung zu gründen? Erstens natürlich, weil sie alt ist, aber noch nicht veraltet scheint, sogar als unsterblich gilt, indem sie die Sanktion unserer Klassiker ein für allemal genießt. Zweitens aber, weil sie eine sehr angenehme Konsequenz hat, die nämlich, daß zwischen Mensch und Mensch keine natürlichen, durch Stand und soziale Schicht gesetzten Schranken bestehen, vielmehr „alle Menschen gleichgeboren ein adelig Geschlecht" sind. Und was hat der ehrliche Bürger von dieser Folgerung?

An diesem Punkt läßt der Liberalismus sich höchst unbefangen auf den Zahn fühlen und verrät dabei auf das deutlichste, daß auch er nichts ist als Wille zur Macht.

Als der mittlere Bürger die Lehre von der Gleichheit der Menschen und Menschenrechte annektierte, da meinte er natürlich zunächst keineswegs, daß er

selber auch nicht mehr wert sei, als das rohe, ungebildete „Volk", sondern im Gegenteil, er wollte damit sagen, daß er ebensoviel gelte wie der Adel, der vermöge seiner Privilegien jahrhundertelang die höhere Klasse Mensch darstellte. Dessen Vorrang bestreitet und bekämpft der Bürger, ja er sucht sich selbst über den Adel zu setzen, oder vielmehr, er sucht eine andere Eigenschaft zum Maßstab der Rangordnung zu machen als Geburt und edle Abkunft, eine Qualität, die ihm, dem mittleren Bürger, auch zugänglich ist, ja die ihn vor allen anderen Schichten auszeichnet. Dieser Talisman ist die Bildung.

Hier haben wir den reizenden Schelm, der sich als Gesinnung maskiert hatte, bei beiden Ohren: Liberalismus als politische Partei ist der Wille zur Macht der Gebildeten. Allgemeine Bildung soll das Ordenszeichen sein, das den Bund der freien und gleichen Brüder stiftet. Deine Bildung setzt dich an Wert und damit an Rechten neben die durch bloße Geburt privilegierten Stände, ja, wenn diese ungebildet sind, über sie. Bildung ist im Prinzip allen Menschen zugänglich; darum ist Liberalismus in der Theorie demokratisch. Bildung ist in Wirklichkeit nur Leuten von einigem Gelde erreichbar; darum ist Liberalismus in der Praxis die Partei der nicht Unbemittelten.

An dieser Stelle wollen wir die schalkhafte Frage nicht abweisen, mit welchem Rechte denn die also Gesonnenen sich liberal nennen? Liberalis heißt ja auch, und wahrscheinlich zuerst: freigebig. Liberalitas ist eine Eigenschaft großer Herren, welche ihre Macht nicht tyrannisch, sondern nach Art eines edlen Charakters anwenden. Liberalität setzt Macht voraus. Friedrichs des Großen „Niedriger hängen" ist liberal. Wenn aber der gebildete Bürger fordert, daß seine Bildung respektiert werde, muß er dazu erst liberal sein? Vielmehr ein anderer muß diesem gebildeten Zeitgenossen Liberalität beweisen; das ist jener Adlige, jener Privilegierte, der vor der Bildung des Bürgers soviel Respekt hat, daß er ihr zuliebe auf seine Privilegien verzichtet und ihn als einen Gleichberechtigten anerkennt. Dieser Mann ist liberal, und die Adligen des französischen Volkes, welche im Jahre 1789, um der Idee der Gleichheit willen, ihre Vorrechte auf dem Altar des Vaterlandes niederlegten, waren es erst recht. Die Forderung des liberalen Bürgers, ihrem Ursprung nach und bei Lichte besehen, lautet also, daß nicht er und seine Parteigenossen, sondern die anderen, nämlich die die Macht haben, liberal sein sollen. Man muß gestehen, es ist ein seltsamer Name!

Allein seien wir nicht ungerecht: der Liberalismus hat zum mindesten einmal eine Gesinnung ausgedrückt, damals nämlich, als es noch gefährlich war, liberal zu sein, und als man dafür auf die Festung kam. Bis zum Jahre 1848 etwa vertrat er den Willen derjenigen, deren Ziel nicht der materielle Vorteil einer Berufsklasse oder der politische Aufschwung einer Partei war, sondern die ehrlich und ernsthaft die Welt ein Stück vorwärts zu bringen hofften. Diese ersten und echten Liberalen waren die legitimen Erben der hohen Botschaft von der ursprünglichen Gleichheit der Menschen und Menschenrechte, sie hatten nicht

umsonst ihren Schiller gelesen und mühten sich voll Idealismus, seine Lehre in die Praxis des politischen Lebens umzusetzen.

Nun ist es zwar nicht zweifelhaft, daß der heutige Liberalismus mit diesen Kämpfern und Pionieren nicht mehr viel gemein hat; deswegen sind doch aber jene Tapferen selbst nicht ausgestorben. Wenn man ihr Programm auf die einfachste Formel bringt, nämlich: die Welt auf die nächsthöhere Stufe zu stellen und nach diesem Ziel die Politik zu orientieren, so hat es Leute mit solchem Willen gewiß immer gegeben und gibt es noch heute. Indes, wo sind sie und zu welcher Partei gehören sie? Ich glaube, sie sind noch immer unter den Liberalen zu suchen, und zwar aus zwei Gründen: erstens, weil dieser allgemeine Wille zur Weltverbesserung bis zu einem gewissen Grade eine soziale Erscheinung ist, nämlich die Abwesenheit eines Sehr-hoch und Sehr-tief im Lebensniveau voraussetzt; zweitens aber, weil für die, die den Fortschritt wollen, zwar der Liberalismus längst nicht mehr den Ausdruck ihrer Gesinnung bildet, aber die neue Gesinnung noch nicht politisch formuliert worden ist. Allenfalls könnten sie sich zur Sozialdemokratie gesellen, und das haben die Intellektuellen der achtziger Jahre auch getan, nicht als Notleidende, sondern als Idealisten und Weltverbesserer. Allein inzwischen ist die Sozialdemokratie aus einem Programm zu einer realen politischen Macht geworden, aus einem Tummelplatz für Ideologen und spekulierende Schwärmer zum Werkzeug zielbewußter Männer der Tat, und endlich ist die theoretische Grundlage des Sozialismus wie des Liberalismus, nämlich die ursprüngliche Gleichheit der Menschennatur, nicht mehr der Glaube der heutigen Intelligenz.

Die Sache liegt demnach so, daß es gegenwärtig keine Partei und kein politisches Programm gibt (von dem selbstverständlichen der allgemeinen Wohlfahrt unseres Vaterlandes abgesehen), denen sich die heutigen „Fortschrittler" oder, mit einem Worte, denen wir uns anschließen könnten. Wir sind dazu verurteilt, Mitläufer oder Draußensteher zu sein und sehen denn ja in der Tat dem parlamentarischen Leben, allwo sich der Kampf nackter materieller Interessen mit einer gewissen Naivität abspielt, ziemlich verwundert und hilflos zu.

Welches ist denn nun aber für uns die neue allgemeine Lebens- und Menschenanschauung, aus der sich unser politisches Programm entwickeln könnte, in derselben Weise, wie Liberalismus (und bis zu einem gewissen Grade auch Sozialismus) aus den großen Gleichheitstheorien des achtzehnten Jahrhunderts entstanden war?

Diese neue theoretische Grundlage ist, im Gegensatz zu den liberalen Lehren, die Überzeugung von der natürlichen und kulturellen Ungleichheit der Menschen, also auch von ihrer ursprünglichen Wertverschiedenheit, oder, mit den Worten Nietzsches, die Lehre von der Rangordnung als der Grundlage aller Kultur und von der Schädlichkeit der Gleichmacherei. Sie ist so sehr der Ausdruck unserer innersten Überzeugung, ja geradezu unseres Lebensgefühls,

daß zu ihrer Begründung, zumal nach den großen Verfechtern des Individualismus im neunzehnten Jahrhundert, hier nichts gesagt zu werden braucht.

Versucht man diese Lehre in die Praxis umzusetzen und ein politisches Programm daraus abzuleiten, so kann es nur dieses sein: statt Gleichheit der politischen Rechte ihre Verschiedenheit je nach der Rangstufe des Individuums. Ist das möglich?

Eins muß vorausgeschickt werden: eine Politik der Rangordnung auf Grund der Lehre von der Ungleichheit der Menschen hat nichts gemein mit dem alten Feudalstaat, wie er vor dem Revolutionszeitalter in Europa bestanden hatte, mit seiner Privilegierung gewisser Stände auf Kosten der übrigen und systematischer Unterdrückung dieser übrigen. Was uns von jenen prinzipiell unterscheidet, ist im Aufbau der menschlichen Rangordnung die Fixierung der unteren Grenze. Das achtzehnte Jahrhundert proklamierte die Gleichheit der Menschenrechte. Das erkennen wir, wie gesagt, nicht mehr an; aber darum ist jenes Ideal nicht falsch oder erfolglos gewesen. Der große Gewinn, den wir dem Humanitätszeitalter verdanken, ist die Erkenntnis, daß der Mensch unter ein gewisses Niveau nicht sinken kann, daß er nicht zur Sache werden, nicht als bloßes Mittel gelten darf. Der Umstand, daß jemand ein Mensch ist, gibt ihm eine bestimmte, durch nichts zu verscherzende Würde; ja, damit noch nicht genug, zu den allgemeinen Menschenrechten gehört für unser Gewissen auch die Pflicht, diese unterste Grenze beständig zu heben. Das Recht des Proletariers, nach oben zu drängen, und unsere Pflicht, ihm dabei behilflich zu sein, gehört mit zu den Grundlagen des Europäismus. Soll es demnach eine Rangordnung geben, so darf sie niemals erreicht oder erhalten werden durch Niederhaltung der unteren Klassen, und wir werden jeden derartigen Versuch als unmoralisch verachten und bekämpfen; sondern es wird verlangt, sich über die tieferen Stufen zu erheben, und während das untere Niveau stetig aufsteigt, hängt die Möglichkeit einer Rangordnung davon ab, ob die höheren Schichten mitzusteigen die Kraft und den Willen haben.

Dies mußten wir vorausschicken. Wenden wir uns nun unserem Thema zu, so lautet die erste und schwierigste Frage: Wonach soll die Rangordnung vorgenommen werden?

Da scheint es nun für uns moderne Menschen die selbstverständlichste aller Forderungen zu sein, daß sie jedenfalls nicht nach den Zufälligkeiten der Geburt und des Besitzes, sondern vielmehr nach den persönlichen Eigenschaften der Begabung und des Charakters sich richten soll, daß es sich also nicht um soziale, sondern um individuelle Schichtung handeln muß. Nehmen wir diese Unterscheidung an und bestimmen wir unser Programm genauer als Rangordnung nach dem individuellen Kulturwert, so ergeben sich mit einem Male die allergrößten Schwierigkeiten.

Es scheint ja zunächst die gerechteste aller Weltordnungen zu sein, und sogar der liberale Mann könnte seine Freude daran haben, wenn einmal die

zufälligen Vorzüge des Besitzes und der Geburt für nichts gelten, und nur die persönlichen Qualitäten jedem Individuum seine Stellung im sozialen Organismus anweisen. Man könnte sich denken, daß alle Schulen, von der Volksschule bis zur Universität, jedem in gleicher Weise zugänglich wären. Hier im freien Wettkampf der Fähigkeiten vollzöge sich stufenweise die Auslese der Tauglichen und danach ihr Beruf und ihre Ranghöhe: wer es über die Elementarschule nicht hinausbringt, wird zu den niederen Handleistungen bestimmt, die Mittelschule entläßt zum Handwerk und zum Kleinhandel, und so schrittweise in die Höhe. Wer möchte bezweifeln, daß bei solcher gerechter Auslese manch Sprößling alteuropäischer Adelsgeschlechter es höchstens bis zum Lastträger und Steinklopfer, manch Sohn ehrsamer Handwerksleute dagegen bis zum Minister brächte? Da wäre ja nun das schönste politische Programm und eine wundervolle Losung für eine neue Partei.

Aber die Logik des Einfalls stimmt nicht, sobald man nur ein wenig tiefer nachdenkt.

Zunächst ist diese sogenannte Gerechtigkeit außerordentlich hart, viel härter als die bisherige Unbilligkeit. Gewiß ist das Niveau der Intelligenz durch alle Schichten ziemlich gleich und das Verhältnis von Begabten und Unbegabten überall ungefähr dasselbe. Und gewiß bildet die Begabung nur einen Faktor unter vielen, die zusammen erst die Leistung hervorbringen. Aber diese Tatsache wird subjektiv so gut wir gar nicht empfunden, da das Streben des Menschen sich nach seiner Umgebung zu richten pflegt. In einer Bauernfamilie wollen die Söhne Bauern werden, in einer Offiziersfamilie Offiziere; und beide sind zufrieden, wenn sie dieses Ziel erreicht haben; und besitzt der Bauernsohn ein größeres Gut, erreicht der Offizierssohn einen höheren Rang als der Vater, so werden beide, subjektiv in gleicher Weise, die Empfindung haben, es weitergebracht zu haben, während dem Bauernsohn sein Rangabstand vom Offizier nicht zum Bewußtsein kommt. Der Segen dieses Zustandes ist so groß, daß es daneben nichts verschlägt, wenn hier einer es bis zum Major, dort einer zum Regierungsrat bringt, dessen angeborene Intelligenz weder zum Offizier noch zum Staatsbeamten ausreicht. Denke man sich dagegen jenen „gerechten" Zustand verwirklicht, bei dem der einzelne durch kein Milieu gestützt wird und wonach zwar jedem jede hohe Stufe offensteht, jeder aber auch in Gefahr ist, auf jede niedere Stufe zurückzusinken, so ist Handlanger und Steinklopfer sein ein Unglück und eine Schande. Daß einzelne gänzlich unter ihr Milieu hinabfallen, kommt zwar auch jetzt nicht selten vor, aber mehr infolge moralischer Mängel als aus ungenügender Begabung. Bei jenem fingierten Zustand konsequent individueller Rangordnung aber wäre es nun die Regel, daß Sohn und Vater, Bruder und Bruder durch alle Abgründe sozialer Unterschiede getrennt wären — und wer möchte in solch einer Gesellschaft, selbst wenn sie möglich wäre, leben wollen?

Sie ist aber keineswegs möglich. Denn schon die einfachste Voraussetzung einer individuellen Rangordnung, die Wertbestimmung des einzelnen, ist unerfüllbar.

Man empfindet es wohl als letzten Sinn einer Rangordnung und als tiefste Gerechtigkeit, daß die Gesellschaft nach dem Können und der angeborenen Begabung sich aufbaue und daß die Spitze dieser Pyramide das Genie einnehme. Allein die Abschätzung des Könnens ist eine Aufgabe, die ein für allemal jenseits des Menschlichen liegt. Schon die rechte Beurteilung der Leistung gelingt uns nicht; wir schätzen nur gewisse, herkömmliche, nach ihrem Werte leicht begreifbare Leistungen, während das Außergewöhnliche, das eigentlich Geniale erst spät erkannt wird. Alle wohlgemeinten Institute mit den Aufgaben des Mäzens, alle mit so rührendem Vertrauen gegründeten Kleiststiftungen werden nicht verhindern, daß schließlich — wenn so und so viele Talente unterstützt, ermutigt, erhoben worden sind — das eigentliche Genie sich entweder selbst seine Bahn gebrochen hat oder im stillen verhungert ist! Und dabei ist die Beurteilung eines Menschen nach seiner Leistung schon an sich eine Ungerechtigkeit und kommt einer Schätzung nach dem Erfolg durchaus gleich; denn daß das angeborene Können nicht genügt, daß es nur ein Keim ist, der, wenn er aufgehen soll, des fruchtbaren Bodens, guten Wetters und sorgfältiger Pflege bedarf, das ist zwar oft erlebt, als ein geistesgeschichtliches Gesetz aber wohl noch nicht genügend erkannt. Angenommen aber, man fände das Metroskop, das die Genialität anzeigt, so ist die Rangordnung des Könnens noch nicht gegründet. Dem Genie gebührt der Rang der Könige in der Welt des Nachruhms, darum aber nicht auch in der wirklichen Welt. Man ist Genie vermöge einer geistigen Exzentrizität, einer Hypertrophie, einer fast krankhaften Einseitigkeit des Interesses. Das sind keine Eigenschaften, um diese Welt zu lenken, als welche Ausgeglichenheit, Allgegenwart des Interesses fordert oder, wie Schopenhauer sich ausdrückt, einen Intellekt, der ganz im Dienste des Willens steht. So gewiß wir also das Genie als die Spitze der menschlichen Pyramide ansehen, nach Nietzsche sogar als Ziel und Sinn alles Seins und Lebens, so gewiß ist es nicht zugleich auch imstande, von einer Realpolitik der Rangordnung auf den ersten Platz gestellt zu werden.

Allein auch mit Wissen und Können und etwa noch der körperlichen Wohlgestalt und Leistungsfähigkeit ist der Wert des Menschen noch nicht bestimmt; denn jetzt kämen die ethischen Qualitäten und jene Imponderabilien, die von der Umgebung und der Kinderstube herstammen. Bei sonst gleichen Qualitäten ist der Sproß eines guten Hauses eben wertvoller als der des Proletariers; darüber hilft alle Humanität nicht hinweg. Das von Kindheit auf gesehene Beispiel, die anerzogene und vielleicht auch ererbte Disziplinierung und tausend andere Dinge wirken dahin, daß jener diesem von vornherein überlegen ist. Es wird also, bei sonst gleicher Beanlagung, etwa in der militärischen Karriere der Sohn eines Offiziers vor dem Sohn des Kaufmanns den Vorzug nicht nur zu verdienen scheinen, sondern wirklich verdienen. So hat auch im Gelehrtenberufe der Abkömmling einer Professorenfamilie einen Vorsprung vor dem, der neu in den Kreis eintritt, und es ist kein Zufall, daß es immer wieder Pastoren-

geschlechter, Künstlerfamilien usw. gibt. Kurz, die zweite Schwierigkeit, auf die der Versuch einer individuellen Rangordnung stößt, ist, daß die Bildung von Berufsschichten, oder mit anderen Worten, daß die soziale Rangordnung nicht zu vermeiden ist, ihre Entstehung vielmehr mit der Notwendigkeit eines Naturgesetzes eintritt.

Damit sehen wir uns aufgefordert, die soziale Schichtung, das ungerechte Widerspiel der individuellen, daraufhin zu prüfen, ob wir sie unserer Politik der Rangordnung zugrunde legen wollen.

Die soziale Rangordnung ist das, was — allen Gleichheitstheorien zum Trotz — wirklich besteht. Und zwar geschieht die Schichtung nach dreierlei Qualitäten: nach dem Wissen, nach dem Besitz und nach der traditionellen Beteiligung am Staatsgeschäft — oder nach der „Geburt". Die Rangordnung nach dem Wissen ist die jüngste und demokratischste; der Aufstieg auf dieser Leiter ist bis zu einem gewissen Grade jedem möglich; sie gestattet vor allen anderen eine individuelle Wertung. Sie ist daher sehr beliebt und hat, wie wir oben sahen, ganze Parteien zu ihren Verfechtern. Fragt sich nur, wie gerecht diese Wertung ist, das heißt, was dabei eigentlich gewertet wird. Die Ordnung nach dem Besitz ist die am meisten äußerliche und vom Zufall abhängige, daher ungerechteste und — bei denen, die nichts haben — unbeliebteste. Die nach der Geburt endlich ist am ältesten, daher am meisten bekämpft und am meisten zerstört. Sie ist aber am meisten berechtigt — und dies ist das höchst unliberale Ergebnis, zu dem wir heute, unter dem Einfluß individualistischer Lehren, wieder gelangen. Es gibt da etwas, das wir Vornehmheit nennen, ein Ideal erhöhter Menschlichkeit, auf das Nietzsche wieder mit Nachdruck hingewiesen hat. Es ist ein Komplex von schwer zu bestimmenden Eigenschaften, ein Phänomen, dessen Wesen weniger durch bestimmte Inhalte ausgemacht wird, als vielmehr durch ein gewisses Verhältnis von Qualitäten, bei denen es wohl vor allem auf Disziplinierung und Harmonie ankommt. Und diese Vornehmheit, die eigentliche Blüte aller Kultur, hat zur Voraussetzung die Züchtung. Wir sind heute wohl überzeugt, daß die Hervorbringung einer adligen Oberschicht die Aufgabe jeder Nation ist — vorausgesetzt freilich, daß jene Mißbräuche und jene Korruptionen vermieden werden, welche die alten Adelsgesellschaften Europas zu Fall gebracht oder erschüttert haben. Das dies möglich ist, beweisen in den monarchischen Staaten die Herrscherfamilien. Es ist doch höchst eigentümlich und gibt zu tiefen Gedanken Anlaß, daß ein Mensch, der nur durch den Zufall seiner Geburt für den höchsten Posten im Staate bestimmt wird, zwar seine Sache bald besser, bald schlechter macht, aber sie im ganzen doch leistet; wenigstens in Ländern, wo der Herrscher durch die Verfassung vor seiner größten Gefahr, dem Despotismus, bewahrt bleibt. Das zeigt den ungeheuren Einfluß von Geburt und Milieu, mit einem Worte: von Züchtung auf die Leistung. Die Adelsgesellschaft als Kulmination der gesellschaftlichen Pyramide also ist — bei Vermeidung der früher mit ihr verbundenen Mißstände — durchaus ein Segen

für die Nation. Ohne sie wird das, was man im engeren Sinne „Gesellschaft" nennt, nicht entstehen können, und damit fehlt dem nationalen Leben die Regulative. Ja, es fehlt der feste Punkt, um den die eigentliche Kultur sich ankristallisieren kann. Es ist sehr möglich, daß die stillose Vielspältigkeit des heutigen Europas zum großen Teil darin ihre Ursache hat, daß der Adel entweder beseitigt oder machtlos geworden ist. So empfinden auch die Juden, soweit sie am nationalen Leben ihres Volkes interessiert sind, es als schweres Unglück, daß unter ihnen in der Zerstreuung begreiflicherweise es zur Bildung eines Patriziats nicht hat kommen können.

Die Rangordnung nach der Geburt macht, wo sie besteht, die Oberschicht aus, und daraus folgt, daß erst, wo diese aufhört, die Rangordnung nach dem Besitz anfängt. Eine Vermischung beider und ein Vorrang des Besitzes vor der Geburt kann nur an dem, freilich sehr breiten, Grenzgebiet eintreten. Der Besitz wird allgemein als etwas Zufälliges und Äußerliches aufgefaßt, und jeder billig Denkende wird fordern, daß die Steuerquittung keinen Einfluß auf die Bewertung eines Menschen habe. In der Tat? Kein Zweifel, daß der reichgewordene Fleischermeister damit allein noch nicht aufhört, ein Fleischermeister zu sein; aber ein Mann, in dem, sagen wir, ein Mommsen steckt, wenn er arm ist und nicht zum Ersatz über eine eiserne Gesundheit und die zäheste Willenskraft verfügt, kann bloß durch seine Besitzlosigkeit nicht nur um den Erfolg, nicht nur um seine Leistung, sondern um den größten Teil seines Wertes gebracht werden. Schopenhauer war für sich selbst und für die Philosophie überhaupt völlig überzeugt, daß zum Philosophen pekuniäre Unabhängigkeit gehöre. Eine Geistesgeschichte in Verbindung mit Wirtschaftslehre ist noch nicht geschrieben, vielleicht überhaupt nicht zu schreiben, weil die interessantesten Objekte, nämlich die aus äußerer Not trotz Begabung nichts geleistet haben, dem Geschichtsschreiber entgehen; gäbe es sie, so würde sie unzweifelhaft beweisen, daß Leistung in der Regel Besitz voraussetzt, wenigstens Freiheit vom Zwange des Broterwerbs, die ja freilich auch durch geschickte Benutzung der Geldmittel anderer, wie bei Hebbel, Wagner, Ibsen, gewonnen werden kann. Anderseits nun der Fleischermeister. Er selbst wird nicht über sich hinaus gelangen, vielleicht auch nicht sein Sohn. Aber die dritte und vierte Generation wird schon in einer ganz anderen Atmosphäre leben, sie wird, bloß durch ihren Besitz und die dadurch gebotenen Möglichkeiten, eine Reihe von Werten erworben, kurz an Wert gewonnen haben. In Wahrheit erkennen wir doch den Menschen aus wohlhabendem Hause, daß heißt aus einem solchen, in dem der Besitz seit mehreren Generationen heimisch ist, sofort und bevorzugen, unter sonst gleichen Umständen, den Verkehr mit ihm. (Unnötig zu sagen, daß hier nicht gemeint sei, die Leute nach ihrem Gelde, statt nach ihren menschlichen Qualitäten zu beurteilen.) Mit einem Worte: Geld an sich macht nicht wertvoller; aber seine Wirkung ist, wenn auch erst nach einigen Generationen, kulturfteigernd.

Erst wo auch der Besitz nicht mehr groß genug ist, beginnt die rangbildende Wirkung des Wissens. Die Zahl der dadurch Klassierten wächst beträchtlich gegenüber den durch Geburt und Besitz Ausgezeichneten. Es beginnt die vielgenannte „Masse der Gebildeten", durch ihre Bildung deutlich abgeschieden von der noch größeren Masse des sogenannten Volkes. Die Klassierung nach dem Wissen, als einem demokratischen Mittel, ist seit den letzten Jahrhunderten sehr beliebt, seine Macht nicht gering. Viel Tüchtigkeit hat in dieser Schicht ihren Herd, fast alle großen Leistungen der so schnell fortschreitenden und mit Recht beliebten Neuzeit sind von ihr ausgegangen. Dennoch, oder eben deswegen, wird das Wissen als rangbildendes, besser: kulturförderndes, noch besser: kulturbeweisendes Moment überschätzt, und der Höhepunkt seiner Macht dürfte überschritten sein. Wenn nicht alles täuscht, gehen wir einer Geringschätzung des bloßen Wissens entgegen zugunsten einer Hochschätzung der körperlichen Tüchtigkeit, der Kraft und des Mutes.

Nach unseren Ausführungen ergibt sich eine soziale Schichtung in vier Gruppen, die, nach oben an Zahl abnehmend, eine Gesellschaftspyramide darstellen: das Volk, die Gebildeten, die Besitzenden, die Herrschenden (Adel, Patriziat) — der Grundriß einer Rangordnung, der nun mit Teilung und Unterteilung weiter ausgeführt werden könnte. Es wäre denn also billig und konsequent, die bisher von der Intelligenz verteidigte Gleichheit der politischen Rechte aufzuheben und an ihre Stelle eine Verschiedenheit je nach der Rangstufe zu setzen. Diese schauderhaft unliberale Forderung ist nun, wenn wir ehrlich sind, dasjenige, was tatsächlich besteht: die staatsrechtlich festgelegte Herrschergewalt einer bestimmten Familie, die traditionelle Verwaltung der höheren Beamten- und Offiziersposten durch den Adel, die indirekte Beeinflussung der Staatsmaschine durch die Finanz, die durch Lehrämter aller Art, durch Buch und Presse geübte Lenkung der öffentlichen Meinung und Gesinnung als Domäne des gebildeten Bürgerstandes — das alles sind ebensoviele Verschiedenheiten und Abstufungen von Recht und Macht, und jedermann findet es in der Ordnung. Es bewährt sich dies System auch offenbar in der Praxis, und wenn man als Gegenbeispiel auf republikanische Staaten verweist, so folgt daraus, daß nicht der Adel die höchsten Stellen inne hat, noch nicht, daß diese Posten nicht innerhalb eines bestimmten engen Kreises bleiben. Schichtenbildung ist eben ein gesellschaftliches Naturgesetz und von der Staatsform unabhängig. Daß übrigens gewählte Präsidenten besser regieren als geborene Regenten, ist noch völlig unbewiesen.

Die Politik der Rangordnung besteht also tatsächlich; sie besteht längst, entgegen den alten Theorien; sie besteht jetzt und künftig in Übereinstimmung mit den neuen. Soll man sie auch staatsrechtlich festlegen, dort, wo das eigentlich politische Recht liegt: im Wahlrecht? Die liberale und demokratische Idee des allgemeinen Wahlrechtes widerspricht doch wohl am meisten der individualistischen Weltanschauung. Daß ein stupider Ackerknecht und Handlanger die gleiche Macht haben soll wie — sagen wir — Graf Zeppelin oder Gerhart

Hauptmann, dagegen empören sich unsere durch Nietzsche geweckten Instinkte. Die große Frage ist also: hat die Politik der Rangordnung die Konsequenz, das allgemeine und gleiche Wahlrecht in ein abgestuftes zu verwandeln?

Auf diese heikle Frage können wir nach unseren Prämissen nicht anders antworten als: jawohl! aus der Lehre vom Wertunterschiede der Menschen folgt notwendig an Stelle des gleichen Wahlrechtes das ungleiche. Das heißt, unter einer Bedingung: daß es leistet, was der Sinn des Parlamentarismus ist, nämlich die Besten auszufinden und an die Spitze zu stellen. Aber leistet dies das abgestufte Wahlrecht, in Preußen, wo man nach dem Steuerzettel gewertet wird, oder sonstwo? Nein. Und kann irgendein vorgeschlagenes es leisten? Wir wüßten nicht, wie. Die Abstufung der Rechte muß solange willkürlich bleiben, als die Wertbestimmung unmöglich ist. Und wenn sie heute gelänge, und eine Rangordnung der Rechte darauf gegründet würde, so braucht sie in hundert Jahren nicht mehr zu stimmen. Und dagegen, daß jede staatlich festgelegte Rechtsungleichheit zur Korruption führt, scheint kein Kraut gewachsen zu sein.

Was folgt also? Erstens dies: zur Festsetzung politischer Rechte reicht die Theorie nicht aus. Das ist vielmehr eine Frage der Opportunität, der lokalen und geschichtlichen Verhältnisse, es handelt sich dabei um nützlich und schädlich, nicht um gerecht und ungerecht. Zweitens aber dies: daß das Genie verkannt wird, daß die gehaltlosen Schreier vor den wertvollen Stillen sich bemerklich machen und Erfolg haben, daß die Gemeinheit triumphiert und das Leben ein höchst ungerechtes Verfahren ist: dies alles scheint so sehr menschlich zu sein, daß es durch kein Wahlrecht und überhaupt durch keine Politik verhütet werden kann.

Und so gelangen wir denn an den Schluß unseres Gedankenganges. Wir begannen mit der Frage: wenn wir nicht von der ursprünglichen Gleichheit der Menschen, sondern von ihrer Verschiedenheit ausgehen, was hat das für politische Folgen? Und antworten darauf: es hat so gut wie gar keine politischen Folgen; die Theorie läßt sich nicht in die Praxis umsetzen, wenigstens vorläufig nicht. Sonach geht diese Sache aus, wie das Hornberger Schießen, und wir hätten dem Leser die langen Kreuz- und Quergänge ersparen sollen. Möge man uns damit entschuldigen, daß zu zeigen, ein verlockender Weg führe zu keinem Ziel, bisweilen auch von Nutzen sein kann, indem er andere abhält, sich auf ihm vergeblich müde zu laufen.

Bis also ein Meister die Formel findet, mit der sich die Menschen leicht, gerecht und dauernd nach ihrem Werte abschätzen lassen, wollen wir, die wir zum Besseren streben, fortfahren, mit stiller Arbeit der Kultur und der Menschheit zu dienen, die praktische Politik hingegen denen überlassen, welche so hoch stehen, daß sie konservativ, oder so tief, daß sie demokratisch sein müssen, oder endlich, welche so gebildet sind, daß sie sich für liberal halten.

Reform der inneren Verwaltung

(Fortsetzung)

Geschäftsgang der Behörden

Wenn wir nun zur Besprechung des Geschäftsganges der Verwaltungsbehörden übergehen, so muß hervorgehoben werden, daß gerade in dieser Hinsicht so sehr viele tadelnde Stimmen laut geworden sind. Schien doch kaum ein Zweifel darüber obzuwalten, daß der Geschäftsgang unserer Verwaltung sich langsam und schwerfällig nach veralteten Methoden abwickle. Und dabei wurde immer wieder auf den so schnell arbeitenden Kaufmann hingewiesen, so daß es nicht wundernehmen kann, wenn vielfach die Ansicht Platz griff, als könne es sich nur noch darum handeln, den Pfaden des Kaufmanns zu folgen, um auch in der Verwaltung die erhofften Ziele bei Erledigung der Geschäfte zu erreichen.

Nun möchten wir eine derartige Ansicht allerdings für nichts weniger als für zutreffend halten.

Die Erledigung der Geschäfte in einem kaufmännischen Betriebe und bei einer Verwaltungsbehörde lassen sich schwer miteinander vergleichen. Bei ersterem ist sie im großen und ganzen schablonenhaft und muß es auch sein; denn die Rentabilität hängt davon ab. Je mehr Briefe — mehr oder weniger nach demselben Wortlaut — an einem Tage möglich sind, um so höher der Gewinn. Die beste Ausnutzung der Zeit bedeutet für ihn den besten Erfolg. Die ganze Organisationskunst des Kaufmanns muß daher darin bestehen, es so einzurichten, daß ein möglichst schablonenhafter Betrieb möglich ist. Im übrigen kann er sein Personal nach Belieben annehmen und entlassen. Wer für ihn brauchbar ist, erkennt er aber leicht daran, ob er Gewinn für ihn gebracht hat. Und weil er diesen jederzeit für ihn leicht zu übersehenden Maßstab hat, kann er seinen Angestellten auch im allgemeinen die größte Selbständigkeit lassen, was natürlich den Geschäftsbetrieb ungeheuer vereinfacht.

Fast in nichts ähnelt diesem Geschäftsgange derjenige bei einer Verwaltungsbehörde. Das Schablonenhafte tritt nicht nur so ziemlich ganz zurück, sondern ist dasjenige, was im allgemeinen am peinlichsten zu vermeiden ist, soll nicht der ärgste Bureaukratismus zutage treten. Die Ausnutzung der Zeit bedeutet wohl wünschenswerten Fleiß, bildet aber in keiner Weise den Maßstab für die

höchste Leistung. Die immer neu anzustellende richtige Erwägung ist vielmehr das wesentliche Moment, dem gegenüber die Schnelligkeit als ein reiner Formalismus erscheint. Der leicht erkennbare Maßstab des Erfolges fehlt überhaupt. Gerade ihn richtig einzuschätzen ist sogar eines der schwierigsten Probleme. Überdies beruht die Einrichtung einer Verwaltung notgedrungen auf Gesetzen und Verordnungen, die, mögen sie noch so vorzüglich sein, sich nie allen Verhältnissen in der Praxis werden anpassen können, was natürlich oft eine gewisse Schwerfälligkeit zur Folge haben muß.

Unter solchen Umständen erscheint es denn auch erklärlich, wenn bei unseren Verwaltungen die Einführung moderner Hilfsmittel, wie Schreibmaschinen, Rechenmaschinen usw., nur sehr langsam und stockend vor sich gegangen ist. Mit einem gewissen Recht kann behauptet werden, daß die Güte der Gesamtleistung durch derartige Dinge nicht gehoben wird. Und auch der wirtschaftliche Nutzen, den sie bringen, ist bei Behörden aus mancherlei Gründen nicht so leicht zu berechnen wie beim Kaufmann, der, sobald ein solcher Nutzen feststeht, zu Einrichtungen, die ihn bedingen, einfach gezwungen ist.

Nichtsdestoweniger sind wir der Meinung, daß alle erprobten Neuerungen, welche die Arbeit fördern und erleichtern, von jeher bei unseren Verwaltungsbehörden in erster Linie hätten eingeführt sein müssen, und daß dafür Vorsorge getroffen werden müßte, daß die Bureaus dieser Behörden dauernd als Musteranstalten anzusehen sind. Viel ließe sich in dieser Hinsicht erreichen, wenn bei allen größeren Behörden Organe vorhanden wären mit der Befugnis, in nicht zu eng gesteckten Grenzen selbständig vorzugehen, im übrigen aber Anregungen zu geben, von denen von vornherein erwartet werden darf, daß sie nicht unwillkommen sein werden. Hier wäre etwas Dezentralisation gewiß erwünscht. . . .

Alles in allem wird die Staatsverwaltung stets darauf sehen müssen, ihren Geschäftsgang nur nach den eigenen Bedürfnissen zu regeln und sich nicht hierbei fremde Gebiete zum Muster zu nehmen.

Um in dieser Hinsicht zunächst von den Regierungen zu sprechen, so haben wir bereits an anderer Stelle hervorgehoben, einen wie komplizierten Organismus diese Behörden im Gegensatz zu ihrer früheren Gestaltung heute aufweisen. Gelegentlich der Erörterungen über die Oberpräsidien haben wir im Interesse der Vereinfachung auch bereits den Vorschlag gemacht, die Bezirksausschüsse bei den Regierungen zu beseitigen, so daß bei diesen Behörden nur noch die drei Abteilungen übrig blieben, welche jetzt nach verschiedenen Prinzipien ihre Geschäfte erledigen.

Daß diesen drei Abteilungen durch die Reform wohl die gleiche Einrichtung zu geben sein wird, darüber dürfte man kaum verschiedener Meinung sein. Auch liegt es nahe, die Regelung hier in der Weise vorzunehmen, daß das bureaukratische System, das jetzt nur in der ersten Abteilung zur Anwendung kommt, ohne weiteres auch bei den beiden anderen Abteilungen einzuführen und die Abstimmung ganz fallen zu lassen ist. Nichtsdestoweniger dürften Bedenken

hiergegen geltend zu machen sein, die ernsthafter Berücksichtigung wert zu sein scheinen.

An und für sich ist das unbehinderte Entscheidungsrecht des Leiters der Behörde im Sinne einer kraftvollen und schnell arbeitenden Verwaltung gewiß mit Freuden zu begrüßen. Aber dies Entscheidungsrecht kann nur dann von Wert sein, wenn der zuständigen Stelle auch die erforderliche Information stets zur Verfügung steht. Letzteres ist aber bei den Präsidenten der Regierungen nun nicht der Fall, und kann es auch gar nicht sein, da es für sie, wie für alle Leiter größerer Behörden, ganz unmöglich ist, sich den Inhalt der einschlägigen Gesetze, Verordnungen usw., sowie der tatsächlichen Vorgänge, welche bei dieser oder jener Gelegenheit in Betracht kommen, gegenwärtig zu halten. In dieser Hinsicht sind die Präsidenten fast ganz auf ihre Dezernenten angewiesen, und auch mit ihrer Hilfe wird sich die Information immer nur auf einen verhältnismäßig geringen Teil der Geschäfte erstrecken können, soweit es Zeit und Arbeitskraft eben zulassen. Unter diesen Umständen steht denn die an und für sich so schöne Selbständigkeit, wie sie das bureaukratische System in der Theorie mit sich bringt, tatsächlich mehr oder weniger auf dem Papier.

Anderseits verfügen die Dezernenten über die nötige Information und wären in der Mehrzahl der Fälle wohl in der Lage schnell zu entscheiden und zu erledigen, zumal ihnen auch die Bearbeitung obliegt, ein Entscheidungsrecht stand und steht ihnen auch heute noch nicht zu. Wenn sie auf Grund ihrer Kenntnisse als Spezialisten in ihrem Fach tatsächlich dennoch auf die Entscheidungen oft von Einfluß sind, so ist dies nur der Fall, weil die Umstände es eben gebieten, da es den leitenden Stellen nun einmal nicht möglich ist, sich selbst überall die für die Entscheidung nötigen speziellen Kenntnisse zu verschaffen.

So stehen sich denn Informationspflicht, verbunden mit der Bearbeitungspflicht, auf der einen Seite, Entscheidungsrecht auf der anderen Seite einander gegenüber, wenn auch unter dem Zwange der Praxis diese grundsätzlichen Gegensätze sich nicht immer aufrecht erhalten lassen.

Liegt hierin schon etwas Widersprechendes, Unklares, so birgt es auch noch eine Reihe von Mängeln.

Zunächst kann sich hierbei die Initiative, wie sie für die Verwaltung so sehr wichtig ist, kaum in angemessener Weise entwickeln. Naturgemäß muß die Initiative sich aus der Summe von Erfahrungen und speziellen Kenntnissen ergeben, also eine Folgeerscheinung einer genauen Information sein. Um aber wirksam zu sein, setzt sie auch gleichzeitig ein Entscheidungsrecht voraus. Wie wir aus dem Vorhergehenden wissen, ist bei dem büreaukratischen System beides in einer Person vereinigt im allgemeinen nicht zu finden. So besteht denn auch hier zwischen Dezernent und entscheidender Stelle ein gewisser Gegensatz. Bei dem ersteren wird ein Zuwenig, bei letzterer ein Zuviel hinsichtlich der Initiative zu erwarten sein, oder die entscheidende Stelle geht eventuell ihre

eigenen Wege, was natürlich alles nicht von ersprießlicher Wirkung für die Verwaltung sein kann.

Wer aber trägt die Verantwortung? Hat sich herausgestellt, daß etwas wohl gelungen ist, so braucht der Leiter der Behörde nicht zu bereuen, seinen Namen unter das betreffende Schriftstück gesetzt zu haben. Treten aber Fehler und Mängel zutage, so wird er gewiß geneigt sein, anders zu denken, obwohl er, als die allein entscheidende Stelle, in der Theorie hierzu nicht befugt sein sollte. Trotzdem wird er behaupten, daß er doch unmöglich alles allein übersehen und wissen könne, und dies mit einem gewissen Recht. Ist es dem Leiter der bureaukratisch eingerichteten Behörde aber vergönnt, die Verantwortung mehr oder weniger von sich zu weisen, wer soll sie an seiner Stelle übernehmen? Natürlich der Dezernent nach dem Grundsatz, was ich nicht weiß, hätte ein anderer wissen müssen. Ist es aber nicht ein Unding, dem Dezernenten, der gar kein Entscheidungsrecht hat, Verantwortung aufzubürden? Und wo sollen schließlich die Grenzen der Verantwortung, die jeder Beteiligte hat, zu finden sein? Auf diese Frage dürfte keine befriedigende Antwort zu geben sein. Gewiß ist aber ihre Lösung von der größten Wichtigkeit.

Das bureaukratische System macht es auch erforderlich, den Geschäftsgang so einzurichten, daß der Leiter der Behörde möglichst stets in der Lage ist, eingreifen zu können, um von seinem Entscheidungsrecht Gebrauch zu machen. Deshalb müßten auch alle Eingänge durch seine Hand gehen. Wenn dies in der Praxis bei größeren Behörden im allgemeinen nicht geschieht, d. h. nicht geschehen kann, so zeigt sich hier wiederum, welche Unvollkommenheiten das bureaukratische System bei derartigen Behörden in sich birgt. Und vielleicht macht es auch dies System, welches in der ersten und größten Abteilung der Regierungen Geltung hat, erklärlich, wenn man für letztere solange an einem Geschäftsgange festgehalten hat, der vom praktischen Gesichtspunkte gewiß seine Eigentümlichkeiten aufzuweisen hat. Wir meinen hiermit die vielen Instanzen, die ein jedes Schriftstück nach dem Grundsatze, daß die entscheidenden Stellen jedenfalls nicht übergangen werden dürfen, durchzumachen hat, wenn es bei der Regierung eintrifft oder sie wieder verläßt. Sind nämlich die Eingänge im Präsidialbureau eingeteilt worden, so gehen sie zunächst zum Regierungspräsidenten, dann zum Abteilungsdirigenten, oder auch gleich hierhin mit Übergehung des Präsidenten. Darauf gelangen sie zum Dezernenten; von hier in den meisten Fällen zum Bureau. Unter Umständen können sie nach der neueren Geschäftsanweisung auch noch ein zweites Mal zum Dezernenten gelangen. Jedenfalls sind es nicht weniger als vier Instanzen, welche berufen sind, die Eingänge zu studieren, die erforderlichen Akten herbeischaffen zu lassen, Rücksprachen abzuhalten oder sonstige informatorische Tätigkeiten vorzunehmen. Die Bearbeitung kann aber schließlich doch nur an einer Stelle vorgenommen werden. Erwägt man nun, daß alle Eingänge eine Reihe von zeitraubenden Formalitäten durchzumachen haben, so wird man leicht begreifen, daß von der gesamten

Zeit, während welcher sich ein Schriftstück auf der Regierung befindet, nur ein verhältnismäßig ganz geringer Bruchteil im allgemeinen für die Bearbeitung, also für das allerwesentlichste, zur Verfügung bleibt, es müßte sich denn gerade um ein längeres Studium handeln. Daß Einrichtungen, die ein solches bedingen, als nicht besonders glückliche gepriesen werden können, bedarf kaum der Betonung.

Auch möchten wir die Frage aufwerfen, ob es denn für die Geschäftserledigung überhaupt vorteilhaft sein kann, wenn ein Schriftstück, das etwa von einem dazu befähigten Bureaubeamten entworfen worden ist, unter Umständen noch drei Instanzen innerhalb der Behörde durchlaufen, nämlich vom Dezernenten, Abteilungsdirigenten und vom Präsidenten gelesen werden muß, von denen jeder einzelne die Entscheidung des Vorhergehenden aufzuheben befugt ist? Wir möchten diese Frage dahin beantworten, daß allzuviel immer ungesund ist. Namentlich die Gründlichkeit, an die man hier noch in erster Linie denken möchte, wird durch so viele einander übergeordnete Instanzen gewiß nicht gefördert. Im Gegenteil liegt es in der Natur der Sache, daß intensivste Arbeit kaum dort zu erwarten ist, wo man sich sagen muß, daß ein einziger Federstrich stundenlange Mühen zu schanden machen kann. Wird man solche Möglichkeit auch durch vorherige Verständigung zu vermeiden suchen, so ist letztere doch nie in dem Maße durchführbar, daß für die Arbeiten der unteren Instanz, was die Frage ihrer Anerkennung durch die höhere anbetrifft, nicht ein erhebliches Risiko verbliebe. Selbst beim Vorhandensein der größten Gewissenhaftigkeit kann dies aber zum mindesten kein Ansporn zu erhöhter Tätigkeit sein.

Zusammenfassend möchten wir daher bei der Geschäftserledigung der Regierungen als ungünstige Momente hauptsächlich ansehen einmal die grundsätzliche Trennung von Entscheidungsrecht einerseits, Bearbeitung und Information anderseits, das andere Mal das Vorhandensein zu vieler Instanzen für die sachliche Erledigung.

Daß übrigens auch für die formelle Erledigung ein recht langer Instanzenweg durchzumachen ist, sei hier nur beiläufig erwähnt.

Vielleicht aus ähnlichen Anschauungen heraus, wie den geschilderten, hat die vor etwa zwei Jahren in Kraft getretene neue Geschäftsanweisung für die Regierungen in glücklicher Weise manche Neuerung gebracht. Von einschneidenster Bedeutung ist hierbei die Bestimmung, daß auch die Dezernenten unter Umständen ihre Verfügungen selbständig erledigen d. h. zeichnen dürfen. Damit ist der sehr wichtige Grundsatz anerkannt, daß das alleinige Entscheidungsrecht des Regierungspräsidenten oder seines Vertreters nicht mehr aufrecht zu erhalten ist. Manche jener Eigenarten des Geschäftsganges, die wir als Mängel nachzuweisen suchten, scheinen dadurch mehr oder weniger beseitigt zu sein. Dennoch ist die Änderung gegen früher nur eine scheinbare, weshalb wir sie auch bei der Darstellung des Vorhergehenden nicht berücksichtigen zu können glaubten. Das bureaukratische System ist zwar, um den Ansprüchen der Praxis besser genügen

zu können, arg durchlöchert worden, aber in allen wesentlichen Punkten ist es schließlich doch geblieben. Der Dezernent kann wohl eine Reihe von Schriftstücken nach eigenem Ermessen bearbeiten, aber er tut dies lediglich im Auftrage des Präsidenten, und letzterer kann diesen Auftrag jederzeit modifizieren oder ganz zurücknehmen. Von einem Entscheidungsrecht des Dezernenten, welches jedenfalls die Voraussetzung sein müßte, um ein wirkliches Verantwortlichkeitsgefühl, verbunden mit der nötigen Initiative, aufkommen zu lassen, kann nicht die Rede sein.

So ist denn im Grunde alles beim alten geblieben, und es ist uns sogar sehr fraglich, ob die besprochene Neuerung, wenn sie nicht den ersten Schritt einer weiteren Entwicklung bedeuten sollte, für die Dauer überhaupt von segensreicher Wirkung wird sein können.

In erster Linie steht zu befürchten, daß die entscheidende Stelle in allen denjenigen Fällen, wo sie zunächst nicht mitgewirkt hat, gern zur nachträglichen Kritik geneigt sein wird. Es liegt dies nicht nur in der Natur der Sache, sondern ist auch kaum vermeidbar, da die leitende Stelle sich doch nach wie vor für alle Dinge, die zu ihrer Kenntnis kommen, in gewissem Grade verantwortlich fühlen muß. Die stets bestehende Möglichkeit der nachträglichen Kritik muß aber trotz scheinbar größerer Bewegungsfreiheit die Tätigkeit des Dezernenten mehr wie früher hemmen, sie unsicher und schwankend machen.

Noch mehr in diesem Sinne wird aber die Kritik wirken, welche etwa seitens des Publikums und der unteren Behörden ausgeübt wird. Aller Wahrscheinlichkeit wird man sich daran gewöhnen, bei den Verfügungen der Regierung mit der Zeit zweierlei Arten zu unterscheiden, und zwar solche, bei denen der Regierungspräsident mitgewirkt hat, und solche, bei denen dies nicht der Fall gewesen ist. Und man wird bald geneigt sein, die letztere Art nicht als endgültige Entscheidungen der Behörde anzusehen. Da nun der Regierungspräsident nicht abgeneigt sein kann, auf Ersuchen der Beteiligten die Entscheidungen der Dezernenten abzuändern oder aufzuheben, falls er es für angemessen halten sollte, so steht zu erwarten, daß sich innerhalb der Regierung zwei Instanzen nach Art von Behörden, von denen die eine der anderen übergeordnet ist, herausbilden werden. Daß dies aber von äußerst ungünstigem Einfluß auf die Geschäftserledigung sein muß, steht wohl außer Frage. Würde der Regierungspräsident doch Beschwerdeinstanz hinsichtlich der unter seiner eigenen Firma ergangenen Entscheidungen sein. Notgedrungen müßte dies die Einheit der ganzen Behörde zerreißen.

Wie wir bereits angedeutet haben, sind wir daher der Meinung, daß die in Rede stehende Änderung, welche die neue Geschäftsanweisung für die Regierungen gebracht hat, wohl noch einer weiteren Entwicklung bedarf. Letztere glauben wir aber dann als die günstigste ansehen zu müssen, wenn die Regierungen wirklich wieder zu Kollegien werden, wie sich ihre Mitglieder noch heute immer, wenn auch kaum mit Recht, bezeichnen, d. h. wenn wieder wie

einst die Abstimmung, also das kollegiale System bei der Geschäftserledigung Bedeutung gewinnt.

Die damit verbundenen Vorteile bei gleichzeitiger Berücksichtigung der Grundsätze der neuen Geschäftsanweisung sind unseres Erachtens recht wesentliche.

Wir denken hierbei nicht an regelmäßig abzuhaltende, langatmige Sitzungen, wie sie einst üblich waren. Vielmehr soll die Abstimmung nur als ein Recht des Präsidenten und des Dezernenten vorhanden sein, von welchem nach Belieben Gebrauch gemacht werden kann, bei nicht zu beseitigender Meinungsverschiedenheit aber Gebrauch gemacht werden muß, sei es nun, daß das ganze Kollegium oder einzelne Teile desselben zur Mitwirkung berufen werden.

Der Geschäftsgang wird sich dann im wesentlichen so abspielen können, daß zunächst alle diejenigen Sachen — es wird dies bei weitem die Mehrzahl sein —, welche dem Dezernenten zur selbständigen Bearbeitung überwiesen werden, von ihm wie bisher allein abgemacht werden, und zwar auch ganz unter seiner Verantwortung. Grundsätzlich darf es gegen derartige Entscheidungen nur die Beschwerde an die vorgesetzte Behörde, nicht an den Regierungspräsidenten geben. Diejenigen Sachen dagegen, bei welchen letzterer seine Mitwirkung vorbehalten hat, müssen als rechtlich zustande gekommen gelten, sobald Präsident und Dezernent einig sind. Erst wenn solche Einigung nicht zu erzielen sein sollte, wird es zur Abstimmung kommen. Falls der Präsident mit den Entscheidungen des Kollegiums nicht einverstanden sein kann, muß es sowohl sein Recht wie seine Pflicht sein, die Entscheidung des Ministers herbeizuführen. In dringenden Fällen wird er, wie es schon jetzt möglich ist, an Stelle des Kollegiums handeln dürfen.

Im großen und ganzen wird hiernach der Gang der Geschäfte sich ziemlich ebenso abwickeln wie bisher. Die wesentliche Neuerung, die äußerlich nicht einmal sehr hervorzutreten braucht, wird nur darin bestehen, daß die Herbeiführung der Abstimmung in allen Fällen als ein „Recht" zur Verfügung steht. Dieses „Recht" hat aber darin seine Bedeutung, daß einerseits der Dezernent infolgedessen eine Meinung haben und sie unter seiner Verantwortung vertreten darf, was die oben erwähnten Nachteile seiner jetzigen Stellung beseitigt, während anderseits der Leiter der Behörde von seiner in der Theorie bestehenden übergroßen Verantwortung, für die er in Wirklichkeit doch nicht einstehen kann, in angemessener Weise frei wird.

Zugleich tritt als allgemein verantwortlicher Faktor das Regierungskollegium auf, wie es ja für gewisse Dinge auch nach der bisherigen Organisation noch der Fall war. Dies würde aber für alle Beteiligten — Präsident und Dezernenten — zunächst eine wesentliche Stärkung der eigenen Stellung bedeuten und sie frei machen von dem leicht wirkenden Einfluß von außen, dem jeder mehr oder weniger unterliegt, wenn er ohne weiteres ja oder nein sagen kann, der aber notgedrungen eine gewisse Unsicherheit in die Verwaltung bringen muß, da er leicht zu schwankenden und zufälligen Entscheidungen führt. Abgesehen

hiervon werden die Kollegien ein wichtiger Sammelpunkt von Erfahrungen und Überlieferungen werden, so daß die Erhaltung erprobter Anschauungen von dem jeweiligen Wechsel der Beamten möglichst unabhängig bleibt. Alles in allem werden die Kollegien im Sinne einer wohltätigen Konsequenz und Stetigkeit wirken, welche im Interesse einer Vertrauen erweckenden Verwaltung unbedingt erforderlich ist.

Bei unserer Erörterung haben wir nicht der Oberregierungsräte, d. h. der Abteilungsdirigenten, gedacht. Daß man sie übergehen kann, ohne daß die Darstellung eigentlich falsch wird, ist bezeichnend genug und weist bereits deutlich auf ihre eigentümliche Stellung zwischen Präsident und Dezernent hin. Im übrigen ist diese Stellung verschieden. In den Abteilungen zwei und drei haben die Dirigenten eigentlich nur gewisse Leitungsbefugnisse, während sie in den bureaukratisch eingerichteten ersten Abteilungen das Entscheidungsrecht haben, wenn der Präsident nicht entscheiden will. Daneben hat ein Abteilungsdirigent — gewöhnlich derjenige der ersten Abteilung — noch die Vertretung des Präsidenten, insofern er an der Spitze der ganzen Regierung steht. Abgesehen von diesen Verschiedenheiten zeigen alle Abteilungsdirigenten das Gemeinsame, daß sie gerade die ungünstigen Momente, welche wir bei Präsident und Dezernenten hervorgehoben haben, in sich vereinigen. Mit dem ersteren haben sie die mangelnde Information, mit den letzteren die fehlende Entscheidungsbefugnis gemein, da ihre Entschließungen der Beeinflussung durch das Kollegium oder den Präsidenten unterliegen. Da nun die neue Geschäftsanweisung für die Regierungen einen Teil der Entscheidungsbefugnisse der Abteilungsdirigenten ohnehin an die Dezernenten übertragen hat, frägt es sich, ob es sich nicht empfiehlt, die ihnen verbleibende Tätigkeit ganz zu nehmen, um sie anderen Stellen, insbesondere den Dezernenten, zu übertragen, zumal auf diese Weise eine der nach unserer Ansicht allzu vielen Instanzen innerhalb der Regierungen beseitigt würde.

Wir möchten diese Frage bejahen.

Zur Begründung unseres Standpunktes sei zunächst darauf hingewiesen, daß es kaum eine Tätigkeit des Abteilungsdirigenten gibt, für welche seine Beibehaltung wesentlich erscheint. Die eingehenden Sachen können grundsätzlich bereits im Präsidialbureau auf alle Dezernenten verteilt werden. Die formelle Leitung etwaiger Verhandlungen, von Abstimmungen usw. kann gewiß dem jeweilig ältesten der anwesenden Dezernenten übertragen werden. Und auch die Einheit hinsichtlich der sachlichen Geschäftserledigung wird vollauf gewahrt werden können, wenn der Präsident hierüber wacht, grundsätzliche Beschlüsse der Kollegien das Nähere anordnen, oder die Mitzeichnung von geeigneten, namentlich des die generellen Sachen bearbeitenden Dezernenten vorgesehen wird. Personalangelegenheiten sollten aber grundsätzlich Sache des Präsidenten sein, wobei, wie bereits an anderer Stelle hervorgehoben worden ist, unseres Erachtens der Oberpräsident als wesentlich mitwirkender Faktor einzutreten hätte.

Was nun schließlich das Entscheidungsrecht des Abteilungsdirigenten in den sogenannten wichtigeren Sachen, welche ihnen die neue Geschäftsanweisung noch

vorbehalten hat, anbetrifft, so kann dies schon deshalb keine große Bedeutung haben, weil bei allen derartigen Dingen der Präsident in der Regel beteiligt sein wird. Für den Abteilungsdirigenten selbst wird auf diese Weise wenig übrig bleiben. Und für dies Wenige ließe sich seine Existenz nur dann rechtfertigen, wenn die Vertretung des Präsidenten sie erheischte, oder sie wegen der besseren Qualität des Dirigenten dem Dezernenten gegenüber zu fordern wäre.

Die Vertretung des Präsidenten zunächst kann hierbei kaum von entscheidender Bedeutung sein; denn wenn der Präsident einmal mehrere Dirigenten als Vertreter haben darf, so ist es nicht einzusehen, warum es nicht noch einige mehr in Gestalt der Dezernenten sein dürfen. So bliebe die Notwendigkeit des Abteilungsdirigenten nur vom Standpunkt seiner besseren Qualität zu begründen, sei es daß diese durch größere Erfahrung oder durch größere Begabung bedingt ist. Aber auch in dieser Hinsicht läßt sich wenig Stichhaltiges sagen. Selbstverständlich denken wir uns, daß für die Dezernenten nur vollwertige Kräfte, d. h. etatsmäßig angestellte Beamte in Frage kommen, nicht jugendliche Anfänger, die nur als Hilfsbeamte zu verwenden sein dürften. Ist dies aber erst zum Grundsatz erhoben, dann wird eine Garantie für die bessere Qualität des Dirigenten nicht leicht zu übernehmen sein. Wäre dies leicht, so würde dies eine Qualität der Beamten, unter denen die Auswahl der Dirigenten zu treffen ist, voraussetzen, wie sie unseres Erachtens überhaupt nicht vorhanden sein darf und auch nicht zu sein braucht. Abgesehen hiervon können bei der Auswahl gewiß Irrtümer vorkommen, die das gewünschte Ziel in keiner Weise erreichen lassen. Im übrigen wird anzuerkennen sein, daß bei ungefähr gleicher Qualität von Dirigenten und Dezernenten, letztere sich durch ihre bessere spezielle Information im allgemeinen als überlegen zeigen müssen. Daß überall, wo dies der Fall ist, die Geschäftserledigung durch den Dirigenten unmöglich in erwünschter Weise gefördert werden kann, ist ohne weiteres einzusehen. Aber auch dann, wenn die Kräfte der Beteiligten unter Berücksichtigung aller Umstände als gleichwertig anzunehmen sind, wäre die Nachprüfung durch den Dirigenten nur als eine die Erledigung verzögernde Tatsache anzusehen und ließe sich daher nicht rechtfertigen.

Sofern aber trotzdem die Beseitigung der Abteilungsdirigenten noch bedenklich erscheinen sollte, so bedarf es nur des Hinweises, daß zur Erreichung des uns vorschwebenden Zieles auch gerade so gut die Dirigenten beibehalten werden können, daß es vielmehr nur erforderlich ist, ihre Zahl um einige zu vermehren, um dann die Dezernenten fallen zu lassen. Soweit es die Qualität verlangt, wäre diesem Verfahren sogar unbedingt der Vorzug zu geben. Wesentlich ist ja nur, daß die vorhandenen Instanzen innerhalb der Regierungen um eine verringert werden, und daß in diesem Sinne Dezernenten und Dirigenten ineinander aufgehen.

Jedenfalls würde eine derartige Verschmelzung, was Vereinfachung und Schnelligkeit des Geschäftsganges anbelangt, bedeutende Vorteile zur Folge haben.

Zunächst leuchtet es ohne weiteres ein, daß die sachliche Erledigung sehr viel schneller vonstatten gehen muß, wenn das viele Lesen und Nachprüfen der Eingänge sowie der erledigten Schriftstücke durch die Dirigenten, verbunden mit eventuellen Rücksprachen usw., wegfallen würde. Auf diese Weise wäre es möglich, auch die Eingänge sehr viel früher dem Dezernenten zuzuführen und ihm für die eigentliche Bearbeitung weit mehr Zeit und Ruhe zu lassen, als dies bisher oft angängig war. Soweit dies aber nicht erforderlich erscheint, werden die betreffenden Schriftstücke zum wenigstens sehr viel früher zur Erledigung kommen, was wiederum als ein nicht unwesentlicher Gewinn zu buchen sein wird. Im übrigen werden sowohl die Dezernenten wie alle anderen Beamten, insofern sie das Vorhandensein des Abteilungsdirigenten in Tätigkeit treten ließ, nicht unerheblich entlastet werden, was natürlich die Möglichkeit von Mehrleistungen oder schnelleren Leistungen zur Folge haben muß.

Im engen Zusammenhang hiermit ergeben sich auch große formale Vorteile, indem alle diejenigen Bewegungen, welche die Person des Abteilungsdirigenten betrafen, in Wegfall kommen könnten. Vor allen Dingen wird es aber erst dann, wenn innerhalb der Regierung nur noch zwei Hauptinstanzen — Präsident und Dezernenten — übrigbleiben, angängig sein, die ganze Behörde in eine Reihe von Arbeitsstellen zu zerlegen. Auf diesen wird sich behufs Erledigung all der zahlreichen Sachen, bei welchen der Präsident nicht mitzuwirken wünscht, in zwei möglichst unmittelbar nebeneinanderliegenden Zimmern — das des Dezernenten und das des Bureaus — alles dasjenige abspielen können, was jetzt auf sehr viele Stellen verteilt ist und fortwährende, mit großen Zeitverlusten verbundene Bewegungen notwendig macht. Stenographie, Diktieren in die Schreibmaschine, Kopie oder Durchdruck an Stelle der Abschrift usw. könnten erst dann in nennenswerter Weise zur Anwendung kommen, wenn Einrichtungen vorhanden sind, nach welchen zum wenigsten für den größten Teil der einmal bearbeiteten Sachen nochmalige Bearbeitungen in anderem Sinne oder wesentliche Abänderungen nicht mehr zu erwarten stehen.

Ergeben sich hiernach sowohl in sachlicher wie formaler Hinsicht Arbeitsverminderungen, so muß dies naturgemäß zu einer Ersparnis an Beamtenkräften führen, die zum mindesten darin zum Ausdruck kommen muß, daß die Zahl der Beamten nicht in der bisherigen Weise zuzunehmen braucht. Ganz besonders wird dies hinsichtlich der Dezernenten gelten können, da ihnen nach Beseitigung der Abteilungsdirigenten eine schnellere Erledigung der Arbeiten nicht nur möglich sein wird, sondern weil sie an und für sich infolge der größeren Bewegungsfreiheit und der Möglichkeit selbständiger Entschließung dazu geneigt sein werden.

Alles in allem wird es unseres Erachtens sich höchstens noch darum handeln können, ob etwa ein Vertreter des Regierungspräsidenten als besondere Beamtenkategorie beizubehalten sein wird. Selbstverständlich denken wir uns einen derartigen Vertreter im Rahmen unserer Vorschläge so, daß er nur dann

in Tätigkeit tritt, wenn der Präsident wirklich abwesend ist. Keineswegs dürfte zwischen letzterem und seinem Vertreter eine Teilung der Geschäfte eintreten, was den alten langen Instanzenweg zum Teil wieder herstellen würde, ganz abgesehen davon, daß für eine Teilung kaum noch ein ausgesprochenes Bedürfnis vorhanden sein würde. Auf diese Weise bliebe für den Vertreter nur eine recht geringe Tätigkeit, so daß er natürlich Dezernent wie jeder andere sein müßte. Eben deswegen und der Folgerichtigkeit zuliebe, die immer auch Einfachheit bedeutet, möchten wir es daher für entschieden richtiger halten, nicht eine besondere Stellung für den Vertreter des Präsidenten zu schaffen, vielmehr die Vertretung bei Abwesenheit des Leiters der Behörde dem jeweilig ältesten Dezernenten zu übertragen. Es ist leicht so einzurichten, daß letzterer die hierfür nötigen Eigenschaften hat, zumal wenn man sich vergegenwärtigt, daß die bisherigen Abteilungsdirigenten unter den Dezernenten zu finden sein werden.

Daß die Verminderung der Instanzen innerhalb der Regierung auch gleichzeitig eine Vergrößerung der an die Bureaubeamten zu stellenden Ansprüche bedingen müßte, sei hier ebenfalls noch hervorgehoben. Und zwar glauben wir, daß dies ohne weiteres möglich sein wird, wenn in den Bureaus, ebenso wie wir dies hinsichtlich der Dezernenten an anderer Stelle in Vorschlag gebracht haben, nur vollwertige Kräfte zur Verwendung gelangen, d. h. nur fest angestellte Beamte zur selbständigen Tätigkeit berufen werden, jüngere Beamte aber nur als Hilfskräfte in Betracht kommen. Dies hätte zudem noch den großen Vorteil, daß die jüngeren Bureaubeamten, wenn sie zunächst ihre Arbeiten unter Leitung ihrer erfahreneren Kollegen anfertigen, eine viel gründlichere Ausbildung erhalten können, als wenn sie allzu früh sich selbst überlassen werden . . .

Wenn wir bisher ausschließlich hinsichtlich der Regierungen unsere Reformvorschläge zur Erörterung gebracht haben, so geschah dies nicht zufällig, vielmehr aus dem Grunde, weil gerade für diese Behörden die Reform in erster Linie von Bedeutung sein muß. Es liegt dies im Charakter der Regierungen begründet, welche vornehmlich dazu berufen sind, in Verbindung mit den Landratsämtern die eigentliche praktische Verwaltung in Ausführung der Gesetze und der Verordnungen der höheren Instanz zur Erledigung zu bringen. Eine Reform muß daher vor allen Dingen darauf Bedacht nehmen, die Geschäftsanweisung gerade der Regierungen so zu gestalten, daß ein möglichst leichtes und schnelles Arbeiten die Regel bilden kann. Hinsichtlich der Landratsämter versteht sich ein derartiges Arbeiten, wenn sie nur einigermaßen das sind, was sie sein sollen, ganz von selbst, so daß es hier an der bisherigen Art und Weise der Geschäftserledigung zumal beim Vorhandensein nur eines verantwortlichen Beamten kaum etwas zu ändern geben kann. Wohl aber dürften unsere Vorschläge mit entsprechenden Abänderungen für die Oberpräsidien in Betracht kommen, wenn sie auch hier, da diese Behörden kleiner sind, und ihnen andere Aufgaben zufallen, nicht von der gleichen Bedeutung sein werden, wie für die Regierungen.

Was nun die Zentralbehörde anbetrifft, so ist es klar, daß der Minister unter allen Umständen die Entscheidung allein in seiner Hand behalten muß. Es kann daher hier grundsätzlich nur das bureaukratische System zur Anwendung gelangen. Die Fehler, die es bei großen Behörden zweifellos überall hat, treten bei der Zentralbehörde überdies lange nicht so scharf hervor, weil es sich bei ihr im Gegensatz zu der Provinzialbehörde in der Hauptsache um allgemeine Anordnungen handelt, welche meist sowieso einer längeren, eingehenden Prüfung unterliegen, so daß die Frage der schnellen und einfachen Geschäftserledigung hierbei ganz von selbst in den Hintergrund tritt.

Nichtsdestoweniger wird es auch hinsichtlich der Zentralbehörde zu erwägen sein, ob der Minister nicht zweckmäßigerweise gewisse Dienstzweige widerruflich Kollegien innerhalb des Ministeriums zur Bearbeitung übertragen möchte, so daß die Mitglieder dieser Kollegien die Geschäfte in ähnlicher Weise erledigen könnten, wie wir es hinsichtlich der Regierungen in Vorschlag gebracht haben. Für eine derartige Behandlung wären unseres Erachtens manche Angelegenheiten, über welche die Zentralbehörde als letzte Instanz im Beschwerdewege zu entscheiden hat, und wo es hauptsächlich auf sachliche Beherrschung der einschlägigen Materie, im übrigen auf Konsequenz ankommt, wohl geeignet.

(Fortsetzung folgt)

Ein romantisches Brautpaar

Von Heinz Amelung in Berlin-Wilmersdorf

Eine der sympathischsten Gestalten des romantischen Dichterkreises ist der am 26. Januar 1781 zu Berlin geborene märkische Junker Achim von Arnim. „Männlich schön, von edlem, hohem Wuchse, freimütig, feurig und mild, wacker, zuverlässig und ehrenhaft in allem Wesen, treu zu den Freunden haltend, wo diese von allen verlassen, war Arnim in der Tat, was andere durch mittelalterlichen Aufputz gern scheinen wollten, eine ritterliche Erscheinung im besten Sinne.“ So schildert Eichendorff den in poetischen Anschauungen ihm nahe verwandten Dichter, der heute wenig genannt, noch weniger im großen Lesepublikum gekannt ist. Und doch hat Arnim Novellen verfaßt, die den besten Stücken deutscher Erzählungskunst zuzurechnen sind: neben der lustigen Verserzählung „Rembrandts Versteigerung“, die Meisternovellen „Isabella von Ägypten, Kaiser Karl des Fünften erste Jugendliebe“ und „Der tolle Invalide auf dem Fort Ra-

tonneau". Ebenso überragen sein leider unvollendet gebliebener großer historischer Roman „Die Kronenwächter" sowie der Zeitroman „Armut, Reichtum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores" weit die meisten unserer modernen belletristischen Erzeugnisse. Es erscheint mir deshalb als eine Pflicht, wiederholt auf die drei starke Bände umfassende Sammlung von Arnims Werken hinzuweisen, die der Inselverlag für 3 Mark herausgebracht hat. Diese günstige und äußerst wohlfeile Gelegenheit, einen großen, echt nationalen Dichter kennen zu lernen, sollte sich kein Deutscher entgehen lassen.

Als Arnim im Jahre 1800 die berühmte Universität Göttingen bezogen hatte, um die in Halle begonnenen juristischen und physikalischen Studien fortzusetzen, wurde er dort mit dem jungen, als Dichter schon bekannten Frankfurter Kaufmannssohn Clemens Brentano bekannt und eng befreundet, der sich in Jena unter dem Einflusse der Schlegel, Tieck, Novalis ganz den romantischen Ideen ergeben hatte. Durch ihn wurde er zu eigener poetischer Arbeit, gleichfalls im Sinne der neuen Kunstlehre, angeregt, durch ihn wurde er auch, zuerst mündlich und brieflich, dann im Juni 1802 persönlich, mit Bettine Brentano bekannt, die am 10. März 1811 seine Gattin wurde. Während dieser Jahre ist zwischen den beiden fast ununterbrochen ein reger Briefwechsel geführt worden, den uns nun Reinhold Steig im zweiten Bande des von ihm und Herman Grimm herausgegebenen Werkes „Achim von Arnim und die ihm nahe standen" unter dem Titel „Achim von Arnim und Bettine Brentano" vorlegt (Stuttgart und Berlin 1913; Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger. Preis 10 Mark).

Einundzwanzig Jahre war Arnim alt, als er zum ersten Male, der dringenden Einladung des Freundes Clemens folgend, im gastlichen Hause der vielköpfigen Familie Brentano, dem Goldenen Kopf in der Sandgasse zu Frankfurt am Main, einkehrte. Damals stand die schwärmerische Liebe zwischen Clemens und Bettine in höchster Blüte; in Bettinens wundersam poetischem Briefroman „Clemens Brentanos Frühlingskranz" vernehmen wir noch den Nachhall aus der Jugendzeit zweier genialischer Menschen. Hier können wir auch nachlesen, wie Bettine scherzend dem Bruder den Auftrag gab: „Wenn du an Arnim schreibst, so sage ihm, daß ich ihn noch recht lieb habe, aber nicht so deutlich sage es ihm, wie hier in diesem Brief;" und jene lustige Beschreibung des Freundespaares finden wir hier: „Ich war bei der Günderode, als ich von Eurer Begleitung nach dem Mainzer Schiff zurückkam, ich lachte, und sie lächelte (sie lächelt immer nur über dich, sie lacht nie), wie ich ihr aber die Beschreibung machte von Euch zwei, wie Arnim so schlampig in seinem weiten Überrock, die Naht im Ärmel aufgetrennt, mit dem Ziegenhainer, die Mütze mit halb abgerissenem Futter, das neben heraus sah, du so fein und elegant, mit rotem Mützchen über deinen tausend schwarzen Locken, mit dem dünnsten Röhrchen, einen lockenden Tabaksbeutel aus der Tasche, und wie Arnim unterwegs die Bemerkung machte, die Mädchen am Brunnen sähen dir

mit Wohlgefallen nach, daß du da unterwegs getan hast, als verständest du das nicht, und nachher es dem Arnim zuschobst, aber doch gleich sehr viel schärfer auftratst, als wenn dir wer weiß welcher originelle Geist so ganz durch den Leib gefahren wär, und wie du mit deinem zierlichen Sprung ins Mainzer Schiff mit einem so selbstbewußten Genuß hineinsprangst. — Es sei prophetisch, meinte gleich die Günderode."

Unterdessen sprachen sich die Freunde in ihren Briefen über Bettine aus. Arnim, der nach dem Frankfurter Besuch und einer kurzen Rheinfahrt die damals übliche große Bildungsreise angetreten hatte, die ihn durch Süddeutschland, die Schweiz, Frankreich und England führte, urteilte: „Ich lese Bettinens Brief und lese ihn wieder, und zum erstenmal weiß ich nicht, was ich dir schreiben soll, da mir sonst gewöhnlich die Feder mit dem Kopfe davonlief. Ich habe oft so recht fest und tief in einen Wassersturz geblickt, und ich glaubte mich zu begreifen; ich weiß wahrlich nichts von mir, ob ich Wasser oder Dunst oder Eis oder ein Stück des glühenden Regenbogens bin, aber ich glaube, daß ich wechselnd eins nach dem andern werde. . . . Und nun siehe Bettinen dagegen mit ihrer Klarheit durch sich selbst, sie kennt jede wechselnde Empfindung in sich, und ihr Nachdenken ist ein Sinnen über sich, sie kann ewig nur durch sich froh werden und traurig, die ganze Richtung unserer Kräfte treibt entgegengesetzt, ihre Nähe ergreift mit einer Trauer darüber, daß jeder Augenblick uns weiter entfernt, und daß ich nicht umkehren kann zu ihrer Ruhe. . . . Bettinen muß dabei die Zeit nicht vergehen, dafür müssen wir beide sorgen, die wir ihr gut sind, darum müssen wir froh sein, daß Bettine mich nicht liebt, aber ich muß jubeln, daß sie mir gut ist, denn siehe, ich bin die Zeit, die wenigen recht ist, wenn sie ist, und von manchen zurückgewünscht wird, wenn sie vergangen. Das höhere Gemüt unterscheidet sich vom niederen, daß eben das Höchste von diesem ihm das Niederste wird, es hat jenes in sich aber noch mehr. Was anderen Mädchen schon hohe Liebe wäre, ist für Bettinen Freundschaft, ihre Liebe aber muß etwas werden, wovon kein anderes Mädchen etwas ahndet. Ich war ein freundlicher Ruf in ihre Einsamkeit, in eine Einsamkeit, wo du sie leider alle verachten gelehrt hast, und ich kam an deiner Hand. Der Frühling ist ein Unding, und doch lieben wir ihn wie einen Freund, weil ihn die kleinen Veilchen und hohen Rosen herbeiführen; es ist das einzige Gute an mir, wie am Frühling, daß wir keinen mit unserer Kälte oder Hitze belästigen, der Wesen Mannigfalt kann sich frei entfalten. Das nannte Bettine meine Höflichkeit, sie glaubte nie einen höflicheren Menschen gesehen zu haben. Du wirst dich erinnern, das machte sie wohl, sie wurde freier, aber lieber; jede Pflanze braucht einen festen Boden, und den gibt ihr der Frühling nicht."

Dieser Ansicht stimmte nun freilich Clemens nicht zu; er glaubte die Schwester besser zu kennen: „Was du von Bettinens Liebe sagst, begreife ich auch wohl besser als du. Bettine liebt dich auch wie ich, sie könnte auch alles das, aber sie ist eine Jungfrau, und die Natur stellt sie in ein doppeltes Verhältnis mit

dir, du hast sie nicht verstanden oder magst sie nicht verstehen, und dann ist die Art, wie du von dir und ihr sprichst, freilich sehr zart. . . . Da ich von Koblenz kam und sie sah, war sie sehr geschämig gegen mich wegen der Liebe zu dir; du kannst wohl begreifen, daß ich sie von dieser Liebe zu heilen suchte, und dazu gibt es kein Mittel als Neckerei. Sie weinte im Anfang, dann aber hörte sie ruhig zu und gestand mir endlich, wenn sie alle die andern erzählen höre, was du alles mit ihnen gesprochen habest, und daß sie von dir so vieles erzählen könnten, so mache sie das traurig, und sie liebe dich dann nicht mehr so."

Allmählich wurde Bettinens Bild in Arnims Erinnerung zurückgedrängt vor den vielen neuen Eindrücken, die er in fremden Ländern in sich aufnahm, vor den vielen neuen Menschen, die er kennen lernte. „Deine Schwester grüße jedesmal herzlich, wenn ich auch vergesse, es dir zu sagen." Dieser Auftrag aus London ist von Ende 1802 bis Ende 1804 die einzige Erwähnung Bettinens.

Mitte November 1804 kam Clemens Brentano nach Berlin, um den von seiner Reise zurückgekehrten Freund wiederzusehen. Gewiß bot damals Bettine oft den Stoff gegenseitiger Unterhaltung; das wichtigste Ergebnis der Zusammenkunft aber war der Entschluß, die deutschen Volkslieder gemeinsam zu sammeln und herauszugeben. Zur Redaktion des ersten Bandes von „Des Knaben Wunderhorn", dieser köstlichen Frucht des Freundschaftsbundes zwischen Arnim und Brentano, traf Arnim im Mai 1805 in Heidelberg ein. Aus dieser glücklichen und schaffensfrohen mit Clemens und seiner Frau Sophie verlebten Zeit ist uns eine Schilderung des Professors Creuzer erhalten, desselben Mannes, der an dem freiwilligen Tode der Karoline von Günderode schuld wurde: „Arnim redet sehr wenig; was er sagt, ist gewöhnlich heiterer Scherz. Aber im stillen, wenn ich so ihm seitwärts ging, hab ich mich an seiner Erscheinung geweidet. Zuversicht und Kraft sind ihr aufgeprägt. Es ist doch was Herrliches um dieses kräftige Auftreten auf den Erdboden, um dieses heitere, klare, feste Blicken in die Welt hinaus, wie wenn sie einem dienen müßte. Das vermag Arnim, und zwar ohne gesuchte Kraft, ohne Brutalisieren, sondern so, daß die Kraft freundlich ist und gemildert und folglich schön. So soll der Mann sein."

Im August ging Arnim nach Frankfurt mit Brentano, der bald nach Wiesbaden weiterreiste, um dort eine Kur zu gebrauchen. Während der fünf Monate, die Arnim in Frankfurt verbrachte, um den Druck des Wunderhorns persönlich zu überwachen, wurde er mit Bettine in täglichem Verkehr genauer bekannt. Als er dann gegen Weihnachten über Weimar, wo er Goethe besuchte, und über Halle nach Berlin zurückgekehrt war, wurde die angeknüpfte Freundschaft durch Briefe weiter gepflegt. Von Liebe war in dieser Zeit noch nicht die Rede; höflich und scherzhaft schrieb Arnim, ernster und für die Schreiberin sehr charakteristisch antwortete Bettine. Aus der Fülle ihres reichen Herzens schöpfte sie im März 1806, als sie bei ihrem Schwager Savigny in Marburg weilte, mit tiefer poetischer Empfindung und Darstellung diesen Erguß: „Ich denke, der Mangel

an grüßenden Bildern, worüber Sie klagen, wird bald nicht mehr statthaben. Der Frühling führt diese mit sich auf Wolken und Blumen und Strömen und den kleinen niedlichen Vögelskehlen, ich freue mich sehr, diesen mächtigen Herrscher und Eroberer hier durchziehen zu sehen, ich habe auch den besten Platz und stehe gleich vornean, es wird mir gewiß nichts von seinem Glanz entgehen hier auf dieser edlen Spitze über hängenden Gärten und vielen Bächlein und Brücken und Stegen für den Wandersmann und tausend kleine Täler und Gebüsche voll wilder und zahmer Schöpfung; die Reiselust hängt sich oft mit Gewalt an mein Herz, o es will was sagen, wenn unsere Seele dem Gedanken folgt in die weite, freie Natur, die Füße und den Leib nicht zugleich mitzunehmen, und zumalen hier, wo einen die Macht und Herrlichkeit Gottes von vier Seiten begrüßt, hier Sonnenaufgang, dort Sonnenuntergang, mein Schlafzimmer gegen Norden, und wenn ich aus diesem trete, die braune Nacht noch im Herzen und in den Augen, lacht mich gleich der freundliche helle Tag mit milden, rötlichen Strahlen an. Überhaupt scheint unsere Wohnung von allen Elementen besonders beachtet zu werden. Der Wind behandelte uns wie die jüngsten Kinder seiner Laune oder vielmehr wie Wiegenkinder, denn er singt so manche kindische Phantasie, so manche einschläfernde Ungereimtheit in die annoch dürren Äste der Bäume und Hecken, die in unsere Schlafzimmer hereinschauen, und in die losen Fensterscheiben, daß man denken sollte, es sei ihm etwas an unserem Gedeihen gelegen. Ich habe hier allerlei kleine Sanssoucis, Monrepos und andere Arten von Lustörtchen angelegt auf alten Mauern und Türmen und Gebüsch, und Dorne habe ich noch mit Rosen bepflanzt und so Rosen mit Dornen, damit jede Freude ihren Reiz und jeder Schmerz seine Süßigkeit haben möge. Es sind meistens nur kleine Bänke von Moos in dichtem Gesträuch, wo man besser hineinkriecht und hockt als sitzt oder steht. Aber ich stehe auch dafür, daß im heißesten Sommermittag kaum die Seele der Sonne durchblicken kann. Wer also Schatten sucht und Kühlung, der nehme seinen Wanderstab und komme dahin, ich verheiße ihm Erfüllung seiner Wünsche. Ich selbst zwar werde die Frucht meiner Arbeit nicht mehr genießen, denn wir werden den Mai kaum hier erwarten. Goethes Rezension (des Wunderhorns) hat nun obendrein aller Herrlichkeit dieses Frühlings den Ausschlag gegeben, ich wundere mich sehr, daß ich, die doch gar keinen Teil an dem Verdienst hat, einen ebenso großen an der Freude darüber habe wie Clemens und Arnim; ich besitze diesen Anteil mit gutem Gewissen, da es diesen beiden nichts entzieht. Sie verzeihen, daß ich so gekritzelt habe, die warme Sonne, die alles bewegt, die Schnee und Herzen schmilzt, die machte auch die Hand unsicher, welche sich mit wahrer Innigkeit unterschreibt, ihre Freundin Bettine." Das Lahntal bei Marburg hatte es ihr angetan: „Wenn ich das Leben eines Wanderers recht bildlich beschreiben wollte, so würde ich diese Gegend nehmen, so wie ich sie aus meinem Fenster sah, jung und alte Wälder zur Rechten und zur Linken, einsame, stille Tale, wo es recht wild aussieht, Brücken und Stege über große und kleine Flüsse,

schlängelnder Pfad am Berg hinan, Bronnen unter dem Baum, viele Dörfer hier und dort an Berge gelehnt, an denen das Abendrot hinaufklimmt, und alles vom Wind, von Sonn- und Mondlicht in Bewegung und Leben gesetzt. Und da war ich so froh, wenn ich mich an einem hellen Tag so recht müde geklettert hatte, immer noch höher, immer noch besser wollt ich sehen — ob ich wohl ferner im Leben noch diesen Eifer haben werde, immer noch höher zu steigen, immer noch besser zu schauen und zu erkennen, was gut und schön ist?"

Während Arnim solche wunderherrlichen Briefe erhielt, wurde ihm die schwüle, drückende Luft der politischen Lage in Berlin immer unerträglicher. Allgemein hatte man damals das Gefühl, daß diese Hochspannung nicht lange mehr anhalten könne, daß sie sich vielmehr in einem kräftigen Gewitter entladen müsse. Eine dunkle Wolkenwand baute sich bedrohlich im Westen immer höher auf, einzelne Blitze kündigten bereits das Nahen des Unwetters an.

Um sich der dumpfen Atmosphäre der Politik zu entreißen, ergab sich Arnim mit verdoppeltem Eifer seinen poetischen Plänen. Er gedachte das Dichterehepaar Clemens und Sophie Brentano in Heidelberg aufzusuchen, in der Hoffnung, wieder wie im Jahre vorher einige Wochen in harmonischer und fruchtbarer Zusammenarbeit mit dem liebsten Freunde zu genießen. Das „Wunderhorn" sollte fortgesetzt werden, eine Sammlung ihrer Gedichte mit Melodien von Bettine und Luise Reichardt wollten sie unter dem Titel „Lieder der Liederbrüder" herausgeben.

Wirklich reiste Arnim nach einem kurzen Aufenthalt auf seinem Gute Wiepersdorf nach Halle, wo er ein paar frohe Tage auf dem Giebichenstein in der Familie des Kapellmeisters Reichardt verlebte, dessen Tochter Luise ihm und Brentano befreundet war und manche Gedichte von ihm und aus dem „Wunderhorn" komponiert hatte. Von dort aus richtete er am 12. Juli ein längeres Schreiben an Bettine, ohne noch zu ahnen, daß am gleichen Tage der Rheinbund geschlossen war. Er setzte seine Fahrt zunächst fort über Magdeburg, Braunschweig, Wolfenbüttel, Hannover, Hildesheim nach Göttingen, überall kurze Zeit Rast machend und die Bibliotheken nach Volksliedern durchforschend.

Schon in Hannover war ihm die schmerzliche Erkenntnis geworden, daß er die Freunde am Main und Neckar in diesem Jahre wohl nicht sehen werde. „In Hannover fiel es mir wie Schuppen von den Augen," schrieb er am 16. August 1806 aus Göttingen an Bettine. „Wahrscheinlich sind wir von Frankreich aufgeopfert, es soll aber bei allen guten Geistern kein willig Opfertier finden, die Armee ist voll Freude, unser Sand wirbelt vor Lust, daß er getränkt wird, die Ernte ist reif, schneide sie, wer die Sichel führen kann. Was sollte bestehen, was nicht die Kraft dazu hat! Fort mit uns, wenn wir nicht würdig dieser stolzen Erde, sonst wollen wir uns aber anklammern und einbeißen an dieses liebliche Eigentum, der Teufel will sich nicht mehr brauchen lassen mit seinen Kräften, so muß er fallen! Ich spreche in so gutem Zutrauen, ich kann nicht dafür, aber bewahren Sie es wie meine liebste Hoffnung im sicheren

Herzen, es kann auch wohl alles schlecht und mittelmäßig werden, im Frieden ist kein Heil mehr, im Kriege Verzweiflung."

„Im Frieden ist kein Heil mehr!" Mit diesen Worten ist die Stimmung wiedergegeben, die damals ganz Preußen beherrschte. Es mußte zum Kriege kommen — mochte der enden, wie er wollte. Das Unwetter zog sich immer mehr über Preußen zusammen; endlich brach der Krieg los. Ende September erschienen Blüchersche Husaren in Göttingen auf dem Durchmarsche nach Thüringen. In strömendem Regen richtete Blücher auf dem Marktplatze eine Ansprache an seine Soldaten: „Kameraden! Habt ihr nicht dasselbe Mark in euern Knochen, dasselbe Blut in euern Adern, dieselbe Entschlossenheit in eurem Sinne wie eure Voreltern? Nun, beim Himmel, so haben wir auch dieselbe Macht, dasselbe Glück! Gute Tage und schlechte Tage bei Kommißbrot und Wasser tragt mit gleich lustigem Sinn: seid freundlich jedem, der euch aufnimmt; gedenkt, daß ihr auch Eltern und Verwandte zurückgelassen! Wehe dem, der das Unglück des Krieges auf Unterlegene ausdehnt weiter, als es unvermeidlich lastet. Dreierlei Unwesen ist wegen der Ehre unseres braven Regiments nicht zu dulden: Diebe, Raisonneurs, Säufer! Drei ansteckende Seuchen, deren Berührung wir von uns halten. Der Dieb löst jedes Vertrauen, der Raisonneur hat keins, dem Säufer kann niemand vertrauen — und ohne Vertrauen geschieht nichts!"

Arnim hatte, von jenem glühenden Patriotismus beseelt, der ihn sein Leben lang auszeichnete, Volkslieder, Schillers Reiterlied, Luthers Trutzgesang „Eine feste Burg ist unser Gott" in Eile als Kriegslieder für die preußischen Soldaten umgedichtet und hastig auf fliegenden Blättern drucken lassen. So tat auch er sein möglichstes, um den Mut der Truppen zu entflammen.

Inzwischen war auch Bettine ein schweres Erlebnis nicht erspart geblieben: ihre Freundin Karoline von Günderode hatte am 26. Juli 1806 in Winkel am Rhein selbst ihrem Leben ein Ende gemacht. Was die Freundschaft mit dem zarten Stiftsfräulein, das eine begabte Dichterin war, für Bettine und ihre geistige Entwicklung bedeutet hat, das können wir in dem Briefroman „Die Günderode" nachlesen; Bettine selbst charakterisierte ihr Verhältnis einmal treffend: „Die Günderode war mein Spiegel, an ihr ließ ich jeden Ton widerhallen und bezeichnete sie mit meinen Empfindungen und Eindrücken."

Dem stillen Leben eines Gelehrten, das Arnim in der Erwartung der kommenden Ereignisse führte, wurde plötzlich ein Ende bereitet durch die Katastrophe von Jena und Auerstädt. Er sah die geliebte Königin Luise durch Göttingen fliehen und wandte sich nun selbst nach Berlin. Aber auch hier war der Aufenthalt für einen Patrioten unmöglich. So sah sich Arnim gezwungen, nach Königsberg zu eilen, um dort mit der Kriegspartei für die Reform und Rettung des Vaterlandes zu wirken. Aber diese in edlem Idealismus unternommenen Arbeiten blieben, vorläufig wenigstens, erfolglos. Zu dieser bittern Erfahrung gesellte sich für Arnim das Fehlschlagen der Hoffnung auf ein Lebensglück, das er in der Liebe zu der ältesten Tochter des Kommerzien-

rates Schwinck zu finden glaubte. Seine tiefe Neigung fand keine Erwiderung. So konnte er gegen Ende des Königsberger Exils, am 1. September 1807, der weit entfernten Freundin schreiben: „Meine Haut wird jetzt schon hart, nicht vom Guitarrespielen, sondern von den Schlägen des Schicksalshammers; ich glaube, er will mich nur härten, mich nicht in die Erde schlagen. Aber hilft es dem, der die Schläge empfängt, daß ich ihm erzähle, daß es alles zu seinem Besten? — Der meint immer, man habe ihn nur zum Besten. Der Himmel erhalte Sie und erfrische Sie, mein guter Genius, in Ihrem Schutze finde ich doch allein Ruhe."

Nicht lange dauerte es, da sah Arnim seinen „guten Genius" wieder, und zwar bei Goethe in Weimar. Nun begann die Zeit, die für beide entscheidend wurde. Aus der Freundschaft ward Liebe während der Monate, die man in Weimar, Cassel und Frankfurt gemeinsam verlebte. Nicht leicht waren die durch Abstammung, Erziehung und Charakterbildung stark voneinander abweichenden Ansichten der beiden eigenwilligen jungen Menschen zu vereinigen. Aber im eifrigen mündlichen und schriftlichen Verkehr klärten sich die Meinungen, erhellten sich manche Mißverständnisse. Bis im Herbst des Jahres 1808 blieb Arnim in Heidelberg, wo er die „Zeitung für Einsiedler" herausgab. Dann reiste er nach Berlin zurück, während Bettine sich ihrem Schwager Savigny anschloß, der an die Universität Landshut berufen war. Fast zwei Jahre blieb sie dort und in München. Während dieser Zeit war Arnim durch den Tod seiner Großmutter in den Besitz eines großen, hauptsächlich in Gütern festgelegten Vermögens gelangt, in dessen Nutznießung er freilich durch fideikommissarische Bestimmungen beschränkt war, wodurch aber seine Nachkommen sichergestellt waren. Auf dem Brentanoschen Familiengute Buckowan in Böhmen sahen sich die Liebenden im Juni 1810 endlich wieder. Sein Wunsch, sich hier mit Bettine zu verloben, ging ihm noch nicht in Erfüllung; erst einige Monate später in Berlin gab sie ihm das Jawort. Heimlich ließ sich das Brautpaar von einem achtzigjährigen Pfarrer am 11. März 1811 trauen, ohne seinen Verwandten Mitteilung zu machen, die einige Tage nachher von der Tatsache Kenntnis erhielten und nun natürlich nicht daran glauben wollten. Der so romantisch geschlossene Ehebund gestaltete sich sehr glücklich und reich gesegnet.

„Beſen, Beſen, ſeids geweſen!“

Ein Malerbrief aus München

enn alle die ſtummen Fragen, wie man ſie nunmehr oft auf den Geſichtern mancher Kunſtausſtellungsbeſucher lieſt, einmal Stimme erhielten, ſie ſprächen ähnlich, wie Ihr Brief, lieber Freund. „Iſt dies nun das Schöne?“

Wenigen würde das Axiom genügen: „Le laid, c'est le beau!“ Das meinen Sie auch, wenn Sie ſagen: nachdem die Kubiſten-, Futuriſten- und ſonſtigen Veitstänze zeigten, wohin uns die „Umwertung“ aller Malwerte führte, die ſo um die ſechziger Jahre vorigen Säkuls am alten Herd aller Revolutionen begann, wäre die Zeit da, eine hiſtoriſche Beleuchtung zu verſuchen, der Holzwege, die in ſolche Wirrnis leiteten. Viele, die imſtande ſind, aus dem Kunſtwerk wohl Erhebung, Troſt, Freude zu ſchöpfen, aber im Getriebe ihres Berufes von ſeinem Entſtehen wenig wiſſen, möchten da für einige Winke dankbar ſein. Wenn Sie, anknüpfend, von den Schweizerſälen der letzten Münchener Internationalen äußern: „ſo käme man wieder zu den Höhlenmalern vorgeſchichtlicher Zeiten zurück“ — ſtehen Sie ſicher nicht allein. Daß Sie nicht um Auskunft zu einem Kunſtgelehrten wollen, „weil man da oft mit philoſophiſchen Sätzen und pſychologiſchen Lotungen unbequem zu tun bekäme,“ kann man auch nicht ohne weiteres verurteilen. Subjektiv empfinden Sie freilich, wenn Sie über den Satz eines Dozenten: „vom farbigen Licht, der ewigen Metamorphoſe der Erſcheinungen, der Negation des Willens im Gegenſtande“ ſchreiben: es hätte Sie die Luſt angewandelt, die unverſtändlichen Worte nach dem Muſter „wenn der Mops mit der Wurſt über 'n Eckſtein ſpringt“, zu permutieren.

Ich würde einem Verſuch zu der erwähnten Beleuchtung das Wort des größten Künſtlers unſerer Sprache voranſetzen:

„Es geht durch die ganze Kunſt eine Filiation; ſieht man einen großen Meiſter, ſo findet man immer, daß er das Gute ſeiner Vorgänger benutzte, und daß eben dieſes ihn groß machte. Männer, wie Rafael, wachſen nicht aus dem Boden. Sie fußten auf der Antike und dem Beſten, was vor ihnen gemacht worden.“

Wenn einer, so hat Goethe ein Recht, hier zu reden! Er, der selber ernst um Künstlerschaft, auch in Bildkunst, rang. Als von ihm „die Männer, mit den großen Bärten" zu Rom, ob ihres „Nazarener"wesens getadelt wurden — wie weit war Jener Abkehr noch von dem gänzlichen Bruch mit aller „Filiation", den wir nun erlebten! Einen ähnlichen zu finden, müßte man mehr als hundert Jahre zurückschauen. Und auch dort würde man ihn mehr im Wechsel der Bildmotive, als in der Ausführung erkennen. Und doch traf dort zu: daß Kunst Spiegel der Zeit sei.

Weil jene Zeit antike Bürgertugend anrief, konnte das anmutig-leichte Getändel des ancien régime nimmer gemalt werden, und der strenge Vorwurf rief nach harter Behandlung.

Was aber hatte denn die Zeit damit zu tun, als so von der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts an die Pariser Maler wieder einmal Neues probten? Die Psyche jener Jahre gibt wohl nur ganz Eingeweihten sichere Auskunft über die Gründe. Für den Verlauf liefert Zola in: „L'oeuvre" einen nicht übeln Leitfaden. Seine „Buveurs d'eau", der Pleinairist, der sich vor der Staffelei aufhängt, weil ihm das Unmögliche nicht gelingt — Natur völlig auf Leinwand zu bannen —, er hatte dafür seine „Documents", der Realist. Das Neue also nehmen wir, wie seit je alles von dort, als Evangelium. Jeder „Ismus" fand schleunigst Schüler. Schlagwörter prasselten hageldicht. Was bisher schön hieß, wurde „konventionell". L'art pour l'art! Geschichte, Genre, Literatur wurden aus den Malgebieten verbannt. Damit herrliche Anregungen für die Jugend. Weltgeschichte — vor den Bildern empfand man ihre Größe. Volksleben, gemütvolle Vorgänge, lehrten Leben vielseitig erkennen. Dichterwerke wurde kulturhafter. So einst; nun mußte das Land der Phantasie verarmen. Böse Worte fielen: Verkaufsmaler (diese konnten natürlich nur Kitsch liefern), womit die Heuchelei Kurs erhielt; die Kunst sei, letzten Endes, nicht etwa auch ein Mittel sich im Leben auf den Beinen zu erhalten, sondern? (hier vergleiche man einmal den Maler Dick Heldar Kiplings im „Das Licht erlosch"). Alle Experimente fanden Erklärer, schon weil auch auf literarischem Gebiet Naturalismus, Varismus, blühten. So fingen die Maler an beständig nach den Kunstreferenten zu schielen, die sie groß machen, oder aber vernichten konnten.

Wenn solche Feuilletonslöwen Meister, wie Grützner, als „brave Kunsthandwerker", anbrüllen durften — ein Schweizerblatt warnte: man solle mit der Erziehung des Philisters zur (modernen) Kunst ja nicht nachlassen — er „falle sonst immer wieder auf Defregger herein", so ist kein Wunder, daß ein Maljüngling — anläßlich der letzten Internationalen in Rom — das Wort wagen durfte: „man weiß längst, daß Rafael nicht malen konnte!" Wieder war es ein Schweizer — Kritiker, der behauptete: „zweifellos sei, daß sich in in uns ein neues Organ für primitive Kunst zu bilden beginne." Es scheint ihm nicht aufgefallen zu sein, daß dieses Organ sehr einseitig wäre, stellte es sich nicht auf andere Künste ebenfalls ein. Wie wär es mit primitiver Musik?

Ich muß mir hier versagen, Ihnen einige Stichproben zu geben, wie weit die Urteile über ein und dasselbe Handwerk — auch von seiten solcher angeblich Berufener — auseinandergehen können. Eben darum ist das erwähnte Schielen so verderblich. Und glücklich noch, wenn der Glaube an irgendeine solche Autorität das Streben des jungen Künstlers leitet, und nicht etwa der Blick auf Erfolge eines reklametüchtigen oder von mächtigen Kunsthandelsfingern geschobenen Genossen.

Reklame, Sensation, Suggestion! Drei Worte, im Klang so undeutsch wie im Begriff! Drei Mächte, die mitwirkten, daß die Revolution, deren Ursachen und Verlauf Sie historisch beleuchtet wünschen, soviel einschneidender wirkte, als frühere, die sich mehr aus reinen Überzeugungen ohne Spekulation, ohne Einmischung breiter Öffentlichkeit vollzogen.

Als der erste Keil in die bisherige Gemeinsamkeit des Künstlerlebens in München getrieben wurde, pflegte ein — sonst wirklich berufener — Kunstreferent einen Teil der ausstellenden Maler regelmäßig mit dem Wort abzutun: „er hat uns nichts Neues zu sagen!" Ein solcher Standpunkt muß die Kunst unter das Joch der Mode beugen. Wie, wenn nun ein Künstler nur auf einem Gebiet sein Allerbestes zu geben vermag, und sich darum weise auf dieses beschränkt — verliert er damit den Anteil? Neues zu sagen, ist Beruf und Ehrgeiz des Zeitungsmannes, wohl ihm, vermag er es, dem Reiz, der Sensationssucht der Menge zu dienen, tapfer zu widerstehen! Die Kunst soll mit Sensation nichts zu schaffen haben, so sensibel der Künstler sein muß. Wiederum, weil er das muß, verfällt er so leicht der Suggestion, die das gedruckte Wort ausübt. Das zur Befreiung geschaffene, kann der gewaltigste Despot werden. Solche Machthaber brauchen deshalb das tiefste Wissen und das höchste Verantwortlichkeitsgefühl.

Nun hat freilich jede Macht ihre Grenzen. Den durchaus gesunden Sinnen vermag nichts im Leben Häßliches als Schönheit aufzuschwatzen; aber dekadente Gesellschaft kann Morbidezza als Zeichen von Kulturverfeinerung ausgeben, und es braucht Mut, sich dann zum Gesunden zu bekennen. Die drei undeutschen Mächte scheinen wohl die Zeit zu beherrschen, in das Innerste des deutschen Gemütslebens reicht ihre Gewalt doch nie. In das Heimliche, heilig-Innige, den Urgrund, der den einen Religion, den anderen Poesie heißt.

Daß, wie unser Rückblick zeigt, weder Grund noch Zwang zu der letzten Kunstrevolution vorhanden war, und das Gute, das ihr zu verdanken ist, auch Evolution gebracht hätte, beweist das Kunstleben einiger von ihr wenig oder gar nicht berührter Länder, so Holland, England. Es ist einer der gedankenlosesten Gemeinplätze: es sei immer so gewesen, die Jungen hätten die Alten erschlagen. Wer nicht an Goethes Filiation glaubt, mag ihr Recht aus mancher Künstlerbiographie früherer Zeit erkennen. Schüler, den Meistern lebenslang dankbar. Dies Evolutionsverlauf. Revolution freilich anders: dort frißt der gemeine ‚Berg' immer die edlere ‚Gironde'. Das erfuhr kürzlich unser anfangs erwähnte Neues-

forderer. Die Allerneuesten brandmarkten ihn als Reaktionär. Obwohl er versucht hat, den Futurismus als einen gigantisch-grotesken Künstlerulk und Humor entschuldigend hinzustellen. Diesen Kunstsansculotten, von jedem historischen Denken Abgelenkten, ewig aufgepeitschten Ehrfurchtentfremdeten, die zu ihrem Kram bloß Frechheit brauchen, war und ist es aber verdammt Ernst mit ihren Köpfen. „Ist es gleich Wahnsinn, hat es doch Methode!"

Und so wird man an den Zauberlehrling erinnert: „Die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los."

Wie dankbar wäre die Kunst, fände sich der alte Hexenmeister: „Besen, Besen, seids gewesen!" Es ist des Wassers genug hergetragen worden — und trübes obendrein! Zu finden ist er schon, der Meister. Derselbe, der den Zauberlehrling erst erfand. Nicht umsonst ward er hier so oft genannt. Würden die Jungen mehr an ihn gewiesen, blieben sie von allen Holzwegen, und hörten am Ende auch auf den anderen ganz Großen:

„Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben,
Bewahret sie!
Sie sinkt mit euch! Mit euch wird sie sich heben!"

Alfred Niedermann

Reichsspiegel

(vom 11. bis zum 24. November)

Mehr Stolz! — Das Gute bricht sich Bahn

In letzter Zeit haben wir wiederholt Klagen über schlechte Behandlung unserer Landsleute in Frankreich vernommen; jüngst wurde auch seitens der Tagespresse auf den Unterschied hingewiesen, der bei der Aufnahme deutscher und französischer Flieger hüben und drüben in die Augen springt. Während französische Flieger bei uns in Johannisthal, Hannover und auf sonstigen Flugplätzen enthusiastisch begrüßt werden, und während seitens der Flugplatzleitung nichts verabsäumt wird, um den fremden Eroberern der Luft die Mühen und Strapazen ihrer kühnen Opferfreudigkeit nach Möglichkeit zu verringern, hat es in Paris an den einfachsten Formen nicht nur der Höflichkeit, sondern der Menschlichkeit unseren Fliegern gegenüber gefehlt.

Ein Teil der deutschen Presse hat aus diesen Vorgängen gefolgert, das Benehmen der Franzosen sei auf den Haß zurückzuführen, den sie den Eroberern Elsaß-Lothringens entgegenbringen. Ich vermag solcher Auffassung nicht uneingeschränkt beizutreten aus dem einfachen Grunde, weil es nicht die Deutschen

allein sind, die Gelegenheit haben, sich über die Behandlung in Frankreich zu beklagen, sondern weil ganz allgemein jedem Besucher Frankreichs, der nicht über einen großen Geldbeutel verfügt, mag er im übrigen Deutscher, Engländer, Amerikaner, ja selbst Orientale und Chinese sein, die Empfindung hat, als trete man ihm nicht mit der Achtung entgegen, die jeder Gast zu beanspruchen hat und die man gerade in einem Lande am meisten erwartet, wo das Manifest von den Menschenrechten entstanden ist.

Es ist das eingetreten, was sehr intime Freunde der französischen Kultur bereits vor vierzig und fünfzig Jahren herankommen sahen. Die Franzosen sind von der Herrschaft des reinen Materialismus seit der großen Revolution allmählich derart beeinflußt worden, daß Frankreich nicht mehr als „der" Hort der Kultur, als nachahmenswertes Vorbild für andere Staaten angesprochen werden kann.

Fürst Peter Andrejewitsch Wjasemski, ein gefeierter russischer Dichter der klassischen Epoche, wies schon Ende der 1860er Jahre auf die verheerenden Wirkungen hin, die in kultureller Beziehung sowohl vom ersten wie vom dritten Napoleon in der französischen Nation angerichtet worden waren, und als die Kommunekämpfe im Herbst 1870 ausbrachen, da schrieb er mit Bedauern an seinen Freund Obolenski, wie groß das Unglück für die Menschheit wäre, wenn Frankreich als Kulturfaktor ausscheiden müßte, wozu es auf dem besten Wege sei.

Es ist bekannt, wie seit den 1860er Jahren bei den Russen die Sympathien für Frankreich gewachsen sind und, wie ich gleich betonen möchte: gewachsen sind aus den negativen Gesichtspunkten, die die Kämpfe um die deutsche Einheit bei den Slaven hervorgerufen haben. Wir wissen heute, daß schon während der Friedensverhandlungen im Jahre 1871 russische Stimmen laut wurden, die für ein Bündnis mit Frankreich gegen Deutschland eintraten, und es ist allgemein bekannt, wie nahe wir schon in den 70er Jahren, trotz des Dreikaiserbündnisses, an eine intimere russisch-französische Verständigung herangekommen waren. Wir kennen aber auch die Gründe, aus denen Alexander der Zweite so fest an dem Einverständnis mit Deutschland festgehalten hat, Gründe, die auch nach Abschluß des russisch-französischen Bündnisses stark genug geblieben sind, um Rußlands Diplomaten vor einem Bruch mit Deutschland zurückschrecken zu lassen. Sie waren bis nach der letzten russischen Revolution fast ausschließlich nur den wenigen regierenden Persönlichkeiten gegenwärtig; die große Masse des Russenvolkes und vor allen Dingen die Gebildeten in ihm wurde durch den Kontrast, der zwischen der Knebelung ihrer Freiheit in Rußland und der scheinbaren Freiheit in Frankreich bestand, zu den Franzosen getrieben, während sie in Deutschland nur den Hort der Reaktion und der Feindschaft gegen persönliche Freiheit sahen. In diesen Auffassungen beginnt sich nun ein bedeutsamer Wechsel vorzubereiten.

Seit die russische gebildete Gesellschaft sich größerer Freiheiten erfreut, beginnt man indessen auch in Rußland den Wert staatlicher Ordnung als Kulturgut

zu schätzen und man bemerkt mit Staunen, daß die reglementierenden Regierungen selbst da, wo sie mit ungeheurer Schärfe eingegriffen haben, noch lange nicht solche Gefahren gegen die persönlichen Freiheiten in sich tragen, als wie die vollständig freie Demokratie. Der Russe von heute beginnt die Wohltaten eines geordneten Staatswesens zu empfinden, und darum beginnt er auch schon zwischen Deutschen und Franzosen kritisch zu vergleichen. Wer die russische Presse ein wenig aufmerksam zu verfolgen Gelegenheit hat, wird selbst in Blättern, wie in der Nowoje Wremja, im Feuilleton Besprechungen über deutsche Einrichtungen finden, die von einer gewissen Achtung zunächst für die staatliche Ordnung sprechen und von denen aus der Weg zur gerechten Beurteilung auch der Menschen, die den Staat beleben, nämlich der Deutschen, gefunden werden kann. Nun fällt mir ein Dokument in die Hände, auf das hinzuweisen ich gerade unter den hier behandelten Gesichtspunkten nicht unterlassen möchte, weil es mir ein Zeichen dafür ist, daß die Beurteilung der Franzosen auch durch ihre nächsten Freunde, die Russen, sich der unserigen zu nähern beginnt. Es ist dies der russische Reiseführer durch Europa von P. P. Kusminski (St. Petersburg 1912, bei A. S. Ssuworin). Herr Kusminski ist übrigens Vollblutrusse, Friedensrichter a. D., Berliner Korrespondent des Odessi Listok, der schon im November 1908 ein großes, durch mehrere Nummern laufendes Feuilleton „Skizzen aus dem heutigen Deutschland" mit dem Wunsch beendete: „Es würde uns (Russen), meine Herrschaften, nichts schaden, viel, sehr viel bei den Deutschen zu lernen." Daß es Herrn P. P. Kusminski mit dieser Wendung Ernst war, das geht hervor aus seinem „Russischen Reiseführer durch Europa". Wir finden auf Seite 275 folgende Ausführungen: „Indem wir nun die Beschreibung Frankreichs beendigen, sei es gestattet, mit wenigen Worten auch die Eindrücke zu kennzeichnen, die wir selbst von der letzten Reise in Frankreich heimgetragen haben. Nach dem wir Frankreich lange Zeit nicht gesehen hatten, muß konstatiert werden, daß das Land in allen Beziehungen zurückgeblieben ist („regressirowala"), daher erweist sich auch eine Reise in Frankreich, besonders wenn man vorher in Deutschland gewesen ist, als wenig anziehend: dieselben alten schmutzigen Eisenbahnwagen mit Ausschluß der Expreßzüge, dieselben schmutzigen und schlechten Eisenbahnbüffets wie früher, dieselben mittelalterlichen Zollschranken, auf jeden Schritt dieselben kleinlichen Nörgeleien der Zoll-, Eisenbahn- und Postbeamten; dieselben Unbequemlichkeiten infolge schlechter Verwaltung, dieselbe Vogelfreiheit der Reisenden, mit einem Wort: was Annehmlichkeiten anbetrifft, überhaupt nicht zu vergleichen mit Deutschland, daß außerordentlich vorangekommen ist. Das einzige, was in Frankreich in den letzten Jahren Fortschritte gemacht hat, ist die Teuerung und das „Apachentum". Und an anderer Stelle, Seite 112, wo von Deutschland gesprochen wird, heißt es: „Deutschland ist ebenso wie Österreich reich an schönen Gegenden (Oberbayern, Elbe, Rhein, Neckar), doch nimmt es sowohl nach der Zahl der Kurorte wie deren

guter Beschaffenheit und Einrichtungen unzweifelhaft die erste Stelle ein. Auch die deutschen Städte zeichnen sich durch eine ungewöhnliche Sauberkeit, durch Ordnung, Bequemlichkeit und Billigkeit aus, und was die Eisenbahnverbindungen anbelangt, so steht Deutschland außer jeder Konkurrenz ... Ganz allgemein: Deutschland hat in den letzten Jahren sich stark entwickelt und verschönt, und man kann es freimütig in bezug auf Kultur und Annehmlichkeit des Lebens als das erste Reich in Europa bezeichnen." An anderer Stelle weist dann der Herausgeber des Reisebuches noch besonders darauf hin, daß alle Eisenbahnverbindungen von Rußland nach dem Westen über Deutschland, trotzdem sie hier und da einige Kilometer länger seien, als die über Österreich, vorzuziehen seien, weil alles in Deutschland bequemer, billiger und, was die Hauptsache, gefahrloser ist.

Dies Buch ist erschienen in demselben Verlage, in dem die Nowoje Wremja gedruckt wird, bei A. S. Ssuworin in Petersburg. Wer diesen Verlag kennt, weiß, daß er nicht nur in seinem politischen Organ, eben in der Nowoje Wremja, Propaganda gegen das politische Deutschland macht, daß vielmehr jahrzehntelang gerade von Ssuworin und seinen Mitarbeitern ein altes, schlechtes Wort breitgetreten wurde: „Was den Deutschen nützlich ist, ist für den Russen schädlich."

Es wäre zu wünschen, daß die Bemerkungen des Russen Kusminski einen starken Widerhall in der deutschen Presse finden. Sie sind der beste Beweis dafür, wie sich auch nach außen hin allmählich die konsequente und ruhige Kulturarbeit des Deutschtums bei sich zu Hause durchzusetzen vermag, eine Kulturarbeit, die auf einer unantastbaren persönlichen Freiheit und ebenso unantastbaren Rechtsprechung beruht. Wir brauchen uns nicht beleidigt zu fühlen, wenn wir von Leuten im Ausland, die das Gastrecht nicht zu pflegen wissen, nicht beachtet oder gar geschimpft werden, nicht wir werden durch die Rohlinge und kulturlosen Menschen herabgesetzt, denn wir tragen den Wert unserer Nationalität in uns, und diese wird sich um so fester und besser durchsetzen auch in den Augen des Auslandes, je weniger wir auf Anpöbeleien der Franzosen reagieren.

Darum mehr Stolz! — Das Gute bricht sich mit der Zeit selbst Bahn!

G. Cleinow

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Mathematik und Naturwissenschaften

Die vorliegenden Achtzigpfennigbändchen: **W. Lietzmann und B. Trier: Wo steckt der Fehler? P. Zühlke: Konstruktionen in begrenzter Ebene. E. Beutel: Die Quadratur des Kreises** gehören der „Mathematischen Bibliothek" an, die seit einem Jahre bei Teubner in Leipzig erscheint und deren Zweck ist, einzelne interessante Fragen aus der Mathematik, die im Schulunterricht nur angeschnitten werden können, eingehender zu behandeln und zu vertiefen, ohne zu große Anforderungen an die mathematischen Kenntnisse des Lesers zu stellen.

Wo steckt der Fehler?, so fragen die Verfasser des ersten Bändchens, nachdem sie diese und jene Aufgabe aus der Algebra und der Geometrie vorgelegt und vorgerechnet haben. Die ganz bedächtigen Leser werden ihn oft schon in dem Augenblick erkennen, wo man sie irreführen will; andere merken sicher erst an dem absurden Ergebnis der Rechnung, daß überhaupt ein Fehler gemacht worden ist. Er ist nicht immer leicht zu finden, besonders nicht bei den „Schülerfehlern", die sich gegenseitig aufheben, wo also das Ergebnis trotz der fehlerhaften Rechnung richtig ist. Das Ganze ist ein ausgezeichneter Prüfstein für sicheres Rechnen.

Während die theoretische Ebene unendliche Ausdehnung hat, ist die Ebene, welche uns in der Praxis zum Zeichnen zur Verfügung steht, begrenzt. Wie hilft man sich nun, wenn bei einer Konstruktion beispielsweise ein Punkt, den man notwendig braucht, außerhalb des Zeichenblattes liegt? Diese und ähnliche Fragen erörtert Zühlke in seiner lesenswerten Schrift an der Hand zahlreicher Aufgaben, die typische Fälle aus der Praxis darstellen. Von den Lösungen sind natürlich viele aus der Fachliteratur genommen, doch es finden sich auch manche neue des Verfassers darunter.

Von den großen Problemen, an welchen die Mathematik so reich ist, hat das der Quadratur des Kreises auch bei Nichtmathematikern weithin Interesse erweckt. Es deckt sich mit der Aufgabe, einen Kreis in ein flächengleiches Quadrat zu verwandeln. Da jeder, der nur wenig von Mathematik versteht, doch weiß, was ein Kreis und was ein Quadrat ist, so hat es zu keiner Zeit an „Lösungen" der Aufgabe gefehlt. Von solchen mißglückten laienhaften Versuchen spricht E. Beutel in seinem Bändchen nicht. Er hat sich vielmehr bemüht, aus der großen Zahl von Arbeiten über die Quadratur des Kreises, mit der sich schon seit Jahrtausenden die Mathematiker befaßten, die wichtigsten zusammenzustellen, welche einen Fortschritt in der Lösung des Problems bedeuten. Dabei ist ein Büchlein entstanden, das allen empfohlen werden kann, die in ihren Mußestunden gern mathematischen Problemen nachgehen.

W. Sedgwick und **E. Wilson**, zwei Amerikaner, haben eine **Einführung in die allgemeine Biologie** geschrieben. (Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Dr. R. Thesing. Verlag von Teubner, Leipzig 1913. Preis geb. 7 Mark.) Bei einer solchen Einführung sind zwei Wege möglich: man kann von bekannten höheren Formen der Lebewesen ausgehen und allmählich zu den niederen und fremderen Formen schreiten, oder man wählt den logischen Weg vom einfachen zum komplizierten Bau der Organismen. Das letztere haben die Verfasser getan. Sie verzichteten dabei von vornherein auf eine erschöpfende Darstellung. Nach einer genauen Orientierung über das Protoplasma und über seine allgemeinen Lebensbedingungen wird an zwei typischen Vertretern (Regenwurm und Farnkraut) der lebende Körper als Ganzes betrachtet. Auch die einzelligen Pflanzen und Tiere sind in die Betrachtung einbezogen. Das alles geschieht mit solcher Gründlichkeit, daß der Inhalt des Buches weit über das hinausgeht, was der Laie unter einer Einführung in die Biologie zu verstehen gewohnt ist. Deshalb haben die Verfasser wohl auch im Buchtitel von einer Einführung in die „allgemeine" Biologie gesprochen. Dem Fortschritt der Forschung ist Rechnung getragen; nur an einer Stelle nicht, nämlich dort nicht, wo von dem Unterschied zwischen Pflanze und Tier die Rede ist (z. B. S. 203 und 205). Seit den grundlegenden Arbeiten Abderhaldens und anderer Forscher wissen wir, daß die Tiere nicht unbedingt fertigen Eiweißes zur Ernährung bedürfen, sondern daß sich der tierische Organismus aus den chemischen Bausteinen des Eiweißes sein arteigenes Eiweiß selbst aufbaut.

Das Buch von **A. Schuster: Ergebnisse der Physik während 33 Jahren** [1875 bis 1908] (Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Guido Szivessy. Verlag von Joh. Ambrosius Barth, Leipzig 1913. Preis geb. 4 Mark) enthält vier Vorlesungen, welche der Verfasser im März 1908 an der Universität Kalkutta gehalten hat. Der Zeitraum von 33 Jahren, über den sich der Inhalt des Buches erstreckt, ist nicht durch die Fortschritte der Physik diktiert, sondern fällt mit der wissenschaftlichen Laufbahn des Verfassers zusammen, der zuletzt Professor an der Universität zu Manchester war. Er legt zunächst den allgemeinen Stand der physikalischen Wissenschaft dar, wie er ihn zu Beginn seiner Laufbahn vorfand. Dann schildert er durch Wiedergabe von selbst Gesehenem und Erlebtem die Wandlungen unserer Anschauungen in den Hauptfragen der Physik, besonders auf dem Gebiete der Elektrizität und der Optik. Daß bei dem Querschnitt nicht alle wichtigen Ergebnisse berührt werden, ist selbstverständlich. Für den Standpunkt des Buches ist das Jahr der englischen Ausgabe (1911) maßgebend. Den deutschen Leser interessieren vielleicht die zahlreichen persönlichen Bemerkungen des Verfassers. Er hat einen Teil seiner Studienzeit in Deutschland verbracht und gibt bemerkenswerte Einblicke in die damalige Arbeitsweise in den Universitätslaboratorien, aus denen zu ersehen ist, mit wie geringen Hilfsmitteln und in welchen bescheidenen Arbeitsräumen die Altmeister der Physik ihre grundlegenden Untersuchungen anstellten.

Die Übersetzung, welche ich mit dem Original vergleichen konnte, ist recht gut. Das Original selbst ist in einem überaus klaren und leicht lesbaren Englisch geschrieben und trägt als Titelbild ein Bildnis Maxwells, das in der deutschen Ausgabe fehlt.

Dr. K. Schmitt-Wendel in Königsberg i. Pr.

Das hier schon öfter genannte und empfohlene Prachtwerk aus dem Deutschen Verlagshaus Bong u. Co., Berlin-Leipzig, **„Die Wunder der Natur"**, liegt nun mit dem dritten Bande abgeschlossen vor. „Aus dem Tierreiche", „Aus dem Pflanzenreiche", „Erscheinungen der Erdoberfläche und der Atmosphäre", „Aus dem Reich der Sterne" und „Physikalische und chemische Erscheinungen" nennen sich wieder die Gebiete, aus denen eine überaus große Anzahl unserer bewährtesten Fachleute die stattliche Reihe der interessantesten, im besten Sinne populären Aufsätze beigesteuert hat. Eine Fülle farbenprächtiger und schwarzer Abbildungen tritt uns wieder entgegen; das Namen- und Sachregister am Schluß gibt über den weitverzweigten Inhalt der drei Bände beredten

Aufschluß und ermöglicht ein schnelles Auffinden des Gesuchten. Schon ein flüchtiges Blättern in dem Werke gewährt hohen ästhetischen Genuß, bis wir bei einem besonders interessanten Thema gefangen sind und bei tieferer Versenkung immer wieder staunend vor dem ungemessenen Reichtum der Natur an Wundern stehen, von denen das Bongsche Sammelwerk einen so großen Schatz vor uns ausbreitet.

Wie in den Bibliotheken, so sollte auch in den Familien dieses Werk besonders der reiferen Jugend zugänglich sein, an der es seine beste Kraft erweisen wird: Freude zu gewinnen an den Schönheiten und Seltsamkeiten der Natur, und trotz immer tieferen Eindringens in ihr Wesen demütig vor ihren „Wundern" zu stehen. Nicht allen wird die Anschaffung der drei Bände leicht werden, da die stattlichen Leinenbände je 16 Mark kosten. Doch ist — neben dem Einzelbezug der Bände — durch die Lieferungsausgabe zu je 60 Pfennig die Möglichkeit geboten, nach und nach, ohne die Kosten viel zu merken, in den Besitz des Werkes zu kommen, das die aufgewendete Summe reichlich lohnt.

Dr. Sergel in Berlin

Literaturgeschichte

Die zweite Auflage der „**Geschichte der französischen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart**" (Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut) ist jetzt mit dem von **Birch-Hirschfeld** verfaßten zweiten Bande vollständig geworden. Hinzugefügt sind nun dreißig Seiten Literaturnachweise, die, ohne vollständig zu sein, doch die wesentlichsten Hilfsmittel in wissenschaftlich einwandfreier Auswahl bringen. Obwohl damit die fachwissenschaftliche Benutzung des Buches ermöglicht ist, wird es doch seinem eigentlichen Zwecke nicht untreu: auch dem, der keine Fachkenntnisse besitzt, ein anschauliches Bild französischer literarischer Kultur zu geben. Dazu dienen die zahlreichen Illustrationen und Faksimiles (leider fehlen noch immer dazu die Quellenangaben) und die leichtverständliche Darstellungsart. Beibehalten ist in der zweiten Auflage auch das Einteilungsprinzip: Überschriften, die sich scheinbar an äußerliche geschichtliche Daten halten, umgrenzen das literarische Leben der Nation „innerhalb der Wirkungsdauer eines Menschenalters", das heißt ungefähr innerhalb einer Spanne von dreißig Jahren; ein Prinzip, das, von Ranke für die geschichtliche Forschung entdeckt, in der literarischen Kritik noch allzu selten die Gliederung nach Jahrhunderten und Schlagworten verdrängt hat. (Für die moderne deutsche Literatur hat der Journalist Friedrich Kummer in seiner „Deutschen Literaturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts" den Versuch gemacht, überkommene, aprioriische Gesichtspunkte durch eine mehr experimentelle Methode zu ersetzen.) Bei solchem Verfahren, die generationsweise fortschreitende Entwicklung aufzuspüren und zur Darstellung zu bringen, kann man einen Hintergrund schaffen, auf dem die politischen und wirtschaftlichen Zustände mit den literarischen und künstlerischen Erscheinungen sich zu einem geschlossenen und klaren Bilde vereinigen. Mir scheint allerdings, daß wirtschaftliche Verhältnisse (die z. B. die Demokratisierung und Kapitalisierung der Literatur zur Folge hatten) in dem Buch nicht genügend berücksichtigt werden; ebenso wie die Parallelerscheinungen auf künstlerischem Gebiet ganz zurücktreten: charakteristische Vertreter ihrer Zeit wie Watteau, David, Delacroix, Manet werden überhaupt nicht gewürdigt, höchstens mit Namen genannt. Gerade die deutsche Wissenschaft könnte hier der größtenteils ästhetischen Kritik der Franzosen eine Aufdeckung und Begründung geschichtlicher Zusammenhänge gegenüberstellen.

Dem Grundsatz, die Literatur als den geistigen Ausdruck einer Generation zu veranschaulichen, traten bei der Kritik der Gegenwart unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Wir können wohl die äußere Wirkung eines Werkes der Gegenwart einigermaßen sicher abschätzen, aber am Bewerten hindert uns die Unmöglichkeit, einen tieferen Einblick in den Ablauf unseres jetzigen künstlerischen Lebens zu tun. So hat sich denn auch Birch-Hirschfeld wie fast alle Verfasser von modernen Literaturgeschichten hier mit bloßer Aneinanderreihung beholfen und innerhalb der einzelnen Gattungen die Persönlichkeiten eingeordnet. Hier muß natürlich

der subjektive Geschmack eine große Rolle spielen. Manche würden Anatole France, Romain Rolland u. a. eine tiefergehende Charakterisierung gewidmet haben auf Kosten von Namen, die nur der Vollständigkeit halber angeführt sind. Jedenfalls hat aber der Verfasser die Gabe, auch die Eigenart derer, die er nur kurz kennzeichnet, scharf und klar heraustreten zu lassen. Und so erfüllt das Buch, ohne allen wissenschaftlichen Anforderungen auf Methode und Darstellungsweise ganz zu genügen, doch seinen Zweck: dem Gebildeten einen lebendigen Begriff von der Entwicklung des literarischen Lebens in Frankreich zu geben.

Eine ähnliche Aufgabe haben sich drei Franzosen gestellt: **Abry, Audic** und **Crouzet** haben eine **„Histoire de la Littérature Française, Précis méthodique“** (Leipzig, Friedrich Brandstetter) herausgegeben, die ebenfalls jetzt zum zweitenmal aufgelegt wurde. Ursprünglich wohl nur für französische Schulen bestimmt, würde die Fülle der Tatsachen und die streng methodische Darstellung sie für den Gebrauch an deutschen Schulen ungeeignet machen. Doch für Studenten und Lehrer und alle diejenigen, die bereits eine Anschauung von französischer Literatur haben, aber für gewisse Zeitabschnitte, Anschauungen, Stile, Personen einen bündigen, durch Zitate gestützten Ausdruck suchen, hat das Buch Wert. Auch hier ist viel Anschauungsmaterial zusammengetragen worden, zu dem man sonst schwer gelangen könnte.

Dr. Fritz Roepke in Berlin

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 36/37.

Pädagogium

Zwischen Wasser u. Wald äusserst gesund gelegen. — Bereitet für alle Schulklassen, das Einjährigen-, Primaner-, Abiturienten-Examen vor. Auch Damen-Vorbereitung. — Kleine Klassen. Gründlicher, individueller, eklektischer Unterricht. Darum schnelles Erreichen des Zieles. — Strenge Aufsicht. — Gute Pension. — Körperpflege unter ärztlicher Leitung.

Waren in Mecklb.
am Müritzsee.

Thronverzicht und Legitimismus

Von W. von Maſſow in Berlin

Wenn der Reichstag nach alter Gewohnheit bei der erſten Etatsberatung alle politiſchen Fragen beſprechen wird, die unſere öffentliche Meinung in letzter Zeit bewegt haben, ſo wird es nach den Ankündigungen der Preſſe auch an einer Erörterung der braunſchweigiſchen Thronfolge und ihrer Erledigung nicht fehlen.

Man hat geſagt, das Haus Cumberland hätte rechtzeitig, d. h. vor der Verlobung des jetzigen Herzogs von Braunſchweig, genötigt werden müſſen, einen allgemeinen Verzicht auf Hannover für alle Zeiten, alſo auch im Namen der Nachkommen der jetzt lebenden Glieder des Geſchlechts auszuſprechen. Wir wollen einmal annehmen, das wäre zu erreichen geweſen; was wäre damit gewonnen? Einfach und kurz geſagt: gar nichts! Die Lage wäre genau dieſelbe geweſen wie jetzt. Verzichten kann man nur auf etwas, worüber man verfügen kann. Es fragt ſich alſo, ob der Angehörige eines Fürſtenhauſes auf etwaige Thronanſprüche in demſelben Sinne verzichten kann wie auf ſonſtige zivilrechtliche Anſprüche privater Natur, bei denen der Verzicht auf einem freien, uneingeſchränkten und demgemäß auch die Erben einſchließenden Verfügungsrecht beruht. Mag dieſe Frage auch von vielen oder ſogar von einer Mehrheit bejaht werden, ſo bleibt doch die Tatſache beſtehen, daß ſie von einer beſtimmten Richtung auf das entſchiedenſte verneint wird, und gerade mit dieſer Richtung haben wir es zu tun. Wenn wir ſoweit wären, daß von den Vertretern dieſer Richtung die Möglichkeit und Gültigkeit eines ſolchen Verzichts anerkannt würde, dann gäbe es überhaupt keine Welfen mehr und wir brauchten uns über die ganze Geſchichte nicht mehr den Kopf zu zerbrechen. Man kann über dieſe Dinge nicht urteilen, wenn man ſich nicht das Weſen des ſogenannten Legitimismus klar macht.

Das Ideal des Legitimismus besteht darin, daß die Frage, wer die höchste Stelle im Staat einnehmen soll, soweit irgend möglich, allen menschlichen Eingriffen entzogen bleibt, mit der einzigen Ausnahme, daß der Inhaber eines Rechts lediglich für seine Person auf die Ausübung dieses Rechts verzichten darf, worauf es von selbst auf seinen — nicht willkürlich gewählten, sondern zweifellos feststehenden — Rechtsnachfolger übergeht. Also kann nach dieser Anschauung ein König seine Würde nicht eigentlich auf seinen ältesten Sohn übertragen. Er kann nur abdanken, und mit dem Augenblick, wo die Abdankung vollzogen ist, ist sein Sohn aus eigenem Recht König. Das erscheint vielleicht als ein sehr spitzfindiger Unterschied, aber für jeden, der Rechtsbegriffe genau festzustellen hat, ist es ein Unterschied. Es gibt eben — immer die legitimistische Denkweise vorausgesetzt — kein Verfügungsrecht eines einzelnen, auch nicht des Monarchen selbst, über die Rechte einer Dynastie; keinem menschlichen Willen, keiner geschichtlichen Gestaltung der Tatsachen wird die Berechtigung zugestanden, ein angeblich auf göttlicher Fügung beruhendes Recht aufzuheben.

Wenn das hier in aller Schärfe und Bestimmtheit als Kern der legitimistischen Anschauungen hingestellt wird, so soll das natürlich nicht als eine Verteidigung dieser Ansichten gelten; ich bin weit entfernt davon. Jeder mag sie für so töricht und überspannt halten, wie er will; nur darf und kann er nicht leugnen, daß sie vorhanden und nicht wegzuschaffen sind. Und über das Vorhandene muß ein Politiker immer im klaren sein, auch wenn es ihm unbequem ist. Er kann es bekämpfen, aber er darf nicht einen Zustand voraussetzen, der der Wirklichkeit nicht entspricht.

Bis zu einem gewissen Grade ist übrigens der Legitimismus die Grundlage jeder erblichen Monarchie. Denn ihr Wesen ist es, daß die höchste Gewalt im Staat aus eigenem Recht besteht und nicht den zufälligen Entscheidungen eines menschlichen Willens unterworfen wird. Die Beschränkung dieses legitimistischen Prinzips liegt nur darin, daß die modernen Verfassungen nicht mehr gestatten, die höchste irdische Gewalt und die auf dynastischen Rechten beruhenden Befugnisse der Souveränität schrankenlos über den Staat schalten zu lassen, sondern daß sie diese höchste Gewalt in den Organismus des Staates eingefügt haben. Daraus folgt, daß die Schicksale des Staates auch die dynastischen Rechte mit treffen können. Die Schicksale der Staaten und ihre Beziehungen zueinander können aber nicht durch ein abstraktes Recht, mag man es auch aus der erhabensten Quelle ableiten, bestimmt werden, sondern nur durch das Machtprinzip. Alle Fragen, die zwischen verschiedenen Staaten so oder so geregelt werden, sind lediglich Machtfragen. Es ist ja kein übergeordnetes Gesetz vorhanden, nach dem die Streitfragen geschlichtet werden, sondern erst die jeweilige Machtverteilung schafft einen neuen Rechtszustand, der als solcher durch eine in Rechtsform gekleidete Abmachung anerkannt wird. Die Verträge sind also der Ausdruck der tatsächlichen Machtverteilung, wodurch

ein Rechtszustand geändert wird. Besteht auf der einen Seite der Wunsch oder das Interesse fort, den früheren Rechtszustand wiederherzustellen, und wird die Erfüllung des Wunsches durch eine andere Machtverteilung möglich, so kann man sicher sein, daß es auch geschieht. Keine Friedensurkunde, kein Verzicht wird alsdann auch nur den Wert eines Strohhalms haben.

Man kann die Blätter der Weltgeschichte aufschlagen wo man will, und man wird überall Beispiele finden. Wer aber glaubt, daß dergleichen nur in alter Zeit oder allenfalls zur Zeit der Kriege Ludwigs des Vierzehnten möglich war, dem sei mit einigen Beispielen aus der allerneuesten Geschichte gedient. Die französische Republik hat seit 1871 niemals einen Hehl daraus gemacht, daß sie den Frankfurter Frieden nicht als endgültige Regelung ihrer Beziehungen zum Deutschen Reich ansieht, sondern daß sie ihn brechen wird, sobald sie die Überzeugung ihrer militärischen Überlegenheit hat und nicht andere Rücksichten auf die politische oder wirtschaftliche Lage ihr die Wahrung des Friedens gebieten. Die Unbefangenheit, mit der dieser Standpunkt immer wieder von maßgebenden Persönlichkeiten, ernsthaften Politikern und angesehenen Historikern Frankreichs öffentlich bekundet worden ist, könnte wirklich manchem die Augen öffnen, der noch an dem Kinderglauben festhält, ein internationaler Vertrag böte dieselbe Sicherheit wie ein von Königlich Preußischen Notaren unterfiegelter und unterschriebener und beim Amtsgericht I Berlin deponierter Vertrag zwischen zwei anständigen Privatleuten. Wenige Monate vor dem Frankfurter Frieden hatte Rußland kaltblütig erklärt, daß es sich durch die Bestimmungen des Pariser Friedens von 1856 hinsichtlich des Schwarzen Meeres hinfort nicht mehr gebunden erachte. Warum? Weil den Mächten, die die russische Regierung vielleicht an der Ausführung ihres Entschlusses hätten hindern können, in dem Augenblick jener Erklärung die Hände gebunden waren infolge des deutsch-französischen Krieges. Deshalb entledigte sich Rußland einfach einer unbequemen Bindung. Soll man noch an die Erklärungen Bulgariens nach dem Abschluß des Friedens von Bukarest erinnern? Es bedarf dessen wohl kaum.

Was hier gesagt worden ist, gilt aber von allen Abmachungen, die über das privatrechtliche Gebiet hinausgehen. Wenn einmal durch irgendwelche Umstände — einen für Deutschland unglücklichen Krieg oder dergleichen — die Welfen die Macht erhalten sollten, das Königreich Hannover wieder herzustellen, so werden sie es tun, auch wenn die sichersten Verträge und Verzichtleistungen den jetzigen Rechtszustand verbürgen. Alle Verzichtleistungen sind null und nichtig in dem Augenblick, wo der preußische Staat nicht mehr die Macht haben sollte, seinen Besitz zusammenzuhalten. Man kann sicher sein, daß sich dann auch immer eine Persönlichkeit finden wird, die das vermeintliche Recht des welfischen Hauses für sich in Anspruch nehmen wird, sei es weil er nach dem Wortlaut der bestehenden Verträge außerhalb der Verpflichtungen zu stehen meint, oder sei es, daß er entschlossen ist, sich über diese Verpflichtungen hinwegzusetzen. Das Recht im legitimistischen Sinne ist schlechthin unsterblich; auch das Aus-

sterben einer Dynastie kann seinen Übergang auf andere nicht hindern, denn irgendein agnatischer Zusammenhang findet sich immer. Es ist vielleicht wenig bekannt, aber doch Tatsache, daß es auch einen englischen Legitimismus gibt. Es ist eine kleine Gruppe von aristokratischen Sonderlingen, die an der Ansicht festhalten, daß die Revolution von 1688 über den Thron von Großbritannien in einer unrechtmäßigen Weise verfügt habe und daß dieses Unrecht wieder gut zu machen sei. Politische Bedeutung haben diese „Jakobiten" ja nur ein halbes Jahrhundert lang gehabt; heute ist dieser Legitimismus nur ein Kuriosum. Aber Kuriosum oder nicht, es ist doch immerhin kennzeichnend für die legitimistische Denkweise, daß selbst das Aussterben des Hauses Stuart die Vertreter dieser Anschauung nicht vermocht hat, sich mit der Tatsache zu begnügen, daß heute indirekte Nachkommen des Hauses Stuart in England regieren, sondern daß sie eigensinnig an der regelrechten Übertragung der Thronrechte auf dem nach ihrer Meinung legitimen Wege festhalten. Danach wäre das Recht auf den Thron von Großbritannien an das Haus Modena gelangt und somit im Besitz der jetzigen Königin von Bayern. Das mag, wie gesagt, so lächerlich erscheinen wie nur möglich, und so wenig praktische Bedeutung haben, wie es will, — es bleibt doch zu beachten, daß diese Lächerlichkeit und Bedeutungslosigkeit nicht an der Rechtsanschauung an sich haftet, sondern nur dadurch entsteht, daß diese in starkem Widerspruch zu den wirklichen Machtverhältnissen aufrecht erhalten wird. Und das Fortbestehen dieser legitimistischen Schrulle selbst unter Verhältnissen, die ihr den Stempel der äußersten Lächerlichkeit aufdrücken, beweist doch jedenfalls, daß für das legitimistische Denken auch das Verschwinden der direkten Nachkommenschaft eines entthronten Monarchen von der geschichtlichen Bühne das ursprüngliche Recht der Dynastie nicht aufhebt. Unter diesem Gesichtspunkt wird es sich empfehlen zu prüfen, ob diejenigen recht haben, die durch einen Verzicht des Herzogs Ernst August auf Hannover „für sich und seine Nachkommen" der hannoverschen Welfenpartei den Kopf zu zertreten glauben. Der landläufigen Meinung mag ja der Gedanke sehr nahe liegen, daß eine Welfenpartei ohne Welfendynastie ein Unding sei, aber dieser Gedanke ist leider falsch.

Der Verzicht, den der Träger eines Thronrechts ausspricht, kann immer nur den Sinn haben, daß dieser einzelne von seinem Recht nicht Gebrauch machen will; seine Erben kann er nicht hindern, das Gegenteil zu tun. Spricht er den Verzicht auch im Namen seiner Erben aus, so ist das eine Rechtshandlung, die immer ausdrückt, daß der Verzichtende einer Macht weicht, nicht aber das Recht der Erben unter allen Umständen aufhebt. Ein Beispiel dafür: dem Herzog Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, dem Großvater unserer Kaiserin, der als Haupt der ältesten Nebenlinie des Hauses Holstein zur Zeit König Friedrichs des Siebenten von Dänemark das alte Recht der Herzogtümer Schleswig und Holstein vertreten zu müssen glaubte, wurde bei den Londoner Verhandlungen der Mächte die Verpflichtung auferlegt, für sich und seine Nachkommen zugunsten des Herzogs Christian von Holstein-

Glücksburg, der als Nachfolger Friedrichs des Siebenten ausersehen war, zu verzichten. Der Herzog tat es unter dem harten Druck der Verhältnisse und erkannte — zugleich „im Namen seiner Nachkommen“ — das Londoner Protokoll von 1852 feierlich als für ihn und sein Haus rechtsverbindlich an. Über den Protest seines ältesten Sohnes, des Prinzen Friedrich, ging die diplomatische Welt mit vollkommener Nichtbeachtung hinweg. Das hinderte aber eben diesen Prinzen Friedrich nicht im geringsten, beim Tode Friedrichs des Siebenten sogleich sein von ihm niemals aufgegebenes, nach seiner Überzeugung seinem Hause zukommendes Recht als Herzog von Schleswig-Holstein in Anspruch zu nehmen. Niemand hat sich darüber gewundert; im Gegenteil, Tausende, ja die Mehrheit derer, die es anging, hat es anerkannt und sich begeistert dafür eingesetzt. Gewiß hat Herzog Friedrich damals Gegner gehabt, nicht nur im dänischen Lager, sondern auch in Deutschland, die sein Recht aus Gründen der praktischen Politik bekämpften oder aus staatsrechtlichen Gründen anzweifelten. Aber einen Vorwurf, daß er über den Verzicht seines Vaters hinwegging, hat ihm niemand gemacht. Das galt als ganz selbstverständlich, wie dergleichen überall und zu allen Zeiten als selbstverständlich gelten wird, wo man an das Vorhandensein eines idealen Rechts glaubt, das unabhängig von seinem jeweiligen Träger besteht, über das daher auch von einem einzelnen nicht verfügt werden kann.

Es gibt also nur zwei Mittel, sich gegen solche Ansprüche, die man aus triftigen Gründen nicht anerkennen kann, zu sichern. Das eine besteht darin, daß man im Besitz der tatsächlichen Macht den Anspruch, den man nicht anerkennen kann und darf, ignoriert und nur dafür sorgt, daß die Macht, diesen Anspruch abzuwehren, nicht verloren geht. Im Leben der Völker behauptet sich als Recht auf die Dauer nur das, was den wirklichen Machtverhältnissen entspricht, weil nur diese dafür bestimmend sein können, was als Staatsinteresse im wahren Sinne zu gelten hat. Deshalb kann man ruhig der Wirkung der Zeit vertrauen, die im bisherigen Verlaufe der Weltgeschichte noch jedesmal aus einer gewissenhaft im Sinne vernünftiger geschichtlicher Entwicklung geübten Macht zuletzt ein allgemein anerkanntes Recht gemacht hat. Die Welfen, die eine geschichtlich notwendige Entwicklung zurückrevidieren wollen, werden an dieser unausbleiblichen Wirkung der Zeit einmal zerschellen, und auch Fehler und lokale Ungeschicklichkeiten der preußischen Verwaltung in der Provinz Hannover werden diesen Prozeß höchstens verzögern, aber nicht aufhalten können. Von den Angehörigen unserer nationalen Parteien hätte gewiß die Mehrzahl es lieber gesehen, wenn man sich des hier gekennzeichneten Mittels bedient hätte, um der welfischen Ansprüche durch dauernde, kühle Ablehnung Herr zu werden. Aber wenn man auch bedauert, daß es anders gekommen ist, so hilft uns doch dieses Bedauern jetzt keinen Schritt weiter. Denn die Tatsache bleibt: durch die Vermählung der Kaisertochter und die Veränderung in den persönlichen Beziehungen der Dynastien ist es nun einmal anders geworden, und deshalb mußte für die

Aufrechterhaltung desselben Standpunkts in der politischen Frage eine neue Form gefunden werden.

So blieb nur das zweite der oben erwähnten Mittel übrig, um sich gegen die welfischen Ansprüche zu sichern. Es besteht darin, daß man sich dessen versicherte, daß die lebenden Mitglieder der welfischen Dynastie sich verpflichteten, ihre — in der Theorie aufrechterhaltenen — Ansprüche für ihre Person nicht geltend zu machen. Das ist in der praktischen Wirkung genau dasselbe wie ein Verzicht, denn es fordert genau dieselbe Handlungsweise oder — wenn man will — dieselben Unterlassungen, die durch einen Verzicht bedingt würden. Noch mehr zu fordern hat, wie hier zu zeigen versucht wurde, keine praktische Bedeutung, da Versprechungen für die Zukunft für die Erben der bekämpften Ansprüche doch unverbindlich sind.

Man wird wiederum einwenden, daß im Jahre 1907 von dem Herzog von Cumberland ein förmlicher Verzicht für sich und seine Nachkommen gefordert worden sei. Die Erklärung dieser Forderung habe ich schon früher zu geben versucht. Die Forderung, die übrigens nicht in dem Bundesratsbeschluß von 1907, sondern in einer Reichstagsrede des damaligen Reichskanzlers enthalten war, war die Antwort auf ein Ansinnen des Herzogs und bedeutete in diesem Zusammenhange eine einfache Ablehnung des damals vorliegenden Gedankenganges in dem Schreiben des Herzogs. Es ist nichts Ungewöhnliches — auch im Privatleben —, daß man die Ablehnung eines gegnerischen Vorschlags in die Form einer Gegenbedingung kleidet, von der man im voraus weiß, daß sie nicht erfüllt werden wird. Die Voraussetzungen waren eben damals ganz andere.

Es ist mir auch der Gedanke begegnet, daß zwar die Bedeutungslosigkeit eines Verzichts für die Nachkommen zuzugeben sei, daß man aber doch lieber diesen Verzicht hätte fordern sollen, um die öffentliche Meinung zu beruhigen, daß es sich nicht um ein schwächliches Nachgeben der preußischen Regierung handle. Ich bin nun freilich der Meinung, daß, wenn man das getan hätte, man die öffentliche Meinung nach einer falschen Richtung hin beruhigt hätte. Auf die Welfen selbst hätte das gar keinen Eindruck gemacht, wohl aber hätten von den anderen viele sich dem falschen Glauben hingegeben, die Welfen seien nun vollkommen unschädlich. Diese Wirkung wäre viel schlimmer gewesen als die Folgen der jetzigen Lösung.

Daß diese Folgen nicht durchweg erfreulich sind, ist ja richtig. Auch wenn das Welfentum vom braunschweigischen Hofe her nicht die geringste Förderung erhält, wird doch die bloße Tatsache, daß das Welfenhaus trotz aller Hindernisse nun zur Ausübung wenigstens eines Teils seiner dynastischen Ansprüche gelangt ist, einen starken Eindruck auf die Fanatiker des Legitimismus ausüben. Aber dieselbe Wendung, die in ihrer theoretischen Bedeutung die welfischen Hoffnungen auf die Gerechtigkeit des Himmels zu beleben geeignet ist, legt zugleich den Träger dieser Hoffnungen durch seine Stellung als Bundesfürst und die von ihm

eingegangenen Verpflichtungen in einer der welfischen Sache abträglichen Weise fest, und darin liegt ein Ausgleich, der noch durch andere Momente verstärkt wird. Man muß sich doch auch fragen, was dabei herausgekommen wäre, wenn man sich auch jetzt noch auf den Standpunkt von 1907 berufen hätte. Was 1907 durch die Haltung des Welfenhauses selbst gerechtfertigt wurde, hätte nach den jetzt vorliegenden Erklärungen den Charakter eines Vorwandes erhalten, und eine bessere Unterstützung hätte man der welfischen Agitation nicht geben können. Jetzt liegen Bedingungen vor, unter denen das fortgesetzte Treiben der hannoverschen Welfenpartei weit eher imstande sein wird, manchen bisher gutgläubigen Patrioten über das Wesen dieser Partei die Augen zu öffnen, und das kann nur von Nutzen sein.

Ein Streifzug in die Volksetymologie und Volksmythologie

Von Adolf Stölzel in Berlin

3.

Nur in entferntem Zusammenhang mit der Bedeutung des Wortes Horn als Ausdruck der Kraft steht die vom Hornstoffe hergenommene Bedeutung.

Der Drache, den Siegfried tötet, ist laut des „aus weit älterer Zeit als aus dem dreizehnten Jahrhundert stammenden" Siegfriedsliedes*) nicht durch ein Horn geschützt, sondern durch die Hornmasse, die seinen Körper überzieht. Siegfried wirft Bäume auf ihn und zündet sie an; dann badet er in „dem durch Feuer geschmolzenen Horne" des Drachen und wird so zum „hürnen Siegfried".

Von dem Horne als Hornmasse redet auch Homer. Er stellt Horn und Eisen in Parallele, zugleich aber eigentümlicherweise Horn und Elfenbein in einen Gegensatz.

Der klagenden Penelope Gram sieht der von ihr unerkannte Odysseus mit erbarmendem Herzen, so daß seine Augen der Penelope gegenüberstehen „wie Horn oder wie Eisen", und Penelope schildert die Pforten luftiger Traumgebilde als die eine aus Elfenbein, die andere aus Horn gefertigt; erstere täusche den Geist derer, die aus ihr hinausgehen, letztere deute ihnen Wirklichkeit an**). Einen Grund für diese Unterscheidung zwischen Horn und zwischen Elfenbein, das doch in seiner Qualität sich von Horn nicht allzusehr unterscheidet, gibt Homer nicht an. Bacon in seinen Augmentis legt sich den Unterschied

*) Vgl. Vilmar, Vorlesungen über die deutsche Nationalliteratur, 1847, S. 115.

**) Odyssee 19, 211. 563.

dahin zurecht, daß er (1605) „das schimmernde Portal von Elfenbein" mit seinen „täuschenden Träumen" den „bescheidenen Realitäten" gegenüberstellt, „die durch die Pforte von Horn Eingang finden."

Dem Germanen ist „der große und der kleine Horn" die Zeit der im (längeren) Januar und im (kürzeren) Februar erstarrten Erde. Für ihren vom Ackerbau lebenden Bewohner erscheint der Gegensatz zwischen derjenigen Jahreszeit, während deren er den Boden bearbeiten kann, und derjenigen, während deren ihm solche Bearbeitung unmöglich gemacht ist, als ein besonders bedeutungsvoller. Der uns in mehrfachen Keilschriften überlieferte babylonische Schöpfungsmythus faßt den Jahresanfang als Weltanfang auf: wie es am Anfang eines jeden Jahres ist, so wird es auch am Anfang der Welt, nur in stark vergrößertem Maße, gewesen sein*). Die Feier der Sonnenwendzeit ist darum die Hauptfestfeier des Jahres geworden. Ring oder Rad, das Attribut des Cernunnos, sollen das Sonnenrad versinnbildlichen, die „rotations solaires"**).

Von dem anderen Kennzeichen dieses Gottes wie sonstiger Götter, dem „Horne", ist der darin liegende Hinweis auf die Zeit der erstarrten Erde insofern geschwunden, als heute niemand mehr unter Horn den Januar oder den Februar versteht, wohl aber ist ein Rest davon in die später entstandene, aber allmählich auch obsolet gewordene, in dem Schweizer Deutsch noch lebendige Bezeichnung „Hornung" für den Februar übergegangen. Zugleich ist der dem Wort Horn entsprechende Nachklang „Hor" geschwunden, der früher „Schmutz in fester Gestalt" bedeutete. Für diesen Schmutz bildete sich das Wort „Kot", keineswegs aber, wie Grimms deutsches Wörterbuch ausdrücklich hervorhebt, in dem heute diesem Worte innewohnenden häßlichen Nebensinn, sondern umgekehrt, um das Häßliche, das man allmählich dem Worte „Hor" beigelegt hatte, zu verdecken, wie das mehrfach bei Fortentwicklung der deutschen Sprache geschah. Beispielshalber führt die genannte Quelle die Bildung des Wortes „niederkommen" an als Milderung oder Verfeinerung des Wortes „gebären". Eine Bestätigung dessen ist, daß man zeitweilig den Horn- oder Hormonat als „Kotmonat" bezeichnet findet. So lesen wir in Mozins Dictionaire: „Kot, flüssige oder flüssig gewesene Unreinigkeit, vorzüglich auf den Straßen;" deshalb heiße der Februar oder Hornung der „Kotmonat" (weil nämlich in ihm der gefrorene, das ist der flüssig gewesene, Schmutz die Straßen verunreinigt). Und der im Münchener Nationalmuseum befindliche Tegernseer Kalender von 1534***) enthält unter „Calen. Novembris 30" den Eintrag: „Allerheiligenmonat vel Wintermonat, aliter Kotmonat, quia valde instabilis est mensis"†). Das trägt denn auch zu dem richtigen Verständnis der Worte in Luthers Bibelübersetzung (Ev. Johannis 9, 6) bei, nach denen Jesus zur Heilung des Blinden

*) Beussel, Wesen der Religion (1905) S. 90.

**) von Falckenstein, a. a. O. Courcelle, a. a. O. S. 28.

***) Abgedruckt in Pfeiffers Germania, 9. Jahrg. Wien 1864, S. 162 ff.

†) Siehe auch Weinhold, Die deutschen Monatsnamen. Halle 1869, S. 47.

„auf die Erde spützt und aus dem Speichel einen Kot macht und den Kot auf des Blinden Augen schmiert." Die in Mainz befindlichen ältesten deutschen Bibelübersetzungen gebrauchen in dieser Stelle das Wort „Hor". Sie stammen aus der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts. „Nur in die Anfänge der neueren Schriftsprache reicht Hor hinüber"*). Darum brauchte Luther (1524) das seiner Meinung nach passendere Wort „Kot", an dessen Stelle dann Nachfolger in deutschen Bibelübersetzungen, wie z. B. Leander van Eß (1807), Weizsäcker (1874 ff.) und Weiß (1904) mit Recht das Wort „Teig" verwendeten; der griechische Text hat pelos, was sowohl Schlamm, Morast, wie Kot bedeutet. Die Identität zwischen Horn und Hor zeigt H. Fischer in seinem schwäbischen Wörterbuch dadurch an, daß er beim Artikel „Hor" über der Silbe Hor ein kleingedrucktes n einfügt.

Gibt nach alledem weithin der Hornstoff den Anlaß, in dem „Horne" die überall dem Menschen entgegentretende, auf ihn einwirkende Kraft versinnbildlicht zu sehen, und glaubt man, sie sich günstig machen zu können, wenn man reichliche Opfer bringt, so gewinnt bei Opferfesten auch die Horngestalt ihre Bedeutung. Neben den Speiseopfern stehen von alters her die Trankopfer und wohl das früheste Trinkgefäß, das man kannte, war das Stierhorn. Ein Runenkalender hat sich gefunden, der die Tage des Februar, an denen Trankopfer stattfanden, mit aufrechtstehendem Horne, die anderen Februartage mit umgekehrtem Horne bezeichnet**); die meisten Horne stehen aufrecht. Der Wenden Kriegsgott hielt — gleich der ägyptischen Hathor, der Sonnenatmosphäre***) — in der Rechten ein Horn, das mit Wein gefüllt wurde†). Wenn der Gott den Wein nicht trank, so tranken ihn seine Priester, auch das Volk trank auf die Gesundheit seiner Götzen, später auf die Gesundheit der Maria und der Heiligen††). Hatten es zunächst die Priester praktisch gefunden, selbst statt des Gottes beim Opfer den Wein der Opferspender zu trinken, wie die Opferspeise zu genießen, so fanden es die Opferspender noch praktischer, mit eigenem Genusse des Trankes wie der Speise symbolisch ihre Feste zu feiern. Ihr Trank war der Wein, der vor Einführung der Kartoffel auch in Deutschland häufig gebaut wurde, bis ihn die besondere Spezies des „gebrannten Weines", des heutigen Branntweines, ablöste, der eben seinen Namen von der Zeit des weitverbreiteten Weinbaues herleitete†††). Altgermanische Auffassung war, daß um die Wintersonnenwende die Seelen der Verstorbenen ihren Umzug nach der alten Heimat hielten und an den Festgelagen der Lebenden teilnahmen, wie es slavischer Volksglaube ist,

*) Heyne in Grimms deutschem Wörterbuch s. v. Hor.

**) Lepsius, Kleine Schriften, S. 250.

***) D. Engel, Isis und Osiris (1866) S. 23.

†) L. Giesebrecht, Über die Religion der wendischen Völker (Stettiner Gymn.-Progr. 1837/8).

††) von Falckenstein, Prodr. Antiq. Nordgav., p. 296.

†††) Vgl. A. Stölzel, Über den Wein- und Branntweinschank in Kurhessen (Hildebrands Jahrb. 7, 154 ff.) 1866.

daß die Seelen der Verstorbenen bald nach dem Begräbnis wieder zur alten Wohnstätte zurückkommen. Deshalb werden ihnen Trank- und Speiseopfer nachts vor die Fenster gestellt*). Das germanische Julfest war ein fröhliches Fest. Von ihm sang deshalb E. M. Arndt:

Trinket wacker und jult!
Also halten wir den Jul**).

Das Fest galt dem Sonnengott, den auch die Phönizier hoch verehrten und ihm in Tyrus den Tempel bauten. Dessen Nachbildung wurde der Tempel Salomos; die israelitischen Feste Jahves (Jehovas) ahmten die in Kanaan vorgefundenen Feste der Schutzgötter des Ackerbaues und Weinbaues nach***). Auch das Julfest mit seinen Opfern diente einer solchen Feier. Im heidnischen Schweden wurde ein großes Februarfest für die Ruhe und das Siegesglück des Königs gehalten, wobei das Volk aus Hörnern zechend erschien. Daß solche Festfeiern mit Trinken entarten konnten, beweist ein im Jahre 789 von Karl dem Großen aus Aachen erlassenes Kapitular, worin die königlichen Sendboten angeheißen werden, die gemeinsamen Gelage des Ende Dezember gefeierten Julfestes zu verbieten und überhaupt das Übel des Trunkes zu bekämpfen. Dabei vergaß nebenbei das Kapitular nicht, allgemein den Richtern einzuschärfen, daß sie ihre Verhöre nüchtern vornehmen, auch nüchtern ihre Urteile fällen möchten†). Mit Einführung des Glases verschwand noch keineswegs das Trinkhorn; man schuf gläserne Hörner, die am Tisch herumgereicht wurden, und, da sie nicht niedergesetzt werden konnten, dem Trinkenden die Aufgabe stellten, das ihm zugereichte gefüllte Horn sogleich ganz zu leeren; ohne geleert zu sein, brauchte es vom Nachbar nicht angenommen zu werden††). Das ist erhalten in der wohl heute noch bei Studentenkommersen vorkommenden Glanzleistung des „Fürsten von Thoren", dem ein Sessel auf den Kneiptisch gestellt wird, damit der Fürst von da aus beweist, daß er das große Büffelhorn, gefüllt etwa mit einem Liter Bier, auf einen Zug leeren und es geleert seinem Nachfolger überreichen kann. Das zugehörige alte Burschenlied: „Ich bin der Fürst von Thoren, zum Saufen auserkoren, Ihr Andern seid erschienen, mich fürstlich zu bedienen, ... Eur Gnaden aufzuwarten mit Wein von allen Arten" usw., ist in verfeinerter Gestalt unter Verwandlung des Trinkhorns in ein Jagdhorn bis in unsere Mädchenschulen gedrungen, wo man heute zu singen pflegt: „Ich bin der Fürst von Thoren, zum Jagen auserkoren." Nachdem das Saufen zum Jagen veredelt war, paßte die Aufwartung mit „Wein von allen Arten" auch nicht mehr recht, sie wurde zur Aufwartung mit

*) Fr. S. Krauß, Slavische Volksforschungen 1908, S. 111.

**) Gedichte (1840), S. 53.

***) Graf Baudissin, Die alttestamentliche Wissenschaft und Religionsgeschichte (1912), S. 10.

†) G. Richter, Annalen der deutschen Geschichte, 2. Abt., 1. Hälfte, S. 109 ff.

††) Kuriositäten, 4. Stück. Weimar, S. 364, 365.

„Würfel, Spiel und Karten“*), obwohl Würfel, Spiel und Karten mit dem Jagen gerade nicht allzunahe verbunden sind. Wie sehr man auch zu der Zeit, als man sich der Humpen zum Trinken bediente, auf deren besondere Größe Gewicht legte beim Willkommenstrunke, lehrt ein Sandsteinrelief des Schlosses Grunewald bei Berlin aus dem Jahre 1542. Dasselbe stellt dar, wie dort Kurfürst Joachim der Zweite den Erbauer des Schlosses, seinen Architekten Caspar Theys, empfängt, der mit seinem Gesellen (seinem „Lermann“)**) Cuntz Buntschuh erschien. Letzterer hat einen Humpen mäßiger Größe mit zur Stelle gebracht; der Kurfürst aber reicht dem Architekten einen Riesenhumpen hin mit der Inschrift: „Theys, es gilt.“ Darunter stehen die Verse: „Caspar Theys, was soll die kleine Flas, die Cuntz Buntschuh hat in der Tas? Das Wilkum muß zuvor heraus, sonst wird ein solcher Lermann draus.“ Buntschuh, der in der Linken die „kleine Flas“ hält, legt seine Rechte auf des Kurfürsten Schulter, wohl um ihn von seinem Beginnen abzubringen, und Theys hebt seine Linke hoch in Erstaunen über des Kurfürsten Verlangen, welches bedeuten sollte, der Schöpfer des Schlosses verdiene einen anderen Willkommenstrunk zum Dank für den vollendeten Schloßbau, zur Anspornung für seine künftigen Leistungen und zur Sicherung einer glücklichen Zukunft als aus so kleinem Gemäß, wie es sein Geselle mitgebracht habe; sonst werde der Meister behandelt, als sei er Geselle. „Ein Humpen, aus dem die Kurfürsten gezecht, ist schön,“ zitiert M. Heyne***) aus Bettinas Briefen und führt dabei aus W. Scherffers Grobian (1640) an:

„Hast du die große Hump jetzt redlich ausgemacht?
So wirf sie auf den Tisch, daß alles klingt und kracht.“

Mittelalterliche deutsche Trinkhörner besitzen wir in Dresden, Weimar, Naumburg. Das Naumburger Horn trägt an neun Stellen das Stift-Naumburgische Stadtwappen, ein Zeichen, welchen Wert man darauf legte, es als städtisches Eigentum kenntlich zu machen. Von den zwei Weimarer Hörnern hat das eine die Inschrift:

Hette myc hoffen nyht herneret
Wyfel hette myc lange vorseret
(Hätte mich Hoffen nicht ernähret,
Zweifel hätte mich lange verzehret).

Das andere:

Hoc cu (= cornu) hat myc derneret
(Dies Horn hat mich ernähret).

Beide Inschriften lassen erkennen, daß man dem Horn eine Art Wunderkraft zuschrieb. Andachtsvolles, feierliches Genießen von Brod und Wein ge-

*) G. W. Fink, Musikalischer Hausschatz. Leipzig 1842 (11. Aufl. 1901).

**) An dessen Stelle wir heute sprachlich nur den „Lehrling“ kennen oder den Lehrjungen, das Lehrmädchen.

***) Deutsches Wörterbuch, s. v. Humpen.

reichte den Gläubigen zum Segen. Sollte nicht vielleicht dieser Gedanke sich vergeistigt und verchristlicht haben in unserer doppelt gestalteten Abendmahlsspende des Brotes und Weines? Das „Deutsche Wörterbuch" weist*) bereits darauf hin, daß Luther das Pauluswort im 10. Kapitel des ersten Korintherbriefes: wir sind Alle ein Brot und ein Trank, die teilhaftig sind eines Brotes und Trankes, „im höchsten und ernstesten Sinne als Bild der innern Einigung mit Christo" gebraucht habe, und Paulus stellt dort diesem Gedanken das Opfer der Heiden gegenüber, die „der Teufel Kelch trinken und des Tisches der Teufel teilhaftig sind".

In sichtbarem Zusammenhang mit dem Kampfe des Christentums gegen das Heidentum steht auch die altenglische, nach J. Grimm und Müllenhoff altgermanische, von Rückert zu einem deutschen Epos umgewandelte Hornsage, die vielfacher Bearbeitung in der englischen, deutschen und französischen Literatur unterzogen ist, jüngst (1902) von O. Hartenstein in Holthausens Kieler Studien zur englischen Philologie.

Hier erscheint das Wort Horn in der eigentümlichen Verwendung als Taufname, nämlich eines Sohnes des angelsächsischen Königs Aaluf von Suddene in England. Nebenher kennt dieselbe Sage auch ein Horn als Trinkgefäß und als Blasinstrument. Die einen suchen den Ursprung der Sage in England, die andern am Gestade der Nordsee. Der Personenname Horn ist neben den anderen Namen, die genannt werden, wie Aaluf, Figold, Athelbrus, Thurston, Gothild, Rimnild u. a. jedenfalls ein recht auffälliger und weist, wenngleich er in Altengland bräuchlich gewesen sein soll, wohl auf germanischen Ursprung hin. Die drei ältesten Bearbeitungen (der Roman von Horn, das Gedicht von King Horn und der Roman von Horn Child) werden in das zwölfte, dreizehnte und vierzehnte Jahrhundert gesetzt, die Entstehung der Sage aber viel früher. Ihr Inhalt ist, daß König Aaluf am Meeresstrand von den Insassen dort lagernder Heidenschiffe getötet wird, und daß in deren Hände sein Land fällt, bis dieses sein in die See gesetzter, von einem benachbarten König aufgenommener und zu dessen Eidam gewordener Sohn Horn nach Jahren zurückerobert. Dabei betont die Sage von Anfang an, daß kein schöneres und kühneres Kind als dieses je zur Welt geboren war, und daß es aufwuchs, überragend all seine Gesellen an Kraft und Mut. Es liegt die Annahme nahe, daß die Eltern in Voraussicht dessen und um ihren Erstgeborenen den Weg zu großen Taten zu ebnen, den Namen Horn wählten, in dem sich nach der Auffassung des Altertums das Heil der Welt verkörperte. Das war auch wohl der Grund, weshalb bereits der älteste Roman von „King Horn" sich besonders eingehend mit der Jugendzeit seines Helden befaßt. Der Roman des vierzehnten Jahrhunderts (und in Übereinstimmung damit die Dichtung Rückerts) sind das „Kind Horn" tituliert, sie haben also nicht mehr den King

*) Unter dem Worte „Kuchen".

Horn in den Vordergrund gestellt. Eine Erklärung, was der Name Horn bedeute, haben die Interpreten der Hornsage kaum versucht. Nur die 1874 in Rostock veröffentlichte Dissertation C. Thiems, „das altenglische Gedicht King Horn", findet den Grund der Wahl des Taufnamens Horn in der, wie wir in Heft 47 sahen, weitest verbreiteten orientalischen Mythe vom zweihörnigen siegreichen Kriegshelden. Kaum viel später als der Pseudo-Kallisthenes und der Koran davon handelte, erwuchs dem König Aaluf sein Thronerbe Horn. Als dieser die Ringmel freite und sie ihm beim Hochzeitsmahle den Trunk aus einem Becher bot, verlangte er den Trunk aus einem Horne*). Großes Gemäß ziemte sich, wenn Horn Hochzeit hält, wie es sich tausend Jahre später ziemte, als der Kurfürst von Brandenburg und sein Baumeister sich zutranken nach vollendeten Schloßbau (Seite 443). Alles, was der Wunderkraft des Hornes zugeschrieben wurde, schien dem Glücklichen zu winken, der auf den Namen Horn getauft wurde.

Und doch blieb dem Horne von einst solch hoher Bedeutung später nicht erspart, sich gefallen lassen zu müssen, als möglichst energisches Scheltwort zu dienen. Für Bayern bezeugt das (1872) Schmellers bayerisches Wörterbuch. Es will die Redensart: „du bist ein rechts Horn", von „einer jungen unerfahrenen Person anderen Geschlechts", die sich „eigensinnig" benimmt, verstanden wissen. Doch wird diese Redensart wohl allgemein auf jede Person bezogen werden dürfen, der man eine besondere Hartköpfigkeit vorwerfen will, mag der Grund dafür in ihrem Eigensinn oder in ihrer Dummheit liegen. Horn als Scheltwort bezweckt nur das Nämliche zum Ausdruck zu bringen, was sich oben (Heft 45 S. 251) über den Gebrauch des Wortes „Erz" als Vorsilbe ergab. Letzteres Wort für sich allein ist bislang noch nicht zum Scheltwort degradiert. Wer „du Erz" genannt wird, kann deshalb schwerlich wegen Beleidigung klagen. Wer „du Horn" genannt wird, versteht aber, selbst wenn er nicht zu den hellsten Köpfen gehört, daß man ihn eigentlich „du Hornvieh" oder „du Hornochse" nennen wollte, und er versteht das nicht bloß in Bayern, sondern auch außerhalb. Der Engländer und der Amerikaner beschränkt sich eigentümlicherweise darauf, das Wort horn nur in Verbindung mit dem Eigenschaftswort green als einen beleidigenden Ausdruck zu verwenden. Für ihn ist ein greenhorn ein dummer ungeratener Junge. Und das fängt auch an sich nach Deutschland zu verpflanzen; denn kürzlich erzählte im illustrierten Teile des Berliner „Tag" ein bekannter Berichterstatter von der Zeit, wo er vor zwanzig Jahren „als Grünhorn nach Amerika kam".

(Fortsetzung folgt)

*) Hartenstein a. a. O. S. 127: corne apelent horn li englis latimia.

Die Arbeiterfrage in Fidschi

Von Karl Fricke in Sydney, N. S. W.

Bei meinem kürzlichen Besuche der Fidschiinseln, sowie unserer herrlichen deutschen Kolonie Samoa ist mir der bedeutende Unterschied in der Lösung der Arbeiterfrage aufgefallen. In Samoa selbst kann man sogar von einer Lösung fast noch nicht sprechen. Zwar haben wir dort endlich die Erlaubnis erhalten, in Südchina (Kanton) Arbeiterkulis anzuwerben. Etwa tausend Chinesen wurden bei meinem Aufenthalte in Apia gelandet. Die hohen Kosten der Einführung der Chinesen, die Schwierigkeiten, bei den ungünstigen politischen Verhältnisse in China regelmäßig für Arbeiterzufuhr zu sorgen, die für den Plantagenbetrieb unvorteilhafte Gleichstellung des Chinesen mit dem Europäer in juristischer Hinsicht, lassen es wünschenswert erscheinen, über die Nachbarkolonie Fidschi in bezug auf die Lösung der Arbeiterfrage näheres zu erfahren. Wenn wir die in Fidschi herrschenden Verhältnisse auch nicht unbedingt auf Samoa übertragen können, so mögen sich aus den nachfolgenden Ausführungen einige Gesichtspunkte ergeben, die bei den Verhandlungen mit der holländischen Regierung über Arbeiterzufuhr aus Java nach Samoa zu unserem Vorteil verwendet werden können.

Spricht man von einer Arbeiterfrage, so ist damit die Beschaffung der Arbeitskräfte gemeint, die zur rationellen Bewirtschaftung eines Plantagenbetriebes notwendig wird. Solche Plantagenbetriebe in der Südsee kultivieren das Zuckerrohr für die Zuckergewinnung, die Kokospalme für die Herstellung der Kopra*), die Kakaopflanze, die Teestaude und die Banane**). Weiter wird auf diesen Plantagen sehr oft Vieh im Großbetrieb gezüchtet, während man für die Kultur verschiedener anderer tropischer Gewächse kleinere Plantagen angelegt hat, die jedoch bei der Beurteilung der Arbeiterfrage nicht ins Gewicht fallen.

Arbeiterfrage heißt aber auch Arbeiternot. Fidschi, die englische Kolonie, hat vor vielen Jahren unter ähnlichen Verhältnissen gelitten, wie wir sie leider heute noch in Samoa sehen. Nur dadurch, daß das britische Weltreich in Indien eine schwer zu ernährende ungeheuere Bevölkerung besitzt, ist man in Fidschi über die Arbeiternot hinweggekommen. Der Fidschieingeborene steht in bezug auf Faulheit und Trägheit dem Samoaner nicht nach. Ferner ist

*) Vgl. „Südsee-Kopra", vom gleichen Verfasser. Hamburger Nachrichten 1913.

**) Vgl. „Der Bananenhandel in der Südsee", vom gleichen Verfasser. Hamburger Nachrichten, Februar 1912.

ein deutlicher Niedergang der Rassen in beiden Kolonien zu bemerken. So betrug z. B. in Fidschi die eingeborene Bevölkerung nach dem Zensus von

1881	111 924
1891	105 800
1901	94 397
1911	87 229

Dieser Niedergang der Fidschianer wurde nach einer zur Erforschung dieser bedauerlichen Tatsache eingesetzten Kommission im Jahre 1893 damit erklärt, daß die Eingeborenen ihre Kinder vernachlässigen, sich sanitären Maßregeln gegenüber ablehnend verhalten, keine Vorrichtungen gegen die Verbreitung von ansteckenden Krankheiten treffen wollen und schließlich, daß die eingeborenen Frauen die Neigung haben, den Kindersegen einzuschränken. Abtreibungen sind daher in Fidschi allüblich. In Fidschi wie in Samoa hat man es durch zweckentsprechende Maßregeln erreicht, daß der Rückgang in der Bevölkerungszahl seit einem Jahre aufhört; eine merkbare Zunahme ist jedoch nicht zu erwarten und sollte einmal eine den Eingeborenen schädliche Epidemie ausbrechen, so wird die Bevölkerungszahl noch bedeutend weiter zusammenschrumpfen. Heute herrschen die schwarzen Pocken in Sydney wie in Auckland, in Australien wie in Neuseeland. Die direkte Dampferlinie geht über Fidschi und Samoa: wer garantiert, daß trotz sorgfältiger Quarantänemaßregeln die Pocken und Masern nach diesen tropischen Kolonien von dort aus nicht eingeschleppt werden können?

Die Europäer in Fidschi kommen als Plantagenarbeiter nicht in Betracht. Ihre Zahl (3734 im Jahre 1911 bei einer Gesamtbevölkerung von 142761) ist zu gering; das Klima selbst verbietet dem Weißen, körperliche Arbeit im Freien zu verrichten.

Und die Fidschianer selbst? Der Gesamtflächeninhalt der Fidschigruppe mit etwa achtzig bewohnten Inseln beläuft sich auf 7435 englische Quadratmeilen, ist also etwa so groß wie das Königreich Württemberg. Das Land ist daher sehr dünn bevölkert. Dann machen es die ungeheuere Fruchtbarkeit des Landes, sowie der Kommunismus, der das Leben der Fidschianer beherrscht, für sie überflüssig, auf den Plantagen nach Arbeit zu suchen. Drittens gehört das Land nach dem Annektionsvertrage mit der britischen Regierung von 1874 den Fidschianern. Ihre Dorf- bzw. Familiengemeinschaften erhalten das Pachtgeld für das zu Plantagenzwecken erworbene Land der Europäer. Die Eingeborenen sehen sich daher wirklich nicht veranlaßt, intensiv zu arbeiten, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Tun sie es dennoch in Ausnahmefällen, dann wünschen sie irgendein Luxusbedürfnis zu befriedigen; manchmal arbeiten sie aus Laune. In jedem Falle aber wacht die britische Regierung in einer Art Humanitätsduselei eifersüchtig darüber, daß dem Fidschianer nicht zu viel zugemutet wird. Ich werde darüber noch besonders berichten.

Kommen die Fidschianer somit für die Beschaffung regulärer Arbeitskräfte für die Fidschiplantagen nicht in Betracht, so nimmt es nicht wunder, daß

man schon seit dem Beginn der ersten Erschließung der Südsee sich nach willigeren Arbeitern umgesehen hatte. Bis vor etwa vier Jahrzehnten blühte in der Südsee das sogenannte Rekrutierungsgeschäft. Kapitäne von Segelschunern von 70 bis 100 Tonnen und noch weniger Rauminhalt warben in Neuguinea, auf dem Bismarckarchipel, auf den Salomoninseln und auf den Neuen Hebriden Arbeiter an. Mag es auch wirklich ehrliche Anwerber gegeben haben — im allgemeinen geschah das Rekrutierungsgeschäft jedoch unter so abnormen Bedingungen, daß sie heute undenkbar sind. Es werden Fälle verbürgt, wo Dörfer auf das Schiff zu irgendeiner Tanz- oder Kirchenfeier eingeladen wurden. Man ließ die Leute in dem Laderaume feiern — schloß die Luke, und dann segelte man davon. Erst auf dem offenen Meere sahen sich die armen Menschen bewaffneten „Recruiters" gegenüber, die per Kopf so und soviel in Fidschi oder Samoa erhielten. Als man noch für die Zuckerrohrplantagen in Queensland solche farbige Kanakers einführen durfte, blühte dieser Handel mit Arbeitskräften in der Südsee ganz besonders. Immer wird es aber nicht so schlimm hergegangen sein. Ein sehr großes Verdienst um die Hebung des Anwerbungsgeschäftes in der Südsee hat das früher dort mächtige Haus J. C. Goddefroy u. Sohn auf Samoa gehabt, dessen Nachfolger in Neuguinea und in den Salomoninseln heute noch anwerben dürfen.

Für die Anwerbung von farbigen Arbeitern aus der Südsee kam für Fidschi nur das Protektorat der britischen Salomoninseln in Frage. Man rekrutierte noch in den Jahren

1906/7 in den Salomoninseln 105 Leute für Fidschi,
1907/8 „ „ „ 218 „ „ „
(149 für Samoa)
1908/9 „ „ „ 239 Leute für Fidschi;

es kehrten nach den Salomoninseln nach Ablauf des Arbeitskontraktes zurück:

	1905/6	1906/7	1907/8	1908/9	Zusammen
aus Fidschi . . .	107	7	61	77	252
„ Queensland .	1034	2056	305	43	3438

Ein großer Prozentsatz der angeworbenen Arbeiter aus den Salomoninseln bleibt aber in Fidschi; nach der letzten Bevölkerungsaufnahme Ende 1911 zählte man 2991 Salomon- und Hebrideninsulaner in Fidschi, die als Polynesier aufgeführt werden. (Da Queensland jetzt keine farbigen Arbeiter mehr beschäftigen darf, erklärt sich obige Rückwanderungsstatistik von selbst.) Ende 1910 hat aber die Verwaltung des Protektorates der Salomoninseln eingesehen, daß man die Eingeborenen lieber selbst in der Kolonie behalten soll, denn die Anlagen der Kopraplantagen sind nach dem erstaunlich schnellen Anwachsen des Preises für Kopra (getrocknete Kokosnuß) so bedeutend vergrößert worden, daß auch für die Salomoninseln eine „Arbeiterfrage" drohte. Die Regierung des britischen „West-Pazifik-Protektorates" hat deshalb das Anwerben von Eingeborenen auf den Salomoninseln und den Neuen Hebriden, wie in allen anderen unter ihre Verwaltung kommenden Inselgebieten für in

anderen Kolonien abzuleistende Arbeitskontrakte verboten. Das bezog sich seit zwei Jahren nun auch auf Fidschi. Die Nachfolgerin der Firma J. C. Godefroy u. Sohn in Samoa, die Deutsche Handels- und Plantagengesellschaft der Südsee, hat bekanntlich auf Grund alt verbriefter Rechte noch die Erlaubnis, dort, sowie in Deutsch-Neuguinea, eine gewisse Anzahl Arbeiter anzuwerben. Aber auch diese Rechte werden heute schon durch den Neid der weniger Begünstigten beschnitten.

In Fidschi stellen aber die dort zurückgebliebenen fast dreitausend Salomoninsulaner noch eine Aktiva in der Arbeiterfrage dar, für deren Behandlung ein Gesetz, die „Ordinance No. V of 1888" erlassen worden ist. Einige Paragraphen aus dieser Verordnung dürften hier interessieren.

Der Einwanderungskommissar (Aufsichtsbeamter) in Fidschi darf jede Plantage auf sanitäre und wohnliche Verhältnisse der Polynesier untersuchen. Jedes Schiff, das zur Anwerbung von Arbeitern für Fidschi eine Erlaubnis erhalten hat, muß eine Kaution von 500 Pfund Sterling hinterlegen, die bei Übertretung der Gesetzesvorschriften verfallen kann. Nur in britischen Schiffen dürfen Arbeiter nach Fidschi gebracht werden. Zur Aufrechterhaltung der Humanität ist weiter bestimmt worden, daß der Kapitän eines solchen Anwerbeschiffes keinen Anteil an dem Gewinn der Fahrt haben darf. Ebenso sind die Löhne der Mannschaft unabhängig von der Zahl der angeworbenen Arbeiter. Die Schiffe dürfen nicht unter 25 Tonnen Register Rauminhalt aufweisen. Mehr als drei Arbeiter für je 2 Tonnen Schiffsraum sollen nicht befördert werden. Für die Reisen selbst werden entsprechende Vorschriften bezüglich der Bequemlichkeit der Arbeiter erlassen, u. a. müssen die Schiffe Proviant und Wasser für die Fahrten mitnehmen:

Arbeiteranwerbungsgebiet	Inseln	April bis November von nach Fidschi		Dezember bis April von nach Fidschi	
		Tage	Tage	Tage	Tage
Neuen Hebriden .	Tanna, Erromango, Malicolo, Apia, Santo, Auroro, Pentecost, Bank-Insel	9	12	11	12
		12	14	15	14
Salomoninseln .	Santa Cruz, Banikoro S. Christoval, Malayata, Guadalcanar	14	18	17	18
		18	22	22	22
	Bougainville, Isabel Choiseul . . .	21	30	25	30

Weiter bestimmt dieselbe Verordnung, daß jedes Anwerbungsschiff einen Regierungsbeamten frei mitnehmen muß. Dessen Passagekosten und Beköstigung trägt das Schiff. Der Regierungsbeamte kontrolliert die Behandlung der Arbeiter an Bord. Es darf kein Polynesier angeworben werden, der unter zwanzig und

über vierzig Jahre alt ist. Bei der Anwerbung unterrichtet der Regierungsagent an Bord des Schiffes die Arbeitswilligen über die Bedingungen, unter denen sie arbeiten müssen. Nur wenn sie dieselben genau verstehen, dürfen sie für Fidschi angeworben werden.

Andere Paragraphen setzen die Behandlung der Polynesier bei der Ankunft in Fidschi fest. Alle werden ärztlich untersucht. Untaugliche werden auf Kosten des Anwerbers wieder zurückgeschickt. Der Arbeitskontrakt lautet auf fünf Jahre. Nach Ablauf desselben darf der Polynesier sich aufs neue verdingen für einen Zeitraum von sechs Monaten bis drei Jahre. Später kann der Arbeitswillige freiwillig auf nicht länger als ein Jahr einen Arbeitskontrakt in Fidschi eingehen. Die Rückkehr nach den polynesischen Inseln muß von dem Plantagenbesitzer freigestellt werden, bei dem der Angeworbene seinen ersten Kontrakt von fünf Jahren ableistete. Die Regierung errichtete dafür einen „Public Trust Account". Die Polynesier erhalten in Fidschi als Arbeiter folgende Rationen: Fleisch und Gemüse in festgesetzten Naturallieferungen; vier Lendentücher, eine Decke, zwei Strohmatten jährlich und Kochutensilien. Jeder Plantagenbesitzer, der mehr als fünfzig Polynesier in Fidschi beschäftigt, muß ein Hospital für sie erbauen, dessen Betrieb von Regierungsärzten überwacht wird.

Als Arbeitsleistung wird festgesetzt, daß der Polynesier entweder fünfzig Stunden wöchentlich (fünf Tage, je neun Stunden, Sonnabends fünf Stunden) oder nach seiner Wahl fünfeinhalb Akkordleistungen (je eine Tagesarbeit) wöchentlich arbeiten soll. Wird er damit vor Sonnabend mittag fertig, so gehört ihm die freie Zeit für den Rest der Woche. Ist ein Arbeiter sorglos oder faul, so daß er seinen Kontrakt der Leistung nach nicht erfüllt, so wird er bis vierzig Shillings (Mark) oder mit Zuchthausstrafe bis zu zwei Monaten bestraft. Die Lohnfestsetzung interessiert nicht mehr, da ja heute keine Polynesier mehr angeworben werden. Im freien Arbeitsmarkte in Fidschi verdingen sich die dort seßhaft gebliebenen Eingeborenen der Salomoninseln und der Neuen Hebriden zu Lohnsätzen, die denjenigen der arbeitswilligen Fidschianer entsprechen. Zur Beurteilung des Gesetzes für die Anwerbung und Beschäftigung von Polynesiern ist weiter wichtig, daß infolge Sorglosigkeit oder Faulheit verhängte Gefängnisstrafen in die Kontraktzeit von fünf Jahren nicht mit eingerechnet werden. Entweder wird ein Geldbetrag dem Arbeiter abgezogen oder er muß die versäumte Zeit nachdienen. Die Regierung schützt den Pflanzer weiter durch Verhängung von Geld- und Zuchthausstrafen für Deserteure.

Die Polynesier, wie die Arbeiter in Fidschi genannt werden, die zumeist auf den Salomoninseln und Neuen Hebriden angeworben waren, hatten sich ausgezeichnet bewährt auf solchen Plantagen, die die Kokospalme kultivierten. Der Baum war ihnen aus der Heimat vertraut; sie verstanden sich vorzüglich auf die Behandlung desselben, wie auf die Bereitung der Kopra. Kräftig und muskulös, war es ihnen ein leichtes, den Buschwald zu schlagen. Und heute noch zieht man den

Polynesier, gleich dem Fidschianer, für die Arbeit auf Kopraplantagen vor. Im allgemeinen liegen besondere Schwierigkeiten, solche Arbeiter zu erhalten, nicht vor. Auf den die Kokospalme anpflanzenden Inseln finden sich immer eine Anzahl Südseeinsulaner, die auf diesen Plantagen arbeiten wollen. Man möchte gern mehr Leute dieser Rassen haben; ein mangelndes Angebot wird auf den Kopraplantagen stets durch Inder gedeckt.

Zuerst war es die Baumwolle, dann, als diese sich nicht mehr rentierte*), die Kultur der Kokospalme, die eine Nachfrage nach Arbeitern in Fidschi in den sechziger und siebziger Jahren wachrief. Man führte die Eingeborenen der benachbarten Inselgruppen als Arbeiter ein; wie wir sahen, mit gutem Erfolge. Als aber Anfang der achtziger Jahre Fidschi anfing, auf den Ebenen auf Viti Levu und Vanua Levu Zuckermühlen anzulegen, für die das Zuckerrohr auf dem vorzüglich geeigneten Boden am Rewafluſſe, sowie um den Ort Labasa und später in Lautoka angepflanzt wurde, mußte man sich nach anderen Arbeitern umsehen. Die Südseeinsulaner waren nicht geeignet, in den heißen Ebenen Zuckerrohr zu bauen und zu schneiden. Auch die Zahl der angeworbenen Polynesier hätte nie gereicht. Der Lord Stanmore, Gouverneur der Kolonie Fidschi von 1875 bis 1880, schlug vor, Kontraktarbeiter aus Indien einzuführen. Merkwürdigerweise widersetzten sich derzeit die Pflanzer diesem Gedanken, doch ein oder zwei Jahre später stimmten sie dem Vorschlage zu, und heute ist natürlich jeder von dem großen Nutzen überzeugt, den die Inder als Arbeiter der Kolonie gebracht haben. Am 31. Dezember 1911 wurden 43 302 Inder (28 258 Männer und 15 044 Frauen) in Fidschi gezählt. Etwa ein Drittel davon arbeiteten auf Zuckerplantagen, etwa 2000 auf Kopra- und Bananenplantagen, während solche Inder den Rest bildeten, die nach Ablauf ihrer Kontraktszeit frei wurden und sich in der Kolonie seßhaft machten.

Das Verhältnis zwischen der Regierung von Fidschi, den Pflanzern und den indischen Kulis ist nach dem Gesetze Nr. 1 von 1891 (The Indian Immigration Ordinance 1891) festgesetzt. Natürlich hat man bei dieser Verordnung sich die Erfahrungen zunutze machen können, die andere britische Kolonien und Protektorate in der Verwertung der indischen Arbeiter sammelten. Es lebten z. B. im Jahre 1907 in

Britisch Guiana . .	127 000	Inder,
Trinidad	103 000	„
Jamaica	13 000	„
Mauritius	264 000	„
Natal	115 000	„

*) In den sechziger Jahren setzte ein Baumwollfieber in Fidschi ein. Der Ausbruch des nordamerikanischen Krieges war die Ursache. Die Anfuhren in Europa waren ungenügend. Alles pflanzte Baumwolle in der Südsee mit bedeutendem Nutzen. Nach Beendigung des Bürgerkrieges hatten die Nordamerikanischen Staaten die Baumwollkultur wieder in Händen. Man erlitt Verluste in Fidschi; es war nicht mehr konkurrenzfähig. Da ging man Anfang der siebziger Jahre zur Kultur der Kokospalme über.

Im Hinblick auf die brennende Arbeiterfrage in unserer deutschen Kolonie Samoa wird es zweckmäßig sein, über die Anwerbung und Beschäftigung des Kulis in der Nachbarkolonie Fidschi, sowie dessen Behandlung nach Ableistung seiner Kontraktarbeit näheres mitzuteilen.

Abgesehen von meinen eigenen Erfahrungen in Fidschi gibt das angezogene Gesetz von 1891 für die Beurteilung der Inderfrage einigen Anhalt; weiter finden sich Angaben in privaten und offiziellen Handbüchern der Fidschiregierung. Nicht unerwähnt darf bleiben, daß im Jahre 1910 eine vom Earl of Crewe (Kolonialminister der großbritannischen Regierung 1909) ernannte Kommission über die Auswanderung von Indien in die verschiedenen Überseekolonien Englands berichtete und naturgemäß die Verhältnisse in Fidschi beleuchtete. Der sehr lesenswerte Bericht ist im Juni 1910 dem britischen Parlamente vorgelegt worden*).

Die Regierung der Fidschikolonie hat einen Fonds geschaffen, den „Indian Immigrants Introduction Fund", aus dem alle Kosten bis zur Verteilung der Arbeiter auf die Plantagen bezahlt werden. Dazu gehören u. a. alle Ausgaben in Indien seitens der Anwerber, ärztliche Behandlung, Reise nach Fidschi, erste ärztliche Untersuchung und Behandlung dort, Rücksendung der Untauglich-Befundenen, Instandhaltung der Auswandererdepots. Die Art und Weise, in der ein Pflanzer Arbeiter erhält, ist folgende. Er muß dem Einwanderungskommissar, einem höheren Regierungsbeamten, vor dem 1. Oktober jeden Jahres die Zahl der im nächsten Jahre benötigten Arbeiter anmelden. Gleichzeitig zahlt er in den oben genannten Fonds eine „Applikationsgebühr", die jedes Jahr von der gesetzgebenden Versammlung in Fidschi festgesetzt wird und für dieses Jahr 6 Pfund Sterling pro Kopf der angemeldeten Arbeiter beträgt. Diese Summe wird jedoch nicht sogleich voll gebraucht. Die Regierung hinterlegt vielmehr die Anmeldungsgelder bei einer in Fidschi ansässigen Bank. Die dafür eingenommenen Zinsen werden dem einzelnen Pflanzer ausbezahlt.

Dann werden die in Indien sich aufhaltenden Anwerber, Beamte der Fidschiregierung, angewiesen, die benötigte Anzahl Kulis zu rekrutieren. Jährlich zweimal, meistens im Februar und im Juni, werden die Kulis in von der Regierung gecharterten Dampfern nach Fidschi befördert. Nach der Ankunft werden die einzelnen Kulis auf die Pflanzer verteilt. Sowie in dem Fidschi-Amtsblatt dazu aufgefordert wird, muß die sogenannte „Allotment", d. h. die Zuweisungsgebühr bezahlt werden, die letzthin und in den vergangenen Jahren etwa 10 Pfund Sterling per angemeldeten Arbeiter beträgt. Dieser Betrag soll die tatsächlichen Kosten der Einführung decken. Stellt sich am Ende des Jahres ein Defizit in den Anwerbungstransaktionen heraus, so muß der Pflanzer pro rata seiner erhaltenen Arbeitskräfte nachzahlen, ist aber ein Überschuß nach Zahlung

*) Report of the Committee on the Emigration from India to the Crown Colonies and Protectorates, London 1910.

der Gesamtgebühr von 16 Pfund Sterling (Einführungskosten) vorhanden, dann wird dieser Überschuß ebenfalls pro rata verteilt. Die Regierung erleichtert dem Pflanzer ferner die Zahlung der Einführungskosten, indem sie gestattet, daß ein Pflanzer, der weniger als dreißig Kulis jährlich zuerteilt erhält, die Anmeldungs- und Zuteilungsgebühr in Raten innerhalb vier Jahre abzahlen kann. Ein Fünftel der fälligen Gebühr ist bei der Zuteilung zu zahlen, dann in den nächsten vier Jahren je ein weiteres Fünftel der Summe. Die unbeglichene Schuld an die Regierung ist derselben mit 5 Prozent pro Jahr zu verzinsen. Man will natürlich damit dem kleineren Pflanzer die Anwerbung der Kulis wesentlich erleichtern.

Die Regierung von Fidschi wirbt mithin, für Rechnung der Pflanzer, die Kulis in Indien an. In Kalkutta und in Madras besitzt sie Auswandererdepots. Von der Regierung angestellte Anwerber haben hier in Indien mit Vorsicht kräftige, gesunde Männer mit und ohne Familie für Kontraktarbeit in Fidschi zu verpflichten. Die Gehälter der Anwerbungsagenten bezahlt der Fiskus, während die Kosten der Anwerbung, Behandlung usw., wie oben angegeben, aus dem „Indian Immigrants Introduction Fund" bezahlt werden. Die Gehälter der Einwanderungsbeamten in Fidschi werden ebenfalls vom Fiskus bezahlt. Der besagte Fonds hatte Ende 1907 einen Überschuß von 8545 Pfund Sterling aufzuweisen, da früher die Rückpassage für die Inder nach Indien ebenfalls von dem Pflanzer bei der Zuteilung eingezahlt werden mußte. Man übertrug schon 1905 auf den allgemeinen Etat die für diesen Zweck angesammelten Beiträge der Pflanzer, so daß bereits seit Jahren die Regierung die Kosten für die Rückbeförderung der Inder, die zur Rückkehr berechtigt sind, trägt. Die Ausgaben des Einwanderungsamtes in Fidschi betrugen:

1907	. . . .	7045	Pfund Sterling,
1908	. . . .	7782	„ „
1910	. . . .	7106	„ „
1911	. . . .	7646	„ „

Die Kontraktzeit des Inders in Fidschi beträgt fünf Jahre; danach kann er auf eigene Kosten nach Indien zurückkehren. Nach zehn Jahren Aufenthaltszeit in Fidschi ist er zur freien Rückfahrt mit seiner Familie nach Indien berechtigt, sofern er darum innerhalb zweier Jahre nach Beendigung des zehnjährigen Aufenthaltes in Fidschi nachsucht. Wird ein Inder unverschuldet unfähig zur weiteren Arbeit, so schafft ihn die Regierung stets während der Kontraktszeit ohne Berechnung zurück.

Der Pflanzer hat nun für die ihm zugewiesenen Kulis entsprechende Wohnräume zu beschaffen. Die Maße sind genau vorgeschrieben. Die Latrinen müssen täglich auf Reinlichkeit inspiziert werden. Während der ersten sechs Monate hat der Plantagenbesitzer den Indern vorgeschriebene Rationen für die Verpflegung zu gewähren. Er darf dafür vom Lohne vier Pence täglich zurückbehalten. Die Rationen für die Kinder hat er während des ersten Jahres zu

beschaffen. Feuerholz und Wasser, soweit sie nicht innerhalb einer angemessenen Entfernung zu finden sind, hat der Pflanzer bereitzustellen. Dasselbe bezieht sich auf die Werkzeuggeräte, die er liefern muß. Jeder Pflanzer erhält neben männlichen Arbeitern einen gewissen Prozentsatz von Frauen und Kindern, die, sobald sie zwölf Jahre alt sind, ebenfalls zur Kontraktarbeit herangezogen werden. Ihre Verpflichtung erlischt jedoch fünf Jahre nach der Ankunft in der Kolonie. Familien bleiben zusammen.

Die Kontrakte der Inder können von der Regierung annulliert werden, sobald der Pflanzungsbesitzer seine Arbeiter schlecht behandelt, die Wohnräume, Hospitäler nicht zweckentsprechend einrichtet oder ihnen ärztliche Behandlung versagt. Aber auch der Pflanzer kann mit Erlaubnis der Regierung solche Kontrakte aufheben. Die Regierung gestattet ferner, Kontraktarbeiter von einer Plantage auf eine andere desselben Besitzers überzuführen (Nichtanmeldung wird jedoch mit 5 Pfund Sterling pro Kopf bestraft), und man darf auch seine Inder an einen anderen Plantagenbesitzer mit Erlaubnis der Regierung abgeben.

Es steht dem Inder frei, sich nach Beendigung seiner fünfjährigen Kontraktzeit aufs neue für einen Termin von sechs Monaten bis zu drei Jahren zu verdingen. Solch neuer Kontrakt wird vor einem „Magistrate" (Bezirksamtmann) abgeschlossen.

Der indische Kuli ist verpflichtet, entweder tageweise oder im Akkord zu arbeiten. Im ersten Falle sind fünf Tage in der Woche je neun Stunden und Sonnabends fünf Stunden zu arbeiten. Die Akkordarbeit ist so beschaffen, daß ein kräftiger, arbeitswilliger Mensch sie in sechs Stunden täglich schaffen kann. Auf allen Plantagen wird daher meistens die Akkordarbeit vorgezogen. Hat der Inder seine vorgeschriebene Leistung vollbracht, so kann er über den Rest seiner Zeit frei verfügen. Wöchentlich hat er fünfeinhalb Akkordarbeitsleistungen zu vollbringen. Die Zeiten für Mahlzeiten werden nicht miteingerechnet.

Der Lohn für einen männlichen Arbeiter ist 1 Schilling für eine Tages- oder Akkordarbeitsleistung. Frauen, deren Arbeitszeit und verpflichtete Leistung nur dreiviertel der männlichen Arbeit betragen, erhalten 9 Pence Sterling täglichen Lohn. Kinder unter fünfzehn Jahren werden im Verhältnis zu ihrer Arbeit entlohnt. Die Löhne werden Sonnabends ausgezahlt. Der Pflanzer ist jedoch verpflichtet, seinen Kulis die nötige Beschäftigung zuzuweisen oder die Löhne ohne Arbeitsleistung zu zahlen; auch darf er seinem Kuli nur solche Arbeit zuteilen, die seinen physischen Kräften entspricht. Überschreitet er diese Gesetzesvorschrift, so wird er mit einer Strafe von 5 Pfund Sterling oder einen Monat Gefängnis bestraft. Die Werkzeugsgeräte sind dem Kuli kostenfrei zu liefern.

Das Gesetz schützt aber wiederum den Pflanzer. Ein Kuli, der eine ihm zugewiesene Arbeit schlecht, nachlässig oder gar nicht ausführt, kann von einem „Magistrate" (Bezirksamtmann) bis zu 3 Schilling pro Tag bestraft werden. Kann er diese Summe nicht zahlen, wird er für einen Monat ins Gefängnis ein-

gesperrt. Ist er mehr als drei Tage ohne Entschuldigung von der Plantage abwesend, so wird er als Deserteur betrachtet. Jeder Polizist kann ihn einliefern. Solch ein Kuli wird mit Zuchthaus bis zu sechs Monaten bestraft. Ein Inder darf jedoch, ohne Erlaubnis seines Arbeitgebers, die Pflanzung verlassen, um sich bei einem Regierungsbeamten über seinen Prinzipal zu beschweren. Das Verlassen der Plantage „in corpore" ist jedoch straffällig. Jede im Gefängnis verbrachte Strafe, sei sie wegen Abwesenheit von der Pflanzung oder für sonstige Verbrechen verhängt, muß der indische Kuli über die fünf Jahre Arbeitsverpflichtung hinaus nachdienen, so daß der Pflanzer keinen Schaden erleidet.

Ein Distriktsregierungsarzt hat alle sechs Monate die Inder körperlich zu untersuchen. Findet er, daß ein Kuli nicht stark genug ist, die übliche Tages- oder Akkordarbeit zu schaffen, so setzt er ihn auf dreiviertel oder halbe Arbeitsleistung. Darüber wird Buch geführt. Die Entlöhnung geschieht entsprechend.

Auf jeder Pflanzung, die mehr als fünf Kulis beschäftigt, muß ein Hospital für dieselben errichtet werden. Es sind die Maße für ein solches Gebäude genau vorgeschrieben. Im allgemeinen soll es jeweilig ein Zehntel der Arbeiter aufnehmen können. Die Ausstattung des Krankenhauses, die Einrichtung der Medizinschränke, die Latrinen und Drainagen sind genau festgelegt. In regelmäßigen Zwischenräumen besichtigt ein Regierungsarzt oder ein von ihm beauftragter Beamter die Plantagenkrankenhäuser. Krankenlisten müssen geführt werden. Das Gesetz schützt auch hier den Pflanzer gegen unordentliches Betragen der Kranken, wie es auch die Inder gegen pflichtvergessene Arbeitgeber in Schutz nimmt. Nach meiner persönlichen Erfahrung bei dem Besuche einer Anzahl Pflanzungskrankenhäuser in Fidschi sind diese einfach, zweckentsprechend, ohne große Kosten errichtet worden. Die Inder schlafen auf Matten; irgendein Freund, der dazu abkommandiert ist, spielt den Wärter; bei den Kranken herrschte Zufriedenheit. Dem Arbeitgeber liegt es ja auch nahe, die wertvollen Arbeitskräfte nicht brach liegen zu lassen. In komplizierten Krankheitsfällen wird der Plantagenbesitzer den Kuli auf seine Kosten im öffentlichen Regierungshospital verpflegen lassen müssen. Die Behandlung durch die Regierungsärzte in den Pflanzungshospitälern geschieht für alle Beteiligten kostenlos; die Kosten werden aus einem allgemeinen Fonds gedeckt, in den die Pflanzer jährlich einen Beitrag von 2 Schilling für jeden Arbeiter einzahlen. Nur bei ganz entlegenen Distrikten fällt diese freie Behandlung durch die Regierungsdistriktsärzte fort.

Zur Kontrolle der Arbeiter muß jeder Arbeitgeber an solche Inder Pässe ausstellen, die mit Erlaubnis die Plantage verlassen, sei es, daß sie für den Rest der Woche nach Leistung ihrer fünfeinhalb Akkordarbeiten frei sind, oder sonst Veranlassung haben, die Plantage für kurze Zeit zu verlassen. Über dreißig Tage darf ein Inder niemals, auch nicht mit Erlaubnis, von einer Plantage abwesend sein. Es ist weiter im Gesetz vorgesehen, daß ein Inder

niemals, sei es in pekuniärer Hinsicht oder infolge anderer Gründe, von einer Beschäftigung während der Kontraktzeit befreit werden darf (ausgenommen natürlich Krankheits- oder „force majeure"-Fälle). 10 Pfund Sterling Strafe und zwei Monate Gefängnis werden dem Arbeitgeber im Übertretungsfalle angedroht. Selbstredend werden Pässe bei Beendigung der Kontraktzeit durch den Pflanzer, oder bei Wiederverdingung nach derselben durch die Regierung ausgestellt. Strafen gegen Mißbrauch werden natürlich genannt.

Geburts- und Todesanzeigen müssen von dem Pflanzungsleiter der Regierung übersandt werden; ihm liegt die Fürsorge für Waisen ob, bis der Einwanderungskommissar sie ihm abnimmt. Das Rauchen in den Plantagen ist den Indern bei Strafe bis zu sechs Monaten Zuchthaus verboten.

Es versteht sich von selbst, daß das Gesetz den mit Strafe belegt, der weggelaufene Inder bei sich beschäftigt, oder auch nur aufnimmt. Strafen sind ferner festgesetzt, falls ein Inder bei einer Beschwerdevorbringung Waffen trägt, eine beleidigende Sprache führt, die Werkzeugsgeräte verliert oder beschädigt, falls er andere zur Desertation auffordert. Er wird von der Plantage weggenommen, falls er seinem Weibe gegenüber gewalttätig wurde.

Aus diesen Ausführungen über das Gesetz betreffend die indische Einwanderung (1891) ist ohne weiteres zu ersehen, daß man sich bemüht, die Interessen der Arbeitgeber mit denen der Arbeitnehmer auszugleichen. Die ersteren haben human zu sein, während den letzteren die Pflichten genau vorgeschrieben sind. Während der fünf Jahre, die die Inder ihr Kontrakt zu arbeiten verpflichtet, müssen sie sich der Rechte eines freien Mannes zum Teil begeben. Disziplin, Unterwerfung, Arbeitswilligkeit werden erwartet und bei Nichteinhaltung schwer bestraft. Das Recht zur Beschwerde steht ihnen ja frei. Der Umfang der Akkord- und Tagesarbeit ist nach vieljähriger Durchschnittsleistung festgesetzt. Jeder einigermaßen willige und kräftige Arbeiter kann sie leisten. Ich habe die Inder im Zuckerrohrfelde und auf der Kokosnußplantage tagelang beobachtet. Sie müssen in glühender Sonnenhitze schaffen; ihre schwarze Haut ist schweißbedeckt; und doch schaffen die meisten Kulis vor Beendigung des Feierabends ihre Akkordarbeit und kehren mit Kind und Kegel heim. Man überarbeitet sie also nicht. Die Hitze ist ihnen ein Lebensbedürfnis. Sanitäre Maßregeln, genügend Lebensmittel, ausreichende Löhne heben ihr Lebensniveau weit über die in Indien zurückgebliebenen Stammesgenossen.

Nach Beendigung ihres ersten fünfjährigen Arbeitskontraktes verdingen sich viele Inder aufs neue; im Durchschnitt der letzten Jahre taten dies etwa 10 Prozent. Sie erhalten dann eine für ihre Verhältnisse hohe Prämie und stehen dann wieder unter dem Arbeitsgesetz der Inder. Die Mehrzahl der arbeitsentlassenen Inder jedoch verlassen die Plantagen und vermischen sich mit der allgemeinen Bevölkerung der Kolonie. Viele pflanzen dann selbst Zuckerrohr an, das sie den benachbarten Mühlen verkaufen, andere bauen Reis an. Sie pachten das Land entweder von Eingeborenen oder von der Regierung, die 1898 einen „Indischen

Ansiedlungsfonds" schuf, mit dessen Hilfe Land für diesen Zweck erworben und hergerichtet wurde. Die Pachtzinsen werden dem Fonds zur weiteren Benutzung wieder zugeführt. Der Regierungsbericht vom Jahre 1907 besagt, daß die Inder am besten auf dem Regierungslande gedeihen, doch ziehen einige indische Ansiedler Eingeborenenland in entlegenen Plätzen vor. In der Nähe der Hauptplätze der Kolonie wird viel Vieh- und Gemüsewirtschaft getrieben; andere Inder verdingen sich als Hausdiener oder arbeiten für die Regierung; wieder andere geben sich dem Detailhandel hin. Das Klima entspricht ja auch ihrer Konstitution außerordentlich gut.

Wie gut es den Indern in Fidschi ergeht, beweist die Tatsache, daß sie etwa 16 000 Pfund Sterling jährlich in Depots bei den lokalen Banken anlegen, während heute etwa 2500 bis 3500 Pfund Sterling jährlich aus der Kolonie nach Indien gesandt werden. Außerdem nehmen die Inder jährlich etwa 10 000 bis 12 500 Pfund Sterling in bar und in Juwelen mit zurück nach Indien. Der natürliche Zuwachs der Inder in Fidschi ist beträglich. Im Jahre fanden 1271 Geburtsfälle statt (29,4 per Tausend), während die Todesfälle 634 (14,6 per Tausend) betrugen. Die Kindersterblichkeit ist noch bedeutend auf den Plantagen, doch wo ist dies nicht der Fall bei niedrigen Rassen auf dieser Erde? Missionsschulen nehmen sich der Kinder der Inder an.

Ist der Inder nun als Arbeiter erwünscht in der britischen Kolonie Fidschi? Die von der britischen Regierung eingesetzte Kommission zur Untersuchung der Behandlung von Indern in englischen Kolonien berichtet im Jahre 1910, daß Fidschi ohne jeden Zweifel bedeutenden Vorteil aus der Einführung von indischen Kulis in das Land mit dem äußerst fruchtbaren Boden und der sich an Zahl verringernden eingeborenen Bevölkerung zieht. Die Pflanzer erfreuen sich einer regelmäßigen Zufuhr genügender Arbeitskräfte, ohne die die bedeutende Zucker- und Kopraindustrie nicht aufrecht erhalten werden kann. Die Kolonie gewinnt nur durch den Zuwachs einer großen Zahl fleißiger und regsamer Arbeiter, die nach Ablauf ihrer Verpflichtung sich ruhig niederlassen, Viehzucht, Ackerbau und Handel treiben, und deren Nachkommen sich vermehren werden. Die ganze Ausgabe, die jährlich dem Fiskus durch die Indereinfuhr zur Last fällt, ist etwa drei Pfund Sterling. Eine kleine Summe im Verhältnis zu den großen erlangten Vorteilen! Die Fidschianer profitieren durch den Inder, der sein Land pachtet; er steht sich gut mit ihnen.

Abgesehen vom Rassestandpunkt steht die weiße Bevölkerung dem Inder als freien Ansiedler oft nicht wohlwollend gegenüber. Die jüngeren Europäer fürchten eine Konkurrenz im kleinen Handel. Doch bei der Eigenart des Handelsbetriebes in Fidschi, wo wenige bedeutende Firmen das Warengeschäft in der Kolonie beherrschen, hat diese Konkurrenz im Kleinhandel wenig zu sagen; man stellt den sich ansiedelnden Inder, soweit es den politischen Status und die Handelsrechte betrifft, auf gleichen Fuß mit den Weißen. Vom humanen

Standpunkt leuchtet diese Behandlung auch ein, die die indische Regierung für ihre Untertanen in Fidschi beansprucht. Für die sehr harte Arbeit und die Unterwerfung unter des Europäers Interesse während der Arbeitsverpflichtung soll man nach fünf Jahren dem den Gesetzen gehorchenden Inder ein Äquivalent bieten.

Wie verhalten sich nun die Leistungen der zu fünfjähriger Kontraktarbeit verpflichteten Inder in der Praxis?

Der mehrfach erwähnte Bericht der englisch-indischen Untersuchungskommission der Verhältnisse der Inder in englischen Kolonien gibt über diese Frage interessante Aufschlüsse. In der Praxis erschien der Kuli in Fidschi an 88,63 Prozent der Tage zur Arbeit, Frauen arbeiteten an 76,32 Prozent der Tage. Der Durchschnittslohn für den männlichen Inder belief sich im Jahre 1907, für welchen Zeitraum diese Statistik veröffentlicht werden, auf 11,57 Pence, bei Frauen auf 5,93 Pence Sterling. Der Durchschnittslohn jedoch, eines männlichen Arbeiters für jeden Tag, den er wirklich gearbeitet hat, betrug 13,05 Pence, woraus klar zu ersehen ist, daß ein Arbeiter mehr verdienen kann, wenn er will, da seine ihm zugeteilte Arbeit nur ein Arbeitsminimum darstellt. Dies sind sehr zufriedenstellende Durchschnittszahlen, die beweisen, daß der starke, willige Arbeiter gerechte Behandlung erfährt und guten Lohn erhält. Nicht ganz so günstig sind die Statistiken über Arbeitskontraktsverlängerung infolge Abwesenheit von den Plantagen oder aus anderen Gründen. In 33,64 Prozent der Kontrakte wurde ein Verdikt für Arbeitsverlängerung gewährt, und durchschnittlich 62 Tage mußten in diesen Fällen von den Indern über die fünf Jahre hinaus nachgearbeitet werden. 2291 Gesetzesübertretungen wurden von Pflanzungsleitern angezeigt; 90 Prozent derselben wurden geahndet, 1461 Inder wurden davon betroffen. Der Bericht gibt zu, daß die Inder, die 1902 in die Kolonie kamen und zu diesen Ausstellungen Anlaß gaben, nicht aus der richtigen Bevölkerung in Indien rekrutiert worden waren; anderseits ließ es aber auch der Pflanzungsbesitzer in Fidschi, trotz gerechter Behandlung, an der nötigen Sympathie für seine Arbeiter fehlen. Nach meiner Kenntnis, die ich in den letzten drei Jahren durch mehrere Besuche in Fidschi und Besprechungen mit den Besitzern der größten Plantagen gewonnen habe, trifft diese Klage der indischen Regierung heute nicht mehr zu. Die meisten Fälle von Klagen betrafen Müßiggänger; durch bessere Auswahl in Indien versuchte man ein besseres Material zu erlangen; etwas mehr Takt seitens der Arbeitgeber wurde verlangt. Das Resultat ist, daß bei entgegenkommendem Wesen seitens des Arbeitgebers ein besseres Verhältnis zwischen ihm und den Indern, die sich willig von einer gütigen Behandlung beeinflussen lassen, erzielt wurde.

Die Kosten eines Pflanzers für einen männlichen Kuli, der sich ihm für fünf Jahre verpflichtet, beträgt einschließlich der Anwerbungsausgaben, der Verpflegung, der Hospital- und ärztlichen Behandlung, 100 Pfund Sterling, d. h. also 20 Pfund Sterling im Jahr (etwa 400 Mark). Das ist im Vergleich zu

Samoa sehr gering, wo chinesische Kulis, einschließlich der eben genannten Unkosten, im Jahr etwa 750 Mark kosten*). Fidschi stellt sich infolgedessen in bezug auf die Lösung der Arbeiterfrage weitaus günstiger, als unsere deutsche Nachbarkolonie.

Wie bereits ausgeführt, kommt der Fidschianer als regelmäßiger Arbeiter nicht in Frage. Zuweilen hat er Lust zu arbeiten. Sein Arbeitsverhältnis wird dann nach der Verordnung von 1895 (The Fijian Labour Ordinance, 1895) geregelt. Er muß seine Bereitwilligkeit zur Arbeit zuerst dem „Turaga-ni-koro", dem Häuptling seines Dorfes anzeigen, der davon dem „Buli", dem Distriktshäuptling, Mitteilung macht. Wenn beide einwilligen, kann der Fidschianer arbeiten unter folgenden Bedingungen:

1. Ist der Fidschianer verheiratet, so soll er sich nicht länger als drei Monate zur Kontraktarbeit verpflichten.

2. Seine Abwesenheit vom Dorfe darf nicht mit den für die Dorfgemeinschaft giltigen Gesetzen in Konflikt geraten.

3. Seine Gegenwart wird vom Distriktsrat für gewisse Arbeiten nicht verlangt.

Frauen und Kinder unter vierzehn Jahren dürfen nicht in Arbeit gehen; sie dürfen aber ihren Gemahl und Vater auf die Pflanzung begleiten. In diesem Falle darf der Fidschianer länger als drei Monate arbeiten, doch muß eine zweckentsprechende Behausung für die Familie von der Pflanzung bereitgehalten werden. Die Anwerbung wird von der Regierung durch Lizenzen beaufsichtigt. Der Arbeitskontrakt muß vor einem Bezirksamtmann abgeschlossen werden. Nach Wahl des Arbeitgebers wird der Fidschianer in Tages- oder Akkordarbeit beschäftigt. Werden Inder und Fidschianer zusammen angestellt, so ist die Arbeitsleistung die gleiche. Er soll nicht weniger als 8 Pence Sterling für den Tag erhalten. Die Tagesstunden sind dieselben wie die der Inder. Frei-Passagen nach und von der Arbeitsstätte sind bei Beginn und Ende der Arbeitsverpflichtung zu gewähren. Auch ist die Eingeborenenkopfsteuer vom Arbeitgeber zu entrichten (1 Pfund Sterling). Ein Viertel des Lohnes ist wöchentlich und der Rest am Ende des Kontraktes in Gegenwart eines Regierungsbeamten zu zahlen. Einige Tücher und Bettzeug hat der Fidschianer zu empfangen; dies aber ist sehr gering und fällt nicht ins Gewicht bei Beurteilung der Arbeiterfrage. Sind über fünfzig Fidschianer auf einer Pflanzung beschäftigt, so muß der Arbeitgeber auf derselben ein Hospital für sie errichten.

Für spezielle Gelegenheitsarbeiten dürfen Fidschianer mit Erlaubnis der Regierung ebenfalls engagiert werden.

Ich habe bereits ausgeführt, daß das Land in Fidschi den Eingeborenen gehört. Große Landflächen sind von ihnen an Weiße verpachtet; jedes Jahr

*) In Samoa kostet die Einfuhr eines Chinesen bei dreijährigem Kontrakte einschließlich Rückpassage 400 Mark, d. h. für ein Jahr 133 Mark; für Lohn wird jährlich 240 Mark, für Verpflegung 260 Mark, für Krankheitsabgang usw. 120 Mark gerechnet.

wird mehr Gebiet erschlossen. Die Regierung nimmt für Rechnung der Fidschianer den Pachtzins ein und verteilt ihn an die Eigentümer des Landes. Im Jahre 1911 wurde auf diese Weise unter die Fidschianer eine Summe von fast 25000 Pfund Sterling (eine halbe Million Mark) verteilt! Der gewöhnliche Fidschianer hat deshalb keine Schwierigkeit, sein Leben zu fristen. Die im Gesetz für Fidschiarbeiter niedergelegte Minimumrate von 8 Pence Tageslohn ist mithin nur nominell zu betrachten. Im allgemeinen wird der Fidschieingeborene nicht unter 2 Schilling täglich arbeiten wollen und dann auch nur, wenn ein Überfluß von Essen bereitgestellt wird. Hat er dann einige Pfund Sterling erarbeitet, geht er nach seinem Dorfe zurück. Für regelmäßige Deckung des Arbeiterbedarfes kommt also der Fidschianer nicht in Betracht. Dasselbe bezieht sich auf die im Lande zurückgebliebenen Eingeborenen der Salomon- und Hebrideninseln (Polynesier), die gleich den Fidschianern nur dann arbeiten, wenn es ihnen gefällt.

Das letzte Segelschiff, das regelmäßig die angeworbenen Polynesier nach Fidschi brachte, wurde vor zwei Jahren in der Hauptstadt dieser Kolonie, Suva, verauktioniert. Damit ist die fruchtbare Inselgruppe allein auf die Einführung von Arbeitern aus Indien angewiesen. Und wie ich in vorstehenden Ausführungen gezeigt habe, hat diese britische Kolonie in der Südsee ungeheueren Nutzen aus dem Anwerbungssystem gezogen. Arbeitgeber und Arbeitnehmer sind mit den Verhältnissen zufrieden; die britische Regierung in Indien hat sich davon überzeugt, daß es dem Inder nicht schlecht in Fidschi ergeht; die zurückgekehrten Kulis preisen in Indien die Südsee als Eldorado: es überrascht nicht, wenn sich stets genügend Arbeitswillige in Indien finden, so daß die Pflanzungsbesitzer in Fidschi auf regelmäßige Arbeiterzufuhr sicher rechnen können.

Leider ist unser Samoa nicht in dieser glücklichen Lage. Unsere Neuguineakolonie kann heute noch ihren Arbeitsbedarf durch die eigenen Eingeborenen decken; nach Samoa jedoch Arbeiter abzugeben, ist auch dieses Inselgebiet nicht imstande. (Eine Ausnahme wird durch die alten Rechte der Firma Deutsche Plantagen- und Handelsgesellschaft der Südsee in Apia-Samoa gebildet, die heute noch neunhundert Arbeiter in Neuguinea anwerben darf.) Andere Gebiete für Anwerbungszwecke sind für Samoa in der Südsee nicht vorhanden. Die Chinesen bilden bekanntlich nicht das Ideal der Arbeiter in Samoa. Es wird jetzt mit der holländischen Regierung in Java betreffs Arbeiterzufuhr verhandelt. Mögen diese Verhandlungen den Erfolg haben, Samoa ebenso zufriedenstellend mit Arbeitern zu versehen, wie die Plantagenbesitzer in der benachbarten britischen Kolonie Fidschi.

Elchjagd

Skizze

Von Reinhard Weer in Frankfurt a. M.

Der Zug hielt mit einem harten, unvermittelten Ruck, der uns ſchlaftrunken von unſeren Bänken auffahren ließ. Mein finniſcher Freund und Jagdgefährte entzündete ein Streichholz und neſtelte die Uhr aus der Weſtentaſche.

„Wie, erſt vier?“ Er knurrte und fluchte in allen Tonarten. „Alſo beſtenfalls Station Korpi. Dann haben wir bei dieſem Schneckentempo noch an die zwei Stunden Fahrt bis Otalampi!“ Er ſtand auf, gähnte wie ein Vorweltrieſe und ſtapfte ſchwerfällig mit ſeinen derben Jagdſtiefeln in dem ſchmalen Raum zwiſchen den Bänken auf und ab, während ich ein kleines Stück der ſchwach beeiſten Fenſterſcheibe freihauchte, um einen Ausblick auf den Bahnſteig zu gewinnen. „Wie behagt Ihnen denn die nächtliche Fahrt im Güterzug?“ meinte er in einem Ton zwiſchen Brummen und Lachen, „für den ziviliſierten Herrn Mitteleuropäer iſt das wohl eine neue Art des Reiſens?“ „Lieber Vinquiſt,“ begann ich mit gefahrdrohendem Pathos — aber er entzog ſich eiligſt meiner Suada durch eine Flucht nach dem Nebenabteil, in dem das unbeſchäftigte Zugperſonal ſchlief. Ich hörte, wie er ſie in ſeiner burſchikoſen Art weckte und zur Herſtellung des Morgenkaffees ermunterte. Bald konnten wir dann, zuſammen mit den Bahnleuten, durch ein einfaches Frühſtück, bei dem der landesübliche Branntwein natürlich nicht fehlen durfte, unſere ſchläfrigen Lebensgeiſter wieder anfachen. Beim Rauchgekräuſel der Zigaretten, dem richtigen Finnländer zu jeder Tages- und Nachtzeit unentbehrlich, kam bald eine ganz angeregte Unterhaltung in Gang. Paſſionierte Sport- und Jagdliebhaber, wie alle Nordländer, wurden dieſe einfachen Leute, während wir das ſchwarze Getränk hinuntergoſſen, nicht müde, uns über alle Details der beabſichtigten Jagd auszufragen und Vermutungen über deren Verlauf und Erfolg anzuſtellen.

In einem dritten Abteil des Wagens war unſer Gepäck aufgeſtapelt; die Gewehre wurden aus ihren Lederfutteralen herausgeholt und von dem Bahnperſonal einer eingehenden ſachverſtändigen Beſichtigung unterzogen. Dann

verbrachten Vinquist und ich den Rest der Bahnfahrt auf der Plattform des Wagens — er lief, ein Personalwagen für Güterzüge, am Ende der langen, eisernen Schlange —, um nach der beschwerlichen Nacht zwischen den engen Bretterwänden dort draußen frische Luft zu schöpfen und in den jungen Tag hinauszuschauen, der auf den endlosen Schienenbändern die ersten Reflexe entzündete und ringsum die Landschaft in einen weißgrauen Flimmer hüllte.

Dem Elch galt unsere Fahrt, dem König der finnischen Wälder; seine Verfolgung sollte unser Tagewerk bilden. In dem urwaldähnlichen Revier nordöstlich vom Seebad Hangö waren einige besonders prächtige Tiere gesehen worden — Bauern hatten die Kunde nach dem Gute meines Jagdgastgebers gebracht. So waren wir denn, Freund Vinquist und ich, am zweitletzten Tage der „Elchwoche" — nur während dieser kurzen Spanne Herbstzeit darf das edle Wild gejagt werden — mit einem ganzen Troß von Begleitern aufgebrochen. Zu diesen gehörte vornehmlich ein in Finnland weit und breit bekannter Elchspezialist, ein berüchtigter Wilddieb aus Karelen, der sich alljährlich während der Elchwoche zu dem honetteren und auskömmlicheren Gewerbe eines Jagdführers bequemte. Der Ehrenmann hatte die Nacht in dem Aufenthaltsraum des Zugpersonals verbracht, wo er mit seinen vierbeinigen Jagdgenossen, zwei kleinen, ausdauernden Elchhunden, nicht gerade zur Verbesserung der Atmosphäre beigetragen hatte; wir konnten von der Plattform aus durch die offene Wagentür beobachten, wie er sich mit den hübschen, klug zu ihm aufschauenden Tieren abgab und dabei mit ihnen eine zwar etwas einseitige aber sicher nicht ganz unverstandene Unterhaltung führte. Außer diesem Waldmenschen waren noch drei andere Begleiter vorgesehen, die sich unserem Trupp aber erst später anschließen sollten: ein ortskundiger Führer und zwei Träger für Gepäck und Waffen. In den Sümpfen und Felspartien unseres Jagdreviers sollten diese Helfer sich uns als sehr nützlich erweisen.

Ich gestehe, daß mir die Aussicht auf die achtundvierzigstündige Jagdkameradschaft mit einem Wilddieb schlimmster Provenienz keine sonderliche Freude bereitete. Dieses Gefühl des Unbehagens schwand aber bei unserem näheren Bekanntwerden sehr schnell. Zwar war die Unterhaltung zwischen uns beiden etwas umständlich, da ich, nur der Anfangsgründe des an der finnischen Küste verkehrsüblichen Schwedischen mächtig, mich mit dem lediglich finnisch sprechenden Manne nur mittels der Dolmetscherdienste Vinquists verständigen konnte. Trotzdem unterhielten wir uns gar nicht schlecht. Was ich ihm von den Jagdverhältnissen in Deutschland erzählte, rief sein größtes Staunen hervor. Rührend komisch war es anzusehen und anzuhören, wie er das, was ihn von meinen Angaben besonders interessierte, getreulich dem aufhorchenden Hundepaar weiter berichtete.

Es war fast taghell geworden, als der langsam fahrende Güterzug in Otalampi ankam, doch lagerten dichte Nebelschwaden über den Wäldern und Seen der unendlichen Ebene. Mit einem Händedruck schieden wir von dem

braven Zugführer und bestiegen die vorher bestellten zweirädrigen Karren, die uns nach unserem Jagdquartier, dem Gutshofe Sorki, bringen sollten; das bessere der beiden Vehikel nahmen Vinquist und ich in Anspruch, während der Jäger mit den beiden Hunden es sich, so gut es ging, in dem anderen Rumpelkasten bequem machte. Anderthalb Stunden später langten wir am Sorkisee an, wie gerädert von der rasenden Fahrt durch das neblige Revier und bis zum Scheitel mit Lehm bespritzt, aber in fröhlichster Stimmung und brennend vor Jagdbegier. Der unheimlich still und tiefschwarz daliegende See wurde im flachen Ruderboot überquert, und alsbald sahen von einem grünen Hügel, hinter riesigen grauen Findlingsblöcken verschanzt, das breitgieblige Wohnhaus und die dunkelrot gestrichenen Wirtschaftsgebäude des Gutes auf uns herunter. Ein Bildchen aus Homer empfing uns: Pächter und Gesinde erwarteten uns bereits neugierig an dem aus rohen Balken plump gefügten Hoftor.

Eine recht stattliche Siedelung in der weiten Öde war es, die uns nun aufnahm. Gegen fünfzehn Bauten erhoben sich aus dem Grün der sanft gewellten Wiesen, freundlich anzusehen in ihrer hölzernen Einfachheit und der roten und weißen Bemalung. Die ganze Szenerie war derart, daß man sich auf eine hochgelegene Schweizeralm versetzt glauben konnte. Am Nordufer des schwarzen Sees zog sich ein breiter Streifen Rodland hin, dahinter begann der Wald, dessen dunkle Konturen sich scharf und kühn vom grauen Himmel abzeichneten, ein echt nordischer Urwald in seiner ganzen herben Unberührtheit und Größe.

In der besten Stube des Pächterhauses, einem schmalen Gelaß mit sandbestreuten Dielen, dessen bemerkenswertestes Inventarstück eine zweistöckige Festung von Bettgestell war, legten wir die Jagdkleider an, vor allem lange, weit über Kniehöhe hinaufreichende Wasserstiefel. Dann eine reichliche Mahlzeit im Saal: nahrhafte steife Grütze, Rauchfleisch und ein Pilzgericht, dazu ein gehöriges Quantum frischer Milch — unappetitlich dick und fett war sie und wurde durch einen guten Schuß Kognak erträglicher gemacht. Während wir aßen, traten die drei erwarteten Jagdgehilfen mit ungeschickten Bücklingen an unseren Tisch heran und erstatteten Vinquist, der sie mit der Grandezza eines Paschas empfing, Bericht über die Erfolge anderer Elchjäger in der Umgegend. Sie trugen alle die Nationalwaffe, das dolchähnliche Pukkomesser, in einer bunten Lederscheide an der Hüfte, einer außerdem ein blankes Beil zur Erleichterung des Durchkommens im Dickicht. „Der kleine mit dem alten Waldhorn," sagte mir Vinquist auf schwedisch, „hat vor vier Tagen an einer erfolgreichen Jagd im Nyland-Lehen teilgenommen; der andere mit dem roten Bart und der aufgeworfenen breiten Nase — er stammt von der Lappengrenze — sah gestern abend Spuren; sie rechnen alle auf ein gutes Resultat."

Um die Leute, die mich, den „Saxa", wie ein merkwürdiges Tier scheu von der Seite betrachteten, etwas zutraulicher zu machen, zeigte ich ihnen meine

Waffen, gab durch Vinquists Vermittlung die nötigen Erklärungen und ließ sie draußen vor dem Hause ein paar Probeschüsse abgeben; ein alter Pferdeschädel diente als Ziel. Infolge seiner starken Schußwirkung fand besonders das zierliche, kleinkalibrige Mausergewehr ungeteilte Bewunderung, nur den heftigen Rückschlag verspürten sie als sehr unangenehm. Als ich dann noch meinem Staunen über ihre Treffsicherheit Ausdruck verlieh und ihnen Zigaretten anbot, die einer als Kautabak zu verwerten für gut fand, war das beste Einvernehmen hergestellt.

Es wurde Zeit zum Aufbruch. Gern verließen Vinquist und ich den mit den übelsten Gerüchen geschwängerten, der vielköpfigen Pächterfamilie zugleich als Küche, Wohn- und Schlafzimmer dienenden Saal. Kurz nach acht Uhr marschierten wir ab. Ein Dahinstolpern und mühsames Stapfen auf tief ausgefahrenen Ackerwegen, ein Gänsemarsch durch Wiesen und dürftige Felder — dann nahmen uns die Wälder auf. Bald bildeten sich eine feste Marschordnung: an der Spitze der axtbewaffnete Riese, hinter ihm unser Jagdleiter, der Wilddieb, eine kleine, zappelnde Puppe vor dem Rücken seines Vordermanns, dann ich, Vinquist und die beiden Träger. Flink trippelten die Füße des Jägers vor mir her in den festen, pelzverbrämten finnischen Schnabelschuhen, deren Form mich stets seltsam exotisch anmutet und an die Verwandtschaft der Ureinwohner dieses Landes mit den Mongolen erinnert. Welch eigenartig fremdländische Erscheinung überhaupt, dieser kleine Waldläufer, dieser Wilddieb mit dem Kindesgemüt, wie er da vor mir einherklettert, mühelos jedes Hindernis überwindend und aufmerksam nach allen Seiten ausschnuppernd! Einen unglaublich alten, jedenfalls ganz unbrauchbaren Schießprügel trägt er auf der Schulter, der Heuchler, und er weiß wohl warum! Aber alles Unschuldigtun nützt ihm nichts. Wir kennen dich, Numinnen, alter Sünder, und wissen um dein lichtscheues Treiben! Doch soll es dir für heute und morgen verziehen sein, wenn du dich als Jagdgenosse bewährst!

Bald komme ich ab von solchen Reflexionen; die äußeren Schwierigkeiten unseres Marsches lenken mein Augenmerk auf näherliegende Dinge. Schon nach kurzer Zeit stoßen wir auf eine frische Elchspur, die Vinquist in helles Entzücken versetzt: ein prächtiges, starkes Tier, ein rechter Waldriese muß es gewesen sein, der hier vor wenigen Stunden vorbeigekommen; gebrochene Äste und zerknickte Bäumchen weisen seinen Weg. Durchs tiefste Dickicht führt uns die Spur, dann durch ein mooriges Wasser. Drückende Schwüle lagert über dem nassen Revier, Blasen aus Sumpfgas perlen in die Höhe, der Grundschlamm gluckst saugend unter unseren Sohlen; und von dem trüben, öligen Naß, das uns stellenweise bis an die Hüften reicht, steigt, angenehm narkotisierend, ein weicher, süßlicher Dunst auf, der sich in den Kleidern festsetzt, um uns auf dem ganzen Wege zu begleiten. Weiter — durch Nadel- und Birkenwälder, über ausgedehnte Felsplatten, durch neue Sümpfe und Moräste, durch wildromantische Schluchten mit südländisch üppigem Pflanzenwuchs — weiter

ohne Aufenthalt, bald langsam, bald schweißtriefend vor fieberhafter Eile, bald hinter einer Spur her, bald in gerader Richtung nach Osten.

So geht es vorwärts, bis am Nachmittag unsere ermüdeten Glieder gebieterisch nach einer kurzen Rast verlangen. Auf einem kleinen, krüppelholzbewachsenen Felsrücken, der eine gewisse Umschau gestattet, wird Halt gemacht. Schnell ist ein Teil des mitgenommenen Proviants verzehrt; die nötige Herzstärkung wird nicht vergessen. Schon wieder Schnaps? Leider ja, schon wieder. Ich kann nichts dafür, es ist nun einmal da oben im Norden nicht anders. Es muß am Klima liegen, nicht wahr, Freund Vinquist? — Wir werfen uns der Länge nach ins Heidekraut, bis Numinnen, der Jagdleiter, zum Aufbruch mahnt. Also mit frischen Kräften drauf los! Diesmal werden bald die Hunde laut, doch läßt ihr Herr keine Freude in uns aufkommen: er versichert, es könne sich bestenfalls um einen Fuchs handeln; bei einem Elch erhöben die Tiere anderen Anschlag. Und er hat leider recht: nicht einmal einem Fuchs, sondern einer friedlich grasenden Gesellschaft von Rindern gilt das kurze Gekläff. Offenbar waren wir in die Nähe eines Bauernhofes gekommen, dessen Vieh, wie in Finnland des mangelnden Weidelandes wegen üblich, frei in den Wäldern umhergraste. Übrigens bringen diese Tiere doch eine gewisse Abwechslung in unseren mühsamen Marsch. „Aufgepaßt!“ ruft der Beiträger, der ein paar Schritte voraus ist, „Hunde an die Kette!“ Und es ist in der Tat allerhöchste Zeit. Schon im nächsten Augenblick läßt sich wildes Glockengerassel vernehmen, und wir sehen den einen unserer vierbeinigen Begleiter in heulendem Entsetzen aus einem Gehölz hervorschießen, verfolgt von fünf, sechs blindwütenden Rindern, deren lange Hörner wohl geeignet sind, ihm den Garaus zu machen. Wie eine Herde Elefanten kommen sie hinter dem Unglückskläter hergestürmt, uns fast über den Haufen rennend in ihrer schäumenden Raserei. Nur den vereinten Anstrengungen von uns Jägern, die wir eiligst die Hunde in unsere Mitte genommen haben, gelingt es, die streitbaren Wiederkäuer durch unsanfte Kolbenstöße fortzutreiben; immer wieder versuchen sie von verschiedenen Seiten hinterlistige Angriffe auf unser winselndes Hundepaar und geben Vinquist erwünschte Gelegenheit, in heroischen Verteidigerposen zu glänzen. — Hier bietet sich dem Tierpsychologen ein reiches Feld. Ist es nicht seltsam, daß der riesige, bärenstarke Elch beim Erscheinen des kleinsten Kläffers in kopfloſem Entsetzen die Flucht ergreift, um erst angeschossen für Mensch und Hund gefährlich zu werden, während das „friedliche“ Rindvieh ohne weiteres wutrasend auf den schleunigst Reißaus nehmenden Hund losstürzt?

Und weiter geht es in unermüdlichem Eifer. Da — etwa um vier Uhr — wieder Hundegebell; gellend, jauchzend klingt es zu uns herüber, die wir gerade durch einen Sumpf patschen. Halt! Ein Elch! Nein — zwei! Denn von verschiedenen Seiten her klingt der Laut unserer treuen Gehilfen. In einem Kreis stehen wir da im Wasser und halten Kriegsrat. Schnell wird eine Teilung unseres Häufleins beschlossen: Vinquist, Numinnen und der Wald-

hornträger seitwärts, wir anderen geradeaus. Hastig instruiert Vinquist noch meine Leute, daß sie sich so gut als möglich durch Zeichen mit mir verständigen müssen. Dann vorwärts; und in einer Art schwerfälligem Laufschritt geht es durch das aufspritzende Wasser. Das Glück scheint mir hold: näher und näher rückt das Gekläff; im Kreise zieht es sich um das Moor herum, so daß wir nur eine kleine Schwenkung nach links zu machen brauchen, um gerade in die mutmaßliche Fluchtlinie des Wildes zu kommen. Wir erklettern festen Boden, gelangen auf eine Lichtung — nichts kann mir erwünschter sein als solch ein freies Schußfeld —, und immer noch nähert sich die wilde Jagd: langgezogener, singender Anschlag der Hunde, heftiges Rascheln im Unterholz und ein Knacken von Zweigen wie Geräusch von fernen Schüssen. Ich spanne die Hähne, fasse hinter einer Kiefer Posten — wir stehen mit verhaltenem Atem und klopfendem Herzen.... Jetzt wird der Elch dort aus dem Birkengehölz hervorbrechen — wir hören schon des gewaltigen Tieres dröhnenden Galopp, hören sein Schnaufen und zorniges Fauchen, hören aus unmittelbarer Nähe das helle Gekläff des Verfolgers — jetzt — im nächsten Augenblick muß er auftauchen! Da verstummt plötzlich das Lärmen der wilden Jagd — eine sekundenlange Stille — dann ein Gepraſſel im dichten Unterholz, und — trapp, trapp, trapp — entfernt sich in rasendem Tempo der dröhnende Schritt des Waldriesen, entfernt sich das Schnaufen und Rascheln und Zweigeknacken, entfernt sich der Laut des Hundes, um mit einem weinerlichen Jaulen: Fährte verloren! ganz zu ersterben. Welch unerhörtes Jägerpech! Kehrt gemacht hat der Elch im letzten Augenblick, ohne daß wir ihn zu Gesicht bekamen! Da mußten ein paar deutsche Kraftworte explodieren. Es ging nicht anders. Die beiden Kerle verstanden mich und taten es mir auf finnisch nach.

Wie wir über den Ärger hinwegkamen? Es gibt da oben ein merkwürdiges Getränk, auf schwedisch „gula faran“ — die gelbe Gefahr — genannt, ein teuflisches Gemisch von allerlei starken Säften. Genug davon.... Auf einem Rasenfleck gelagert, harrten wir eines Lebenszeichens vom anderen Trupp und vertrieben uns durch Essen und Rauchen die Zeit. Schon nach wenigen Minuten ließ ein Schuß uns gespannt von unseren grünen Sitzen auffahren. Doch da nichts weiteres erfolgte — wir hatten als Signal zur Anzeige eines Wirkungstreffers drei schnelle Revolverschüsse vereinbart —, konnten weder Neid noch Freude in uns Raum gewinnen.

Es dunkelte bereits, als unsere Gesellschaft sich wieder zusammenfand. Und dann begann der unangenehmste Teil dieses erfolglosen Jagdtages, der dreistündige nächtliche Marsch nach Sorki. Ich bewundere heute noch den Scharfsinn unserer Führer, die querwaldein durch das Moorastgebiet bei der undurchdringlichen Finsternis ohne jede Mühe die Richtung nach Sorki einzuhalten vermochten. Geradezu mit Beschämung erfüllten mich und Vinquist die Sicherheit und das Geschick dieser Leute. Fielen wir doch beide, sobald die Einheimischen uns einmal nicht rechtzeitig auf eine Schwierigkeit aufmerksam machten, trotz

der schärfsten Anspannung aller Sinne regelmäßig der Länge nach hin, wenn ein Fehltritt uns ins Wanken brachte, oder ein umgestürzter Baum, von den ungeübten Augen im pechschwarzen Waldesdunkel nicht bemerkt, ein Hindernis bot. Da vermochten die elektrischen Taschenlampen nicht viel zu bessern; sie hatten nur das Gute, daß sie die nächtliche Szenerie mit wundervoll grotesken Schatten und gespenstischen Lichtern belebten. Sogar die Sensation eines unfreiwilligen Bades in einem kleinen Wassertümpel — der morsche Stamm, auf dem wir ihn überkletterten, brach unter der allzugroßen Belastung — blieb uns nicht erspart, wobei allerdings die Waldleute unser Schicksal teilten. Wir stießen ein indianisches Freudengeheul aus, als wir endlich die Lichter des Gutes auftauchen sahen.

Beim Abendessen erst erfuhr ich von Vinquist, welche Bewandtnis es mit seinem Schuß gehabt hatte. Mit der dem Jäger in solchen Dingen eigentümlichen Gründlichkeit berichtete er über die Erlebnisse seiner Separatexpedition. Aus fünfzig Meter Entfernung hatte er auf einen riesigen Elch angelegt, offenbar den nämlichen, der sich beinahe meiner Kugel ausgesetzt hatte. Das grausame Blei im Hinterblatt, war das Tier gestürzt, aber sofort wieder aufgesprungen und den Augen der Verfolger entschwunden; alle Bemühungen, den Flüchtigen nochmals vor Schuß zu bekommen, blieben fruchtlos. Mit tiefem Schmerz erfüllte Vinquist der Gedanke, daß das edle Wild vielleicht jetzt draußen im Dickicht in stundenlangem Leiden jämmerlich verblutete. Doch wurden wir einige Tage später dieser Sorge enthoben durch die Nachricht, drunten bei Hangö sei noch am Abend unseres ersten Jagdtages ein bereits angeschossenes starkes Elentier erlegt worden.

Totmüde streckten wir uns auf die harte Lagerstatt. In der Nacht gab es ein jähes Aufschrecken aus dem Schlaf. Ein sonderbares Gröhlen unter dem Fenster meiner Kammer war die Ursache. — Sieh da, Numinnen, der Biedermann aus Karelen, bringt mir ein Ständchen! — An den Schnabelschuhen erkannte ich ihn. Er lag im Mondlicht auf der Erde und sang. — Aha, ein russisches Kneipenlied! — „Ljublju ja wotku, piwo, kwas“ — „Ich liebe Wotka, Bier und Kwas.“ Es fiel mir nicht schwer, ihm das zu glauben ... Durch einen Wasserguß zum Fenster hinaus brachte ich ihn zur Raison.

Bei unserem Aufbruch am nächsten Tage blinkten hoch droben noch die Sterne, um aber bald zu verblassen und ins Nichts zurückzutreten. Mit neuem Mut zogen wir in den frischen Morgen hinaus. Aber auch an diesem Tage sollte uns kein Jagderfolg beschieden sein. Wohl trafen wir zwei Elchkühe an, doch ließ sich kein jagdbares Männchen blicken. Am Nachmittag gaben wir das nutzlose Suchen auf. Und da mit diesem Abend die Elchwoche zur Neige ging, blieb uns nichts anderes übrig, als dem Gedanken an Elchgeweihe und selbsterlegte Elchschinken für dieses Mal zu entsagen und, nach Verabschiedung von unserem Jagdpersonal, die Reise über Otalampi nach Helsingfors anzutreten.

* * *

Wenige Tage später lauerte ich hoch im Norden, unfern von Wasa, dem Birkhahn auf. Regungslos kauerte ich am Rande der hochgelegenen Heide in der Reisighütte, während gegenüber in dem schwanken Gezweig einer Birke der ausgestopfte Lockvogel schwebte. Fröstelnd und schläfrig schaute ich in das stille Tagesgrauen. — Da kam es heran längs des Waldsaums, in schwerem, gemessenem Trab, dröhnend auf dem harten, trockenen Erdreich: acht hohe Läufe, darüber gewaltige, gedrungene Leiber und zwei mächtige Häupter mit riesigen, breiten Geweihschaufeln — ein Achtzehn- und ein Zwölfender. Langsamer wurde ihr Schritt vor meinem grünen Versteck, und in höchstens zehn Meter Entfernung machten sie Halt. Aufmerksam lugten die herrlichen Tiere nach dem verdächtigen Reisigzelt herüber; bis sie sich schließlich, den Kopf mit einer Bewegung voll unendlicher Geringschätzung zurückwerfend, langsamen, majestätischen Schrittes entfernten. Über einem mannshohen Kieferngehölz sah ich noch minutenlang die starken Geweihäste dahinschweben und endlich im Hochwald verschwinden.

So war es mir doch wenigstens vergönnt, zwei Vertreter dieses aussterbenden Königsgeschlechts der nordischen Wälder aus nächster Nähe zu sehen, sie in ihrem grünen Reiche zu begrüßen!

Franziska

Von Fritz Reck-Malleczewen in Stuttgart

August 1912: „Frank Wedekind hat ein neues Werk beendet, das mit unerhörter Kühnheit an völlig neuen Problemen rührt. Seine Franziska stellt nichts geringeres dar, als den weiblichen Faust!“

Herbst 1913: „Frank Wedekind hofft aus der Beurteilung seiner Franziska durch die Kritik zu vernehmen, wie sich dem Stoff eine größere Geschlossenheit und Vertiefung abgewinnen lassen könnte.“

Zwischen beiden Bulletins liegt das Bühnengeschick Franziskas, die Münchener und die Berliner Aufführungen. Es ist umgekehrt wie an Bismarcks kriegschwülem Mittagtisch: erst klang es wie Fanfare, jetzt ists Chamade geworden.

Mit Recht. Denn dieses Gefecht ist verloren. Und zwar gründlich. Gewiß, gewiß, allen Geistes, aller dramatischen Kraft ist auch dieses Werk nicht bar. Und es ist nicht zu leugnen: seine jähen Kontraste, der plötzliche Wechsel von der Renaissanceszene zur Simplizissimusgeste, das harte Nebeneinander von Tragik und Satire — es findet seine Wirkung. Eine Wirkung, hinter der

der Wedekind früherer Werke steht, der Desperado, der erbitterte Kämpfer, der er einmal war. Davon wird noch zu reden sein.

Aber leider, leider: Feuerwerk ists, schnell verpuffendes. Heute amüsieren wir uns, wenn das symbolische Spiel der himmlischen mit der irdischen Liebe, den Kampf St. Georgs mit dem vierköpfigen Drachen der herzoglich rotenburgische Polizeipräsident unterbricht, ohne in St. Georg seinen mitspielenden Landesherren zu erkennen:

Der Herzog

dringt mit dem Dolch auf den Drachen ein, es folgt ein längerer Kampf. Der Rotenburger Polizeipräsident in schwarzem Überrock, ein Kettchen mit Orden auf der Brust, tritt aus dem Wald hervor.

Der Polizeipräsident:

Lassen Sie augenblicklich den Vorhang fallen! Ich verbiete Ihnen weiter zu spielen!

Der Herzog:

Mensch, wo haben Sie Ihr Kostüm? Als Großmeister des Johanniterorden auf Rhodus treten Sie auf! Da kommen Sie mit den lumpigen paar Orden!

Wirklich nicht übel, dieser Herzog St. Georg und sein intervenierender Polizeipräsident im schwarzen Gehrock mit der Ordensbrust. Und das alles nach den pathetisch-heroischen Versen, die von diesem Intermezzo unterbrochen werden . . . .

Aber mit Verlaub: mußte sich Frank Wedekind dazu eigentlich in eigener Person bemühen? Und hätte dazu nicht am Ende die Redaktion des Simplizissimus genügt? Das ist es leider: den ersten Abend über hält die Wirkung dieser Burleske an. Dann aber steht man sehr bald vor der bangen Frage: Was ist es mit Franziska? Weiblicher Faust? Wirklich?

Der äußeren Ähnlichkeiten mit dem Faust hat Wedekind gar manche gefunden. Man sehe den Dichter nur einmal selbst auf der Bühne bei dem ersten Auftauchen des Veit Kunz und man wird erkennen, wie er sich selbst in eine Mephistorolle hineingedacht hat. Oder man prüfe nur einmal die große Kabarettszene des ersten Aktes auf ihre Ähnlichkeit mit Auerbachs Keller im „Faust". Gewiß, das sind Äußerlichkeiten. Die Pressenotiz aber vom August des vorigen Jahres (die doch wohl nicht ohne das Wissen des Dichters in die Setzmaschinen gewandert ist) war ein Programm. Ein strikter Anspruch darauf, daß man in seinem Werk das Faustmotiv erklingen höre.

Das Faustische aber und der Prometheustrotz, das Sehnen nach Ikarus' Flügelpaar ist tief in des Mannes Seele geboren. Sollte Wedekind wirklich . . .?

Ach nein: Franziska rüttelt nicht an den Grenzen der Menschheit, will ganz und gar nicht die Schranken sprengen, die den Irdischen vom Gott trennen:

ist eigentlich mit nichts anderem unzufrieden, als mit den Sexualorganen, die sie auf den Weg mitbekommen hat. Um Vergebung, mehr ist wirklich nicht dahinter.

Gut, auch aus dem Messalinenmotiv hätte sich leidlich Erschütterndes schaffen lassen. Aber hier wenigstens langt es nicht dazu. Und am Ende ist es nichts anderes, als daß diese Franziska mit achtzehn Jahren des ersten Liebhabers überdrüssig wird und von da an (wo sie nach eigener Aussage „sich kennen gelernt hat") ganz andere Ansprüche an den Mann stellt. Welche eigentlich, das ist mit in dem reichlich langen, reichlich theoretischen, ebenso reichlich undramatischen Dialog, den sie in dieser Angelegenheit mit ihrem ersten Liebsten führt, nicht recht klar geworden. Aber sie stellt sie nun einmal. Und benutzt nun den zweiten, um — rein technisch nur — zum Manne zu werden, das heißt sie schließt mit seiner Hilfe eine veritable Ehe mit einem Mädchen. So einfach, wie es scheint, liegt aber auch diese Angelegenheit nicht. Denn nun beginnt eine Wanderung durch tiefe Gründe der Sexualpathologie, die mir nicht vertraut sind. Und im Zeitalter der Kraft-Ebbing und Forel scheinbar der ganzen Kritik nicht. Möglich, daß Frank Wedekind, wie seine Franziska, auch hier „ganz andere Ansprüche zu stellen berechtigt ist". Die bekannteren Typen sexualpathologischer Charaktere freilich reichen zu seinem Verständnis nicht aus. Möglich daß man das Modell für Franziska in verborgeneren Winkeln dieses Gebietes zu suchen hat. Ganz bescheiden ist dieser Dichter eben nicht . . . .

Und dann? Ja, dann kommt eben der dritte, der den zweiten (Veit Kunz) ablöst. Und endlich der vierte, der den Zauber bricht und die Unersättliche von ihrer Sexualfaustik erlöst: id est in einer Dachauer Villa eine ehrbare Ehe mit ihr führt, in der sie reichlich Gelegenheit hat, sich um ihren Kochherd und den Darmkatarrh ihres Kindes zu kümmern. Und darum Herr Wedekind das Faustplakat? Und fünf Akte mit einem Wirrwarr von dramatischem und leider meist undramatischem Wust?

Siegfried Jakobsohn meint, in Wedekind sei irgend etwas entzwei gegangen. Ich glaube es nicht. Im Gegenteil, es hat sich etwas in ihm konsolidiert. Er ist, sagen wir einmal, behäbiger geworden. Was ist ihm bisher das, was ihm als Künstler seinen Wert gab, die innerste Feder seiner Dramatik? Eben jenes Desperadotum, dieses Kämpfen um Kopf und Kragen, das verzweifelte Ringen, das echt war und groß. Jetzt ist es scheinbar vorbei damit. Dem Dichter aus der Münchener Prinzregentenstraße steht das Ringen scheinbar nicht mehr gut an: der Erfolg kam, die Anerkennung und mit beiden eben das, was ich als Behäbigkeit bezeichnen muß. Hier wenigstens ist es so.

Wo jene seine Stärke liegt, zeigt auch Franziska: zeigt es in eben jenen burlesken Szenen, von denen ich vorhin sprach und in zwei oder drei kleinen Stellen echtester dramatischer Kraft und dichterischer Schönheit, Inseln gleich, die aus einem öden Meer der Unzulänglichkeit auftauchen. Ich meine jenen Zwiegesang von Franziska und Veit Kunz im vierten Akt, vor allem aber den

Monolog des Veit Kunz, der in der Verzweiflung über Franziskas Verlust dem eigenen Dasein ein Ende machen will und vorher das Fazit seines zerschellten und überekelten Daseins zieht:

Fluch meinem Spiel, dem Stolz, dem Übermut!
Als welch ein Maulheld hab ich mich gebärdet:
Versicherungsbeamter, Sklavenhalter
Gesangsmagister, Kuppler, Diplomat,
Hanswurst, Schriftsteller, Schauspielakrobat,
Marktschreier, Bräutigam noch in meinem Alter,
Erpresser, Heiratsschwindler, Bauernfänger,
Revolverjournalist und Bänkelsänger,
Um jetzt, berauscht von blöden Hochgefühlen,
Als dümmster Narr den lieben Gott zu spielen!
Nicht Unheil, Ekel nur, mit Haß gepaart,
Kann mich, der unzerbrechlich schien, zerstückeln.
Mag sich die Welt, so schön sie will entwickeln!
Ich schließe ab mit dieser Höllenfahrt.

Hier schaut echte, ehrliche Verzweiflung in einen bodenlosen Abgrund. Man höre nur Frank Wedekind auf der Bühne diese Worte sprechen, und man wird wissen, wie sehr er aus eigener Seele, aus eigenem Erleben, aus eigener Verzweiflung und Leidenschaft spricht. Aus großer und starker. Hier allein.

Früher war das, was hier zur Ausnahme geworden, der innerste Kern seiner Werke. Er hat eine Epoche, eine wilde, aber eine starke und nicht kleine hinter sich. Der Dichter der Franziska muß nicht mehr mit Tod und Teufel um sein Leben, seine Geltung als Künstler ringen. War aber dieses Ringen alles, was hinter ihm war? Und ist er wirklich nur einer von den vielen, die der Genius verläßt, wenn ein Gott ihnen erfüllte, worum sie blutend ihr bestes gaben?

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Wirtschaft

Das Erbrecht des Reiches. Das vortreffliche Wörterbuch der Volkswirtschaft*) ist von jeher für die Sache der Erbrechtsreform eingetreten. Schon in der ersten Auflage sprach sich Reichsgerichtsrat Dr. **Neukamp** dafür aus (Band I Seite 658). Er erklärt sich für eine Beschränkung des Verwandtenrechts insbesondere, um den weitergehenden Angriffen, die gegen das Erbrecht überhaupt gerichtet werden, den Boden zu entziehen. Denn die Gegner des Erbrechts machen geltend, es führe einen Erwerb ohne eigene Arbeit herbei, also einen volkswirtschaftlich nicht zu rechtfertigenden Gewinn, es begünstige auch die Anhäufung großer Vermögensmassen in den Händen einzelner und verewige damit die ungleiche Verteilung der Güter, den verderblichen Reichtum Weniger auf der einen, und das Massenelend auf der anderen Seite. Diese beiden Einwendungen erscheinen Neukamp nicht ganz unbegründet. Darum hält er aber nicht etwa die Abschaffung, sondern nur eine Änderung des Erbrechts für gerechtfertigt, die jene unleugbaren Übelstände nach Möglichkeit mildert. „Dies kann vor allem durch eine Einschränkung der gesetzlichen Erbfolge auf den Kreis derjenigen Verwandten geschehen, die mit dem Erblasser durch ein so nahes familienrechtliches Verhältnis verbunden sind, daß anzunehmen ist, er beabsichtige seine Fürsorge auch auf diese Personen zu erstrecken. Je mehr demnach der Familienverband gelockert ist, um so mehr empfiehlt es sich, die Verwandtenerbfolge einzuschränken." Daher wird von allen Beurteilern des Bürgerlichen Gesetzbuchs mit Recht getadelt, daß es keine Erbrechtsgrenze gezogen, sondern ein endloses Verwandtenerbrecht zugelassen hat.

Auf demselben Standpunkt steht Professor Dr. Stier-Somlo in Köln, der den Gegenstand in der neuesten Auflage des Werkes behandelt. (Band I Seite 808.)

*) Herausgegeben von dem Wirkl. Geh. Oberregierungsrat Professor Dr. Elster in Berlin, im Verlage von Gustav Fischer in Jena.

Philosophie

Das Interesse für die Probleme der Philosophie, wie es, im Gegensatz zu den die Jahrzehnte nach der achtundvierziger Revolution beherrschenden geistigen Strömungen, etwa seit der Wende unseres Jahrhunderts sich wieder lebhaft kundgibt, kann auf einen zwiefachen Ursprung zurückgeführt werden. Einerseits und in erster Linie ist es das „metaphysische Bedürfnis des Menschen", welches in weiteren Kreisen wieder rege geworden ist: die Sehnsucht, sei es inmitten der immer verwirrenderen Buntheit und Bewegtheit des modernen Lebens, sei es jenseits seines wechselvollen Getriebes, ein unvergäng-

liches Ziel und einen unbedingten Sinn des menschlichen Daseins und Trachtens zu finden — ein Bedürfnis, das wie ein unversiegbarer Quell, nur zuweilen unsichtbar oder gehemmt, immer von neuem aus den Tiefen der menschlichen Seele mit Macht hervorbricht. Von ganz anderer, in Vergleichung mit jenem gefühlskräftigen Triebe recht nüchterner Natur, zudem weniger allgemein und bekannt, ist hingegen ein zweiter wichtiger Ausgangspunkt des philosophischen Strebens unserer Tage: das zunächst rein verstandesmäßige Verlangen nach Klarheit und Tiefe der Erkenntnis, das in seiner reinsten Form sich darstellt als das Interesse — des wissenschaftlichen Forschers sowohl als des „kritischen" Philosophen —, die logischen Grundlagen der Wissenschaften, der empirischen wie der rationalen, aufzudecken und zu begreifen.

Gemeinsam ist diesen beiden Antrieben der philosophischen Bewegung, daß sie auf unbedingte, letzte, dem Schicksale der vergänglichen Dinge entrückte Ziele gerichtet sind — denn auch die Grundlagen der Wissenschaften werden, wie Kants Erkenntnistheorie zum ersten Male systematisch zu beweisen unternahm, als unwandelbar und vom Wechsel der einzelnen Erfahrungen unabhängig gefordert, nämlich zunächst als unerschütterliche theoretische Grundsätze, welche selbst die notwendigen, unerläßlichen Bedingungen aller Erfahrung darstellen. Dabei bleibt nun aber die von der Wissenschaft ausgehende Philosophie nicht stehen. Indem sie die Voraussetzungen der Wissenschaften in ihrer ganzen Weite und mit allen Mitteln verfolgt, unterwirft sie die Prinzipien aller der wissenschaftlichen Behandlung fähigen Gegenstände — der Natur wie der Kultur — ihrer Betrachtung; wiederum nach dem Vorbilde Kants, untersucht sie nun nicht nur die Naturwissenschaften und die Mathematik, sondern auch das sittliche Leben des einzelnen und der Gemeinschaft (Recht und Staat), die Kunst, die Religion, zuletzt sich selbst, das philosophische Bewußtsein, auf ihre tiefsten Bedingungen. Und so erblickt man denn auch von der an der Wissenschaft orientierten Philosophie aus Richtpunkte, die, wie diejenigen der Metaphysik, ganz außerhalb des Kreises der theoretischen Vernunft liegen; wissenschaftliche und metaphysische Philosophie scheinen dadurch noch mehr in verwandtschaftliche Nähe zueinander zu rücken.

Gewiß ist hiernach jedenfalls dies, daß die auf Erkenntnistheorie gegründete wissenschaftliche oder kritische Philosophie, indem sie daran arbeitet, ein über die gesamte Kultur der Menschheit sich ausbreitendes System hervorzutreiben, nicht getroffen wird von dem Vorwurf der Eingeschränktheit, der von metaphysischer Seite gegen sie erhoben zu werden pflegt. Ja, sie gewinnt nun ihrerseits, auf Grund ihres wissenschaftlichen Ausgangspunktes und Fortschrittes, der Metaphysik gegenüber einen Vorsprung, nämlich die Überlegenheit, die ein auf logischen Grundlagen errichtetes Gebäude, nach seinem Wahrheitswert betrachtet, im Verhältnis zu einer gefühlsmäßig oder durch Ausgestaltung eines geistvollen Einfalls begründeten Weltanschauung besitzt. — Indessen gereicht diese theoretisch so wertvolle Eigenschaft nicht zum Vorteil, wenn es sich darum handelt, der Philosophie Eingang in die Herzen der Menschen zu verschaffen. Denn eben die Exaktheit in der logischen Grundlegung, die von ganz eigentümlicher Natur ist, bedingt Schwierigkeiten und Umständlichkeiten, die man zwar bei dem Studium mancher anderer Wissenschaften, nicht aber bei demjenigen der Philosophie mit in den Kauf zu nehmen bereit ist. Daraus ist es zum Teil zu erklären, daß in jener noch nicht lange überwundenen Epoche, da man die Philosophie als überlebt ansah, statt philosophischer Wissenschaft selbst die groben Vorstellungen des Materialismus starken Anklang fanden — in Wahrheit selbst eine Art der Metaphysik, obwohl sie als naturwissenschaftliche Lehre ausgegeben wurde. — Vor allem jedoch ist es sehr verständlich, wenn eine unvergleichlich feinere und tiefere, dem Materialismus entgegengesetzte und der wissenschaftlichen Philosophie in mancher Hinsicht sympathische Bestrebungen verfolgende Metaphysik, wie die Philosophie Bergsons, in unseren Tagen bei hochkultivierten Menschen begeisterten Widerhall hervorruft; bestrickt sie doch gerade durch nichtwissenschaftliche, künstlerische Mittel: durch den Reiz ihrer poetischen Gleichnisse und Bilder — vermittelst deren allein sie die Aufgabe der Philosophie lösen

zu können vermeint —; und befriedigt sie doch den über die Erfahrung hinausstrebenden philosophischen Trieb durch die gesteigerte Stimmung, in die sie versetzt, am unmittelbarsten!

So muß die wissenschaftliche Philosophie, die in ihrer Grundlage und Methode eben solchem Glanze gegenüber besonders grau und spröde anmutet, will sie die Gunst der philosophischen Zeitstimmung sich zuwenden, auf Mittel sinnen, die auch ihr eine stärkere Anziehungskraft verleihen. Dergleichen aber braucht sie nicht weit zu suchen: sie darf nur von einer Betrachtungsweise ausgehen, die in ihrer Anwendung seit Hegel zu einem Teil der Philosophie selbst geworden ist: von der geschichtlichen. Die Geschichte der Philosophie ist in der Tat imstande, den Reiz des Historischen, der aus der Betrachtung menschheitlich bedeutsamer konkreter Gestaltungen und ihrer Entwicklung aus einander entspringt, mit dem Werte strenger Wissenschaftlichkeit zu vereinigen. So kann sich die wissenschaftliche Philosophie der geschichtlichen Einführung mit Erfolg bedienen, ja, sie selbst sogar wird durch die Berücksichtigung ihrer Geschichte bereichert und fruchtbarer gemacht. Auch ihre Überzeugungskraft wird bei wahrhaft philosophischer Behandlung der Geschichte der Philosophie noch erhöht dadurch, daß einerseits Ansätze zu ihrer eigenen geklärteren Ansicht in den historisch vorliegenden Systemen von Philosophen, anderseits Vermischungen jener Ansätze mit fremdartigen — oft sehr interessanten, aber der Kritik nicht standhaltenden — Gedanken aufgewiesen werden; daraus ergibt sich die ideelle Notwendigkeit, von diesen Systemen weiterzuschreiten — eine Notwendigkeit, der die Geschichte des menschlichen Geistes auf ihrem verwickelten Wege, wenigstens in großen Zügen, Gehorsam geleistet hat. In dieser langen, vielgestaltigen Entwicklungsreihe der Geschichte der Philosophie, die sich über zweieinhalb Jahrtausende erstreckt, entfalten sich nun auch in ihrem ganzen Reichtum Ideen, die dem metaphysischen Bedürfnis entsprungen sind; sie wechseln ab oder mischen sich mit den Gedanken, welche das Streben nach Wissenschaftlichkeit der Philosophie hervorbringt. Vom Standpunkt der kritischen Philosophie entsteht dann aber die Aufgabe, die wissenschaftlichen Bestandteile vorzüglich zur Geltung zu bringen; sie hat zu zeigen, wie diese sich durch die vielfarbigen Gewebe der philosophischen Systeme hindurchschlingen, anfangs zumeist nur matt hervorschimmernd, dann aber mit immer leuchtenderer Deutlichkeit sich aus ihnen heraushebend.

Das von **E. von Aster** herausgegebene vornehm ausgestattete — nur zuweilen an Druckfehlern überreiche — Werk **„Große Denker"** (Verlag Quelle u. Meyer, Leipzig) ist unter entsprechenden Gesichtspunkten zu beurteilen. Den Zweck, dem philosophischen Interesse unserer Zeit anreizende und doch gediegene Nahrung zu geben, die den Wunsch und die Fähigkeit verleihe, tiefer in die bewegenden Probleme der Philosophie einzudringen, sucht es durch Darstellungen aus der Philosophiegeschichte zu erreichen. Doch will es nicht die gesamte Reihe der gedanklichen Gestaltungen vorführen, die in der systematischen philosophiegeschichtlichen Wissenschaft in stetiger Folge, eine auf die andere hinweisend, aneinandergekettet werden, — eine Form der Belehrung, die angestrengtere Sammlung und Beharrlichkeit des Studiums beansprucht —; vielmehr löst sie die überragenden Gestalten heraus (oder wenn man will: stellt sie wieder her) und betrachtet sie jede wesentlich für sich und als in sich sinnvolle Erscheinungen, gleich Kunstwerken, denen ja in der Tat die Systeme vieler großer Philosophen gleichen. Nur in einzelnen Fällen wird von dieser Behandlungsweise, auf Grund deren den Gesamtleistungen der einzelnen philosophischen Denker gesonderte Darstellungen zuteil werden, zur eigentlich philosophiegeschichtlichen Form zurückgegangen — aus verständlichen Motiven. So kann es vornehmlich gebilligt werden, daß die griechischen Philosophen vor Sokrates in zusammenhängender Reihe vorgeführt werden. Zwar ist unter ihnen gewiß kein Mangel an solchen, die in ihrer lapidaren Größe höchst packende Bilder in eigenem Rahmen abgeben würden; indessen bietet gerade die Aufeinanderfolge der Grundgedanken dieser ersten Philosophen ein viel bewundertes, wie zur Einführung in die Philosophie erdachtes, folgerichtiges Fort-

schreiten von einfachsten Weltansichten durch großartige grundlegende Gegensätze hindurch zu im Grundriß wie in den Einzelheiten seiner ausgebildeten Lehren dar. Nur hätte zweckmäßig aus der von A. Fischer gegebenen sehr anregenden Darstellung im vorliegenden Werke nach dem Vorgange Windelbands Demokrit abgesondert werden können als glänzendste klarste Verkörperung der durchgeführten materialistischen Weltanschauung, die so oft in späteren Zeiten, im günstigsten Falle erweitert, meist aber vergröbert und getrübt, wiederzufinden ist.

Trotz dieser und anderer Zusammenfassungen und trotz des Verzichts auf manchen „großen Denker" — man vermißt z. B. Hobbes — sind in den beiden Bänden des Werkes noch zwanzig von achtzehn verschiedenen Verfassern gelieferte Abhandlungen vereinigt; naturgemäß können sie nicht alle gleichwertig, insbesondere auch mit Rücksicht auf den Zweck der Einführung in die Philosophie nicht gleich gelungen sein. Verschiedenen Darstellungen gebührt in jeder Beziehung hohes Lob; zu ihnen kommt die größere Zahl der Aufsätze, die, bald mehr bald weniger tief eindringend, jedenfalls fast durchweg ihren Zweck erfüllen. Allgemeinstem Interesse werden die Abhandlungen begegnen, welche Persönlichkeiten von sozusagen populärstem Ruf gewidmet sind (der Bekanntheit des Namens entspricht freilich im Publikum häufig nur eine verschwommene oder unkritische Vorstellung von dem eigentlichen Wesen dieser Denker). Herausgegriffen seien unter diesem Gesichtspunkt die klare kritische Studie über Giordano Bruno von Hönigswald; die feinsinnige, meisterhaft den Stoff beherrschende Zeichnung Spinozas von O. Baensch und die treffende Charakteristik Schopenhauers aus der gewandten Feder Rudolf Lehmanns. Durchaus nicht zu tadeln ist es übrigens, wenn besonders die beiden Erstgenannten ein energischeres Mitdenken des Lesers verlangen; allerdings finden sich dann auch einzelne Aufsätze innerhalb der „großen Denker", die, zum Teil zwar wissenschaftlich interessant oder wertvoll, ihren Stoff einem größeren Kreise nicht leicht genug zugänglich oder nicht fesselnd genug gestaltet haben dürften. Doch wird die, in manchen Punkten auffällige, Verschiedenheit der Anforderungen, die man bei Vergleichung einzelner Abhandlungen an Vorbildung und Denkkraft des Lesers gestellt findet, im allgemeinen der Wirksamkeit des Werkes keinen Abbruch tun; der eine wird diesen, der andere jenen sich gewachsen fühlen und in jedem Falle wertvollen Stoff zu seiner Belehrung finden. Anerkennung verdient vornehmlich die überwiegend kritische Behandlung, die innerhalb der großen Gedankenwelten das Bedeutsame herauszuheben und das durch die Besonderheit der Persönlichkeit oder des jeweiligen Zeitgeistes Bedingte von den den Fortschritt des menschlichen Geistes fördernden Ideen und dem zeitlos Wertvollen zu sondern strebt. Der durch solche kritische Führung geübte Sinn des Lesers wird dann auch nicht beirrt werden, wenn in der letzten, von A. Pfänder verfaßten Monographie eine leidenschaftliche Persönlichkeit wie Nietzsche, als ganz außerhalb der wissenschaftlichen Philosophie stehend, unter geflissentlicher Vermeidung jeder Kritik in einem fesselnden Bilde festgehalten und im Hinblick auf ihre Bedeutung für die Kultur unserer Zeit liebevoll gewürdigt wird; und dies um so weniger, da der Abschluß der beiden Bände von dem Meister der Geschichte der Philosophie, Windelband, eine Übersicht über die philosophischen Richtungen der Gegenwart bringt, welche nachdrücklichst auf die Aufgaben der wissenschaftlichen Philosophie hinweist.

Nur dies Allgemeinere ließ sich über ein derartiges Sammelwerk in kurzem sagen; es erübrigt nur der lebhafte Wunsch, daß es einer der höchsten Betätigungen des menschlichen Geistes viele Freunde und, wenn möglich, auch tätige Mitarbeiter werben möge.

Dr. Heinrich Levy in München

Schöne Literatur

Neue Dichterausgaben. Es hat seine Vorteile und seine Nachteile, wenn uns der Buchhandel heute so viele ältere Dichterwerke in Neuausgaben bietet und wenn er sich nicht erschöpfen kann in Wiederholungen; seine Nachteile, weil die Masse zu verwirren und abzustumpfen droht, seine Vorteile, weil doch auch noch immer Wertvolles ausgegraben wird, und weil durch die Fülle der Kon-

kurrenz Verleger und Herausgeber neu angetrieben werden, ihr bestes zu leisten.

Neben der wissenschaftlichen Weimarer Goethe-Ausgabe waren bereits einige **Goethe-Editionen** vorhanden, die sich dem gebildeten Publikum recht wohl als „vollständige" anbieten durften. Die besten darunter, die Cottasche Jubiläumsausgabe und die des Bibliographischen Instituts, werden aber durch Billigkeit von der eben in Bongs Goldener Klassikerbibliothek erscheinenden übertroffen; und in dem, was diese an Aufsätzen und naturwissenschaftlichen Schriften bietet, ist sie vor allem der Cottaschen Ausgabe auch an Vollständigkeit voraus. Dafür weisen freilich jene anderen Sammlungen größeren Druck auf; doch wirkt auch das Seitenbild der Goldenen Klassikerbibliothek noch durchaus angenehm und klar. Was der Bongschen Goethe-Ausgabe erst ihre rechte Rundung geben wird, steht noch aus: zwei volle Bände Anmerkungen und ein Band Register. Die Arbeit der Herausgeber wird sich erst dann ganz beurteilen lassen, wenn diese Bände vorliegen; und es wird dann naheliegen, das Register mit dem der Cottaschen Ausgabe, das überall Anklang gefunden hat, zu vergleichen. Bisher ist erschienen in siebzehn Bänden der vollständige Text der Ausgabe nebst Einleitungen und Biographie. Geleitet und organisiert wird die Edition von Karl Alt, der die Biographie geschrieben und den „Faust" sowie die erzählenden Dichtungen übernommen hat. Der „Faust" wird nicht allein in der endgültigen Fassung geboten; sondern unter den „Dramen in ursprünglicher Gestalt" kommen in vollem Umfange der sogenannte Urfaust, das Fragment von 1790 und die „Helena"-Fassung von 1800 zum Abdruck, so daß jeder Vergleich ermöglicht ist. Besonders hervorgehoben zu werden verdient die Herausgabe der Kunstschriften Goethes durch Wilhelm Niemeyer; eine einhundertundvierzig Seiten lange Einleitung, in der auf den Zusammenhang dieser Schriften mit Goethes naturwissenschaftlichen Arbeiten hingewiesen wird, geht diesem einen Bande voraus. Neugeordnet erscheinen die Gedichte aus dem Nachlaß (herausgegeben von Scheidemantel), ebenso die Sprüche und die Schriften über Literatur und Theater (herausgegeben von Ermatinger). Autobiographische Arbeiten wie die Kampagne in Frankreich (herausgegeben von Waas) sind durch Beigabe von Karten erläutert. Für naturwissenschaftliche Schriften sind zwei Bände reserviert; ihre Einleitungen stammen von S. Kalischer, der diese Arbeiten Goethes schon in der alten Hempelschen Ausgabe besorgt hat. In zwanzig guten Bibliotheksbänden kostet die Ausgabe (einschließlich der in Kürze zu erwartenden Anmerkungen und des Registers) 40 Mark; sie ist, trotz der vielen vorhandenen Goethe-Editionen, gewiß nicht überflüssig.

Eine erstaunlich billige Goethe-Auswahl bietet der Verlag Hesse u. Becker (achtzehn Teile in fünf umfangreichen Leinenbänden 8 Mark). Der Herausgeber Eduard Engel nennt sie ausdrücklich „Volksausgabe". Einen Volks-Goethe besitzen wir ja nun schon in den sechs hübschen Bänden des Inselverlags (zusammen 6 Mark), die Erich Schmidt zusammengestellt hat. Eduard Engel läßt es sich nicht entgehen, die von Erich Schmidt geleiteten Bände gründlich zu tadeln und die seinen geradezu als Volks-Goethe an ihre Stelle zu setzen. Nun braucht man nicht zu leugnen, daß die Inselausgabe ihre Schwächen hat; Erich Schmidt war kein volkstümlich schreibender Gelehrter, und über seine Auswahl der Gedichte konnte man sich hier und da wundern. Ein Volks-Goethe neben dem seinen ist an sich noch kein Unding, und Eduard Engel ist als Herausgeber geschickt vorgegangen: er bietet in seiner Auswahl sogar Briefe, Tagebuchstellen und Gespräche und hat es sich wie der Verlag zum Leitsatz gemacht, mit dem Raum in keiner Weise zu geizen. Doch es kommt noch ein Aber: in dieser für das Volk bestimmten Ausgabe wiederholt Engel den weitesten Kreisen die Meinungen über Goethes Leben, die er schon in seinem „Goethe, der Mann und das Werk" vertreten hat. Nicht alles, was dort gesagt werden durfte, mußte auch in die Volksausgabe hinein.

Die im gleichen Verlag von Hesse und Becker erschienene Neuausgabe von **Eckermanns Gesprächen mit Goethe** (Herausgeber C. Höfer) zeichnet sich durch sehr reichen Illustrationsschmuck und billigen Preis (3 Mark

gebunden) aus und wird gewiß Anklang finden. In den Illustrationen trifft mit dieser Neuausgabe teilweise zusammen die bei Kiepenheuer in Weimar von H. Th. Kroeber besorgte Edition des gleichen Werkes, die (geb. 6 Mark, Geschenkausgabe 10 Mark) in der Ausstattung höheren Ansprüchen genügt.

Neben der Goethe-Literatur ist heute die Hebbel-Literatur außerordentlich angewachsen; über Hebbel wird sicher allzuviel geschrieben, und man kann sich nicht wundern, wenn auch einmal ein Rückschlag erfolgt. In der Tat hat vor kurzem ein so bekannter Mann wie Paul Schlenther zu Hebbels hundertstem Geburtstag im Berliner Tageblatt einen Jubiläumsartikel geschrieben, der einer Schmähschrift ähnlich sah. Aber auch einen solchen letzten Sturm wird Hebbel überdauern. Wenn ein so umfangreiches Werk wie die **Hebbel-Ausgabe R. M. Werners** in der kurzen Zeit von zwölf Jahren drei Auflagen hat erleben können, so zeugt das sicher von einem sehr soliden und dauerhaften Interesse der Deutschen für dies spröde nordische Genie. R. M. Werner hat den Abschluß der Neuausgabe, die er zu Hebbels Säkularfeier darzubringen gedachte, nicht mehr erlebt. Bis zum vierzehnten Band hat er die Säkularausgabe noch selbst besorgt; diese Bände der eigentlichen Werke Hebbels liegen denn auch jetzt in dem schönen neuen Einband vor. Die Bearbeitung von Band 15 und 16 hat Julius Wahle übernommen; sie werden 1914 Teil 3 und 4 des Anhangs zu den Werken (Anmerkungen und Lesarten) bringen. Dieser Anhang ist jetzt in besondere Bände verwiesen und in den vorliegenden zwei Teilen durch neue Parallelen aus den Briefen und Tagebüchern Hebbels sowie durch Verwertung neuerer Forschung vermehrt*). Durch die Abtrennung des Anhangs ist die große Ausgabe dem gebildeten Publikum zweifellos näher gerückt. B. Behrs Verlag (Friedrich Feddersen) hat den früheren Subskriptionspreis aufrecht erhalten (für den geheften Band 2,50 Mark, für den gebundenen 3,50 Mark, in Halbleder 4,50 Mark). Gegenüber einem so imponierenden Unternehmen wie der Ausgabe Werners, war die bisherige populäre Hebbel-Auswahl des Bibliographischen Instituts offensichtlich zu knapp; so ließ dieser Verlag jetzt unter der Leitung F. Zinkernagels eine erweiterte, auch reichlich kommentierte Edition erscheinen, die vor allem die sämtlichen Dramen („Moloch" und „Demetrius" inbegriffen), die Gedichtsammlung von 1857 nebst einem Nachtrag, das Epos „Mutter und Kind" und eine starke Auswahl aus den Erzählungen und theoretischen Schriften bringt (6 Bände in Leinen 12 Mark). Neben Hebbels Werken werden immer seine persönlichen Äußerungen, sein menschliches und dichterisches Streben besonderes Interesse finden; ist doch über sein Leben jetzt sogar im Cottaschen Verlag ein Roman erschienen. Im Verlag der Wernerschen Hebbel-Ausgabe veröffentlicht **W. Bloch-Wunschmann** eine Zusammenstellung der Briefe und Tagebücher des Dichters, in einem großen und dabei leichten Bande (Preis geb. 6 Mark, in Leinen 10 Mark): **„Friedrich Hebbel, ein Lebensbuch"**; aus etwa einem Sechstel des gesamten überlieferten Materials wird eine Art Autobiographie geformt. Wirklich bieten die einzigartigen Selbstbekenntnisse Hebbels ganz besonders guten Stoff für ein solches Verfahren.

Auch abseits stehenden Dichterpersönlichkeiten beginnen sich unsere „Klassiker"-Ausgaben mehr und mehr zuzuwenden. Es ist Sp. Wukadinowic gelungen, für den zweibändigen **„Grabbe"** der Goldenen Klassikerbibliothek (zwei Leinenbände 4 Mark) mehrfach neues Material zu benutzen, die Aufsätze und vor allem die Briefe Grabbes wesentlich zu vervollständigen. Gewiß steht Grabbe in seiner traurigen Form- und Zuchtlosigkeit der strengen Künstlerpersönlichkeit Hebbels fern und doch sind wieder gewisse Verbindungen zwischen beiden da, sie treten in der Vorliebe für einen kurz angebundenen, epigrammatischen Redestil der dramatischen Personen, in der häufigen Einführung tyrannischer Charaktere hervor. Nirgends freilich ist Grabbe ein ganzer Mann; aber daß dieser Zerrissene, der oft wie eine komische Figur wirkt, sein

*) Um Hebbel bemüht sich — abgesehen von der ausgebreiteten Spezialforschung — gleichzeitig P. Bornstein in einer chronologischen Ausgabe der Werke.

Publikum findet, beweisen die zahlreichen Sammlungen seiner Schriften. Die neuerschienene von Wukadinowic gibt mit ihrer Biographie, ihrem Kommentar und den zahlreichen Briefen ein besonders gutes Gesamtbild.

Auch das junge Deutschland findet wieder Anklang. Wer hätte es noch vor zehn Jahren geglaubt, daß **Gutzkows** Riesenroman **„Die Ritter vom Geiste"** in einer Klassikerbibliothek Aufnahme finden würde? Jetzt hat R. Genfel seiner Gutzkow-Auswahl (Bongs Goldene Klassikerbibliothek) in der Tat dies Werk angereiht (drei Bände zu je 2 Mark); vielleicht findet der wichtige Zeitroman gerade unter den Grenzbotenlesern ein interessiertes Publikum, denn die Grenzboten haben einst — freilich in schärfster Polemik — zu ihm wiederholt Stellung genommen.

Warum nicht überhaupt unter den zahlreichen Neudrucken die wichtigen Erzähler der Vergangenheit häufiger erscheinen, ist nicht recht einzusehen. Noch immer ist keine billige Sammelausgabe der Werke von Willibald Alexis erschienen! Dagegen liegt jetzt in der Bibliothek von Hesse u. Becker eine umfangreiche Auswahl der Werke **Berthold Auerbachs** vor. Der Herausgeber, Anton Bettelheim, hat sein Verfahren eingehend in der Beilage zur Vossischen Zeitung begründet. Auf eine neue Textbehandlung ist er nicht ausgegangen, sondern hat sein Augenmerk hauptsächlich auf eine vorsichtige Auswahl des Wichtigsten gerichtet. Zehn unter den fünfzehn Teilen der Sammlung bringen Schwarzwälder Dorfgeschichten, die letzten fünf enthalten den Roman „Auf der Höhe", „Spinoza" und ausgewählte Kalendergeschichten. Wir sind heute an eine andere Erzählungsart gewöhnt als an die Auerbachs; er scheint uns auch in den gelungenen Werken oft breit, die Sätze zu lang. Doch braucht man nur den „Diethelm von Buchenberg" gelesen zu haben, um ihm auch heute sein Publikum zu gönnen und zu wünschen. (Übrigens war Auerbach vor siebzig Jahren ständiger Mitarbeiter der Grenzboten. G. Cl.). Die gut gedruckte Volksausgabe ist in vier Leinenbänden zum Preise von 8 Mark zu haben.

Und zum Schluß noch etwas Wunderliches! Wenn man einen berühmten deutschen Dichter der Vergangenheit nennen wollte, den ein jeder dem Namen nach kennt, und der doch auch in unserer bücherbeladenen Zeit „unmodern" ist, so würden gewiß sehr viele sogleich an Klopstock denken. Aber auch das scheint ein Irrtum zu sein; denn als fünfzehnter der vornehmen Drugulin-Drucke ist im Verlage von Kurt Wolff erschienen: **Klopstocks Oden** in zwei Bänden, herausgegeben von Paul Merker, im Preise von 7,50 Mark (bzw. 10 Mark) gebunden. Und in der Tat, schlägt man nur die letzte Ode des ersten Bandes auf, die gewaltige „Warnung" („Ihr rechtet mit dem, Des großen Namen Der sterbliche Weise kaum waget auszusprechen"), — so hält man es für möglich, daß auch dieser Dichter für unsere Gegenwart wieder eine poetische Macht werden könnte.

Karl Freye in Berlin

In Ergänzung des vorstehenden Berichts sei erwähnt, daß die auf siebzehn Bände berechnete Gesamtausgabe der Werke **Wildenbruchs** (G. Grotesche Verlagsbuchhandlung, Berlin. Subskriptionspreis à Band geheftet 4 Mark, in Leinen geb. 5 Mark, in Halbfr. 6,50 Mark), deren zwei erste Bände im vorigen Jahre im Heft 49 angezeigt werden konnten, inzwischen um vier weitere Bände (Bd. 3, 6, 7, 8) vermehrt worden ist.

Die Bände 3 und 6 enthalten, wie die beiden ersten, Romane und Novellen, letzterer vereinigt sämtliche Kindererzählungen Wildenbruchs. Band 7 und 8 gehören der zweiten Reihe der gesammelten Werke an und enthalten dem bekannt gegebenen Plane entsprechend Dramen. Der deutsche Leser wird nicht verfehlen, dieser verdienstvollen Ausgabe reges Interesse entgegen zu bringen. Eine eingehendere Würdigung möchten wir uns bis nach Abschluß derselben vorbehalten.

Vor wenigen Tagen, zu **Dehmels** fünfzigsten Geburtstage, hat der Verlag von S. Fischer, Berlin, neben seiner zehnbändigen Ausgabe eine Sammlung der Werke dieses Dichters als wohlfeile Volksausgabe in drei Bänden erscheinen lassen. Der erste Band umfaßt: „Erlösungen", „Aber die Liebe", „Die Verwandlungen der Venus"; der zweite: „Weib und Welt", „Zwei Menschen", „Der Kindergarten"; der dritte: „Lebensblätter",

„Betrachtungen", schließlich die Schauspiele: „Der Mitmensch" und „Michel Michael".

In Leinen gebunden kostet diese dreibändige Ausgabe 12,50 Mark, in Halbleder 16 Mark. Sie wird sicher vielen Freunden der schönen Literatur willkommen sein und dürfte sich in ihrer schönen Ausstattung als Weihnachtsgeschenk sehr gut eignen.

Endlich sei hervorgehoben, daß die prächtige deutsch-englische Ausgabe **Shakespearischer Dichtungen** des Tempelverlages in Leipzig um einen neuen Band bereichert worden ist. Er enthält den „Sommernachtstraum" und das „Wintermärchen". „Hamlet" und „Romeo und Julia" sind vor etwa einem Jahre erschienen und wir haben nicht versäumt, unsere Leser auf dieses interessante Unternehmen aufmerksam zu machen (Heft 8 d. J.). Jeder Band in schönem Druck und geschmackvollem Leinenband kostet 8 Mark. *

Kulturgeschichte

„Nur Namen stehen hier, und nicht einmal
Erwähnung des Verdiensts, dem sie den Platz
Auf dieser Tafel danken . . ."

Kein Wunder, wenn den Beschauer gegenüber von **Arthur Hertz' Tabellen der gesamten Kulturgeschichte** (bearbeitet von Willy Brandl, München 1918, Hertz) dieselbe Hilflosigkeit anwandelt, die wir aus den Worten des vergeßlichen Königs Philipp sprechen hören. Das Buch möchte „dem allgemein Gebildeten auf einem möglichst kleinen Raum in größtmöglicher Übersicht die gesamte Kulturgeschichte vor Augen führen". Zu diesem Zweck werden, für jedes Land und für jedes Jahrhundert gesondert, nebeneinander die Herrscher, „Kämpfe", Staatsmänner und Feldherren, Größen der Literatur, der Künste und Wissen-

Pädagogium

Zwischen Wasser u. Wald äusserst gesund gelegen. — Bereitet für alle Schulklassen, das Einjährigen-, Primaner-, Abiturienten-Examen vor. Auch Damen-Vorbereitung. — Kleine Klassen. Gründlicher, individueller, eklektischer Unterricht. Darum schnelles Erreichen des Zieles. — Strenge Aufsicht. — Gute Pension. — Körperpflege unter ärztlicher Leitung.

Waren in Mecklb.
am Müritzsee.

ſchaften, der Technik uſw. mit Geburts- und Todesjahr zuſammengeſtellt. Gewiß kann für den Kulturhiſtoriker ein ſynchroniſtiſcher Überblick über alle Gebiete menſchlicher Betätigung (nicht nur die angeführten) voll lehrreicher Aufſchlüſſe ſein, aber wenn er ihn braucht, wird er ſchwerlich nach einer bloßen Namensliſte greifen; wieviel weniger der „allgemein Gebildete“! Dem Unwiſſenden ſagen bloße Namen nichts, und der Wiſſende braucht dieſe Zuſammenſtellung nicht. Inwiefern lernen wir die Kulturgeſchichte Deutſchlands im neunzehnten Jahrhundert näher kennen, wenn wir ſechs Dutzend Namen von Künſtlern und Kunſthiſtorikern oder acht Dutzend Schriftſtellernamen leſen? (Daß die Größen der deutſchen Naturwiſſenſchaft im ausgehenden neunzehnten Jahrhundert wegen Überfüllung der eigenen Rubrik unter die Päpſte geſetzt worden ſind, iſt kein übler Witz des Drucktechnikers.) Wie nicht anders zu erwarten, iſt man bei der Frage nach Aufnahme oder Weglaſſung eines Namens nach ſubjektivem Ermeſſen verfahren. Der Leſer findet manchen überflüſſig und vermißt andere. Die Zahl der Nachträge und Berichtigungen am Schluſſe deutet auf eine unangebrachte Überſtürzung bei der Herausgabe des Buches.

Prof. Dr. W. M. Becker in Darmſtadt

Nachdruck ſämtlicher Aufſätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags geſtattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuſkriptſendungen und Briefe werden erbeten unter der Adreſſe:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigſtr. 1a.
Fernſprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 8630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Deſſauer Straße 36/37.

Ein seliges Lächeln

lösen Sie bei Ihrer Gattin aus, wenn Sie ihr ein *Brillant-Kollier* oder ein *Perlenhalsband*, eine *Armband-Uhr*, ein *Tafelbesteck* oder einen *prächtigen Pelz* von der Firma

Stöckig & Co., Hoflieferanten
DRESDEN-A. 16 Fürstl. Lipp. **BODENBACH i. B.**
(f. Deutschl.) (f. Oesterr.)

unter den Weihnachtsbaum legen.

Unsere Auswahl ist unbegrenzt! Gegen bar und Ratentilgung.

Kataloge an ernste Reflektanten kostenlos.
Katalog U 70: Silber-, Gold- u. Brillantschmuck, Taschenuhren, Grossuhren, Tafelgerät.
Katalog R 70: Moderne Pelzwaren.
Katalog H 70: Gebrauchs- und Luxuswaren, Artikel für Haus und Herd, Geschenkgegenstände.
Katalog S 70: Beleuchtungskörper für Elektrizität, Gas und Petroleum.
Katalog P 70: Kameras, Vergrösserungs- und Projektionsapparate, Familienkinos, Ferngläser usw.
Katalog L 70: Lehrmittel u. Spielwaren.
Katalog M 70: Saiteninstrumente.
Katalog T 70: Teppiche, deutsche und echte Perser.

Imperialismus, Sozialismus und anderes

Von Dr. jur. Herbert von Dirkſen in Bonn

Die Morgenausgabe der Kölniſchen Zeitung vom 26. November bringt unter dem Titel „Imperialismus und Sozialismus und anderes“ einen Artikel, der meinen in Nr. 47 der Grenzboten erſchienenen Aufſatz über „Imperialismus und Sozialismus“ einer eingehenden kritiſchen Würdigung unterzieht. Da der Verfaſſer des Artikels meinen Gedankengang zutreffend wiedergibt und mit dem weſentlichen Inhalt meines Aufſatzes, der Tatſache eines Zuſammenhanges zwiſchen Imperialismus und Sozialismus und der Art dieſes Zuſammenhanges einverſtanden iſt, ſo wäre an ſich ein Anlaß zu einer erneuten Erörterung des Themas nicht gegeben, zumal da einige geringere Mißverſtändniſſe ſich leicht und ohne Inanſpruchnahme der Öffentlichkeit beſeitigen ließen.

Wenn z. B. der Verfaſſer des Artikels in der Kölniſchen Zeitung meine Definition des Imperialismus für unbeſtimmt hält, ſo darf ich mit einem Hinweis auf meinen Aufſatz über die „Grundlagen des Imperialismus“ (Heft 19 Jahrg. 1913 der Grenzboten) antworten, der eine umfaſſende, genaue Begriffsbeſtimmung gibt.

Wenn er ferner den Grund der ſozialdemokratiſchen Gegnerſchaft gegen den Imperialismus darin ſieht, daß „in der orthodoxen, ſozialdemokratiſchen Theorie für Kolonien überhaupt kein Raum ſei“ und dieſen Gedanken in meiner Abhandlung vermißt, ſo kann ich darauf erwidern, daß der Gedanke mir zwar nicht fremd iſt, daß ich ihn aber für unrichtig halte. Denn die Sozialdemokratie wehrt ſich heftig gegen den Vorwurf der Kolonialfeindlichkeit und Schippel weiſt in ſeinem Aufſatz über „Imperialismus und Manchеſtertum“ durch Zitate aus dem Munde Bebels, Engels, Ledebours und anderer nicht des Reviſionismus verdächtiger Führer nach, daß eine prinzipielle Stellungnahme gegen Kolonien dem Sozialismus fremd ſei und ſchließt mit den Worten: „Von einer prinzipiell kolonialfeindlichen Parteipraxis kann demnach nur reden,

wer sich niemals die geringste Mühe genommen hat, diese parlamentarische, agitatorische und journalistische Praxis überhaupt eingehender kennen zu lernen." Daß dieser theoretischen Kolonialfreundlichkeit eine praktische Kolonialfeindlichkeit, ein völliges Versagen bei jeder positiven Leistung gegenübersteht, das erwähnt Schippel allerdings nicht.

Wenn schließlich der Verfasser des Artikels in der Kölnischen Zeitung an den Schlußworten meines Aufsatzes: „Der Imperialismus stellt eine höherstehende Weltanschauung dar" aussetzt, daß „Imperialismus keine Weltanschauung sei", denn „zwei Leute könnten eine ganz verschiedene Weltanschauung haben und doch Imperialisten sein", so ist dies sicherlich richtig. Gewiß wird der Imperialismus dem einzelnen keinen Aufschluß geben können über Fragen philosophischer oder religiöser Art. Aber es war auch nicht die Rede von Weltanschauungen des einzelnen, sondern ich hatte noch im Satze vorher von politischen Idealen und von dem politischen Denken der Masse gesprochen; auch handelt der ganze Aufsatz nicht von dem Denken des einzelnen, sondern von dem einer Gesamtheit, so daß mir ein Zweifel darüber ausgeschlossen zu sein schien, daß es sich bei dem Wort „Weltanschauung" auch nur um eine Weltanschauung im politischen Denken eines Volkes handeln könne. Und daß man in diesem Sinn von Imperialismus als der Weltanschauung eines Volkes reden könne, das scheint mir auch jetzt unbedenklich.

All diese Meinungsverschiedenheiten und Mißverständnisse sind, wie gesagt, nicht so erheblich, daß die Öffentlichkeit mit ihnen befaßt zu werden brauchte. Daß ich dies trotzdem tue, hat seinen Grund in einigen interessanten Ausführungen prinzipieller Art, die der Verfasser des Aufsatzes in der Kölnischen Zeitung macht. Diese Ausführungen berühren wesentliche Eigenschaften des Imperialismus und bedürfen daher der Klarstellung und Erörterung.

In dem Artikel wird im Anschluß an die Wiedergabe meines Gedankenganges ausgeführt:

„Nun könnte man zu dieser Gedankenführung bemerken, daß das Aufgeben des Manchestertums durch unsere deutsche Staatspolitik durchaus nicht etwa eine Folge imperialistischer Gedankengänge war, sondern die Folge einer richtigen Erkenntnis, daß die manchesterliche Politik unheilbare Schäden im Volkskörper und im Wirtschaftsorganismus anzurichten begonnen hatte, und daß es galt, die wirtschaftlich Schwachen zu schützen und für die positive Staatsgesinnung, die Staatsfreudigkeit zu retten. Ferner könnte man sagen, daß das Hinübergreifen der modernen organisierten Staatsgewalt in überseeische Zonen ein selbstverständlicher Grundsatz der Kolonialpolitik sein muß, will man nicht zu den Grundsätzen der „Kompagnien"-Politik früherer Jahrhunderte zurückkehren. Das staatliche Eingreifen, sowohl mit Bezug auf die Hebung der wirtschaftlich Schwachen, wie auf die Entwicklung von überseeischen Gebieten ist in verschiedenen Zeiten aus verschiedenartigen Erfahrungen entstanden. Im Deutschen Reich war das Manchestertum überwunden, ehe man von Imperialismus im Sinne unserer modernen Imperialisten sprach, und die Grundsätze staatlicher Kolonialpolitik bildeten sich bald aus, nachdem wir Kolonien erworben hatten. Insofern werden hier unter dem neuen Namen historische Entwicklungsergebnisse zusammengefaßt, die verschiedenen Quellen entsprangen."

Und weiterhin bemerkt der Verfasser mit Bezug auf meine Feststellung von dem Zusammenhang zwischen Sozialreform und Imperialismus: „Hierbei wird nur vergessen, daß man all dies Gute wollen kann, ohne Imperialist zu sein;" und ferner: „... es soll nur darauf hingewiesen werden, daß die einzelnen Züge in diesem schönen Bilde des Imperialismus eben nicht alle mit Notwendigkeit imperialistischen Ursprungs sind, sondern daß all diese Programmpunkte ... sich auch in manchem anderen Programm finden."

Diese Ausführungen sind sicherlich unanfechtbar. Gewiß haben viele Parteien, Gelehrte, Geistliche und andere einzelne Persönlichkeiten an der Besserung der sozialen und wirtschaftlichen Lage des Volkes mitgearbeitet; man kann sogar sagen, daß das ganze Werk der Sozialreform und Wirtschaftsreform — die Abkehr vom Manchestertum — in Deutschland vollbracht worden ist, ohne daß irgendwelche imperialistische Gedankengänge mitgewirkt hätten. Das alles habe ich nicht bestritten und konnte es um so weniger, als ich auch heute noch — mehrere Jahrzehnte nach der Inangriffnahme dieser großen Reformen — im öffentlichen Leben Deutschlands keine Spur einer imperialistischen Politik oder imperialistischen Denkens zu erblicken vermag. Deswegen hat es mir auch ferngelegen, all dies als ein Monopol des Imperialismus in Anspruch zu nehmen. Mir lag gerade im Gegenteil daran, zu zeigen, daß Imperialismus und Sozialreform einander nicht ausschließen, sondern, daß diese in das System jenes hineingehört und ein Teil von ihm ist. Dieser Hinweis und Nachweis war auch viel wichtiger und dringender, als die Inanspruchnahme eines imperialistischen Monopols für Sozialreform. Denn im allgemeinen wird dem Imperialismus gerade zum Vorwurf gemacht, daß er keinen Sinn habe für die innere, soziale Hebung eines Landes, daß er rein kapitalistisch sei, daß er kostspielige auswärtige Abenteuer suche, ohne Rücksicht auf die Verhältnisse des eigenen Landes. Und da der ganze Aufsatz sich zum Ziel gesetzt hatte, die Beziehungen zwischen Sozialismus und Sozialreform und dem Imperialismus zu untersuchen, so folgt daraus, daß die Aufdeckung des gesamten sozialreformatorischen Systems und die Beziehungen einzelner Parteien und Persönlichkeiten dazu das gesteckte Ziel überschritten hätte.

Während es sich bei dieser Meinungsverschiedenheit eher um die stärkere oder geringere Betonung eines Zusammenhanges handelt, kann ich den Ausführungen des Herrn Verfassers des Artikels in der Kölnischen Zeitung, soweit sie den Zusammenhang zwischen Imperialismus und Kolonialpolitik betreffen, nicht beitreten. Wenn in dem Artikel ausgeführt ist, daß dies Hinübergreifen der modernen, organisierten Staatsgewalt in überseeische Zonen ein selbstverständlicher Grundsatz der modernen Kolonialpolitik sei und daß die Grundsätze unserer deutschen Kolonialpolitik sich bald ausgebildet hätten, nachdem wir Kolonien erworben hatten, so bedeutet dies eine Lockerung oder vielmehr Aufhebung des Zusammenhanges zwischen Imperialismus und Kolonialpolitik, die meines Erachtens nicht dem Verlauf der Entwicklung entspricht. Gewiß ist ein

solches Hinübergreifen des modernen Staats in fremde Länder eine selbstverständliche Voraussetzung der Kolonialpolitik, aber daß Kolonialpolitik getrieben werden soll — organisiert, bewußt, systematisch —, das möchte ich für den modernen Imperialismus in Anspruch nehmen. Gewiß sind zu allen Zeiten Kolonien erworben worden, bevor es einen modernen Imperialismus gab. Und wenn jemand behauptet, daß Deutschland Südwestafrika und Deutschostafrika erworben habe, bevor es einen deutschen Imperialismus gegeben habe, so hat er damit um so mehr recht, als der deutsche Imperialismus, wie ich schon erwähnte, auch heute kaum in der Theorie existiert, geschweige denn in der Praxis.

Trotzdem hat eine Wandlung in den Anschauungen der Staatsmänner und Nationalökonomen über Wert und Zweck der Kolonien erst stattgefunden gleichzeitig mit dem Entstehen des Imperialismus. Das Manchestertum war kein unbedingter Freund von Kolonien, und auch wo es für den Erwerb von Kolonien eintrat, geschah dies nur von sehr einseitigen Gesichtspunkten aus. Maßgebend für seine Stellungnahme war lediglich der rein wirtschaftliche, geldliche Nutzen, den das Mutterland aus ihnen zog. Kolonien, die Zuschüsse forderten, erschienen unerwünscht, und es ist häufiger vorgekommen, daß englische Staatsmänner seinerzeit die Abstoßung so unrentabler Vermögensobjekte erwogen. Von einer kulturellen Durchdringung solcher ausländischen Wirtschaftsgebiete, von ihrem näheren Anschluß an das Mutterland, von der Schaffung von Siedlungsmöglichkeiten, von all diesen Gesichtspunkten, die heute die Erschließung einer Kolonie auch materiellen Opfern zum Trotz geboten erscheinen lassen, war in jenen Zeiten vollends nicht die Rede.

Die Folgen dieser manchesterlichen Auffassung zeigten sich denn auch darin, daß Neuerwerbungen von Kolonien nur selten vorkamen, und die Ausbildung und Festigung bestehender Kolonialreiche, wie des englischen, vernachlässigt wurde. Man denke nur an Gladstone und die wahrhaft kindliche Art, in der der grand old man Kolonialpolitik trieb. Es ist bekannt, daß er das Angebot, ihm den wundervollen Hafen von Delagoa-Bay für 300 000 Pfund zu verkaufen, ausschlug! Mit welcher Ungeschicklichkeit die ägyptischen Angelegenheiten geführt wurden, wie die damaligen englischen Staatsmänner in jeden Schritt in dem ägyptischen Abenteuer sich von den Ereignissen hineinstoßen ließen, das kann man in Cromers „Modern Egypt“ nachlesen. So ist die Klage mancher Engländer, die auch in einem lesenswerten Artikel von Sidney Low in dem Juliheft der Fortnightly Review 1913 wiederholt wird, daß das englische Weltreich „in a fit of absence of mind“ — in einem Anfall von Geistesabwesenheit zustande gekommen sei, nicht unberechtigt.

Das alles hat sich erst in diesen letzten dreißig Jahren geändert, seit der erste Vertreter des modernen Imperialismus, Disraeli, eine dem Manchestertum so ganz entgegengesetzte Kolonialpolitik trieb — eine Kolonialpolitik, die eben aus dem Imperialismus heraus folgt und nur aus seinen politischen, wirtschaftlichen, kolonialen Anschauungen heraus erklärlich ist.

Das unmittelbare Ergebnis dieser imperialistischen Kolonialpolitik liegt klar zutage: das immer mehr sich festigende Weltreich Englands, Frankreichs Kolonialreich, Rußlands, Japans, Amerikas Ausdehnung — und all das in den letzten dreißig imperialistischen Jahren entstanden —, sie bezeugen die Richtigkeit der Auffassung, daß die moderne Kolonialpolitik nicht nur eine Begleiterscheinung, sondern eine unmittelbare Folge des Imperialismus ist.

Aber die mittelbaren Folgen des Imperialismus gehen wohl noch weiter; und wenn man auch sehr viele Entschlüsse der modernen Politik nicht als aus imperialistischem Geist heraus unternommen bezeichnen kann, so wird sich doch oft feststellen lassen, daß manche Unternehmung nur dem Umstand ihre Ausführung verdankt, daß die Nachbarstaaten imperialistische Politik trieben. Es wäre sicher verfehlt, Bismarck, diesen wundervollen Schlußstein des individualistisch-nationalen Zeitalters, als Imperialisten in Anspruch zu nehmen — obwohl er sicher einer gewesen wäre, hätte er in unserer Zeit gelebt —, aber die Vermutung erscheint gerechtfertigt, daß er die afrikanischen Kolonien erst dann dem Reich erwarb, nachdem der englische und französische Imperialismus eine völlige Aufteilung Afrikas unter Ausschluß Deutschlands wahrscheinlich gemacht hatte. Um für diese Vermutung den schlüssigen Beweis zu liefern, bedürfte es einer Untersuchung Bismarckscher Kolonialpolitik, die den Rahmen dieser Entgegnung weit überschreiten würde. Es wäre dabei vor allem zu prüfen, welches die Beweggründe waren, die Bismarck, den noch im Anfang der achtziger Jahre wohlwollenden Zuschauer französischer Kolonialpläne, zum aktiven Kolonialpolitiker werden ließen; wie weit die Änderung seiner wirtschaftspolitischen Anschauungen bei dem Übergang zum Schutzzoll auf seine kolonialpolitischen Anschauungen gewirkt haben; oder ob es schließlich nur das Bestreben war, deutschen Reichsangehörigen, Peters und Lüderitz, Schutz und Rückhalt zu gewähren, das ihn gewissermaßen ohne seinen Willen in die aktive Kolonialpolitik hineintrieb. Daß jedenfalls in der Nation der Antrieb erwachte, sich in überseeischen Ländern festzusetzen, das wird man den Anregungen zuschreiben müssen, die aus den imperialistisch schon fortgeschrittenen und darum kolonisatorisch tätigeren Nachbarländern herüberkamen. Und daß der Eroberer unserer größten Kolonie, Carl Peters, von dem Geist des modernen Imperialismus beseelt war, wird er selbst bestätigen.

Aus alledem möchte ich den Schluß ziehen, daß Imperialismus und moderne Kolonialpolitik untrennbar miteinander verbunden sind, und daß je stärker der Imperialismus Gemeingut eines Volkes geworden ist, desto nachhaltiger auch die Kolonialpolitik dieses Volkes ist.

Noch über einen anderen Punkt bin ich mit dem Verfasser des Artikels in der Kölnischen Zeitung nicht einer Ansicht, oder ich fürchte vielmehr, daß ich bei eingehender Aussprache nicht einer Ansicht mit ihm sein würde. Denn er zieht im Anschluß an die Besprechung meiner theoretischen Erörterungen den deutschen Imperialismus in den Kreis seiner Betrachtung, und mir scheint, als

ob er zwar einem deutschen Imperialismus das Wort redete, aber einem Imperialismus mit Modifikationen und Konzessionen, einer Art Imperialismus zweiter Klasse. Er meint, daß ich — in meinen theoretischen Auseinandersetzungen — zu viel für den Imperialismus in Anspruch nehme und somit zu einer nicht richtigen Einschätzung dessen gelange, was der Imperialismus sei und sein könne, besonders vom deutschen Standpunkt aus. Nachdem er dann den englischen Imperialismus charakterisiert hat, fährt er weiter fort: „Im übrigen ist für uns, die bei der Weltverteilung zu spät Gekommenen, die wir stärkeren Imperialismen anderer Völker gegenüberstehen, der Imperialismus eine Aufgabe anderer Art." Während weiter die Ziele des russischen, englischen, französischen Imperialismus feststänben, seien die Ziele des deutschen Imperialismus keineswegs fest umrissen.

Ich möchte mich hier nicht auf die Frage der praktischen Anwendung eines deutschen Imperialismus einlassen — hierüber gibt übrigens ein Artikel von Darius in Heft 21 Jahrg. 1913 der Grenzboten einige Anhaltspunkte —, sondern ich möchte mich auf einige theoretische Bemerkungen beschränken. Angenommen den Fall, daß die deutsche Politik später einmal nach imperialistischen Gesichtspunkten gelenkt werden sollte, so würde ich es für verfehlt halten, sie in die Wege zu leiten mit dem Bewußtsein des „bei der Weltverteilung zu spät Gekommenen", der die anderen Imperialismen als stärker anerkennt, der dem deutschen Imperialismus schon eine Aufgabe anderer Art zuweist. Das wäre ein resignierter, satter Bourgeois-Imperialismus, der sich mit anderen Imperialismen dadurch auseinandersetzen würde, daß er ihnen aus dem Wege geht — theoretisch mit dem Begriff unvereinbar und, was wichtiger ist, praktisch zum Scheitern verurteilt. Der Imperialismus ist — um Ausdrücke des Kirchenrechts zu gebrauchen — keine quietistische Gemeinschaft, sondern eine ecclesia militans. Ich könnte die Ansicht verstehen, obwohl ich sie nicht teile, daß Deutschland sich überhaupt jeder imperialistischen Politik enthalten und seinen kontinentalen Aufgaben leben solle; aber ich fände es unbegreiflich, Deutschland mit dem Glanz einer Weltpolitik umgeben zu wollen, ohne doch bereit zu sein, die letzten Folgen aus diesem Entschluß zu ziehen.

Dem, der sich scheut, im gegebenen Fall bis zum Äußersten zu gehen und das Letzte auf sich zu nehmen, wird immer der entscheidende Erfolg versagt sein. Dem Gegner teilt sich das Gefühl, daß der andere im Notfall „auch anders" nämlich zurück kann, instinktiv mit und bestärkt ihn in seinem Widerstand. Darum müßte eine deutsche imperialistische Politik sich ebenbürtig und mit gleichen Ansprüchen in die Reihe der anderen stellen. Wer mit dem Bewußtsein in den Kampf geht, daß seine Ansprüche anderer, schwächerer Art seien, daß er zu spät gekommen sei, der hat den Kampf von vornherein verloren.

Bevölkerungsvermehrung und Sozialhygiene

Von H. A. Walter in London

Mannigfache Gründe sind vorhanden, die eine weitere Verminderung im Tempo der Bevölkerungsvermehrung unerwünscht erscheinen lassen. Moralische Bedenken über die absichtliche Einschränkung der Geburtenziffer sind noch am ehesten auszuschließen, weil das ganze Problem kein rein moralisches ist, sondern von starken wirtschaftlichen Beweggründen beeinflußt wird. Diese wirtschaftlichen Ursachen werden selbst durch wirtschaftliche Maßnahmen, wie Besserung der Lebenshaltung jener Klassen, die am meisten zum Bevölkerungszuwachs beitragen können, Steuererleichterungen für jedes Kind usw. teilweise aufgehoben werden können.

Gleichzeitig wird durch solche Maßnahmen die Möglichkeit der Eheschließung erleichtert und so die Voraussetzung für eine absolute Steigerung der Bevölkerungsvermehrung geschaffen.

Ausschlaggebend für die Beurteilung des Problems ist der national-wirtschaftliche Gesichtspunkt. Je stärker die Bevölkerung des deutschen Reiches, desto stärker ist — neben der Zahl der Produzenten — die der Konsumenten, die die ersteren in Nahrung setzen. Desto stärker ist aber auch die Zahl der Personen, die wir an die Kolonien und das Ausland abgeben können, um dort die Absatzmärkte für die Produkte deutschen Industriefleißes zu erweitern. Für den Engländer gilt der Leitsatz: „Der Handel folgt der Flagge." Für Deutschland, mit seinen wenigen Kolonien und ihrer relativen Ungeeignetheit als Siedlungskolonien, kann dieses Leitmotiv nur beschränkte Geltung haben. Wir müssen statt dessen den Grundsatz aufstellen: „Der Handel folgt dem Blute." Je mehr Personen deutscher Stammeszugehörigkeit im Auslande tätig sind, desto mehr Abnehmer für deutsche Exportwaren sind vorhanden. Je größer dann die Exportziffern, desto größer auch die Beschäftigungsmöglichkeit, die Heiratsmöglichkeit und die Geburtsmöglichkeit in der Heimat.

Einseitig auf diese Weise läßt sich natürlich das Problem nicht lösen. Aber derartige nationalwirtschaftliche Gedankengänge werden leichter Anhänger finden, als rein religiöse und moralische. Es ist nun nicht meine Absicht, an dieser Stelle im einzelnen die Bedingungen, Möglichkeiten und Schlußfolgerungen zu erörtern, die sich aus den obigen Gedankengängen ergeben; vielmehr möchte ich auf einen anderen Weg hinweisen, der nur durch Verstärkung von Tendenzen, die schon vorhanden sind, die jährliche Bevölkerungsvermehrung bis zu einem Hunderttausend, vielleicht sogar darüber hinaus, steigern kann: Sozialhygiene.

In fast allen Diskussionen über das Problem der Bevölkerungsvermehrung kommt zum Ausdruck, daß bisher der Überschuß der Geburten über die Todesfälle mit wenigen Ausnahmen von Jahr zu Jahr gestiegen ist. Der Geburtenüberschuß betrug im Jahresdurchschnitt:

1851 bis 1860	9,0 %
1861 „ 1870	10,3 %
1871 „ 1880	11,9 %
1881 „ 1890	11,7 %
1891 „ 1900	13,9 %
1901 „ 1910	14,3 %

Es wird auch allgemein die Hoffnung zum Ausdruck gebracht, daß es möglich sei, die Sterblichkeitsrate noch weiter herabzudrücken — bis zu einem gewissen Minimum. Wann aber tritt dieses Minimum ein? Und wieweit geht die heutige Sterblichkeitsrate noch über dieses Minimum hinaus? Dies sind die Fragen, die amtliche und nichtamtliche Sozialreformer sich vorlegen müssen. Ist erst einmal der Minimalsatz der Sterblichkeit erkannt, dann muß die volle sozialpolitische Energie auf das Ziel gerichtet werden, „den Tod bis hinter diesen Punkt zurückzuwerfen."

Der Tod an sich ist nicht nur unabwendbar, sondern auch notwendig. Die Menschheit im allgemeinen und die Nation im besonderen erhält sich nur durch die Erneuerung. Eine ideale Norm wäre nun im natürlichen Tod durch allmähliches Erlöschen der Lebenskräfte gegeben. Wenn die Menschheit diese Norm auch niemals wird erreichen können, so wird doch eine Annäherung möglich sein. Dieser Gedanke erscheint um so wahrscheinlicher, als man bei der Durchsicht der Todesstatistik auf die Tatsache stößt, daß das, was die Ausnahme bilden sollte, der frühzeitige Tod, die Regel ist. Von den im Jahre 1910 gestorbenen männlichen Personen entfallen auf die Zeit nach dem sechzigsten Lebensjahr — die wir hier, wenn auch etwas willkürlich, als natürliche Sterbeperiode bezeichnen wollen — nur 285,8 ‰ aller Gestorbenen, von den weiblichen nur 347,6 ‰. Dagegen sehen wir, daß 332,2 ‰ der männlichen und 272,0 ‰ der weiblichen Gestorbenen das erste Lebensjahr nicht überschritten hatten. Und nehmen wir die Zeit von der Geburt bis zum zurückgelegten vierzehnten Lebensjahre, so finden wir, daß diese Altersgruppe bei den männlichen Personen 442,9 ‰ und bei den weiblichen 395,7 ‰ der Todesfälle stellt. Nehmen wir dazu noch die Tatsache, daß im genannten Jahre 2,9 % aller

Geburten Totgeburten waren, was bei 58 057 Totgeborenen ungefähr 50 ‰ der Todesfälle gleichkommt, so ergibt sich der Schluß, daß fast die Hälfte aller Gestorbenen dem Kindesalter angehörten, also auf Grund irgendwelcher Einflüsse starben, die nicht in der menschlichen Natur liegen, sondern sozial verursacht sind.

Das gleiche läßt sich natürlich auch von den Altersgruppen zwischen dem vierzehnten und dem sechzigsten Lebensjahre sagen. Allerdings darf man nun nicht soweit gehen, zu behaupten, daß Todesfälle vor dem sechzigsten Lebensjahre völlig verhütbar sind. Ebensowenig wie mit dem Zurücklegen des sechzigsten Lebensjahres der Tod unmittelbar eintreten muß. Es soll nur angedeutet werden, daß das Verhältnis zwischen den Personen, die vor dem sechzigsten Jahre und denen, die später sterben, ein unnatürliches ist, das durch zweckentsprechende sozialpolitische und sozialhygienische Maßnahmen dem angedeuteten Normalzustand angenähert werden konnte. Die Sterberate ist in den einzelnen Verwaltungsgebieten des Reiches verschieden. Es sollte Aufgabe der Einzelstaaten sein, die Ursachen dieser Verschiedenheit durch besondere Untersuchungskommissionen feststellen zu lassen und zunächst einmal einen energischen Kampf gegen die Sterblichkeit dort zu unternehmen, wo die Totesrate über dem Durchschnitt des Reiches steht. Die Ausarbeitung einheitlicher Vorschriften für Bezirke, deren soziale und wirtschaftliche Zustände weit voneinander abweichen, genügt durchaus nicht. Wo selbst bei schärfster Durchführung der gesundheitspolizeilichen Vorschriften die Todesrate höher ist, als im Durchschnitt des Reiches, sollten Sondermaßnahmen getroffen werden.

Dieser Reichsdurchschnitt betrug 1910 17,1 auf 1000 Einwohner. Darüber hinaus ging die Todesrate in Bayern (20,0 ‰), Württemberg (18,0 ‰), Baden (17,5 ‰), Mecklenburg-Strelitz (19,7 ‰), Sachsen-Altenburg (18,7 ‰). Der Durchschnitt für Preußen betrug 16,9 ‰ und variierte in den Provinzen von 14,5 ‰ (Schleswig-Holstein), auf 20,6 ‰ (Schlesien). Es ist vorläufig nicht zu erwarten, daß die günstige Ziffer von Schleswig-Holstein überall leicht erreicht werden kann, aber es sollte nicht geduldet werden, daß die landwirtschaftlichen Provinzen Ostpreußen (mit 19,5 ‰), Westpreußen (mit 19,7 ‰) und Posen (mit 19,0 ‰) soweit hinter dem Durchschnitt des Staates zurückbleiben. Schlesien ist mit seinen wirtschaftlichen und sozialen Zuständen nicht so sehr verschieden von Westfalen und der Rheinprovinz und doch hat Westfalen nur eine Sterbeziffer von 15,4 ‰, die Rheinprovinz eine solche von 15,5 ‰, gegen Schlesiens 20,6 ‰. Die Aussicht, daß die höhere Geburtenziffer mit der höheren Sterbeziffer irgendwie in Zusammenhang steht, läßt sich durch Vergleich ebenfalls abweisen, denn Westfalen steht mit 36,9 Geburten auf 1000 Einwohner weit über Ostpreußen mit 32,4 ‰ und die Rheinprovinz bleibt mit 32,2 Geburten nicht weit dahinter zurück. Berlin hat zwar die geringste Geburtenziffer (22,2 ‰) aber auch die Sterberate ist niedrig (15,4 ‰) und hier sind die schädigenden Einflüsse des Großstadtlebens in Betracht zu ziehen.

In dem Verhältnis der Totgeborenen zu der Gesamtzahl der Geburten waren, mit einziger Ausnahme von Berlin (3,8 %), größere Abweichungen von dem Reichsdurchschnitt von 2,9 % nicht vorhanden. Da auch die Abnahme der Totgeburten während der letzten Zeit relativ nur gering war, so ist wohl anzunehmen, daß das Minimum hier fast erreicht ist und sich in absehbarer Zeit nicht unter 2 % herunterdrücken lassen wird. Anders verhält es sich mit der Säuglingssterblichkeit. Diese ist im Jahrzehnt 1901/1910 von 20,7 % auf 16,2 % der Lebendgeborenen im Reichsdurchschnitt heruntergegangen. Über dem preußischen Durchschnitt von 15,7 % stehen Bayern (20,2 %), Sachsen (17,4 %), Württemberg (16,6 %), Mecklenburg-Schwerin (17,6 %), Mecklenburg-Strelitz (22,5 %), Sachsen-Altenburg (19,6 %), Reuß ä. L. (16,9 %), Schaumburg-Lippe (20,4 %). Nehmen wir in Preußen selbst auch wieder Westfalen (12,5 %) und Rheinland (13,4 %) zum Maßstab des heute bereits Erreichbaren, so finden wir, daß mit Ausnahme von Hessen-Nassau (10,1 %) und Hannover (11,7 %) alle preußischen Gebietsteile schlechter dastehen. Am weitesten zurück befinden sich Westpreußen (20,1 %), Pommern (19,3 %), Schlesien (19,1 %), Ostpreußen (18,9 %) und Hohenzollern (18,3 %). Berlin steht genau auf dem Staatsdurchschnitt.

Den Ursachen dieser Differenzen nachzugehen, sei den örtlichen Verwaltungsbeamten und Ärzten überlassen. Gewisse Gedankengänge drängen sich unwillkürlich auf, doch möchte ich keine Schlußfolgerungen ziehen, die ich im einzelnen nicht belegen kann. Aber es berührt merkwürdig, daß in rein landwirtschaftlichen Distrikten Preußens die weitaus größte Säuglingssterblichkeit herrscht. In England (ohne Schottland und Irland), wo, nebenbei gesagt, die durchschnittliche Rate der Säuglingssterblichkeit in Städten 1910 nur 11,5 % betrug, hat man eine ganz entgegengesetzte Bemerkung gemacht. Eine Untersuchung der Ziffern für 1908 durch den Medizinalbeamten des Local Government Board, Dr. Newsholme, ergab die folgenden Differenzen in acht Grafschaften mit höchster und acht mit niedrigster Säuglingssterblichkeit. Die Durchschnittsrate für ganz England (120,4 ‰) = 100:

Glamorgan	129	Oxford	61
Durham	126	Hereford	64
Northumberland	123	Berkshire	65
Monmouth	117	Dorset	65
Carmarthen	117	Wiltshire	65
Stafford	110	Hertford	66
Yorkshire (West)	110	Buckingham	66
Lancashire	110	Surrey	66

Hier sind die Grafschaften mit höchster Sterblichkeit sämtlich industriell, die mit niedrigster ohne Ausnahme landwirtschaftlich. Dies entspricht der allgemein herrschenden Anschauung, daß die Begleiterscheinungen industrieller Zustände gesundheitsschädlicher sind als die in landwirtschaftlichen Gebieten. Wenn nun in Deutschland und speziell in Preußen die entgegengesetzte Erscheinung zutage

tritt, so muß dies daran liegen, daß die Methoden der öffentlichen Hygiene in den landwirtschaftlichen Distrikten viel zu wünschen übrig lassen.

Eine größere Annäherung der am schlechtesten dastehenden Distrikte an diejenigen mit günstigeren Ziffern ist sehr wohl möglich und die englischen Ziffern zeigen, wieviel noch getan werden kann, ehe das Minimum der Säuglingssterblichkeit erreicht ist. Greifen wir einige besondere Krankheiten heraus, so erscheint das Mißverhältnis zwischen den englischen und den deutschen Ziffern noch krasser. Die Todesfälle (aller Altersgruppen) durch Brechdurchfall betrugen im Jahre 1910 in London 45,1 auf Hunderttausend Einwohner, in Berlin 114,3; Scharlach verursachte in London eine Todesrate von 4,4 auf Hunderttausend, in Berlin eine solche von 19; für Diphterie waren die Relativziffern 9,0 in London und 33,9 in Berlin. Die Todesfälle durch Masern ergaben allerdings ein für London ungünstigeres Bild.

Von manchen Seiten ist die Säuglingssterblichkeit als ein Auslesеprozeß dargestellt worden, der notwendig ist, um die schwachen Volkselemente zu beseitigen und größeren Raum für die Lebenskräftigen zu schaffen, die sonst vielleicht von den Schwächeren Krankheitskeime übernehmen. Diese Ansicht ist durch die oben erwähnte Untersuchung des englischen Local Government Board widerlegt worden. Es hat sich dabei ergeben, daß in den höheren Jahresklassen wohl eine Annäherung der Sterblichkeitsziffer in Grafschaften mit hoher und niedriger Sterblichkeit stattfindet, daß aber immer noch eine erhebliche Differenz bestehen bleibt. Die Sterblichkeitsrate betrug (die höchste Rate in Glamorgan gleich Hundert) in

	0—1 Jahr	1—5 Jahre	5—10 Jahre	10—15 Jahre	15—20 Jahre
5 Grafschaften mit höchster Sterblichkeit	95,8	95,6	102,6	88,0	97,2
5 Grafschaften mit niedriger Sterblichkeit	51,8	42,6	62,2	61,6	69,0

Aus diesen Ziffern ergibt sich, daß durch die „Auslesefaktoren" eine Art Schwächezentrum im Volkskörper geschaffen wird, während dort, wo die Säuglingssterblichkeit weniger selektiv wirkt, auch die schwächeren Elemente erstarken. Wenn nun der Kampf gegen die Säuglingssterblichkeit in Deutschland auch aufs flache Land getragen wird, so werden wir bald sehen können, daß die Sterblichkeitsrate einen normaleren Umfang annimmt. Gelingt es uns nur, die Sterblichkeit auf das englische Niveau von 11,5 % der Lebendgeborenen herabzudrücken, so erhalten wir auf Grund der Geburtenziffern von 1910 einen weiteren Bevölkerungszuwachs von ungefähr 90000 jährlich.

Größere Widerstandsfähigkeit der Neugeborenen bedingt in der nächsten Generation selbstverständlich auch größere Lebenskraft der Erwachsenen. Krankheitskeime werden keinen so günstigen Boden finden, wie jetzt. Der Fortschritt der vergangenen Jahrzehnte war so groß, daß Todesfälle von Tuberkulosis vom Jahresdurchschnitt 1877—1881 von 357,7 pro Hunderttausend Einwohner auf 177,8 in 1910 zurückgehen konnten. Auch hier könnte ausgleichend gewirkt

werden. Es läßt sich z. B. nicht einsehen, warum Breslau mit 259,2 soweit hinter dem Reichsdurchschnitt zurückbleibt und vergleichen wir den letzteren mit der Ziffer für London (114,0), so sehen wir, was noch zu tun übrig bleibt. Krebskrankheiten zeigen ähnlich großen Unterschied: London 88,2, Berlin 117,6.

Das sind nur einige Anregungen, in großen Umrissen gegeben. Es leuchtet ein, daß daneben noch unzählige andere Wege möglich sind, einmal, um den Neugeborenen Leben und Gesundheit zu sichern und dann, um die durchschnittliche Lebensdauer zu verlängern und dadurch größere Zeugungsmöglichkeit herbeizuführen. Derartige Maßnahmen sind zweckssicherer, als die Predigt gegen Beschränkung der Kinderzahl. Diese würde sich vollständig erübrigen, wenn es uns gelingen könnte, die Säuglingssterblichkeit von 16 % auf ungefähr 3 bis 4 % herabzudrücken und alle Krankheiten der späteren Altersstufen so einzuschränken, wie es bei Typhus und Influenza möglich gewesen ist.

Reform der inneren Verwaltung

(Schluß)

Personalverwaltung

Es bleibt noch das wichtige Gebiet der Personalverwaltung zu besprechen. Sicher ist es wohl sogar das wichtigste; denn es läßt sich kaum bestreiten: keine Organisation der Verwaltung, mag sie noch so vorzüglich sein, wird je Segen bringen können, wenn es nicht gelingt, die hierfür geeigneten Personen ausfindig zu machen und dieser Verwaltung dauernd zuzuführen, wie denn auch keine Organisation so schlecht ist, daß nicht befähigte Persönlichkeiten mit ihr bis zu einem gewissen Grade Gutes schaffen könnten. Überhaupt sind im staatlichen Leben nicht gerade die Einrichtungen selbst daran schuld, wenn diese sich zu überleben und unbrauchbar zu werden scheinen. Weit mehr ist hierfür der Umstand von Bedeutung, daß die geeigneten Persönlichkeiten sich für die vorhandenen Einrichtungen nicht mehr finden, oder auch nicht mehr gesucht werden. So könnte man denn zu dem Glauben gelangen, daß die ganze Organisationsfrage der Verwaltung nur von geringer Bedeutung ist, und daß man eigentlich nur nötig hat, sich mit der Personenfrage abzugeben. Gewiß wäre hiermit das Spiel gewonnen, wenn nur die Personenfrage selbst sich zur Zufriedenheit erledigen ließe. Leider ist das nicht der Fall. Um fähige oder auch nur geeignete Köpfe zu erkennen, gehört für den Erkennenden selbst wieder ein gewisses Maß von Fähigkeiten und Eigenschaften, die nun einmal nicht immer zu finden sind. Und irgendwelche Leitsätze und allgemeine Regeln

haben hier noch nie so recht zu einem glücklichen Ziele geführt. So wird denn die ganze Personenfrage immer ein mehr oder weniger ungelöstes Rätsel bleiben und zu jenen unabwägbaren Dingen zu rechnen sein, deren Gestaltung ganz nach Wunsch nur unter besonders glücklichen Umständen zu erwarten ist, denen die größte Aufmerksamkeit zu widmen man aber wegen ihrer Wichtigkeit nie aufhören darf.

Wenn wir es unter diesen Umständen unternommen haben, einiges über die Personenfrage zu sagen, so kann es sich natürlich nur darum handeln, gewisse Vorbedingungen zu erörtern, deren Beachtung wir erforderlich halten, um eine zweckentsprechende Verwaltung der Personalangelegenheiten überhaupt zu ermöglichen.

In dieser Hinsicht erscheint es uns zunächst sehr wichtig, daß ein Organ vorhanden ist, welches sich ganz besonders der Personalangelegenheiten der Provinzialbeamten, aus welchen doch alle übrigen Beamten hervorgehen, anzunehmen hat. Selbstverständlich werden sich alle Vorgesetzten nach wie vor über die Fähigkeiten ihrer Untergebenen fortgesetzt zu unterrichten haben. Wir halten es aber, um möglichst unrichtige Einschätzungen zu vermeiden, für sehr wesentlich, daß noch eine zweite Stelle zur dauernden und entscheidenden Mitwirkung berufen ist, die vor allen Dingen in der Lage ist, einen größeren Kreis von Beamten übersehen zu können. Denn die Zahl der Untergebenen, welche von ihren Vorgesetzten wirklich gekannt werden, ist im allgemeinen eine verhältnismäßig kleine, so daß es oft an einem passenden Vergleich fehlen muß, um ein richtiges Urteil zu ermöglichen. Aus diesem Grunde haben wir geglaubt, und haben dies bereits an anderer Stelle zum Ausdruck gebracht, daß ganz besonders die Oberpräsidenten dazu geeignet sein möchten, in Personalangelegenheiten eine wichtige Tätigkeit zu entfalten. Gerade sie sind in der Lage, alle Beamten der Provinz kennen zu lernen und unter Mitwirkung der übrigen hierfür in Frage kommenden Instanzen die große Masse der Beamten dauernd zu beobachten. Auch dürfte von ihnen ihrer ganzen Stellung nach zu erwarten sein, daß sie in der Beurteilung der Fähigkeiten eine gewisse Unabhängigkeit an den Tag legen werden, was als großer Vorteil zu veranschlagen ist. So würden die Oberpräsidenten eine wertvolle Zentralinstanz für die Personalangelegenheiten innerhalb der Provinz bilden.

Wesentlich ist es natürlich, daß die Beurteilung lediglich auf Grund persönlicher Anschauung gewonnen wird, welche zu erweitern und zu vervollständigen jede Gelegenheit wahrgenommen werden müßte. Der Schriftverkehr in Personalsachen verhält sich unseres Erachtens zu dem, was not tut, genau so, wie die Theorie zur Praxis. Er dürfte nur am Platze sein, wo es gilt, die gewonnenen Resultate festzulegen oder mitzuteilen.

Eine weitere Forderung allgemeiner Natur ist die, daß die freie Auswahl der Beamten innerhalb gewisser Grenzen zu jeder Zeit erhalten bleibt, d. h. es muß möglich sein, einen Wechsel der Beamten innerhalb eines verhältnis-

mäßig großen Kreises verschiedenartiger Beamtenstellungen vorzunehmen. Ist dies nicht der Fall, gelten gewisse Kategorien von Beamten von vornherein grundsätzlich als minderwertig, oder verbieten höhere Rang- und Gehaltsstufen in allzu weitgehendem Maße einen Austausch, so wird die Personalverwaltung stets mit Schwierigkeiten zu kämpfen haben und notgedrungen nach hergebrachten Schematas arbeiten, die eine individuelle Prüfung ausschließen. Man wird sich naturgemäß scheuen, einen Beamten, der sich für ein bestimmtes Amt als ungeeignet herausgestellt hat, in ein anderes Amt zu versetzen, das nach allgemeiner Anschauung einen geringeren Wert hat, es sei denn, daß besondere Gründe hierfür vorliegen. Daß aber erst solche Gründe, die gewissermaßen eine Strafversetzung rechtfertigen, abgewartet werden müssen, ist für alle Beteiligten ein großer Übelstand. Noch mehr scheint dies bei solchen sich als ungeeignet herausstellenden Beamten der Fall zu sein, die in eine höhere Rang- oder Gehaltsstufe geraten sind und hier bleiben müssen, weil ähnliche Beamtenstellen überhaupt nicht vorhanden sind. Änderungen sind dann nur möglich, wenn man die betreffenden Beamten noch weiter befördert, was sicher nicht im Interesse einer zweckdienlichen Personalverwaltung liegen kann.

Dabei bedingt es die Einteilung der Beamten in grundsätzlich verschieden bewertete Kategorien, daß diejenigen, welche nach den einmal bestehenden Prinzipien für die Beförderung nicht in Frage kommen, frühzeitig sozusagen zu den Toten gelegt werden. Es besteht kein Interesse mehr, ihre Eigenschaften zu prüfen und zu beobachten eben wegen der Zugehörigkeit zu jener Kategorie, und für derartige Beamte selbst kann aus demselben Grunde auch kein übergroßes Interesse vorhanden sein, sich im Dienst hervorzutun, selbst wenn Ehrgeiz und Befähigung reichlich vorhanden sind. Anderseits werden die Auserwählten, welche einem zur Beförderung geeigneten Beamtenkreis angehören, sich in sicherem Besitz fühlen und daher einen scharfen Gegensatz zu den Minderbeglückten bilden, bei alledem aber doch nur eine kleine Schar darstellen, welche der Prüfung unterzogen wird. Muß eine derartige Einschränkung hinsichtlich der unteren Beamtenklassen stets als ein ungünstiges Moment angesehen werden, so ist dies noch mehr der Fall, wenn man berücksichtigt, daß das prüfende Auge stets nur denselben Beamtenkreis vor sich sieht und daher geradezu gezwungen wird, einseitig von Voraussetzungen auszugehen, die in Wirklichkeit nicht im mindesten vorhanden zu sein brauchen.

Im übrigen muß man sich vergegenwärtigen, daß für den Verwaltungsbeamten einerseits Begabung, anderseits Erfahrung erforderlich ist.

Erstere kann nur durch Auswahl gefunden werden, letztere ist eine Folge der Erziehung und Ausbildung.

Um die Begabung zu erkennen, gibt es zwei Wege. Entweder werden die Beamten aus anderen Berufen genommen — und hier kommt natürlich in erster Linie der Justizdienst in Frage —, oder die Beamten werden im Verwaltungsdienst selbst erprobt.

Die Übernahme aus anderen Berufen hat das Bequeme, daß man unbrauchbare Beamte ihrem Beruf ohne weiteres wieder zuführen kann. Aber auf der anderen Seite ist zu bedenken, daß man die in Frage kommenden Beamten niemals im Verwaltungsdienst selbst vor ihrer Übernahme tätig gesehen hat. Irrtümer sind also bei dieser ersten Auswahl besonders leicht möglich. Ferner kann man sich nach stattgehabter Prüfung im Verwaltungsdienst irren sowohl hinsichtlich derer, die man behält, als hinsichtlich derer, die man zurückschickt. Also eine dreifache Irrtumsquelle ist vorhanden. Hat dies schon etwas Mißliches an sich, so dürfte auch die Beraubung anderer Berufe ihrer angeblich besten Kräfte nicht gerade gut zu heißen sein.

Besser und sicherer wird schon die Erprobung im Verwaltungsdienst selbst zum Ziele führen.

Bei jeder Erprobung wird man freilich vor allen Dingen daran denken müssen, um welche Eigenschaften es sich bei einem Verwaltungsbeamten in erster Linie handelt. Man wird prüfen müssen, ob etwa richtiges Augenmaß für das Erreichbare, angemessene Beurteilung des praktischen Lebens, schnelle, aber auch keine überhastete Initiative, Ruhe und Konsequenz in der Durchführung wenigstens in der Veranlagung vorhanden sind. Denn der Verwaltungsbeamte muß sich auf Grund der tatsächlichen Verhältnisse als ein schaffender Faktor erweisen können, seine Tätigkeit ist eine durchaus produktive.

Das ihm besonders feindliche Element ist die Theorie in jeder Gestalt. Daher hat auch die Auswahl oder Abschätzung der Verwaltungsbeamten auf Grund theoretischen Wissens und Könnens so gut wie gar keine Wahrscheinlichkeit hinsichtlich der Richtigkeit für sich. Denn alles theoretische Wissen wird auf rezeptivem Wege gewonnen, und wo starke Neigungen für das Rezeptive vorhanden sind, werden kaum produktive Fähigkeiten stark vertreten sein. Dies liegt tief in der menschlichen Natur begründet und kommt nicht nur für den Verwaltungsbeamten, sondern mehr oder weniger für alle Gebiete des praktischen Lebens in Betracht. Es ist bekannt, wie selten sogenannte Musterschüler den gehegten Erwartungen entsprechende Leistungen in ihrem späteren Beruf aufweisen. Es kann dies im Grunde aber gar nicht anders sein. In der Schule nimmt man in sich auf, im praktischen Leben soll man hervorbringen. Beides sind ganz verschiedenartige Dinge, die Eigenschaften von gegensätzlicher Natur zur Voraussetzung haben. Der rezeptiv veranlagte Kopf sieht im Wissen Selbstzweck und zeigt daher den größten Eifer, dieses Wissen zu erweitern. Der mit produktiven Fähigkeiten ausgestattete Kopf sieht im Wissen von vornherein nur Mittel zum Zweck. Er wägt ab, ob und inwieweit diese notwendig sind, um seine Zwecke zu erreichen, und empfindet die allzu reichlich bemessenen Mittel als Ballast, gegen den er sich unwillkürlich sträubt. Für ihn ist denn das Wissen lediglich Handwerkzeug, das er für seine produktiven Ziele verwenden will. Aber ebensowenig wie das reichlichste und beste Handwerkzeug eine Gewähr dafür bietet, daß gute Leistungen hervorgebracht werden, ebensowenig kann

die vorzüglichste Kenntnis der Gesetze, aller wissenschaftlichen Systeme und aller Staatsrechtslehre die Tüchtigkeit eines Verwaltungsbeamten bedingen.

Mag man daher der theoretischen Ausbildung des jungen Verwaltungsbeamten auch die gebührende Beachtung zuteil werden lassen, bei der ersten Prüfung, ob eine geeignete Persönlichkeit vorhanden ist, müssen vor allen Dingen praktische Gesichtspunkte maßgebend sein. Von vornherein wird es daher darauf ankommen, die für den Verwaltungsbeamten wichtigsten Eigenschaften zur Betätigung kommen zu lassen und hierbei das Ansammeln von Erfahrungen, das für ihn wichtigste Gut, zu ermöglichen. Dies erscheint aber nur dann angängig, wenn die Ausbildung des jungen Beamten nach kurzer Information ihm alsbald eine Tätigkeit unter eigener Verantwortung auferlegt. Mag sie mit dem einfachsten anfangen, bei der ganzen Vorbildung des Betreffenden wird bald Schwieriges folgen können. Auf diese Weise wird der zu Prüfende sich von Anbeginn seiner Tätigkeit an daran gewöhnen, die Folgen seines Handelns zu sehen, d. h. er wird Erfahrungen machen, wenn auch zunächst innerhalb eines bescheidenen Wirkungskreises. Dabei wird es unschwer zu beobachten sein, inwieweit er veranlagt ist, die Dinge richtig einzuschätzen, inwieweit er überhaupt die für den Verwaltungsbeamten erforderlichen Eigenschaften besitzt.

Was für die erste Probezeit gilt, muß ebenso hinsichtlich der weiteren endgültigen Ausbildung gelten. Nur werden dem jungen Beamten im Laufe der Zeit immer größere und schwierigere Aufgaben zugemutet werden können. Ebenso wird die Gelegenheit, Erfahrungen zu machen, immer reichlicher gegeben werden müssen.

Bedingt nun die Ausbildungszeit schon an und für sich einen gewissen Wechsel der Tätigkeit, so ist es von der größten Wichtigkeit, daß auch bei der weiteren Fortbildung, namentlich aber nach der endgültigen Anstellung, ein solcher Wechsel nicht ganz aufhört.

Für diejenigen, die in der Lage sind, Karriere zu machen, ergibt sich ein solcher Wechsel ganz von selbst. Aber wir meinen, wie dies bereits aus unseren Ausführungen an anderer Stelle hervorgeht, daß auch die gewöhnliche Laufbahn des Verwaltungsbeamten eine gewisse Verschiedenartigkeit der Tätigkeit mit sich bringen müßte, wobei denn mit der Änderung der Beschäftigung zugleich auch eine Beförderung innerhalb gewisser Grenzen verbunden werden könnte. Denn der Todfeind der Erfahrung ist Einseitigkeit. Und wenn ein Beamter sein ganzes Leben lang stets auf derselben Art von Behörde bei immer gleichartiger Beschäftigung zubringen muß, so kann er weder hinreichende Erfahrungen machen, noch überhaupt sich entwickeln, wenn er auch noch so sehr das Zeug hierzu haben sollte. Die etwa vorhandenen Fähigkeiten kommen nie zur Geltung. Notgedrungen muß der Beamte alles von dem einseitigen Standpunkt seiner Behörde ansehen, und kann auch selbst nur einseitig von seiner vorgesetzten Behörde beurteilt werden . . .

Suchen wir nun nach den ausgesprochenen Grundsätzen eine Skizze zu entwerfen, wie sich der Werdegang des Verwaltungsbeamten in seiner gewöhnlichen

Laufbahn ungefähr gestalten müßte, so gelangen wir zu folgendem Ergebnis:

Gleich nach der Studienzeit — auf Wunsch schon während dieser Zeit — müßte Gelegenheit gegeben werden, die Befähigung für den Verwaltungsdienst darzutun, d. h. den Nachweis zu führen, daß eine hinreichende Veranlagung hierfür vorhanden ist. Der Zeitraum eines Jahres dürfte hierfür genügen. Unter besonderen Umständen könnte er auch verlängert werden.

Im übrigen wird der junge Beamte sofort Bureaudienste zu übernehmen haben, und zwar in der Weise, daß er die Geschäfte selber erledigt, nicht bloß einem Bureau zugeteilt wird, um im großen und ganzen zuzusehen, wie die anderen es machen. Mögen die Arbeiten anfangs auch nur langsam vonstatten gehen und fremde Hilfe dabei beansprucht werden, bald wird es zur selbständigen Tätigkeit kommen, und der Beamte wird zeigen können, welche Kräfte in ihm schlummern. Der Bureaudienst dürfte nicht zu reichlich bemessen sein, damit Zeit für die theoretische Ausbildung und auch Gelegenheit bleibt, sich sonst im Leben umzusehen.

Ist dann der Anwärter für den Verwaltungsdienst übernommen, so wird seine weitere Ausbildung in derselben Weise vor sich gehen müssen, wie es während der Probezeit geschehen ist, nur daß immer größere Ansprüche gestellt werden. Gleichzeitig wird mehr und mehr Gelegenheit genommen werden müssen, den jungen Beamten in die speziellen Berufspflichten des höheren Verwaltungsbeamten einzuweihen, welche im Bureauwege nicht zur Erledigung gelangen können. Er wird daher an Dienstreisen und Sitzungen teilnehmen, Vorträge halten, Vertretungen übernehmen, als Kommissar bestellt werden müssen usw Wichtig ist es auch hier, daß, sobald angängig, Übung in selbständiger Tätigkeit eintritt.

Vereinzelte Dienste der geschilderten Art können natürlich auch bereits während der Probezeit dem Anwärter übertragen werden, und kann die Art und Weise, wie sie ausgeführt werden, dazu beitragen, das Urteil hinsichtlich seiner Befähigung zum Verwaltungsdienst zu vervollständigen. Überhaupt ist die Probezeit im Verhältnis zur Ausbildungszeit lediglich als ihr Beginn anzusehen, braucht sich daher in ihrem Wesen von letzterer nicht zu unterscheiden, wenn damit gewiß auch nicht gesagt sein soll, daß die Ausbildungszeit unmittelbar auf die Probezeit folgen muß.

Im ganzen soll die Ausbildung darauf gerichtet sein, einen tüchtigen Bureauarbeiter zu erziehen und aus diesem den höheren Verwaltungsbeamten herauszubilden.

Die gründliche Kenntnis des Bureaudienstes ist für den Verwaltungsbeamten als Grundlage für seine weitere Fortbildung in mehrfacher Hinsicht von der größten Wichtigkeit.

Zunächst macht ihn dieser Dienst mit dem ganzen Mechanismus der Behörde, bei welcher er arbeitet, genau vertraut, wie dies auf keine andere Weise

möglich wäre. Er lernt hierbei allerhand Formalitäten kennen, was für ihn außerordentlich wertvoll ist, denn ihre Kenntnis sichert ihm in seiner ganzen weiteren Beamtenlaufbahn eine nicht zu unterschätzende Bewegungsfreiheit und Selbständigkeit. Andernseits läßt sich der Mangel derartiger Kenntnisse in späteren Jahren nie mehr so recht beseitigen, da eine begreifliche Scheu den älteren Beamten stets davon abhalten wird, in das ihm von Anfang an unerschlossene Gebiet gründlich hineinzusehen.

Im übrigen ist der Bureaudienst für die Ausbildung deshalb so wesentlich, weil er eng mit der Dezernententätigkeit zusammenhängt. Im Bureaudienst lernt daher der auszubildende Beamte auch den Dienst des höheren Verwaltungsbeamten in seinen Grundlagen zum wenigsten vollständig kennen. Vor allen Dingen lernt er aber sich in einzelne Geschäftszweige gründlich hineinarbeiten. Dies ist besonders wesentlich. Denn der junge Beamte muß die Mittel und Wege kennen, wie man zur vollständigen Beherrschung eines Gebietes gelangt, wie die dabei in Frage kommenden Gesetze zu verstehen und anzuwenden sind. Wir glauben nicht, daß dies erreicht werden kann, wenn einzelne aus dem Zusammenhang herausgerissene womöglich besonders schwierige Sachen zur Bearbeitung übertragen werden. Ein derartiges Verfahren muß zu einer Erledigung nach Art von Doktor- oder Probearbeiten führen, gibt wohl Gelegenheit zu schriftstellerischer Tätigkeit und theoretischem Denken, führt aber keine Übung im praktischen Verwaltungsdienst herbei. Denn nur die Häufigkeit und Vielseitigkeit der Betätigung bedingt die Übung. Daß alle Fächer in dieser gründlichen Weise durchgenommen werden, ist natürlich durchaus nicht erforderlich, da es wesentlich ist, zu verstehen, wie man sich hineinarbeitet, nicht daß man sich überall hineingearbeitet hat, was in Wirklichkeit doch ganz unmöglich ist.

Am Schluß der Ausbildungszeit würde dann ein Zeugnis auszustellen sein, daß der junge Verwaltungsbeamte nunmehr für befähigt erachtet wird, den Verwaltungsdienst als Dezernent oder Landrat selbständig auszuüben. Das jetzt auch abzulegende Examen würde hauptsächlich als Beweis für das Vorhandensein der erforderlichen theoretischen Kenntnisse von Bedeutung sein. Die Befähigung für den Verwaltungsdienst müßte schon vordem erwiesen sein.

Nach Erledigung des Examens wird der Beamte einem Landrat, dann einem Dezernenten bei der Regierung als Hilfsarbeiter zuzuteilen sein, um unter Leitung dieser Beamten die dienstliche Tätigkeit möglichst selbständig auszuüben in ähnlicher Weise, wie dies jetzt bereits bei den Landratsämtern geschieht.

Mit der etatsmäßigen Anstellung müßte zunächst die Ernennung zum Landrat erfolgen. Beamte, die sich nicht einmal dazu eignen, ein kleines Landratsamt zu verwalten, sollten ganz gewiß niemals in den Verwaltungsdienst übernommen werden. Nach der landrätlichen Tätigkeit möge dann die Beförderung zum Dezernenten der Regierung erfolgen, womit gleichzeitig der Erwerb des Ranges der jetzigen Oberregierungsräte verbunden sein müßte. Nach Ablauf

einer gewissen Zeit mögen schließlich diese Dezernenten zu Geheimräten mit dem Range der Räte dritter Klasse ernannt werden, wodurch die tiefe Kluft, die zwischen Regierung und Ministerium gähnt, in angemessener Weise überbrückt werden würde.

Damit hätte die landläufige Karriere ihr Ende erreicht, von der im einzelnen Falle natürlich auch abgewichen werden könnte und müßte. Dies würde z. B. erforderlich sein, um die Dezernentenstellen beim Oberpräsidium zu besetzen. Auch dürfte sich nichts dagegen einwenden lassen, wenn ein Landrat in seiner Stellung zu bleiben wünscht, diesem Wunsche zu entsprechen usw.

Die für den Verwaltungsdienst notwendigen technischen Kräfte werden naturgemäß eine Art Mittelstellung zwischen den etatsmäßigen und nicht etatsmäßig angestellten Verwaltungsbeamten einnehmen müssen. Selbständige Dezernate können sie nur haben, soweit diese rein technischer Natur sind. Zu eigentlichen Verwaltung können sie ebensowenig geeignet erscheinen, als Verwaltungsbeamte zur Tätigkeit eines Mediziners oder eines Architekten heranzuziehen sind.

Aus dem Vorhergehenden ergibt sich, daß mit unseren Vorschlägen gewisse Änderungen der Rangverhältnisse verbunden sind, so daß die Dezernenten der Regierung bis zur dritten Rangklasse emporsteigen können, während dies jetzt nicht möglich ist. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß dies die einzigen Rangverhältnisse wären, deren Änderung wir für erwägenswert halten. Wir wollten nur damit für den einen häufig vorkommenden Fall das andeuten, was wir allerdings allgemein für die Ordnung der Rangverhältnisse von Wichtigkeit halten. Wir meinen, daß die verschiedenen Rangklassen die einzelnen Beamtenkategorien zueinander hinführen müßten, daß aber nicht schroffe Gegensätze geschaffen werden sollten, welche wie zwei verschiedene Welten die Beamten voneinander trennen. Wir meinen, daß auch der bescheidensten Laufbahn ein bescheidenes Höhersteigen vorbehalten werden müßte, schon um ein gesundes Streben und eine gewisse Achtung vor der eigenen Stellung wach zu halten, was für den Staatsbeamten von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist. Sind Rangstufen gewiß auch nur Formalitäten, so sind sie in der Beamtenhierarchie doch nicht zu entbehren. Ihre unrichtige Anwendung kann leicht zu falschen Deutungen und irrigen Vorstellungen führen, die sich in jeder Organisation schließlich schädigend bemerkbar machen müssen.

Im engen Zusammenhange mit den Rangverhältnissen steht die Gehaltsfrage. Man wird letztere kaum richtig beantworten können, wenn man sich nicht darüber klar werden will, welche Stellung der Verwaltungsbeamte im heutigen Staatsleben überhaupt einzunehmen hat. Dabei ist nicht zu vergessen, daß es vornehmlich die Verwaltungsbeamten sind, die den Staat als solchen darstellen. Post-, Eisenbahnbeamte gehören Unternehmungen an, die rein wirtschaftlicher Natur sind. Wenn der Staat hier Betriebsleiter ist, so ist er dies aus besonderen Gründen, die aber für die Existenz des Staates nicht wesentlich

sind. Er kann diese Unternehmungen auch aufgeben, ohne daß er seine Daseinsbedingungen verletzt. Aber die Verwaltungsbeamten bilden den Staat selbst. Ohne diese Beamte ist er überhaupt nicht mehr sichtbar vorhanden. Will man daher wissen, wie es in einem Staate bestellt ist, so blicke man nur auf die Verwaltungsbeamten, und man wird ohne weiteres bei richtiger Würdigung aus ihrem Wesen ablesen können, was man zu erforschen wünscht.

Wenn man sich nun einfach von dem Grundsatz leiten lassen will, die Gehälter möglichst niedrig zu halten, solange sich eben Leute für den Verwaltungsdienst finden, so kann es unseres Erachtens nicht zweifelhaft sein, welche Entwicklung die Dinge nehmen werden. Es liegt auf der Hand, daß bei später etatsmäßiger Anstellung und bei niedrigen Gehältern in den unteren Stellungen der Staatsdienst im allgemeinen nur für anspruchslose Naturen Reiz haben kann, die sich von unten heraufarbeiten. Wer größere Ansprüche macht, wird sich vom Staatsdienst nur dann angezogen fühlen, wenn ihm Karriere winkt, mit der zugleich Macht und Ansehen verbunden ist. Nach Macht und Ansehen wird aber vor allen Dingen das Kapital streben. Es wird den Nimbus des Reichtums und des äußeren Glanzes gern mit der bedeutenden amtlichen Stellung verbinden und auf die armen Kollegen herunterſehen, die trotz allen Fleißes niemals vorwärts kommen können. Zwei Arten von Beamten werden sich herausbilden: solche, die von vornherein zur Karriere bestimmt sind, solche, die niemals Karriere machen können.

Wir brauchen nicht hervorzuheben, daß wir eine solche Entwicklung für durchaus verwerflich halten. Denn hinter den ungesunden ehrgeizigen Bestrebungen muß notgedrungen das sachliche Interesse immer mehr verschwinden. Das Publikum wird sich daran gewöhnen, die Beamtenwürde nach äußerem Flitterglanz einzuschätzen, und wo dieser nicht vorhanden ist, Mißachtung zu zeigen. Es wird ganz vergessen, auf welchen Grundlagen die Autorität des Staatsbeamten sich aufbauen muß. Vor allen Dingen wird aber die Auswahl der Beamten selbst, wenn rein äußerliche Momente bei Besetzung der höheren Stellen sich in den Vordergrund drängen, immer weniger unter Berücksichtigung der Fähigkeiten vorgenommen werden können.

Um selbst auch den Anfängen einer solchen Entwicklung vorzubeugen, ist es von großer Wichtigkeit, die Gehaltsfrage stets im Auge zu behalten und sie so zu regeln, daß eine durchaus unabhängige Stellung des Verwaltungsbeamten gewährleistet wird. Nie brauchen die Gehälter so hoch zu werden, daß irgendwie von Luxus und Überfluß die Rede sein kann. Aber von allem, was Sorge heißt, muß der höhere Verwaltungsbeamte auch frei bleiben, selbst wenn er kein Privatvermögen hat. In einer Zeit, wo die Reichtümer zusehends wachsen und Einfluß gewinnen, ist es sonst nicht möglich, die Beamtenwürde aufrecht zu erhalten.

Wenn wir daher an anderer Stelle Vorschläge gemacht haben, wie eine ganze Reihe von Beamtenstellen bei gleichzeitiger besserer Geschäftserledigung in

Wegfall kommen können, so möchten wir das nicht eigentlich getan haben, um die Möglichkeit von Ersparnissen nachzuweisen, sondern möchten es zur Erwägung stellen, ob nicht Ersparnisse in erster Linie zur Gehaltsaufbesserung zu verwenden sein werden.

Alles in allem ist es unser Gedanke, daß die Vorbedingungen für die Verwaltung der Personalangelegenheiten so gestaltet werden möchten, daß gerade die besten Kräfte gut genug sind, um für den Verwaltungsdienst herangezogen werden zu können und jene nie das Bewußtsein zu verlieren brauchen, welcher wichtigen Aufgabe sie dienen.

Fassen wir zum Schluß noch einmal kurz die Ziele zusammen, wohin die von uns angedeuteten Wege führen sollen, so wäre diese richtige Erkenntnis der staatlichen Interessen ohne Rücksicht auf vorübergehende Zeitströmungen, gleichmäßige und vereinfachte Gestaltung der Behörden unter klarer Betonung ihres Charakters, vereinfachter Geschäftsgang, Verminderung der Beamten, Höherbewertung ihrer amtlichen Stellung, möglichst Befreiung von bureaukratischem Druck, größere Leistungen.

John Galsworthy, der Epiker und Dramatiker

Von Beda Prilipp in Berlin

Die Sozialkritiker in der englischen Belletristik nehmen von jeher bei uns eine eigentümliche Stellung ein. Sobald ihre Stimme über den Kanal zu uns dringt, scheint sich im Tonfall etwas zu wandeln. Ihr feierlicher Ernst wirkt oft grotesk, ihr Idealismus wie phantastische Verstiegenheit und ihren Humor verstehen wir nicht immer. Wir möchten wohl dem witzigen Weltverbesserer Shaw statt der Lorbeerkränze eine Narrenkappe reichen und wollen Wilde nie recht glauben, daß seine Stücke ernstgemeinte Satiren sein sollen, da uns ihre feingeschliffenen Pointen doch nur als Würze angenehmer Plauderstunden im behaglich durchwärmten Salon willkommen sind. Uns ist H. G. Wells nicht mehr als ein jüngerer Bruder Jules Vernes mit etwas gründlicherer wissenschaftlicher Vorbildung, und Chesterton ein irrender Ritter im Reiche der Sozialpolitik, der verblüffende Umkehrungen logischer Argumente als blendende Waffen schwingt. Um vom überzeugungstiefen Ernst der Weltverbesserer bezwungen zu werden,

will der Deutsche andere Töne hören als sie drüben bei den englischen Vettern beliebt sind. Es schwatzen dort so viele, die nichts zu sagen haben. Da lauscht man wohl leichter einer Stimme, die sich mit starken Eigentönen aus dem feuilletonistischen Geplätscher heraushebt. In England ist es gegenwärtig sehr viel leichter, eine Persönlichkeit von literarischem Ruf zu werden als bei uns.

Rascher als alle eben genannten Autoren hat sich der in diesem Winter auch bei uns eingeführte John Galsworthy, Epiker und Dramatiker, Gehör geschafft. Vor vier Jahren erst brachte der Tauchnitz-Verlag den zweibändigen Roman „The Man of Property" heraus, der sich noch heut, nachdem weitere zwölf Werke von Galsworthy erschienen sind, an ihrer Spitze behauptet. In lebendig umrissenen Porträts ziehen eine Reihe von Persönlichkeiten vorüber, deren Bekanntschaft uns nicht allzu schätzenswert erscheint — alle Mitglieder der Familie Forsyte, ihrem Gemütsleben nach verkümmert, ihrer Stellung im Gemeinwesen nach berufen, kraft eines skrupellosen Erwerbssinnes weitere Staffeln des gesellschaftlichen Ansehens zu erklimmen. Die Forsytes — an einer Stelle wird bezeichnend genug der Familienname als Gattungsbegriff gebraucht — repräsentieren einen Machtfaktor in der Kultur des modernen England, wie der Dichter sie sieht. Denn auf das Sittengemälde kommt es bei jedem dieser großzügigen Bücher an, und die Feinarbeit ihrer Kleinkunst, wie Galsworthy sie nach dem Vorbilde der viktorianischen Meister übt, gleicht dem Vibrieren äußerster Nervenfäden, deren Zentralenergie das Geistesleben Englands ist. Gestalten und Schilderungen jedes einzelnen in sich geschlossenen Werkes sowie die Gesamtzahl der bisher geschaffenen Romane und Dramen fügen sich so zu einer Kette.

Es ist schwer zu entscheiden, bis zu welchem Grade dies dem schaffenden Künstler zum Bewußtsein gekommen ist; der fernerstehende Leser empfängt jedenfalls den Eindruck, als suche ein weitschauender Geist die Zufälligkeiten der Erscheinungsformen in der Kultur des Inselreiches auf ihre Fundamente zurückzuführen, ihre unmittelbaren und künftigen Folgen für Individuum und Allgemeinheit zu übersehen und im künstlerischen Abbild alles harmonisch zusammenzufassen und zu gestalten.

Längst haben Philosophen und Sozialpolitiker das Gegeneinanderspielen kontrastierender Strömungen als bewegende Macht im Volksleben erkannt. Im Rahmen des Kunstwerkes, das durch Auslese des Charakteristischen das Leben stilisieren muß, erscheint dieser Kampf der Gegensätze viel schärfer und unerbittlicher, weil seine Phasen sich zusammendrängen wie die Szenenfolge eines gut komponierten Dramas. Einem Vertreter der großen Familie Forsyte zu begegnen, dürfte den wenigsten Persönlichkeiten andersartiger Veranlagung auch nur eine Ahnung tragischer Konflikte einflößen können. Galsworthy indessen zeigt die Machtbewußten am Werk — ein Parvenütum, das sich des endlich erlangten Ansehens sicher fühlt, weil es jederzeit die Mittel in der Hand hält, sich gegen Rivalen durchzusetzen. Schon sein Aufsteigen, sein finanzielles

Schwergewicht war eine Machtprobe, geeignet, die Selbstherrlichkeit und Selbstvergötterung dieser Aristokratie von Geldes Gnaden zu befestigen. Nun gibt es für sie auf der weiten Erde nichts, das nicht käuflich schiene — denn nicht käufliche abstrakte Werte werden negiert.

Konflikte ergeben sich, wenn die Kinder anderer Lebenskreise den Fuß auf diesen engen Horizont setzen. Schön oder genial, wie sie sind, erscheinen sie begehrenswert und der Beharrlichkeit eines Forsyte mag es glücken, sie hinabzuziehen in die dichtere Atmosphäre, unbekümmert, daß ihnen hier die Lebensluft geraubt wird. Für Daseinsbedingungen, deren Grundlage von denen der Forsyte abweicht, fehlt diesen jedes Verständnis. So wird ihnen der Verzweiflungskampf der in ihrem Kreise Heimatlosen zur „unmöglichen Situation", die man mit verständnislosem Achselzucken totschweigt.

Gleich dem Symbol eines solchen Gutes, das erkauft, aber nicht gewürdigt wird, steht in jenem ersten Roman das Landhaus des „reichen Mannes", Soames Forsyte, dessen Bau in einer großmütigen Laune dem genialen Architekten Bosinney übertragen worden ist. Ein fremder und befremdender Gast ist er in jenem festgefügten Familienkreise aufgetaucht, eingeführt als Verlobter der jungen June, der Enkelin des Familienoberhauptes. Sie wie ihr Großvater erscheinen wie Rebellen den anderen gegenüber. Dem greisen Jolyon, dem Urheber all dieses soliden Reichtums, ist der Beginn des Aufstiegs noch gegenwärtig. Er sieht, ungleich den anderen Familiengliedern, noch vor sich die vielen Straßen, die vor ihm lagen und begreift zum mindesten in der Abenddämmerung seines Lebens, daß sein eigener Sohn sich nicht in die Tradition des Namens Forsyte zwängen ließ, sondern fernabliegende Wege ging — fort aus einer freudlosen Ehe, hinein in den Kampf mit dem Leben, zu dem er als Ausrüstung nur die eigene Kraft mitbrachte. Seine im Familienhause zurückgelassene Tochter ist seines Blutes. Am Arm des Erwählten ihres Herzens sucht sie sich aus der Enge ins Freie zu retten, unbekümmert um den Spott der Ihren, die den Architekten mit dem Spitznamen „der Seeräuber" bedenken. Aber der Gast aus der anderen Welt findet im Kreise der Forsytes einen Gefährten, der mehr noch wie June ihm gleichen Geistes ist. Neben Soames Forsyte lebt die liebreizende Irene in einer ihr durch beharrliches Werben aufgezwungenen Ehe, die ihr nur Qual bringt. Und die beiden Geistesverwandten finden sich in rasch auflodernder Leidenschaft. Diesem Konflikt gegenüber behauptet sich der scharf ausgeprägte Eigentumssinn der Forsytes. Der beleidigte Gatte benutzt eine Überschreitung des Kostenanschlags für sein Landhaus, die sich Bosinney zuschulden kommen ließ, um ihn finanziell zu ruinieren, und June fordert Irene zum ungleichen Kampf um den Geliebten heraus, den die unglückliche Frau nicht wagen will. Sie entsagt. Aber Bosinney, den die scheinbar unlösliche Verwirrung vorübergehend seiner Selbstbeherrschung beraubt hat, ist zu jener Stunde schon tot; er ist, achtlos das Straßengetriebe durchstreifend, im Nebel überfahren worden.

Ergänzungen zu diesem Gesellschaftsroman bilden die Schilderung des Landadels in „The Country House“ und, psychologisch vielleicht am feinsten ziseliert, die Prosadichtung „Fraternity“. Das helle und das dunkle London stehen einander gegenüber. In den schönen, gartenumgebenen Häusern der Weststadt wohnen wohlhabende, intelligente Familien, die um das Elend des slums wissen und helfen möchten. Aber die warmherzige Tatkraft zweier Hausfrauen, die sanitären Ratschläge eines jungen Mediziners sind ebenso machtlos wie die greisenhaft hindämmernde Philantropie eines halb sinnverwirrten Gelehrten und die Reformphantasien eines Backfischchens. Den Besitzenden bringt die Berührung mit jenen unteren Regionen nur Wirrsal und Leid, ohne doch die Lage der Unglücklichen erleichtern zu können. Auch hier wieder das Prinzip der Gegenüberstellung festgefügter sozialer Kreise und Ordnungen, zwischen denen es nichts Gemeinsames und keinen Austausch geben kann. Erwerbssinn und künstlerische Arbeit, geistiges Schaffen und bittere Fron kraftloser Glieder, patriarchalische Herrschaft über die fruchttragende Erde und die gesetzlose Eroberungstaktik des Abenteurertums — sie alle suchen sich die Welt auf eigene Faust zu unterjochen. Es ist einfach eine Frage der brutalen Macht, die nur nach dem Maße der verfügbaren Kraft entschieden wird. Seitwärts ausschauen nach dem Streben der anderen oder ihnen gar helfen wollen, ist Schwäche, die sich am eigenen Leibe rächt. Das ist nach Galsworthys Überzeugung die Kampfordnung der modernen Kultur — eine Weltanschauung, die also tief pessimistisch ist und den Glauben an eine Versöhnung der Kontraste, ja selbst an mildernde Kompromisse längst verlernt hat. An ihre Stelle tritt ein starkes Gerechtigkeitsgefühl — ein fast leidenschaftliches Bemühen, jedes Ding durchaus nach seinem ganzen Wesen mit allen Licht- und Schattenseiten zu erfassen. Der Dichter hat sich durch dies sein Streben zu einer Unparteilichkeit erzogen, die sich bisweilen nicht ganz logisch seinen Gestalten mitteilt und uns von dort her oftmals kühl anweht.

Es wird uns ein wenig schwer, zu glauben, daß ein fanatischer Arbeiterführer die Persönlichkeit seines Gegners, des Kapitalisten, so würdigen kann, wie dies von seiten des Maschinisten Roberts in dem jüngst hier aufgeführten Drama „Kampf“ („Strife“) geschieht. Die alte Streitfrage „Kapital und Arbeit“ erscheint hier zugespitzt zum Duell zweier Willensmenschen, beide bereit, bis zum bitteren Ende auszuhalten und fähig, ihrem Gefolge bis zu einem gewissen Grade von ihrem Geiste mitzuteilen. Sie sind beide geborene Führer und der gegenseitige Widerstand erhöht immer aufs neue ihre Kraftspannung, wiewohl die elementaren Einflüsse greisenhafter physischer Schwäche auf der einen und Hunger und Seelennot auf der anderen Seite sich übermächtig geltend machen wollen. Aber die jenen beiden folgen, sind aus weicherem Stoff. Sie versöhnen sich gegen den Willen der Führer. Und so stehen sich am Schluß noch einmal die zwei gegenüber, die ihre ganze Lebenskraft an den Kampf gesetzt haben — der greise Fabrikdirektor und der Wortführer der Arbeiter — ge-

brochene Männer beide. Aber sie grüßen sich, wie zwei Fechter auf dem Felde der Ehre die Klingen gegen einander senken.

Man hat gerade diesen Schluß bei der Berliner Aufführung als verstimmende Äußerlichkeit empfunden; nicht ganz mit Recht, deucht mir, denn eine solche Kritik läßt außer acht, daß die englische Psyche große Gefühlserregungen nicht so spontan äußert als es bei uns geschieht. Sie mögen sich recht wohl wie hier unter einer stummen Gebärde bergen, ohne an erschütternder Eindringlichkeit einzubüßen.

Hier wie drüben hat die Kritik wiederholt Galsworthy als Schüler und Nachfolger Gerhart Hauptmanns — gemeint ist der Hauptmann der früheren Jahre — bezeichnet. Man hat zur Parallele mit diesem Streikdrama „Die Weber" und als Seitenstück zu der Diebeskomödie „Der Biberpelz" den als Lustspiel bezeichneten Dreiakter „The Silver Box" herangezogen. Der Unterschied zwischen beiden Dichtern dürfte darin liegen, daß Galsworthy, wiewohl mit dem Herzen sich zu dem Enterbten hinneigend, doch stets den Besitzenden gerecht zu werden sucht, denen er nach Abkunft und Erziehung zugehört. Außerdem kommt es Hauptmann sehr oft darauf an, im Individuum den Typus der Masse aufzuzeigen, während dem britischen Dichter die Persönlichkeit unter allen Umständen das wesentliche ist, und er nur leise, wie unabsichtlich auf die Faktoren hinweist, die an ihrem Werden gearbeitet haben. Wir haben also den umgekehrten Entwicklungsprozeß. Verwandt sind sich Hauptmann und Galsworthy in ihrem Hineinleuchten in dunkle Probleme, die sich in Scham und Schuld vor den Augen des Beobachters verstecken wollen. Wenn aber Hauptmann am Schluß nur die grelle Dissonanz zerrissener Saiten aufzuweisen hat, so tönt uns oft aus den letzten Worten von Galsworthys Dichtung die leise Frage entgegen: So geht es nicht. Wie anders? Wißt Ihrs? Ich weiß es nicht. Einmal auch ein Hinweis auf den Weg, der in Jahrhunderten unermüdlichen Liebesmühens gangbar wäre. Die „Phantasie" „The Pigeon" gibt das Porträt eines weichherzigen Künstlers, der im Vagabunden immer den leidenden, liebebedürftigen Menschen sieht und der Schar verwahrloster Gäste, die sich in seinem Atelier einfindet, auf jede Weise zu helfen sucht. Natürlich wird seine Güte mißbraucht. Aber darauf kommt es nicht an. Ihm, dem Verständnisvollen, schüttet der Tunichtgut Ferrand sein Herz aus — eine Philosophie des Vagabundentums, wie sie mit poesievoller Romantik umkleidet, schon von manch anderem Briten verkündet worden ist. Das Gleichnis der wilden und der zahmen Vögel huscht vorüber. Jene lassen sich nicht zähmen und wollen auch nicht in den gepflegten Wohltätigkeitsanstalten das Brot des Mitleids essen. Nur verstehende Güte, die diese Andersgearteten hinnimmt wie sie sind, kann ihnen ihr dunkles Leben ein wenig leichter machen.

Nirgends redet Galsworthy so deutlich durch den Mund seiner Gestalten als an dieser Stelle. Und wir sehen hier auch klar, daß es ein Dichter ist, der zu uns spricht — ein Mann, den das Leben in seinem vollen Reichtum

und ſeinen holden und düſteren Rätſeln umfängt. Höhen und Tiefen durchmeſſen darf der Dichter und uns mit ſich führen zu mancher unzugänglichen Niſche, vor der Schleier hängen, die keines Menſchen Hand lüften kann. Dann wendet ſich der Führer und heftet die fragenden Augen auf uns. Denn ſie alle, die uns als unbeſtechliche Kritiker auf das Unvollkommene der heutigen Geſellſchaftsordnung hinweiſen, bekennen uns mit den Worten des Alten aus Norden: „Ich bin gekommen, viele Fragen zu ſtellen — aber nicht, um ſolche zu beantworten . . .“

Auguſtus

Ein Märchen

Von Hermann Heſſe

In der Moſtackerſtraße wohnte eine junge Frau, die hatte durch ein Unglück bald nach der Hochzeit ihren Mann verloren, und jetzt ſaß ſie arm und verlaſſen in ihrer kleinen Stube und wartete auf ihr Kind, das keinen Vater haben ſollte. Und weil ſie ſo ganz allein war, ſo verweilten immer alle ihre Gedanken bei dem erwarteten Kinde, und es gab nichts Schönes und Herrliches und Beneidenswertes, das ſie nicht für dieſes Kind ausgedacht und gewünſcht und geträumt hätte. Ein ſteinernes Haus mit Spiegelſcheiben und einem Springbrunnen im Garten ſchien ihr für den Kleinen gerade gut genug, und was ſeine Zukunft anging, ſo mußte er mindeſtens ein Profeſſor oder König werden.

Neben der armen Frau Eliſabeth wohnte ein alter Mann, den man nur ſelten ausgehen ſah, und dann war er ein kleines, graues Kerlchen mit einer Troddelmütze und einem grünen Regenſchirme, deſſen Stangen noch aus Fiſchbein gemacht waren wie in der alten Zeit. Die Kinder hatten Angſt vor ihm und die Großen meinten, er werde ſchon Gründe haben ſich ſo ſehr zurückzuziehen. Oft wurde er lange Zeit von niemand geſehen, aber am Abend hörte man zuweilen aus ſeinem kleinen, baufälligen Hauſe eine feine Muſik wie von ſehr vielen kleinen, zarten Inſtrumenten erklingen. Dann fragten Kinder, wenn ſie dort vorübergingen, ihre Mütter, ob da drinnen die Engel oder vielleicht die Nixen ſängen, aber die Mütter wußten nichts davon und ſagten: „Nein, nein, das muß eine Spieldoſe ſein.“

Dieſer kleine Mann, welcher von den Nachbarn als Herr Binßwanger angeredet wurde, hatte mit der Frau Eliſabeth eine ſonderbare Art von Freundſchaft. Sie ſprachen nämlich nie miteinander, aber der kleine alte Herr Binß-

wanger grüßte jedesmal auf das Freundlichste, wenn er am Fenster seiner Nachbarin vorüber kam, und sie nickte ihm wieder dankbar zu und hatte ihn gern, und beide dachten: „Wenn es mir einmal ganz elend gehen sollte, dann will ich gewiß im Nachbarhaus um Rat vorsprechen.“ Und wenn es dunkel zu werden anfing und die Frau Elisabeth allein an ihrem Fenster saß und um ihren toten Liebsten trauerte oder an ihr kleines Kindlein dachte und ins Träumen geriet, dann machte der Herr Binßwanger leise einen Fensterflügel auf, und aus seiner dunkeln Stube kam leis und silbern eine tröstliche Musik geflossen wie Mondlicht aus einem Wolkenspalt. Hinwieder hatte der Nachbar an seinem hinteren Fenster einige alte Geranienstöcke stehen, die er immer zu gießen vergaß und welche doch immer grün und voll Blumen waren und nie ein welkes Blatt zeigten, weil sie jeden Tag in aller Frühe von Frau Elisabeth begossen und gepflegt wurden.

Als es nun gegen den Herbst ging und einmal ein rauher, windiger Regenabend und kein Mensch in der Mostackerstraße zu sehen war, da merkte die arme Frau, daß ihre Stunde gekommen sei, und es wurde ihr Angst, weil sie ganz allein war. Beim Einbruch der Nacht aber kam eine alte Frau mit einer Handlaterne gegangen, trat in das Haus und kochte Wasser und legte Leinewand zurecht und tat alles was getan werden muß, wenn ein Kind zur Welt kommen soll. Frau Elisabeth ließ alles still geschehen, und erst als das Kindlein da war und in neuen feinen Windeln seinen ersten Erdenschlaf zu schlummern begann, fragte sie die alte Frau, woher sie denn käme.

„Der Herr Binßwanger hat mich geschickt,“ sagte die Alte, und darüber schlief die müde Frau ein, und als sie am Morgen wieder erwachte, da war Milch für sie gekocht und stand bereit, und alles in der Stube war sauber aufgeräumt, und neben ihr lag der kleine Sohn und schrie, weil er Hunger hatte; aber die alte Frau war fort. Die Mutter nahm ihren Kleinen an die Brust und freute sich, daß er so hübsch und kräftig war. Sie dachte an seinen toten Vater, der ihn nicht mehr hatte sehen können, und bekam Tränen in die Augen, und sie herzte das kleine Waisenkind und mußte wieder lächeln, und darüber schlief sie samt dem Büblein wieder ein, und als sie aufwachte, war wieder Milch und eine Suppe gekocht und das Kind in neue Windeln gebunden.

Bald aber war die Mutter wieder gesund und stark und konnte für sich und den kleinen Augustus selber sorgen, und da kam ihr der Gedanke, daß nun der Sohn getauft werden müsse und daß sie keinen Paten für ihn habe. Da ging sie gegen Abend, als es dämmerte und aus dem Nachbarhäuschen wieder die süße Musik klang, zu dem Herrn Binßwanger hinüber. Sie klopfte schüchtern an die dunkle Türe, da rief er freundlich Herein und kam ihr entgegen, die Musik aber war plötzlich zu Ende, und im Zimmer stand eine kleine alte Tischlampe vor einem Buch und alles war wie bei anderen Leuten.

„Ich bin zu Euch gekommen,“ sagte Frau Elisabeth, „um Euch zu danken, weil Ihr mir die gute Frau geschickt habet. Ich will sie auch gerne bezahlen,

wenn ich nur erst wieder arbeiten und etwas verdienen kann. Aber jetzt habe ich eine andere Sorge. Der Bub muß getauft werden und soll Augustus heißen, wie sein Vater geheißen hat; aber ich kenne niemand und weiß keinen Paten für ihn."

„Ja, das habe ich auch gedacht," sagte der Nachbar, und strich an seinem grauen Bart herunter. „Es wäre schon gut, wenn er einen guten und reichen Paten bekäme, der für ihn sorgen kann, wenn es Euch einmal schlecht gehen sollte. Aber ich bin auch nur ein alter einsamer Mann und habe wenig Freunde, darum kann ich Euch niemand raten, wenn Ihr nicht etwa mich selber zum Paten nehmen wollet."

Darüber war die arme Mutter froh, und dankte dem kleinen Mann und nahm ihn zum Paten. Am nächsten Sonntag trugen sie den Kleinen in die Kirche und ließen ihn taufen, und dabei erschien auch die alte Frau wieder und schenkte ihm einen Taler, und als die Mutter das nicht annehmen wollte, da sagte die alte Frau: „Nehmet nur, ich bin alt und habe was ich brauche. Vielleicht bringt ihm der Taler Glück. Dem Herrn Binßwanger habe ich gern einmal einen Gefallen getan, wir sind alte Freunde."

Da gingen sie miteinander heim und Frau Elisabeth kochte für ihre Gäste Kaffee, und der Nachbar hatte einen Kuchen mitgebracht, daß es ein richtiger Taufschmaus wurde. Als sie aber getrunken und gegessen hatten und das Kindlein längst eingeschlafen war, da sagte Herr Binßwanger bescheiden: „Jetzt bin ich also der Pate des kleinen Augustus und möchte ihm gern ein Königsschloß und einen Sack voll Goldstücke schenken, aber das habe ich nicht, ich kann ihm nur einen Taler neben den der Frau Gevatterin legen. Indessen, was ich für ihn tun kann, das soll geschehen. Frau Elisabeth, ihr habet Eurem Buben gewiß schon viel Schönes und Gutes gewünscht. Besinnet Euch jetzt, was Euch das Beste für ihn zu sein scheint, so will ich dafür sorgen, daß es wahr werde. Ihr habet einen Wunsch für Euren Jungen frei, welchen Ihr wollet, aber nur einen, überleget Euch den wohl, und wenn Ihr heut Abend meine kleine Spieldose spielen höret, dann müßt Ihr den Wunsch Eurem Kleinen ins linke Ohr sagen, so wird er in Erfüllung gehen."

Damit nahm er schnell Abschied, und die Gevatterin ging mit ihm weg, und Frau Elisabeth blieb allein und ganz verwundert zurück, und wenn die beiden Taler nicht in der Wiege gelegen und der Kuchen auf dem Tisch gestanden wäre, so hätte sie alles für einen Traum gehalten. Da setzte sie sich neben die Wiege und wiegte ihr Kind und sann und dachte sich schöne Wünsche aus. Zuerst wollte sie ihn reich werden lassen oder schön, oder gewaltig stark, oder gescheit und klug, aber überall war ein Bedenken dabei, und schließlich dachte sie: „Ach, es ist ja doch nur ein Scherz von dem alten Männlein gewesen."

Es war schon dunkel geworden und sie wäre beinahe sitzend bei der Wiege eingeschlafen, müde von der Bewirtung und von den Sorgen und den vielen

Wünschen, da klang vom Nachbarhause herüber eine feine sanfte Musik, so zart und köstlich wie sie noch von keiner Spieldose gehört worden ist. Bei diesem Klang besann sich Frau Elisabeth und kam zu sich, und jetzt glaubte sie wieder an den Nachbar Binßwanger und sein Patengeschenk, und je mehr sie sich besann und je mehr sie wünschen wollte, desto mehr geriet ihr alles in den Gedanken durcheinander, daß sie sich für nichts entscheiden konnte. Sie wurde ganz bekümmert und hatte Tränen in den Augen, da klang die Musik leiser und schwächer und sie dachte, wenn sie jetzt im Augenblick ihren Wunsch nicht täte, so wäre es zu spät und alles verloren.

Da seufzte sie auf und bog sich zu ihrem Knaben hinunter und flüsterte ihm ins linke Ohr: „Mein Söhnlein, ich wünsche dir — ich wünsche dir —," und als die schöne Musik schon ganz am Verklingen war, erschrak sie und sagte schnell: „Ich wünsche dir, daß alle Menschen dich lieb haben müssen."

Die Töne waren jetzt verklungen und es war totenstill in dem dunklen Zimmer. Sie aber warf sich über die Wiege und weinte und war voll Angst und Bangigkeit und rief: „Ach, nun habe ich dir das Beste gewünscht, was ich weiß, und doch ist es vielleicht nicht das Richtige gewesen. Und wenn auch alle, alle Menschen dich lieb haben werden, so kann doch niemand mehr dich so lieb haben wie deine Mutter."

Augustus wuchs nun heran wie andere Kinder, er war ein hübscher blonder Knabe mit hellen mutigen Augen, den die Mutter verwöhnte und der überall wohl gelitten war. Frau Elisabeth merkte schon bald, daß ihr Tauftagswunsch sich an dem Kind erfülle, denn kaum war der Kleine so alt, daß er gehen konnte und auf die Gasse und zu anderen Leuten kam, so fand ihn jedermann so hübsch und keck und klug wie selten ein Kind, und jedermann gab ihm die Hand, sah ihm in die Augen und zeigte ihm seine Gunst. Junge Mütter lächelten ihm zu und alte Weiblein schenkten ihm Äpfel, und wenn er irgendwo eine Unart verübte, glaubte niemand, daß er es gewesen sei, oder wenn es nicht zu leugnen war, zuckte man die Achseln und sagte: „Man kann dem netten Kerlchen wahrhaftig nichts übel nehmen."

Es kamen Leute, die auf den schönen Knaben aufmerksam geworden waren, zu seiner Mutter, und sie, die niemand gekannt und früher nur wenig Näharbeit ins Haus bekommen hatte, wurde jetzt als die Mutter des Augustus wohl bekannt und hatte mehr Gönner als sie sich je gewünscht hätte. Es ging ihr gut und dem Jungen auch, und wohin sie miteinander kamen, da freute sich die Nachbarschaft, grüßte und sah den Glücklichen nach.

Das Schönste hatte Augustus nebenan bei seinem Paten; der rief ihn zuweilen am Abend in sein Häuschen, da war es dunkel und nur im schwarzen Kaminloch brannte eine kleine rote Flamme, und der kleine alte Mann zog das Kind zu sich auf ein Fell am Boden und sah mit ihm in die stille Flamme und erzählte ihm lange Geschichten. Aber manchmal, wenn so eine lange Geschichte zu Ende und der Kleine ganz schläfrig geworden war und in der

dunklen Stille mit halboffenen Augen nach dem Feuer schaute, dann kam aus der Dunkelheit eine süße vielstimmige Musik hervorgeklungen, und wenn die beiden ihr lange und verschwiegen zugehört hatten, dann geschah es oft, daß unversehens die ganze Stube voll kleiner glänzender Kinder war, die flogen mit hellen goldenen Flügeln in Kreisen hin und wieder und wie in schönen Tänzen kunstvoll umeinander und in Paaren, und dazu sangen sie und es klang hundertfach voll Freude und heiterer Schönheit zusammen. Das war das Schönste, was Augustus je gehört und gesehen hatte, und wenn er später an seine Kindheit dachte, so war es die stille finstere Stube des alten Paten und die rote Flamme im Kamin mit der Musik und mit dem festlichen goldenen Zauberflug der Engelwesen, die ihm in der Erinnerung wieder emporstieg und Heimweh machte.

Indessen wurde der Knabe größer, und jetzt gab es für seine Mutter zuweilen Stunden, wo sie traurig war und an jene Taufnacht zurückdenken mußte. Augustus lief fröhlich in den Nachbargassen umher und war überall willkommen, er bekam Nüsse und Birnen, Kuchen und Spielsachen geschenkt, man gab ihm zu essen und zu trinken, ließ ihn auf dem Knie reiten und in den Gärten Blumen pflücken, und oft kam er erst spät am Abend wieder heim und schob die Suppe der Mutter widerwillig beiseite. Wenn sie dann betrübt war und weinte, fand er es langweilig und ging mürrisch in sein Bettlein; und wenn sie ihn einmal schalt und strafte, schrie er heftig und beklagte sich, daß alle Leute lieb und nett mit ihm seien, bloß seine Mutter nicht. Da hatte sie oft betrübte Stunden, und manchmal erzürnte sie sich ernstlich über ihren Jungen, aber wenn er nachher schlafend in seinen Kissen lag und auf dem unschuldigen Kindergesicht ihr Kerzenlicht schimmerte, dann verging alle Härte in ihrem Herzen und sie küßte ihn vorsichtig, daß er nicht erwache. Es war ihre eigene Schuld, daß alle Leute den Augustus gern hatten, und sie dachte manchmal mit Trauer und beinahe mit einem Schrecken, daß es vielleicht besser gewesen wäre, sie hätte jenen Wunsch niemals getan.

Einmal stand sie gerade beim Geranienfenster des Herrn Binßwanger und schnitt mit einer kleinen Schere die verwelkten Blumen aus den Stöcken, da hörte sie in dem Hof, der hinter den beiden Häusern war, die Stimme ihres Jungen, und sie bog sich vor, um hinüberzusehen. Sie sah ihn an der Mauer lehnen, mit seinem hübschen und ein wenig stolzen Gesicht, und vor ihm stand ein Mädchen, größer als er, das sah ihn bittend an und sagte: „Gelt, du bist lieb und gibst mir einen Kuß?“

„Ich mag nicht,“ sagte Augustus, und steckte die Hände in die Taschen.

„O doch, bitte,“ sagte sie wieder. „Ich will dir ja auch etwas Schönes schenken.“

„Was denn?“ fragte der Junge.

„Ich habe zwei Äpfel,“ sagte sie schüchtern.

Aber er drehte sich um und schnitt eine Grimasse.

„Äpfel mag ich keine," sagte er verächtlich, und wollte weglaufen.

Das Mädchen hielt ihn aber fest und sagte schmeichelnd: „Du, ich habe auch einen schönen Fingerring."

„Zeig ihn her!" sagte Augustus.

Sie zeigte ihm ihren Fingerring her, und er sah ihn genau an, dann zog er ihn von ihrem Finger und tat ihn auf seinen eigenen, hielt ihn ans Licht und fand Gefallen daran.

„Also, dann kannst du ja einen Kuß haben," sagte er obenhin, und gab dem Mädchen einen flüchtigen Kuß auf den Mund.

„Willst du jetzt mit mir spielen kommen?" fragte sie zutraulich, und hing sich an seinen Arm.

Aber er stieß sie weg und rief heftig: „Laß mich jetzt doch endlich in Ruhe! Ich habe andere Kinder, mit denen ich spielen kann."

Während das Mädchen zu weinen begann und vom Hofe schlich, schnitt er ein gelangweiltes und ärgerliches Gesicht; dann drehte er seinen Ring um den Finger und beschaute ihn, und dann fing er an zu pfeifen und ging langsam davon."

Seine Mutter aber stand mit der Blumenschere in der Hand und war erschrocken über die Härte und Verächtlichkeit, mit welcher ihr Kind die Liebe der anderen hinnahm. Sie ließ die Blumen stehen und stand kopfschüttelnd und sagte immer wieder vor sich hin: „Er ist ja böse, er hat ja gar kein Herz."

Aber bald darauf, als Augustus heimkam und sie ihn zur Rede stellte, da schaute er sie lachend aus blauen Augen an und hatte kein Gefühl einer Schuld, und dann fing er an zu singen und ihr zu schmeicheln und war so drollig und nett und zärtlich mit ihr, daß sie lachen mußte und wohl sah, man dürfe bei Kindern nicht alles gleich so ernst nehmen.

Indessen gingen dem Jungen seine Übeltaten nicht ohne alle Strafe hin. Der Pate Binßwanger war der einzige, vor dem er Ehrfurcht hatte. und wenn er am Abend zu ihm in die Stube kam und der Pate sagte: „Heute brennt kein Feuer im Kamin und es gibt keine Musik, die kleinen Engelkinder sind traurig. weil du so böse warst," dann ging er schweigend hinaus und heim und warf sich auf sein Bett und weinte, und nachher gab er sich manchen Tag lang alle Mühe, gut und lieb zu sein.

Jedoch das Feuer im Kamin brannte seltener und seltener, und der Pate war nicht mit Tränen und nicht mit Liebkosungen zu bestechen. Als Augustus zwölf Jahre alt war, da war ihm der zauberische Engelflug in der Patenstube schon ein ferner Traum geworden, und wenn er ihn einmal in der Nacht geträumt hatte, dann war er am nächsten Tage doppelt wild und laut und kommandierte seine vielen Kameraden als Feldherr über alle Hecken weg.

Seine Mutter war es längst müde, von allen Leuten das Lob ihres Knaben zu hören und wie fein und herzig er sei, sie hatte nur noch Sorgen

um ihn. Und als eines Tages sein Lehrer zu ihr kam und ihr erzählte, er wisse jemand, der erbötig sei, den Knaben in fremde Schulen zu schicken und studieren zu lassen, da hatte sie eine Besprechung mit dem Nachbar, und bald darauf, an einem Frühlingsmorgen, kam ein Wagen gefahren, und Augustus in einem neuen schönen Kleide stieg hinein und sagte seiner Mutter und dem Paten und den Nachbarsleuten Lebwohl, weil er in die Hauptstadt reisen und studieren durfte. Seine Mutter hatte ihm zum letztenmal die blonden Haare schön gescheitelt und den Segen über ihn gesprochen, und nun zogen die Pferde an und Augustus reiste dahin in die fremde Welt.

(Schluß folgt)

Neues für die Jugend

Von Dr. Albert Sergel in Berlin

Ueber Wege, Zweck und Ziel der Jugendschriftenbewegung ist in den letzten Jahren so viel geredet und geschrieben worden, daß ein näheres Eingehen darauf an dieser Stelle sich füglich erübrigt. Am treffendsten erscheint mir Dr. Düsel, der Herausgeber der „Lebensbücher der Jugend", in dem Programm seiner Sammlung definiert zu haben: „Lebensbücher der Jugend — das soll heißen: Bücher, die man aus der Kinderstube gern mit hinausnimmt auch ins selbständige Sein und Wirken; Bücher, die dauernden Lebensgehalt haben; Bücher, die auch dem Erwachsenen noch, sei es, daß er sie erneut zur Lektüre vornimmt, sei es, daß er ihren Inhalt aus glücklichen Kindertagen treu im Gedächtnis bewahrt, eine wertvolle Bereicherung des Gefühls, der Phantasie und des Herzens zu bieten vermögen." In diesem Sinne sollten alle Bücher — von den Bilderbüchern angefangen — die wir unserer Jugend in die Hand geben, „Lebensbücher" sein, die nicht nur zur oberflächlichen Unterhaltung in flüchtiger Stunde dienen: „sie sollen vielmehr den Knaben wie den Mädchen sittliche und künstlerische Werte vermitteln, die über die Tage der Kindheit hinaus auch für das künftige Leben noch etwas bedeuten."

Und so können wir dem deutschen Verlagsbuchhandel danken, daß er auf dem Bilderbuchgebiete schon zu billigstem Preis wirklich Künstlerisches und Wertvolles bringt, wie Hahns Verlag in Leipzig in den „Wohlfeilen Ausgaben" zu 60 Pfennig ausgewählte Seiten aus früher erschienenen Caspari- oder Mickelait-Bilderbüchern („Alle Vögel sind schon da") und Scholz-Mainz in den „Volks-

bilderbüchern" zu 50 bis 60 Pfennigen, in denen neben den altbewährten Künstlern des Verlages, wie Staffen, Schmidhammer, Heinsdorff, Oßwald u. a. in Märchen- und anderen Stoffen auch neuere wie Wacik (mit einem originellen „Münchhausen") und Johanne Beckmann (mit sehr feinen Schattenbildern zu „lieben alten Kinderreimen") herausgestellt werden. Nicht viel teurer (zu je 1 Mark) ist die nun weitbekannte Märchenserie, die dieses Jahr, als Nr. 14, von Eugen Oßwald aufs Gelungenste illustriert, den „Gestiefelten Kater" bringt, dem sich vom gleichen Künstler ein lustiges „Zirkus"bilderbuch und „Meine Lieblingstiere" anschließen, in dem aber der Maler leicht ans Karikaturenhafte streift. Möchte er uns noch einmal ein Werk von der Bedeutung seines vor einigen Jahren erschienenen „Tierleben der Heimat" geben. Schmidhammers fröhliche Bilder in „Wieviel finds?" zu Reimen von Holst seien als pädagogischer Versuch der ersten Einführung ins Zahlengebiet hervorgehoben (2 Mark auf Pappe). An neuen Werken (zu 1,50 bis 3 Mark), in bekannter schöner farbiger Ausstattung bekommen wir bei Hahn ferner den „Sommer", von dem uns so früh entrissenen Walther Caspari, und „Von Himmel und Erde" seiner Schwester Gertrud Caspari, deren Bilder den Märchengehalt der Holstschen Geschichten voll ausschöpfen; auch Else Rehm-Vietors „So gehts", zu „lustigen Liedern von Lina Sommer", ist eine vollwichtige Gabe. „Aus der Märchenschublade" nennt Ernst Aufseeser eine Reihe von eigenartig gesehenen und in einfacher Strichmanier ausgeführten Schwarzweißbildern zu Robinson, Münchhausen und bekannten Märchen, die phantasiebegabten Kindern mancherlei Anregung zum eigenen Weiterspinnen geben werden (Düssel-Verlag in Düsseldorf). Im Verlage Brüder Rosenbaum in Wien läßt Berthold Löffler Text und Bilder: „Die sieben Zwerge Schneewittchens" erscheinen, die die uns bekannten treuherzigen Hüter aus dem Märchen als seelisch-kompliziertere Wesen darstellen, in manchmal schön poetischer Sprache, der sich die farbigen, großlinig gezeichneten Bilder der Zwerge gut anpassen, ohne daß aber im ganzen dem Märchen viel damit gewonnen wäre. Arpad Schmidhammer lieferte für Scholz die farbigen Zeichnungen zu Kotzdes unterhaltendem Kinderbuch: „Die Fahrt zu den Ameisleuten", wobei aber unnötigerweise Luftschiff und Flugmaschine requiriert werden (wie einfach wissen die Hammarström oder Stevens die ähnlichen naturkundlichen Märchen einzuleiten und durchzuführen); der Preis ist 3 Mark. In den „Vaterländischen Bilderbüchern", deren erste Bände wir im vorigen Jahr anzeigten, sind von Franz Staffen „Kaiser Rotbart" und von Karl Bauer „Bismarck" erschienen, für die deutsche Jugend in Haus und Schule eine schöne Gabe (zu je 1 Mark), ebenfalls bei Scholz. „Die eiserne Zeit vor hundert Jahren" endlich hat Prof. Richard Knötel, der bekannte Geschichtsmaler, in dreißig getönten Tafeln festgehalten, die das Leben und Leiden einer Kleinstadt vor hundert Jahren, begleitet von einem ansprechenden Text, prächtig wiedergeben und in unserer Erinnerungszeit ein gern gesehenes Geschenk bilden (3 Mark, in Lbd. 4,50 Mark, im Phönix-Verlag in Kattowitz).

Was vermöchte wohl uns tiefer im Vaterlande, in der Heimat wurzeln zu lassen als traute Kindheitserinnerungen unseres Volkes, wie sie uns vor allen in den Märchen und Sagen geboten werden! „Am Urquell unseres Volkstums" nennt sich ein Jugend- und Volksbuch von O. Weigert (Verlag Konkordia in Bühl, 3 Mark), wie es uns seit langem nottat, und aus dem wir der deutschen Jugend einen tiefen Trunk wünschten. Da leben unsere alten Götter, fromme Sitte, traute Gebräuche wieder auf, der Wald ist erfüllt vom heiligen Schauer göttlicher Wesen; der reiche Schatz sinniger Volksnamen breitet sich vor uns aus. Und für das Mittelalter schließt sich ihm der Band „Bei unseren Altvorderen", im selben Verlage, gleichwertig an. — Eine Ausgabe der Grimmschen Märchen sein eigen zu nennen, wird besonders hundert Jahre nach dem ersten Erscheinen der Wunsch manch eines sein. Man braucht kaum für Märchenforschung besonders interessiert zu sein, um es mit Freuden zu begrüßen, daß die Becksche Verlagshandlung in München die kostbare Gabe in der ersten, ursprünglichen Fassung, herausgegeben von Panzer, in zwei schönen Halbpergamentbänden (zu 11 Mark) auf den Markt bringt. Schlicht, kindlich, traut, ohne die späteren Zusätze und Veränderungen, die nicht immer Verbesserungen waren, haben wir sie nun wieder vor uns, um daraus nach Herzenslust der Familie zu spenden.

Die guten Traditionen des „Jungbrunnens" im früheren Fischer u. Frankeschen Verlage, der in der Buchausstattung als einer der ersten auf den alten deutschen Holzschnittstil zurückgriff und darin Unvergessenes leistete, leben wieder auf im Holbein-Verlage in Stuttgart — München. Der „Deutsche Balladenborn" mit den vielen Bildern von Hein, Horst-Schulze, E. Liebermann, Müller-Münster, Staffen, Stroedel und Volkmann leidet nur daran, daß in der sonst guten Auswahl eine Anzahl moderner Dichter wie Falke, Liliencron u. a., wohl aus Honorarrücksichten, fehlen; eine der schönst ausgestatteten Sammlungen bleibt er darum doch. Aus dem Märchen- und Sagenschatz bringt der Verlag eine Auswahl von Andersen, Grimm u. a. unter dem Titel „Märchen", den „Fortunat und seine Söhne" in Ausstattung von Franz Staffen und die prächtigen „Sagen und Märchen von der Frau Holle", die neben den Schwarzweißzeichnungen drei farbige Steinzeichnungen von Stumpf aufweisen. Ihnen schließen sich die „Alpenmärchen", Andersens „Eisjungfrau" (Bilder von Boffard), Oehlenschlägers „Waulundur", mit den kräftigen Bildern von Braune, und Grundtvigs „Volksmärchen der Dänen", von Stumpf gezeichnet, an, alle in selten schöner Ausstattung zu billigsten Preisen (1,20 Mark bis 3 Mark). Eines der schönsten Bücher überhaupt, das auch im Gegensatz zu den vorhergehenden durchgehends farbige Bilder aufweist, ist die Quartausgabe von Mörikes „Stuttgarter Hutzelmännlein". Hier ist die Aufgabe, farbige Bilder zu schaffen, die nicht als bloße Zugabe zu dem Text wirken, restlos gelöst: die siebenunddreißig Bilder des jungen Schwaben Karl Stirner sind von vornherein graphisch empfunden und gehen stileinheitlich mit dem Drucktext zusammen; in ihnen lebt

behaglich liebenswürdig anmutender Märchenton. Das 6 Mark kostende Werk wird eine Freude der Jugend und der Erwachsenen werden. — „Das tapfere Schneiderlein" der Brüder Grimm als Einzelgabe mit zwölf farbigen Quartbildern, humoristischen kleinen Schattenbildern und Randleisten von Franz Wacik erschien als „Märchenkalender 1914" im Verlage von Gerlach u. Wiedling in Wien, dem wir auch die gehaltvolle und hervorragend gut ausgestattete Sammlung von „Gerlachs Jugendbücherei" verdanken. Das köstliche Märchen konnte keinen kongenialeren Illustrator finden; wir erhoffen noch viel von seiner Kunst. — Echter Märchenzauber ruht auch in den vierundzwanzig zartfarbigen Illustrationen des Engländers Dulac zu den „Märchen aus 1001 Nacht", wie sie uns der Verlag Kiepenheuer in Weimar in einer für die reifere Jugend gedachten Auswahl von Paul Ernst vorlegt. Man wird kaum noch zu Geschenken zu einer anderen Ausgabe als zu dieser im Preise von nur 5 Mark greifen mögen. — „Märchen und Erzählungen" des Dänen Kappel Boeckers, von Ernst Kutzer mit leuchtend-farbigen und Federzeichnungen trefflich geschmückt, erschienen zu 4 Mark im Verlage von Levy u. Müller, Stuttgart. Ein frischer Atem aus Gottes freier Natur weht darin; unter den modernen Märchenbüchern gehört es zu den Guten, an denen nicht gerade Überfluß ist. Dahin rechnen wir auch „Die Schwarzelfen und andere nordische Märchen" von Wahlenberg, Topelius und Segerstedt, das mit schönen Illustrationen von Olms bei Etzold u. Co. in München erschien, ebenfalls zart in der Stimmung und märchenhafte Motive mit liebevoll geschauten Naturbildern vereinend (2,50 Mark). Eins der besten ist entschieden Sophie Reinheimers „Bunte Blumen", in denen sie einen entzückenden Kranz um das Blumenjahr schlingt, unterstützt von den feinen und duftigen Bildern Brendels (Verlag Franz Schneider in Schöneberg, 3 Mark). Auch Frida Schanz verdient mit ihren neuen Märchen „Aus dem alten Zauberbronnen", illustriert von Steiner, einen schönen Platz in der Kinderstube (Ullstein u. Co. in Berlin; 3 Mark). Zwei stattliche, hübsch illustrierte Bände aus dem Verlage von A. Anton u. Co., Berlin und Leipzig, seien an dieser Stelle nicht vergessen. Der eine Band ist das vom Deutschen Lehrerschriftsteller-Bund herausgegebene Märchenbuch „Am Freudenquell", der andere enthält Märchen und lustige Kindergeschichten von Steinkeller, für die der Titel „Die Märchen der Tante Else" gewählt worden ist. Jeder Band kostet 3 Mark. — Für die Kleineren kommen aus K. Thienemanns Verlag in Stuttgart „Die Gründorfer" von J. Lerche erwünscht, Geschichten von Bauersleuten, Tieren und Blumen, bei denen man sich über die einfache Sprache, die Liebe zur Natur und ihren Geschöpfen nicht minder freut wie über die farbigen und schwarzen Holzschnitte von F. Lang, die für das Alter von fünf bis acht Jahren, für das das Buch gedacht ist, bestens geeignet sind (in stattlichem Leinenband 4,50 Mark). Aus dem gleichen Verlage sei noch „Der König ohne Schlaf" von E. Stemmann, mit Bildern von Völcker (3 Mark), sowie im Verlage C. Bertelsmann in Gütersloh neue Märchen von Gottwalt Weber „Aus der Stadtmauerecke", mit anheimelnden Bildern von Paul Hey, genannt.

Einen von Rolf Winkler amüsant mit farbigen und schwarzen Bildern ausgestatteten „Münchhausen" legt uns Thienemanns Verlag in Stuttgart (zu 4,50 Mark) vor; die Sagen von Gudrun und Parsival, von deutschen Dichtern erzählt, die erste von Helene Böhlau, die Sage vom reinen Toren von Gerhart Hauptmann, setzen die Reihe der schmucken Ullstein-Jugendbücher zu 1 Mark fort.

Von den früher so beliebten Indianerbüchern, die in unglaublicher Aufschneiderei für „romantik"bedürftige Jünglinge die blutrünstigsten Abenteuer aneinander reihten, ist dieses Jahr kaum etwas zu spüren. Dafür können wir mit besonderer Freude, als authentische Urkunden, die „Jugenderinnerungen eines Siouxindianers" von Dr. Eastman („Ohiesa") aus dem Verlag der „Agentur des Rauhen Hauses" in Hamburg, sowie das „Indianerleben" Erik Nordenskiölds, aus Georg Merseburgers Verlag in Leipzig anführen, beide mit einer Fülle von Abbildungen. Ist der erste Verfasser selbst als Indianer geboren und auferzogen, so hat der nordische Forscher jahrelang, fern aller Kultur, unter südamerikanischen Indianern als Freund gewohnt und alle Sitten und Gebräuche, die dem Aussterben geweiht sind, intim wie kaum ein Weißer vor ihm kennen zu lernen Gelegenheit gehabt. Sein Buch sei namentlich Reiferen empfohlen, während Eastmans Werk schon Jüngeren in die Hände gegeben werden kann. Hervorgehoben zu werden verdient ferner eine Erzählung aus dem Westen Nordamerikas für die reifere Jugend von Friedrich J. Pajeken, die „Der Teufel vom Minnetonka-See" benannt ist (Verlag von Dr. Max Gehlen in Leipzig. In Prachtband 4 Mark). Auch Pajeken hat jahrelang unter den Indianern gelebt und sie zu beobachten reichlich Gelegenheit gehabt. Seine Erzählung führt uns in den Anfang der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, als die Sioux die Jagdgründe wiederzuerlangen suchten, die die Weißen ihnen abgenommen hatten. Als schöne Prachtausgabe der uns meist verstümmelt dargebotenen Cooperschen Lederstrumpferzählungen treten die fünf Bände „Der Wildtöter", „Der letzte Mohikaner", „Der Pfadfinder", „Die Ansiedler", „Die Prärie" auf, wie sie, übersetzt und bearbeitet von K. Federn, mit Initialen von Slevogt, im Verlage von Paul Cassirer in Berlin vorliegen (je 3,80 Mark) und manches Jünglingsherz höher schlagen machen werden.

Aus bewährten Sammlungen nennen wir sodann Wieners „Prinz Eugen", M. Schades „Große Frauen" und Scharrelmanns „Großmutters Haus" (Lebensbücher der Jugend, Verlag Westermann in Braunschweig, herausgegeben von Dr. Düsel), die ersten beiden mit historischen Bildnissen, das letztere, eine anheimelnde Kindergeschichte, mit Bildern von Rolf Winkler (je 2,50 Mark); ferner in der „Jung-Deutschland-Bücherei" des Spamerschen Verlages in Leipzig Trinius' „In die blaue Ferne" (Schilderungen des Elsaß), „Deutsches Blut" (aus dem siebzehnten Jahrhundert) von K. Bienenstein, und „Unsere Chinafahrt" (von 1900) von F. Max, alle mit Bildern und photographischen Aufnahmen (je 3,50 Mark), aus Scholz' „Mainzer Volks- und Jugendbücherei"

(3 Mark) besonders Geuckes Fortsetzung des „Steigers vom David-Richtschacht", die „Diamanteninsel", einen unserer besten Kolonialromane für die reifere Jugend, und Lobsiens packende Gustav-Wasa-Erzählung „Unter Schwedens Reichsbanner"; endlich die „Blauen" und „Grünen Bändchen" des Schaffsteinschen Verlages zu je 30 Pfennig, die wieder eine Anzahl trefflicher Bändchen, Märchen, Kinderverse und -reigen, Fabeln, Heroen- und Tiergeschichten, sowie Kriegserlebnisse, Jagden, technische Wunder wie den Panamakanal u. a. vorführen. — Kotzdes „Deutsches Jugendbuch" (Scholz, Mainz, 3 Mark) tritt in alter Frische und reicher Abwechslung seines Inhalts auf den Plan; aus dem Verlage von Levy u. Müller in Stuttgart sei „Das goldene Knabenbuch", herausgegeben von Baß, in stattlichem Bande zu 6 Mark, mit Erzählungen, Märchen, naturkundlichen Schilderungen (letztere mit besonders schönen farbigen Tafeln), Gedichten und Aussprüchen großer Männer empfehlend hervorgehoben.

Unter den Erzählungen, die sich, wie auch schon im vorigen Jahre, besonders den Erinnerungen von 1813 zuneigen, nennen wir P. Knötels „Im Kampf um die Heimat" (Phönix-Verlag in Kattowitz, 3,50 Mark) mit Illustrationen von R. Knötel, Mommas „Morgenrot 1813" (Enßlin u. Laiblin in Reutlingen, 3 Mark), „Die Steinbergs" von J. Siebe (bei Levy u. Müller in Stuttgart, 4 Mark) und der Gräfin Baudissin „Ums Vaterland" (H. Thienemann in Stuttgart, 3 Mark); für Knaben seien außerdem als interessante Lektüre M. Eimers „Heldensöhne" (aus den schwarzen Bergen, um 1876 spielend) des Thienemannschen Verlages (4,50 Mark), sowie, bei Ullstein u. Co. in Berlin, K. Arams „Welko, der Balkankadett" (aus dem letzten Kriege) und P. O. Höckers „Der Taugenichts" genannt (je 3 Mark). Der Verlag Etzold u. Co. in München, der uns in Frau Gjems-Selmer eine sympathische Erzählerin aus dem Norden vorgestellt hatte, führt eine neue in Lila mit der rührend einfach vom nordischen Schnee, Heimweh, Kinderfreuden und bangem Leid erzählenden Geschichte „Aus Klein-Karins Kindertagen" ein, die überall freundliche Aufnahme finden wird, wo man an der „Doktorsfamilie im hohen Norden" seine Freude hat (2,50 Mark). — Eine Anzahl Knaben- und Mädchenerzählungen der Verleger G. Weise, K. Thienemann, Levy u. Müller, alle in Stuttgart, Enßlin u. Laiblin in Reutlingen, Scholz-Mainz hier namentlich anzuführen, reicht der Raum nicht aus; man bestelle sich Prospekte, wenn man es nicht vorzieht, Gaben unserer Großen, Storm, Rosegger, Ebner-Eschenbach, um nur einige zu nennen, der Jugend in die Hand zu geben.

Wie im Wandern und Sport, so werden auch im Bücherwesen die Sinne gesunder Jugend sich der Natur und dem ringsumher pulsenden Leben hingeben und aufschließen.

Die Überleitung zu den naturkundlichen Jugendschriften mögen die beiden Bücher der Nanny Hammarström machen, die der Verlag Etzold u. Co. in München (zu je 3 Mark) in hübscher Ausstattung, mit kleinen farbigen Rand-

bildern der deutschen Lesewelt vermittelt: „Die Abenteuer zweier Ameisen“ und „Frau Frosch“. Im Märchenstil führen sie in das Leben und Treiben auf und unter der Erde und im Wasser ein, alles so einfach und verständlich, daß schon die Kleinen reinen Genuß an diesen hübschen Büchern haben werden und mit erweitertem Wissen, mit neuem Interesse und neuer Beobachtungslust aus der Lektüre hervorgehen werden.

Als ganz hervorragende Werke ihrer Art seien die Tiergeschichten von E. S. Thompson genannt, die in den Bänden „Bingo und andere Tiergeschichten“, „Prärietiere und ihre Schicksale“ und „Tierhelden“ (zu je 4,80 Mark) in der Franckhschen Verlagshandlung in Stuttgart erschienen sind. Es sind psychologisch fein ausgearbeitete Novellen von Tierpersönlichkeiten, wie sie der Verfasser in einem reichen Freiluftleben kennen gelernt. Ein tiefes Miterleben verbindet ihn und uns beim Lesen mit den Hunden und Katzen, Füchsen, Wölfen, Hasen, Krähen und Pferden, die die Helden seiner Erzählungen bilden; in plastischer Geschlossenheit stehen sie vor uns, um uns noch lange nachzugehen. Der Verlag, dem wir auch die prächtige Ausgabe der Ewaldschen Naturmärchen verdanken, hat sich mit der Herausgabe der Thompsons ein neues Verdienst erworben.

Auf deutscher Seite haben wir ihm die zum Teil in den Grenzboten früher besprochenen köstlichen Tierbücher von Hermann Löns (im Verlage Adolf Sponholtz - Hannover) an die Seite zu stellen, so vor allem „Mümmelmann“ mit seinem herzerfrischenden Humor (3,50 Mark), die trefflichen Jagdschilderungen „Auf der Wildbahn“ (4 Mark), die spaßigen Plaudereien „Der zweckmäßige Meyer“ (3,50 Mark) und „Kraut und Lot, ein Buch für Jäger und Heger“ (4,20 Mark); zugleich sei hier an seine ganz vortrefflichen „Heidebilder“ (3,50 Mark), der neuen Folge von „Mein braunes Buch“ (6 Mark) und „Mein buntes Buch“ (3,50 Mark) erinnert, die der Jugend wie den Erwachsenen gleich hohen Genuß bereiten. Das sind Bücher, die sich vollgesogen haben von würzigem Erdgeruch, eine herzerfreuende Heimatgabe dem Niederdeutschen und ein Labsal jedem in der Großstadt. Daß der Verlag eine billige Auswahl besonders für die Jugend (zu 1 Mark) unter dem Titel „Aus Wald und Heide“ veröffentlicht hat, sei besonders hervorgehoben.

Mit den von A. Fahlen ausgewählten Tier- und Jagdgeschichten aus allen Zonen möge sich „Das Jagdbuch“ des Verlages Abel u. Müller in Leipzig hier anschließen, in dem neben Löns auch so bekannte Schriftsteller wie Gerstäcker, Perfall, Kapherr, Bley u. a. mit aufregenden Jagderlebnissen aus allen Teilen der Erde vertreten sind. Die Illustrationen stammen von E. Mickelait. Das Buch wird besonders Knaben fesseln (3 Mark).

In B. Schmids „Naturwissenschaftlicher Schüler-Bibliothek“ im Verlage B. G. Teubner in Leipzig nennen wir ein Unternehmen, dem in reiferen Schülerkreisen wie in der Familie ein schöner Erfolg zu wünschen ist. In den handlichen, durch eine Anzahl lehrreicher Abbildungen geschmückten Bänden (zu 1

bis 4 Mark) wird das ganze Gebiet der Naturkunde in gut geschriebenen und allgemein verständlichen Monographien vorgeführt; jeder findet für seine Liebhaberei oder spezielles Lieblingsstudium hier das passende Werk; so z. B. für Astronomie die „Himmelsbeobachtungen" von Rusch, für Beschäftigung mit der Erdgeschichte „Volks Geologisches Wanderbuch"; dem Besucher unserer Meere werden Franz' „Küstenwanderungen" oder Dahms' „An der See" willkommen sein, wie sich von Wunder die „chemischen und physikalischen Plaudereien" oder Schäffers „Biologisches Experimentierbuch" für selbstständig weiter strebende Knaben und Mädchen darbieten. Auch die Lebensbilder großer Forscher sind in dieser Sammlung erschienen oder noch in Vorbereitung.

In der „Naturwissenschaftlichen Jugend- und Volksbibliothek" der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz in Regensburg läßt uns F. Jüthner in einer billigen Einführung einen „Blick in das Reich der Chemie" tun, während uns J. E. Mayer „In der Eisenhütte" mit den Vorbedingungen bekannt macht, denen die „Giganten der Technik", wie Riesenschiffe, Brücken, Überlandzentralen usw. ihr Dasein verdanken (je 1,20 Mark). Für den Laien und besonders für die Jugend wird in dieser Sammlung ein anschauliches Bild vom Stande der Naturwissenschaften und Technik entworfen. Eine Anleitung zum Bau elektrischer Apparate und Instrumente, sowie zum Verständnis ihrer Wirkungsweise bietet die in deutscher autorisierter Bearbeitung von Hanns Günther erschienene „Elektrotechnik für Jungen" von Joseph H. Adams, Bd 1. (Franckhsche Verlagshandlung, Stuttgart 1913. Preis geb. 2,50 Mark.) Das Buch ist als Leitfaden für die Praxis gedacht, so daß die Theorie durchaus in den Hintergrund tritt. Der Text ist leicht verständlich. Die Herstellung der Apparate, zu der das Buch die Anleitung gibt, verursacht keine großen Kosten. Da das Interesse für die Elektrotechnik unter der Jugend weit verbreitet ist, dürfte das Buch, das in Amerika einen starken Erfolg erzielte, viel Anklang finden.

Nur mit Worten höchsten Lobes kann man von den Schmeilschen „Naturwissenschaftlichen Atlanten" des Verlages Quelle u. Meyer in Leipzig reden. Ganz vorzügliche farbige Bildtafeln, knappe, anschauliche Texte ergänzen sich aufs beste zu einem Werke, wie wir es in jede Haus- und Schulbibliothek zu täglichem Gebrauch wünschten. Enthielten die früheren Bände (zu je 5,40 Mark) Pflanzen, Pilze, Singvögel, Süßwasserfische der Heimat, so bringt der neue Band „Reptilien und Amphibien" von R. Sternfeld auf dreißig Tafeln die am meisten vorkommenden Vertreter von Schildkröten, Eidechsen, Schlangen und Salamandern, über deren Lebensgewohnheiten der Text kurz und sachlich unterrichtet. Er sei wie die früheren warm empfohlen.

Von dem durch vier Jahrhunderte fortgesetzten und erst in unseren Tagen von Erfolg gekrönten tapferen Ringen um die Erforschung der Geheimnisse des Eismeeres und besonders des Nordpols berichtet Bendix Elbell in dem in markiger Sprache geschriebenen „Nordwärts" (Verlag Georg Merseburger in Leipzig, 3 Mark), das uns packende Bilder von Forschermut, Abenteuerlust, Gefahren

und Tod in der Verfolgung eines hohen Zieles malt und auf die Jugend seine Anziehungskraft nicht verfehlen wird. — In erzählender Form werden uns gleichfalls interessante Bilder aus dem Leben der Fischer und Jäger in den Eisregionen geboten in zwei Bänden des Verlages Gustav Weise in Stuttgart von E. Salgari: „Die Schiffbrüchigen von Spitzbergen" und „Die Robbenjäger der Baffinsbai" (je 3 Mark).

Eine große Anzahl älterer und neuerer Reisender kommt zu Wort in dem bei J. F. Steinkopf in Stuttgart für die Jugend ausgewählten bestens bekannten Sammelwerk von A. W. Grube „Bilder und Szenen aus Natur- und Menschenleben in den fünf Hauptteilen der Erde", das in neunter, von L. Frohnmeyer besorgter Auflage in vier schönen Leinenbänden vorliegt (je 3 Mark). Die besten Namen treffen wir an; die Schilderungen sind fesselnd und interessant. Als Ergänzung des Geographieunterrichts sind die Bände warm zu empfehlen, wie sie über den Kreis der Jugendlichen hinaus alle interessieren werden, denen es um ein tieferes Kennenlernen fremder Völker zu tun ist. — „Ferne Länder" ist der Titel einer „Länder- und Völkerkunde in Eigenberichten der Forscher von Otto Ganzer", im Verlage von Abel u. Müller in Leipzig. Der vorliegende erste Band „Der Orient" präsentiert sich recht ansprechend; er hat noch den Vorteil schöner farbiger Bilder und kleiner Skizzen. Wir werden auf die weiteren Bände gern zurückkommen. Aus demselben Verlage schließt sich „Im afrikanischen Sonnenbrand" von A. von Winkler an, mit vierzig Originalaufnahmen des Verfassers und Buntbildern von E. Mickelait, das schlichte, eindrucksvolle Bild vom Leben eines deutschen Reiters in Südwest als Kulturpionier, Jäger und Krieger, das unserer Knabenwelt gefallen wird.

Auf geschichtlichem Gebiete gab M. von Babo eine in schlicht kindlicher Weise gehaltene Übersicht unserer deutschen Geschichte für Sechs- bis Zehnjährige, wie sie allen Eltern willkommen sein wird, die mit mir bedauern, wie spät besonders unsere Söhne auf dem Gymnasium die ersten Einblicke in unsere heimische Geschichte tun dürfen. „Junge Deutsche gilt es zu erziehen!" Das bilderreiche Werk, im Verlage von Neufeld u. Henius in Berlin, kostet 3 Mark. „Preußens Geschichte", geschrieben von einem unserer besten Erzähler, fesselnd, anschaulich, die straffe Erzählung oft in schwunghafte Balladen auflösend, begeistert und begeisternd, ein hohes Lied preußischer Tatkraft und Mannestugend, hat unserer Jugend Rudolf Herzog im Verlag Quelle u. Meyer in Leipzig geschenkt, geschmückt mit Bildern von A. Kampf (3,40 Mark).

Als treffliche Ergänzung dazu sei auf den „Preußenatlas" von Ida Mück hingewiesen, der in neuer, origineller Art, durch nach den Grenzen ausgeschnittene, einander aufliegende und sich mit den neuen Erwerbungen erweiternde Kartenbilder eine instruktive Darstellung von dem Wachstum Preußens gibt, denen geschichtliche Erläuterungen beigefügt sind (in zweiter Auflage im Gea-Verlag, Berlin W. 35, 3 Mark). Der „Deutsche Reichsatlas" von Bruno Krause zu dem billigen Preise von 1,20 Mark (in der Rietzschelschen Buchhandlung in Leipzig)

erweitert das Bild aufs moderne Deutsche Reich und ist mit seinem reichhaltigen Kartenmaterial über Wärme- und Niederschlagsverteilung, Wald- und Bodenerzeugnisse, Volksdichte, Sprachen usw. ein überaus nützliches und für viele Fälle unentbehrliches Hilfsmittel.

Ein altbekanntes und bewährtes Geschichtswerk für die reifere Jugend, A. W. Grubes Charakterbilder aus Geschichte und Sage, legt in neuer Bearbeitung von Klee und Pfeifer, mit Buchschmuck von Sattler, der Verlag von F. Brandstetter in Leipzig in zwei Bänden zu 10 Mark vor. Die anschauliche Darstellung der alten sowie der nach den neuesten Ergebnissen der Wissenschaft hergestellten neueren Partien wird das Werk seinen angestammten Platz auch in Zukunft behaupten lassen, zum Segen für Schule und Haus.

Die von G. Gellert herausgegebene Illustrierte Heldenbibliothek (Verlagsanstalt Dr. Rose in Neurode) führt Biographien der bedeutendsten deutschen und ausländischen Geister vor; wenn auch für eine Anzahl daraus, wie Musiker und Naturforscher, der Titel „Held" nicht gerade als der passendste erscheint und die Sammlung ein wenig breit angelegt ist, so ist sie doch wohl geeignet, der Jugend große Vorbilder zur Nacheiferung auf allen Gebieten vor Augen zu führen (je 30 Pfennig; 4 Hefte in 1 Bd. 1 Mark).

Aus der „Deutschen Bürgerbibliothek" des Verlages Geibel in Altenburg seien die „Ferien im Posthause" von W. Heß genannt, das in ansprechender, oft amüsanter Form die Jugend in alle die interessanten Arbeiten und Geheimnisse des Postbetriebes einführt sowie die Darstellung der deutschen Handelsschifffahrt „Auf allen Meeren" von G. A. Erdmann (1,50 Mark, in Lbd. 2 Mark). In der „Deutschen Seebücherei" des gleichen Verlages finden wir „Einzelbilder aus der Geschichte der deutschen Marine" und „Die deutsche Flotte unter Kaiser Wilhelm dem Zweiten" von Otto Richter (1 Mark, 1,50 Mark).

Im Verlage von Enßlin u. Laiblin in Reutlingen liegt von Hans Satow das mit vielen farbigen und schwarzen Bildern geschmückte „Deutsche Flagge, sei gegrüßt" vor, das von den Friedens- und Kriegstaten der Hanse und der deutschen Marine begeisternd zu erzählen weiß und das Verständnis und die Liebe für unsere Marine gewiß erhöhen wird (Lbd. 3,50 Mark). Das läßt sich in besonderem Maße auch von Gerd Fritz Leberechts Augenblicksbildern von der deutschen Flotte der Gegenwart: „Auf — über — unter Wasser" sagen (Verlag L. Simion Nachfl. in Berlin, 4 Mark), dessen Lektüre ein Genuß ist und das Herz des Erwachsenen, besonders aber ein Knabenherz, höher schlagen läßt. Die Schilderung einer Fahrt im Unterseeboot oder im Marineluftschiff gehören zu den fesselndsten Kapiteln darin. Und über allem die stolze Freude an unserer Flotte und den „blauen Jungen". Hier sei auch auf die reich illustrierten zwei Bände „Das Volk in Waffen" des Gelben Verlages in Dachau hingewiesen: „Das Heer" und „Die Flotte" mit je hundertsechzig photographischen Aufnahmen aus der Jetztzeit und lebensvollen Einführungen von Oberstleutnant Hoppenstedt und Konteradmiral Holzhauer, die eine erschöpfende

Darstellung unserer militärischen und maritimen Macht bieten und jeden Deutschen, besonders aber die reiferen Knaben, sehr interessieren werden (je 1,90 Mark).

Kurz sei auch der „Deutsche Wehrkalender 1914" (Verlag G. Stalling in Oldenburg, 1 Mark) mit Beiträgen hervorragender Militärschriftsteller, und ein Handbuch für Jugendwehren „Unsere Jugend in Wald und Feld" von Hauptmann Petery (im Phönix-Verlag, Kattowitz, 1 Mark) erwähnt, das für die Praxis frisch geschrieben, die Augen der Jugend für wichtige Dinge öffnet; beide mit zahlreichen Abbildungen.

Ein überaus notwendiges und nützliches Buch, ebenfalls für die reifere Jugend und noch weit darüber hinaus, hat A. Schröter in seinem Werk „Der deutsche Staatsbürger" gegeben (Verlag E. E. Poeschel in Leipzig). „Es steht auf einer höheren Warte, als auf der Zinne der Partei" und versucht objektiv in den Einzelaufsätzen der verschiedensten führenden Persönlichkeiten alle Fragen staatsbürgerlicher Erziehung zu erledigen; es sollte jedem ins Leben tretenden Jüngling mitgegeben werden und ihn mit Stolz und Freude an unserem Reich erfüllen (Lbd. 4,80 Mark).

Wir schließen mit dem auch im Aufbau schön gelungenen „Volksliederbuch für die deutsche Jugend", das der Verlag Eugen Diederichs in Jena mit fast vierhundert Liedern in die Lande hinausgehen läßt. Hoffentlich findet es überall, nicht nur im „Bund deutscher Jugendvereine" und bei der werktätigen Jugend, für die es zunächst bestimmt ist, den verdienten Widerhall (in biegsamem Leinen, mit Singweisen, 1,80 Mark).

Reichsspiegel

(vom 25. November bis zum 8. Dezember)

Die Kanzlerkrise von 1913

Der Auszug von Zabern — die Tatsachen — ihre Gesetzmäßigkeit — Regierungstaktik — ihre Folgen im Reichstage — die wahren Schuldigen — böse Aussichten

Zabern. Der trübe Vormittag eines Dezembertages ohne Schnee mit tiefhängenden Nebelschwaden. Das sonst so freundliche Städtchen am Fuße der „Zaberner Steige" macht einen mürrischen Eindruck. Hie und da stehen zwar Bürger und Handwerker zusammen und scheinen sich etwas zuzuraunen, aber doch sieht das ganze Bild leer aus. Auf der Hauptstraße, die abfallend vom alten Schloß über die hochgewölbte Kanalbrücke zum Bahnhof führt, bewegen sich militärische Fahrzeuge; sie rollen so schnell den Hang hinunter, als eilten sie aus dem unfreundlichen Ort fortzukommen, und ihre Räder kreischen schmerzhaft unter dem Druck der Bremsklötze. Bald öffnen sich auch die mächtigen Torflügel des Schlosses und in langen Reihen, Sektion auf Sektion strömen die fast kriegsstarken Kompagnien heraus auf den Schloßplatz, um dann rechter Hand zum Bahnhof abzubiegen. Die beiden Zaberner Bataillone des 2. Oberrheinischen Infanterieregiments Nr. 99 verlassen die Stadt und beziehen Baracken des Truppenübungsplatzes Hagenau. Mitten im Winter? Mitten in der Ausbildungsperiode? — Der Kaiser hat es befohlen! — Warum? Weshalb? — Ihr hört es, der Kaiser hat es befohlen!

Das kam so: ein junger, unreifer Leutnant war gegen seine elsässischen Rekruten taktlos, wie junge Leute, nicht nur Leutnants gelegentlich taktlos sein können. Er ist dafür ein[illegible]sperrt worden: wegen Zuwiderhandeln gegen das Verbot, das Wort Wackes zu gebrauchen und wegen vorschriftswidriger Behandlung von Untergebenen. Dem Redakteur des Zaberner Anzeigers gab dieser Vorgang Anlaß, Offiziere und Unteroffiziere des Regiments in der gröblichsten Weise anzugreifen und die Bevölkerung gegen die Offiziere aufzureizen. Zwischen dem 8. und 10. November wurden infolgedessen Offiziere wiederholt, z. B. durch Ansammlungen vor ihrem Stammlokal belästigt.

Am 16. November flog das Gerücht auf, Leutnant von Forstner habe in der Instruktionsstunde die französische Fahne beschimpft. Im Zaberner Anzeiger ging die Hetze in verschärfter Form weiter, und in der deutschen wie in der französischen Presse erschienen die tollsten Behauptungen. Die Versetzung

Forstners wurde gefordert. Unter dem Druck dieser Gerüchte, die, wenn man das Material nachträglich in Ruhe durchstudiert, den Eindruck einer systematischen, nach ganz bestimmten Grundsätzen geleiteten Agitation entstehen lassen, steigerte sich die Anmaßung eines Teils der Zaberner Bevölkerung dem Militär gegenüber so, daß der Garnisonälteste, Oberst von Reuter, aus seiner Reserve heraustreten mußte, zum Schutz von des Königs Rock.

Am 26. November werden Offiziere, die sich auf der Straße zeigen, von johlenden Burschen und Kindern umringt; am 28. wird in Dettweiler schon eine geschlossene Abteilung beschimpft und auf dem Schloßplatz, der sich vor dem als Kaserne eingerichteten Schloß hinzieht, werden vom Dienst heimkehrende Offiziere beleidigt, mit Steinen beworfen usw.

* * *

Schon in den ersten Novembertagen hatten die im Wirtshaus belästigten Offiziere feststellen müssen, daß sie bei der ordentlichen städtischen Polizei keinen Schutz finden konnten: auf der Wachstube befand sich nur ein Mann als Hüter der Ordnung und der konnte seinen Posten nicht verlassen. Am 26. November waren einzelne Individuen so aggressiv, daß Tätlichkeiten befürchtet werden mußten; zwei von ihnen wurden durch Wachmannschaften des Regiments festgenommen und der Polizei überwiesen. Am 28. November schützen sich die umringten und angebrüllten Offiziere, darunter der schwer beleidigte Leutnant von Forstner, durch Verhaftung ihrer Beleidiger, die sie nach dem ihnen gesetzlich zustehenden Ehrennotwehrrecht mit der blanken Waffe hätten zum Schweigen bringen dürfen. Um solchem Unheil vorzubeugen hat Oberst von Reuter den Schloßplatz räumen lassen und Patrouillen durch die Straßen geschickt, die jede Menschenansammlung verhinderten. Bei der Räumung des Schloßplatzes wurden siebenundzwanzig Personen verhaftet und aus Gründen, die sich vielleicht aus den lokalen Verhältnissen ergeben, die jedenfalls noch nicht aufgeklärt sind, in einem Keller des Schlosses die Nacht über in Gewahrsam genommen.

* * *

Die juristische Seite des militärischen Vorgehens findet in zwei Aufsätzen der Kölnischen Zeitung und einem in der Kreuzzeitung übereinstimmende Beleuchtung. Der Havelberger Amtsrichter, Herr Dr. von Katte, ein Mann der äußersten Rechten, stützt seine Beweisführung ganz allgemein auf Otto Mayers Darlegungen in Bindings Handbuch der deutschen Rechtswissenschaft. Er stellt mit Mayer fest, „daß das Heer auf Grund seiner verwaltungsrechtlichen Selbstverteidigung (ich möchte noch lieber sagen, auf Grund der ihm übertragenen polizeilichen Funktionen) seine Dienstgebäude, Übungsplätze, Festungswerke usw. selbständig gegen Angriffe schützt. Alle Formen der Gewaltanwendung mögen dazu dienen. Die Festnahme der Person des Angreifers kann dabei um der begangenen strafbaren Handlung willen nach den Regeln der Strafprozeßordnung

zulässig sein, aber auch ohne das dient sie als einfaches Verhinderungsmittel nach selbstverständlichem Rechte, wie oben ausgeführt. Und zwar ist sie hier immer das verhältnismäßig gelindere Mittel. Denn die Erlaubnis zum Gebrauch der Waffe fügt das ausdrückliche Gesetz (Gesetz vom 20. März 1837 über den Waffengebrauch des Militärs) noch obendrein hinzu." (Mayer Bd. I, S. 374.)

„Aber," fährt Katte fort, „der Geschäftsbetrieb der Heeresverwaltung beschränkt sich nicht auf militärische Gebäude. Er entfaltet sich auch in Märschen, Paraden, Aufstellungen auf öffentlichen Straßen usw. Hier ebenso wie im eigenen Hause übt das Militär seine eigenen polizeilichen Funktionen gegen Störungen jeder Art aus. Die Straße wird durch Posten gesperrt, der eilige Fußgänger, der den Fahrdamm passieren will, sieht sich mit Gewalt daran verhindert. Er muß warten, bis das Militär vorüber ist, und würde z. B. ein Fuhrmann es wagen, mit seinem Wagen durch die Reihen der marschierenden Soldaten hindurch zu fahren, so wäre es ein vollkommen ordnungsmäßiges Verhalten des Truppenführers, ihn durch Soldaten festnehmen und auf die nächste Polizeiwache führen zu lassen. ‚Das ist nicht, wie es scheinen könnte, einfache Gewalt, sondern Selbstverteidigung einer gegen Störungen allerdings sehr empfindlichen öffentlichen Gewalt, Polizei'." (Mayer a. a. O.)

Tiefer noch steigt mit seinen Beweisen Herr Dr. Kahn, ein bekannter Rechtsanwalt in Mainz, der konservativer Gesinnung nicht verdächtig ist.

Von den vielen rechtlichen Anfechtungen, die die einzelnen Vorfälle erfahren haben, kommen, nach seiner Auffassung, insbesondere die nachfolgenden drei Punkte in Betracht:

„1. Der Vorfall vom 28. November auf dem Schloßplatz in Zabern (Aufforderung der Menge zum Auseinandergehen nach erfolgtem Signal, Verhaftung verschiedener Personen und deren Inhaftierung in der Kaserne während der Nacht).

2. Die Frage des Verhaftungsrechts der Posten und Wachen gegen Zivilisten überhaupt.

3. Der Vorfall in Dettweiler (Verhaftung des Schuhmachers Blank unter dem Verdacht, ein beleidigendes Wort gerufen zu haben; Gebrauch der Waffe gegen Blank bei dessen Versuch, sich der Verhaftung zu entziehen).

Die wichtigste gesetzliche Grundlage für alle drei in Betracht kommenden Punkte ist das preußische Gesetz vom 20. März 1837, das zufolge Artikel 61 der Reichsverfassung auch im Reiche gilt, während für Elsaß-Lothringen ein inhaltlich gleichlautendes Gesetz unter dem 28. März 1872 erlassen ist. Mit diesem Gesetz steht im engsten Zusammenhang die Verordnung vom 17. August 1835 und die zu dem Gesetz erlassene kriegsministerielle Instruktion vom 1. Mai 1851. Für den Vorfall vom 28. November kommt nun zunächst § 11 des Gesetzes von 1837 in Verbindung mit § 8 der Verordnung von 1835 in Anwendung, welcher lautet:

Wenn bei einem Auflauf die bewaffnete Macht einschreitet, um den zusammengelaufenen Haufen auseinanderzutreiben und die Ruhe wiederherzustellen, so befiehlt der die Mannschaft kommandierende Offizier oder Unteroffizier dem Haufen, auseinanderzugehen und erzwingt, wenn auf die zweite Wiederholung seinem Gebot oder den durch Trommelschlag oder Trompetenschall gegebenen Zeichen nicht sofort genügt wird, durch Waffengebrauch den schuldigen Gehorsam.

Es ist zweifellos, daß dieser § 8 der Verordnung nur dann Anwendung findet, wenn die Militärbehörde auf Requisition der Zivilbehörde vorgegangen ist (vgl. besonders Endres, der militärische Waffengebrauch, Berlin 1903, Seite 135). Eine solche Requisition lag zweifellos nicht vor, jedoch ist nach der Instruktion vom 1. Mai 1851 die Verwendung des Militärs auch ohne Requisition zulässig, wenn:

1. bei Störung der öffentlichen Ruhe durch Exzesse der Militärbefehlshaber bei Beobachtung des Auftritts nach Pflicht und Gewissen findet, daß die Zivilbehörde mit der Requisition um Militärbeistand zu lange zögert, indem ihre Kräfte nicht mehr zureichen, die Ruhe herzustellen.

2. Wenn die Zivilbehörde durch äußere Umstände außerstande gesetzt ist, die Requisition rechtzeitig zu erlassen."

Delius hat nun im Archiv für öffentliches Recht, 1896, Seite 143 bezweifelt, ob die Instruktion angesichts des Artikels 36 der preußischen Verfassung noch in Geltung steht. Kahn möchte die Frage jedoch bejahen: jedenfalls gilt nach seiner Auffassung die Instruktion zufolge des Artikel 61 der Reichsverfassung. „Es wäre daher das Vorgehen des Obersten Reuter vom 28. November dann nicht als gesetzwidrig zu erachten, wenn nachweisbar wäre, daß 1. ein „Auflauf" auf dem Schloßplatz in Zabern stattgefunden hätte, und 2. die Zivilbehörde eine Requisition verzögert hätte, bzw. durch äußere Umstände außerstand gesetzt gewesen wäre, die Requisition rechtzeitig zu erlassen. Wären die Voraussetzungen nachgewiesen — ob dies geschehen kann, ist Sache der eingeleiteten Untersuchung —, so wäre dann zunächst lediglich nachgewiesen, daß die bewaffnete Macht zum Einschreiten überhaupt befugt, insbesondere auch befugt gewesen wäre, den Befehl zur Räumung des Platzes zu erlassen. Rechtfertigt sich aber auch die Verhaftung, oder besser gesagt, vorläufige Festnahme, der nach der Aufforderung noch auf dem Platz gebliebenen Personen und deren Inhaftierung in der Kaserne während der Nacht? Daß die Festnahme solcher Personen, die nach der Aufforderung sich noch auf dem Platz, gleichviel aus welchen Gründen, befanden, an sich zulässig ist, ist kaum ein Zweifel. Schon zunächst auf Grund des § 127 der Str. P. O., da ein Vergehen nach § 116 des Str. G. B. in Frage gekommen wäre. Bei dieser vorläufigen Festnahme wäre jedoch nach § 128 der Str. P. O. zu verfahren gewesen, d. h. die Festgenommenen hätten sofort dem Amtsrichter vorgeführt werden müssen.

Eine vorläufige Festnahme ist jedoch auch weiter wohl noch auf Grund der Erwägung als gegeben zu erachten, weil, wenn das weitergehende Recht des Waffengebrauchs gegeben ist, dann damit implicite das mindere Recht

der Festnahme als zulässig erscheint. Dazu kommt aber auch, daß § 4 der Instruktion vom 29. Januar 1881 (Preußisches Justizministerialblatt, Seite 35) bestimmt, daß „Wachen" auch solche Personen festnehmen können, welche ihren Anordnungen nicht Folge leisten, wenn es auf Stillung eines Tumults, Zerstreuung von Aufläufen, oder Verhinderung eines die öffentliche Ruhe störenden Straßenunfugs ankommt. Man könnte daher, falls die am 28. November auf dem Schloßplatz angerückte Mannschaft als „Wache" im Sinne dieser Instruktion zu gelten hätte — auch dies kann erst nach genauer Feststellung des Tatbestandes entschieden werden —, die Festnahme auf Grund des § 4 der Wachinstruktion rechtfertigen. Liegt nun aber eine Rechtswidrigkeit nicht darin, daß die Inhaftierten nicht sofort der Polizei übergeben bzw. dem Amtsrichter vorgeführt wurden? Würde sich das am 28. November eingeschlagene Verfahren nur nach strafprozessualen Grundsätzen, insbesondere § 127 und 128 regeln, so wäre diese Frage zu bejahen, sofern natürlich die Möglichkeit dieses Vorgehens gegeben war, was, wenn etwa die Inhaftierung gegen Abend erfolgte, zweifelhaft erscheint. Hier dreht es sich jedoch auch zweifellos um eine Festnahme auf Grund der oben zitierten besonderen militärischen Vorschriften, die ein Festnahmerecht sui generis schaffen, auf das nicht kurzerhand die strafprozessualen Grundsätze zur Anwendung kommen. Nach § 16 der vorerwähnten Wachinstruktion sind auch die Wachen berechtigt, Personen in Verwahrung zu nehmen, wenn die Aufrechterhaltung der Sicherheit und Ruhe diese Maßregeln erfordern. Es würde daher eventuell Sache der Tatuntersuchung sein, festzustellen, in welchem Umfang diese Voraussetzungen gegeben waren, und ob danach das Zurückbehalten der festgenommenen Personen in der Kaserne während der Nacht sich als rechtswidrig darstellt oder nicht.

Was nun Punkt 2 betrifft, nämlich das Recht der Posten, Wachen und Patrouillen zur Verhaftung von Zivilisten überhaupt, so sind zunächst auch hier wiederum die Grundsätze des § 127 und 128 der Strafprozeßordnung, daneben aber auch die bereits zitierten §§ 4 und 16 der Wachinstruktion von 1881 maßgebend. Zweifellos sind gegen das Militär geschleuderte insultierende Zurufe zunächst mindestens Beleidigungen im Sinne des § 185 des St. G. B., so daß also die Betreffenden sich einer strafbaren Handlung schuldig machen."

Auf Punkt 3, den Vorfall in Dettweiler, hält auch Kahn das Gesetz vom 20. März 1837 anwendbar, „weil man die zum Felddienst ausgerückte Abteilung wohl zwanglos als ‚Kommando' im Sinne des § 1 dieses Gesetzes ansehen kann. Waren die Inhaftierenden der Meinung, daß der Festgenommene das beleidigende Wort gerufen hat — ob sie dieser Meinung sein durften, was für die Frage des Dolus ja recht erheblich ist, muß auch durch die Untersuchung erst festgestellt werden — so war seine Festnahme auf Grund des § 127 St. P. O. gerechtfertigt. Hätte er sich nunmehr dieser Festnahme zu entziehen versucht, — nach den Zeitungsberichten war dies offenbar der Fall —,

so war § 4 des Gesetzes anwendbar, der bestimmt, daß wenn bei Arrestationen der bereits Verhaftete zu entspringen versucht, das Militär sich der Waffe zur Fluchtverhinderung bedienen darf. Arrestation im Sinne des Gesetzes ist jedoch auch die vorläufige Festnahme. (Vergl. den Aufsatz von Delius im Archiv für öffentliches Recht 1896, Seite 135)."

Diese Feststellungen der beiden Juristen sind besonders deshalb wertvoll, weil daraus klar hervorgeht, daß die vorhandenen bürgerlichen Gesetze ausreichen, um das Verhalten des Militärs korrekt erscheinen zu lassen, daß also weder von Rechtsbruch, noch von Diktatur des Säbels und Rechtsunsicherheit gesprochen zu werden braucht.

Das Gesagte gilt freilich mit einer Einschränkung: Oberst von Reuter durfte die 27 Verhafteten nicht bei sich in der Kaserne behalten; er mußte sie der Polizei übergeben, die sie dann am nächsten Morgen dem Gericht vorzuführen hatte. Warum das nicht geschehen, ist Gegenstand der Untersuchung. Ob die Untersuchung etwas zutage fördert, was das Verhalten des Garnisonältesten erklärt, kann bezweifelt werden, da ja gerade hierüber die Ansichten von Zivil- und Militärbehörde diametral auseinanderlaufen. Herr Dr. Kahn glaubt manches durch die Unzulänglichkeit der Gesetzesvorschriften erklären zu können. Unbedingt stimme ich ihm bei, wenn er ausführt: „Aus dem Vorstehenden erhellt wohl ohne weiteres, daß soweit sich die einzelnen Tatbestände bis jetzt übersehen lassen, die Rechtsfragen vielfach auf des Messers Schneide stehen und selbst dem geschulten Juristen zum Teil eine harte Nuß aufzuknacken geben. Es ergibt sich daraus, mit um wieviel größeren Schwierigkeiten der juristische Laie, und dies ist schließlich auch ein höherer Offizier, bei der Erwägung, wie weit er gehen kann, zu kämpfen hat. Fühlt er nunmehr als Offizier die Notwendigkeit eines energischen Vorgehens, als eine vom militärischen Standpunkt aus gegebene dira necessitas, so ist es leicht zu denken, in welche Pflichtenkollision hier der militärische Befehlshaber geraten kann." Aber, möchte ich hinzufügen, kein deutscher Befehlshaber wird einen Augenblick im Zweifel darüber sein, in welcher Richtung er sich entscheidet, sobald er die innere Überzeugung gewonnen hat, daß er von den in Friedenszeiten bestellten Hütern des Gesetzes keinen ausreichenden Schutz für die ihm anvertraute Truppe finden kann. Dann setzt er eben seine persönliche Existenz ein und wendet die Machtmittel an, die ihm das Gesetz für solche Ausnahmefälle zur Verfügung stellt. Herr Oberst von Reuter hat seine Stellung gewagt! Allerdings hat er in einem Punkt seine Machtbefugnisse überschritten; aber doch nur in einem formellen. Denn es kommt doch für die Praxis schließlich auf dasselbe heraus, ob man in Polizeigewahrsam oder in Militärhaft gehalten wird. Er soll damit beileibe nicht entschuldigt werden: die Konsequenzen einer Verwischung der Grenzen zwischen Militärrecht und Zivilrecht wären für die persönliche Sicherheit des einzelnen Staatsbürgers zu weittragend, als daß man das formelle Vergehen gering achten dürfte. Dennoch sollte eins dem Obersten nicht ver-

gessen werden: er hat durch sein Einschreiten Ärgeres verhindert; er hat verhindert, daß seine jüngeren Offiziere zur Selbsthilfe griffen und sich gegen die öffentlichen Beleidigungen mit der blanken Waffe verteidigten. Und dazu wären sie voll berechtigt, ja verpflichtet gewesen, wenn der Garnisonälteste ebenso saumselig gewesen wäre wie die Zivilbehörde.

* * *

Wie konnten nun diese lokalen Verhältnisse zu einer Kanzlerkrise führen? Wie war es möglich, daß der oberste verantwortliche Beamte des Reichs wegen jener Vorgänge sich einer Behandlung durch den Reichstag hatte aussetzen lassen müssen, deren wir Zeuge gewesen sind? Behalten wir im Auge, daß Zabern im Elsaß liegt, lassen wir aber unerörtert, wie weit die allgemeine Politik in den Reichslanden die Verhältnisse in Zabern beeinflußt hat, so bleibt doch eine auffällige Tatsache bestehen, die der Aufklärung dringend bedürftig ist: die Tatsache, daß die der Armee feindlich gesinnte Presse, ebenso wie die ultramontane und die französische, Wochen hindurch Unwahrheiten in die Welt setzen konnte, ohne daß dagegen von amtlicher Seite aufgetreten wurde! Warum wurde nicht sofort nach den ersten Veröffentlichungen des Zaberner Anzeigers durch den Statthalter verkündet, daß der Leutnant von Forstner bestraft sei? Warum wurde nicht sofort nach der ersten Meldung des Obersten von Reuter (vor dem 10. November), daß die Bevölkerung unruhig sei, ein verstärktes Gendarmerie-Detachement nach Zabern gelegt? Warum wurde die Staatsanwaltschaft in Zabern nicht angewiesen, dem Zaberner Anzeiger scharf auf die Finger zu sehn und das Erscheinen aufreizender Artikel zu verhindern? Warum traf nicht spätestens am 27. November ein starkes Schutzmanns- oder Gendarmerieaufgebot aus Straßburg in Zabern ein? Warum ist in Zabern nicht durch öffentlichen Anschlag gewarnt worden, den Hetzereien anonymer Zeitungsschreiber zu glauben? Alle solche Maßnahmen werden getroffen, wenn auch nur zehn Arbeiter die Köpfe zusammenstecken und ein ängstlicher Unternehmer für eine Maschine besorgt ist. Sogar Militär wird aufgeboten, wenn irgendwo materielle Werte gefährdet scheinen, — dann sind unsere Offiziere und Unteroffiziere gerade gut, und sie müssen antreten ohne Rücksicht darauf, ob der Herr Fabrikant ein anständiger Kerl ist oder ein Leuteschinder. Wenn aber durch eine Lappalie, lediglich weil es dem Redakteur eines Lokalblattes gefällt, die Sicherheit eines ganzen Offizierkorps bedroht ist, dann versagt der kostspielige Sicherheitsapparat? So, und nicht anders waren die Fragen zu formulieren, die der Reichstag an den Herrn Reichskanzler richtete und zwar wieder von den nationalen Parteien! Diese Fragen mußten den Grund einer Kanzlerkrise bilden, denn sie treffen die Verfehlungen der reichsländischen Regierung, für die Herr von Bethmann-Hollweg verantwortlich ist. Dann wäre auch die Zaberner Hetzpresse nicht Sieger geblieben und es wäre nicht möglich geworden, daß die Garnison von Zabern ähnlich wie einst die

Berliner Garde das Feld räumen mußten. Das Offizierkorps der 99er hat in den schweren Novembertagen eine bewunderungswürdige Disziplin gezeigt. Die Reichsregierung hat einen Rückzug angetreten, den sie nicht nötig hatte, wenn ihre reichsländischen Organe auf dem Posten waren. G. Cleinow

Nachtrag. Im Begriff, die obigen Ausführungen in die Druckerei zu geben, wird mir die in Zabern erscheinende Broschüre „Wackes und Leutnant, D'Revolution uun Zawere, nach Artikeln des Zaberner Anzeigers" zugesandt. Habe ich auch bisher schon unter dem Eindruck gestanden, daß es sich hier nicht um einen spontanen Ausbruch der Volksleidenschaft handelt, sondern um eine von langer Hand vorbereitete Intrige, für deren sichtbares Eingreifen das unreife Benehmen des Leutnants von Forstner nur den Vorwand bildet, so wird dieser Eindruck nur verstärkt durch das, was in der Broschüre steht. Nach dem Inhalt der Broschüre scheint die ganze Angelegenheit darauf gerichtet zu sein, die Disziplin in der Armee zu untergraben und alle andere Hetze hat lediglich diesem Zweck gedient. So lesen wir in der Nr. 140 vom 22. November (Seite 27 der Broschüre): „Schon sind zweimal vierundzwanzig Stunden verflossen und noch nichts ist bekannt über das Schicksal der zwanzig am Donnerstag deportierten elsässischen Soldaten. Sind sie schon in den traurigen Einöden Ostpreußens eingetroffen oder hält man sie sonstwo fest, wo man an ihnen die bekannte Militärtortur vollzieht und sie je nach Bedarf zum Schweigen oder Sprechen bringen will?"

Den Schluß aber krönt folgender „Aufruf zur Gründung eines Hilfsfonds für die gemaßregelten elsässischen Rekruten aus Zabern": „Gegen die Beleidigungen, die Leutnant Freiherr von Forstner und Sergeant Höflich in Zabern ausgesprochen, hat das elsässische Volk würdig protestiert und energisch Genugtuung gefordert. Statt einer solchen wurde ein neuer Schlag gegen die elsässischen Volksgenossen geführt, indem man die elsässischen jungen Leute, die man zum Militärdienst gezwungen, herausriß aus ihrer engeren Heimat, aus dem Kreise ihrer Verwandten und Bekannten und sie ganz plötzlich nach fremden Garnisonen versetzte. Um diesen wenig bemittelten Opfern blinder Militärgewalt die Fürsorge und Unterstützung, die ihnen hier ihre Verwandten zuteil werden ließen, etwas zu ersetzen, ihnen durch kleine Geldunterstützungen ihr trauriges Los etwas zu erleichtern, soll ein Hilfsfonds gegründet werden, aus dem den dreißig ins Exil Geschickten regelmäßig während ihrer Militärzeit kleine Unterstützungen gewährt werden sollen. Es soll dies dazu dienen, daß sie nicht verzweifeln an der Gerechtigkeit und wissen, daß in ihrer Heimat ihre elsässischen Brüder mit ihnen fühlen und denken. Jedweder Beitrag ist herzlichst dankend willkommen. Es wird darüber öffentlich quittiert wie auch über die Verwendung der Gelder Rechenschaft gelegt. Hierbei sei jedoch darauf aufmerksam gemacht, daß solche Spender, deren Namen nicht an die Öffentlichkeit gelangen sollen, nur mit dem Anfangsbuchstaben genannt werden. Zusendungen richte man an die Redaktion des Zaberner Anzeigers, Zabern i. E."

Ich meine, es ist damit das stärkste Stück gegeben, und die wirklich harmlosen Worte des jungen Leutnants stehen nicht im Verhältnis zu den dreisten Beleidigungen, die sich der Zaberner Anzeiger dem Deutschtum und der Armee gegenüber leistet.

Es wird im Zusammenhang noch interessant sein, was ein Schweizer der Kölnischen Zeitung aus Basel zum Kapitel „Wackes" schreibt:

„Angesichts der wachsenden Bedeutung, welche der Ereignisse in Zabern wegen dem Worte „Wackes" beigelegt wird, dürfte es interessieren, daß Wackes auf „Schwyzerdütsch" „Waggis" heißt, dessen Anwendung nichts weniger als selten ist. Man hört das Wort Waggis viel zu oft, als daß damit jedesmal etwas Beleidigendes beabsichtigt sein könnte, wenngleich darin ein Kosename allerdings auch nicht gerade erblickt werden kann. Warum man Waggis sagt, soll nicht untersucht werden, wie anderseits diese Zeilen kein Beschönigungsversuch für beklagenswerte Entgleisungen sein sollen. Der Ausdruck Waggis ist in Basel aber jedenfalls fast an der Tagesordnung, und das weiß der Erfässer ganz genau. Trotzdem kommt er gern nach Basel, mit Vorliebe kommt er sogar zur Basler Fastnacht in die alte Rheinstadt, ausgerechnet zu einer Zeit, zu der in Basel sämtliche Straßen und Wirtschaften voll sind von als Waggis verkleideten Einheimischen, welche unter dieser Maske ihr Spiel des sogenannten Intrigierens treiben. Der Waggis stellt einen elsässischen Bauer in Holzschuhen mit weißen Hosen, blauem Leinenkittel, Zipfelmütze, blöder Gesichtsmaske, Knotenstock und einem Gemüsenetz über dem Rücken dar. Man sieht große und kleine Waggis, ganz kleine sogar, die kaum laufen können und schon die schelmhafte Waggistracht spazieren führen. Trotzdem kommt der Elsässer mit Vorliebe nach Basel, denn — wenn zwei dasselbe tun, dann ist das bekanntlich noch lange nicht dasselbe."

Weiter sendet der Köln. Ztg. ein Zigarrenfabrikant die letzte Nummer des vom Kaiserlichen Patentamt herausgegebenen Warenzeichenblattes, die die Eintragung „Gold-Wackes" für einen im Elsaß ansässigen Tabakfabrikanten enthält. Der Einsender bemerkt dazu: Diese Eintragung kann zur Beleuchtung des in den letzten Tagen so viel genannten Wortes „Wackes" beitragen. Wenn ein elsässischer Fabrikant das Wort als Warenzeichen wählt, so können ihm doch nicht nur verächtliche Begriffe anhaften. Das Zeichen ist laut Warenzeichenblatt bereits am 16. Mai d. J. angemeldet und am 30. September d. J. eingetragen worden. G. Cl.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Lebensbilder

Als eine Ergänzung des überreichen Materials an Erinnerungen und Aufzeichnungen, mit dem uns die französische Revolution und ihre Folgezeit überschüttet hat, erschienen kürzlich im Xenienverlage (Leipzig) die „Memoiren der Marquise de Créquy". Das Buch, einstmals für den Enkel bestimmt, ist sehr persönlich gehalten; doch würde sein Ton kaum anders sein, wenn die Schreiberin sich auch an einen sehr weiten Leserkreis der Zukunft gewandt hätte. Denn die Dame, der bei ihren ersten Schritten in die Pariser Salons der roi soleil die Hand küßte und die als Greisin eine lange Unterredung mit Napoleon hatte, war ihr Lebtag zu ängstlich eingehegt in die Vorurteile ihres Standes, daß ihr Geist einen kühneren Flug, ihre Individualität eine freiere Entfaltung hätte wagen können. Allerlei Eifersüchteleien in Rangfragen und pikante Geschichten, an denen die Zeit der régence und der Regierung Ludwigs des Fünfzehnten reich war, scheinen ihr wichtig genug, um ihren Enkelkindern übermittelt zu werden. Und doch war diese Frau ein starker Charakter; während der Schreckensherrschaft überdauerte sie die Unbill einer langen Haft mit ungebrochenem Mut und stritt beherzt für das Familienerbe, während ihr Sohn sich im Auslande aufhielt. Eben dieser Angelegenheit ließ die beinahe hundertjährige Greisin eine Audienz in den Tuilerien nachsuchen, wo General Bonaparte, derzeit erster Konsul, residierte. Sie hat diese Unterredung aufgezeichnet, nachdem Sohn und Enkelkinder schon alle zur letzten Ruhe eingegangen waren und sie allein gelassen hatten; und gerade hier scheint die Freude über einen Sieg, den sie nur ihrem Geist, ihrer Persönlichkeit dankte, einmal die starren Schranken zu durchbrechen, die das Reinmenschliche, das über Raum und Zeit Beredte, vom menschlichen Verstehen so leicht trennen. Hier meint man ihre leise ironischen, lächelnd überlegenen Antworten zu hören, ihr kaum merkliches Sichabwenden zu belauschen, als der Eroberer der Pyramiden — ce pauvre soldat! — sich herausnimmt, ihren Geist zu loben. Napoleon aber mochte in diesem ungebeugten Willen der stolzen Aristokratie eine ferne Wesensverwandtschaft fühlen, auch rührte ihn wohl der Gegensatz zwischen der welken Hülle und der noch immer elastischen Energie. Und er bewilligte ihr die Auslieferung ihrer Wälder „mit vollendeter Grazie" und beugte sich über ihre Hand wie weiland der vierzehnte Ludwig. Die Marquise läßt noch einige nicht uninteressante Erörterungen über die fernere Laufbahn Napoleons folgen, die freilich den hohen Flug seines Eroberungsgeizes nicht durchschauen, noch die Stufen des Kaiserthrones erreichen. Sie erwartete ein früheres Ende. Aber die letzten Zeilen der Memoiren klingen doch wie ein Nekrolog nach tragischem Kampf gegen das Schicksal und ohnmächtigem Erliegen: „Was ist ein Sieg in den Augen der Besiegten? Was gilt die Kraft gegenüber

dem Recht? . . . die Lorbeeren sind ein richtiges Symbol; sie geben im höchsten Falle Schatten, aber das ist auch alles . . ."

Eine enge Welt, in sich geschlossen, mit sich zufrieden, so daß sie die großen jenseits ihres Horizontes daherstürmenden Ereignisse nicht begreift, noch begreifen will — das war das Leben der Marquise. Wagen wir einen weiten Sprung in einen anderen Lebenskreis, ein Gefängnis, dem Licht und Ton verschlossen, aus dessen Dunkel uns dennoch rührend beredt eine Menschenseele entgegentritt. Helen Kellers Geschichte meines Lebens (Robert Lutz, Stuttgart, 37. Auflage) ist von Psychologen und Pädagogen schon seit Jahren aufs eingehendste beleuchtet und erläutert worden, da den Gelehrten diese den Stempel der Wahrhaftigkeit tragenden Bekenntnisse ein bisher sehr dunkles Forschungsgebiet, das Seelenleben der Taubblinden, auftaten. Indessen hätte des Buches Bedeutung für die Wissenschaft ihm kaum eine so weite Verbreitung gesichert, wenn nicht Schicksal und Persönlichkeit der Schreiberin unsere Teilnahme fesselten. Eine reine Kinderseele entfaltet sich da vor unseren Augen, die sich zurechtzufinden sucht in einer unbekannten Welt. Das gelingt ihr schließlich durch eine beispiellos tapfere Geduld mit Hilfe der ebenso ausharrenden Liebe ihrer Lehrerin, Fräulein Sullivan. In dem Maße aber, wo die tastenden Schritte inmitten unseres wohlbekannten Umkreises, der Körper und Geister sicherer werden, empfinden wir auch immer deutlicher, daß die von den unvollkommenen Sinnen jenseits der Pforten des Dunkels gefühlte Welt viel schöner und lichter ist als die Wirklichkeit. Wie könnte das auch anders sein? Das zu einem liebenswürdigen Menschen erzogene Mädchen hat überall, wohin sie kam, nur Liebe empfangen. Die bedeutendsten Männer der Zeit haben sich bemüht, dem Mangel ihres Wahrnehmungsvermögens entgegenzukommen und ihr dies oder jenes Schöne und Liebe lebendig nahezubringen. Das Häßliche verbirgt sich leicht vor Augen, die des eigenen Lichtes entbehren und wer würde wohl so unbarmherzig sein, ein armes Kind damit zu belasten, das am eigenen Schicksal schon schwer genug zu tragen hat? Es liegt eine herzbewegende Lehre in diesem Leben, dem die Devise „Kampf!" eigen ist wie kaum einem anderen, das sich in intensiver Tatfreude vollendet. Denn dieser innere Frieden, der sich in den sympathischen, reinen Zügen spiegelt, ist so mühevoll errungen. Davon spricht uns ein Absatz, den Helen Keller an einen Vergleich ihres Lebens mit dem der großen Welt schließt: „Manchmal allerdings befällt mich wie ein kalter Nebel ein Gefühl der Vereinsamung, wenn ich allein bin und vor dem geschlossenen Tore des Lebens wartend sitze. Da drinnen ist Licht und Musik und heitere Geselligkeit; aber mir ist der Eintritt verwehrt. Das Schicksal versperrt mir schweigend, erbarmungslos den Weg. Gern würde ich wegen seines unabweisbaren Beschlusses mit ihm hadern, denn mein Herz ist noch ungebärdig und leidenschaftlich; aber meine Zunge will die bitteren, nutzlosen Worte, die sich auf meine Lippen drängen, nicht aussprechen, und sie sinken in mein Herz zurück wie unvergossene Tränen. Unermeßliches Schweigen lagert über meiner Seele Dann naht sich die Hoffnung mit einem Lächeln und flüstert mir zu: ‚Auch im Selbstvergessen liegt Genuß.' Und so versuche ich das Licht in anderen Augen zu meiner Sonne, die Musik in anderen Ohren zu meiner Symphonie, das Lächeln auf anderer Lippen zu meinem Glücke zu machen."

Ein Leben in Schönheit, der Nacht und dem Schweigen abgerungen — das ist die Botschaft, die Helen Kellers Buch in alle Welt getragen hat. Werke solcher Art verdienen, daß man ihrer wieder einmal gedenkt um der vielen Trauernden im Dunkeln willen, die diese in ihrer Schlichtheit ergreifenden Bekenntnisse trösten und zum Licht führen können. Dies „Excelsior!" — bald Ermunterung den Wegemüden, bald Siegesruf von erklommener Höhe — ist ja der tiefste Inhalt des Lebens aller derer, die in großem oder bescheidenerem Umfang zu unsern Führern berufen sind. Bilder aus dem Leben und Schaffen einiger von ihnen gibt Hermann Oeser in seinem „Von Menschen, von Bildern und Büchern" (Eugen Salzer, Heilbronn), ein gedankenreiches Buch, das sich nur durch den nicht sehr bedeutenden, aus einer englischen Zeitschrift übersetzten Beitrag zur Ehegeschichte Carlyles nicht eben vorteilhaft einführt. Sehr

fein und anmutig aber fühlt sich Oeser in Burne Jones Farbendichtung ein. Hier steht auch die hübsche Definition des Begriffes der Schönheit, die zugleich Oesers künstlerischen Standpunkt deutlich kennzeichnet: „Werke von mächtigem Anteilsinhalte, der so reich ist, daß er auch uns noch ausfüllen kann, nennen wir ‚schön'. Dies geheimnisvolle, unbegründbare, undefinierbare Urteil ‚schön' bedeutet im Munde des Empfangenden die Liebe des Besiegten zum Sieger, die stumme, beglückte Überwundenheit einer Seele durch eine andere Seele, die als Waffe für diesen Sieg ein Lied, eine Komposition, ein Bild, eine Statue, ein Haus, ja auch ein Haus, wenn es nur in jeder Form das Symbol edler Häuslichkeit oder das Symbol der Anbetung, der edlen Freude war, benutzt hat." Das Bedeutendste gibt Oeser in seiner ausführlichen Studie Maeterlincks, mit dessen Schaffen er sich aufs innigste vertraut gemacht hat. Entgegen der Anschauung mancher Beurteiler, die im Werk des Flämen die mystischen und ethischen Elemente scheiden wollen, zeigt Oeser an vielen Beispielen, wie beides sich aufs Vollkommenste ergänzt und ineinander übergeht. Die späteren Werke, beginnend mit dem „Begrabenen Tempel" sind kein bewußtes Sichabwenden von einst gestellten Fragen an das Schicksal. Jene suchen nun schon klare Antwort zu geben und lösen denn auch befriedigend genug diese oder jene Frage, an der sich sonst der blinde Intellekt manch unschuldigen Menschenkindes tötlich verwundet hat. Uns nicht voll erkennbar, „denn wir zählen nur kurze Tage", weist Oeser in Maeterlincks Weltanschauung als oberstes Gesetz die Gerechtigkeit nach. Spuren ihres Wirkens finden sich schon in unserm begrenzten Dasein. Denn „im Gemüte des Menschen, der eine Ungerechtigkeit begeht, spielt sich ein unvergleichliches Drama ab. Jede Ungerechtigkeit erschüttert das Vertrauen, das ein Wesen in sich und sein Schicksal setzt. Es hat zu einer gegebenen Zeit, gewöhnlich in seiner ernstesten Stunde, darauf verzichtet, nur auf sich selbst zu bauen." Auf diesem Fundament erhebt sich in klaren sicheren Linien die Forderung zur Selbsterziehung, die gleichzeitig Erziehung zur Güte gegen den Nächsten und damit Vorbedingung für der Erdenwelt Wandlung zum Besseren ist. Dies Ziel schwebt ja allen vor, die über den Sinn des Lebens nachgrübeln, und mannigfaltig sind die Wege, die den einzelnen Denkern gangbar erscheinen. Scharf definiert sind sie in Björnsons Werk, dem ein „Spiegelungen der Christenheit bei Björnson" betitelter Abschnitt gewidmet ist, wunderlich verworren bei Eduard Douwes Dekker, der sich den Dichternamen Multatuli gab, das ist: „ich habe viel getragen." Wahrlich haben unter den Wahrheitsuchern zu Recht auch diejenigen ihren Platz, die Irrwege gingen. Das Flackerlicht ihres Geistes beleuchtet grell die Antinomien des Lebens und erschließt Dunkelheiten, an denen der Fuß der Leidenschaftslosen in Sicherheit vorübergeht. Menschen wie Multatuli wird selbst ihr Herzschlag zur Melodie der Ruhelosigkeit und wir können kaum glauben, daß dem Asyl seiner letzten Lebensjahre, dem stillen Landhäuschen am Mittelrhein, die Stürme von einst ganz ferngeblieben sind.

Wer sich einwiegen lassen will in den Abendfrieden eines ausruhenden Menschenlebens, der greife zu Wilhelm Steinhausens feinem stillem Buche „Aus meinem Leben" (Martin Warneck, Berlin). Nicht eine festumrissene, streng an die Erlebnisfolge gebundene Lebensbeschreibung gibt der Malerpoet in diesen Blättern, sondern lose aneinandergereiht Erinnerungen und Betrachtungen, wie die Stunden des Ausruhens sie bringen und verflattern lassen. Hier sind sie in der weichen Frische ihres Auftauchens festgehalten und irgendwie scheint, ob auch hier nur der Erzähler und Dichter zu uns reden will, die Farbensprache seiner Bilder immer gegenwärtig wie eine leise begleitende Melodie — besonders jener Landschaften, wo beim Verglimmen der letzten Sonnenstrahlen Wolken und Winde ruhen. „Tagebuchblätter" hat der Künstler eine Reihe dieser Bildchen genannt, die im Städel in Frankfurt stimmungsvoll in einem Sonderkabinett vereint sind. Auch dies Buch schmücken einige solcher verträumten Landschaften, so daß ein mit Steinhausens Kunst unbekannter Leser genug von der Art seiner Bilder erfährt, um die Harmonie dieses Charakters zu begreifen. Das Mißbehagen, das ihm so manche Auswüchse der modernen Richtung verursachen,

äußert sich gelegentlich in den Aphorismen in einer Kritik, die bei aller Milde das Wesensfremde entschieden abzulehnen weiß: „der Unterschied zwischen Kunst und Kunst ist der Unterschied zwischen Vergänglichem und Unvergänglichem. Man versteht sich im Vergänglichen, ja — im Unvergänglichen, ja — aber in beidem zugleich?" Steinhausens Verehrer werden dies Buch liebgewinnen und schätzen und neue Freunde werden sich zu ihnen gesellen. Beda Prilipp in Berlin

Der deutsche Lausbub in Amerika. Erinnerungen und Eindrücke von **Erwin Rosen.** Dritter Teil. (Band XV der 4. Serie der Memoirenbibliothek.) Stuttgart, Robert Lutz. Preis geb. 6 Mark.

Nach dem kubanischen Feldzug sollte das Signalkorps der Vereinigten Staaten-Armee in Fort Myer, dem späteren Schauplatz der ersten offiziellen Flüge der Brüder Wright, neu formiert werden. Der ehemalige deutsche Gymnasiast war einer der neun Sergeanten, die die Riesenarbeit der Ausbildung der neuen Truppe zur Aufgabe hatten. Wie die Leute und ihre beiden Offiziere die Arbeit anpackten, welcher Geist die kleine Truppe beseelte, das läßt Rosen mit gewohnter Meisterschaft den Leser mitempfinden. Sein unruhiges Blut litt ihn jedoch nicht mehr lange in der Uniform, sein Sinnen und Trachten war der Weg zur Zeitung. Hier lag das Feld, dessen Beackerung ihm Lebensberuf dünkte. Flott geschriebene Skizzen aus dem Reporterleben, die interessante Einblicke in den Betrieb der großen amerikanischen Tageszeitungen gewähren und die auch das wahnsinnige Hetzen und Jagen nach dem Dollar kennzeichnen, bilden daher einen großen Teil des vorliegenden dritten Bandes. Als Abschluß seiner amerikanischen Erlebnisse erscheint aber wieder ein echtes Lausbubenstück, in das sich der Verfasser Hals über Kopf stürzte. Wie ein Operettenmotiv mutet dieser Flibustierzug nach Venezuela an. Nicht die äußeren Geschehnisse sind es jedoch, die den Wert der Rosenschen Lausbubenbücher bedingen, sondern das frische unbekümmerte Arbeiten, das geschildert wird, und die Freude darüber, die aus jeder Zeile sprüht, das ist das beste am Buche. Sch.

Theologie

Das von **Friedrich Michael Schiele** und **Leopold Zscharnack** unter Mitwirkung von Hermann Gunkel und Otto Scheel herausgegebene und von einer Reihe bekannter Gelehrten redigierte Handwörterbuch „**Die Religion in Geschichte und Gegenwart**" erreicht nunmehr mit dem fünften Bande seinen Abschluß. Daß mit der Veröffentlichung dieses Werkes eine außerordentlich wertvolle Leistung vollbracht wurde, unterliegt keinem Zweifel. Durch Stichproben konnten wir uns überzeugen, daß die einzelnen lexikalischen Artikel streng sachlich und dabei doch gemeinverständlich abgefaßt sind. Die ungeheure Reichhaltigkeit des Inhalts wird dem Werke auch außerhalb der in erster Reihe interessierten Fachgelehrten Freunde werben, zumal der Verlag (J. C. B. Mohr [Paul Siebeck] in Tübingen) für eine würdige Ausstattung gesorgt hat. Der Subskriptionspreis im Betrage von 120 Mark für das broschierte und 135 Mark für das in Halbfranz gebundene Exemplar erlischt mit dem 31. Dezember dieses Jahres. Vom 1. Januar ab tritt der erhöhte Ladenpreis von etwa 120 bzw. 150 Mark in Kraft. *

Kinderspiele

Von der künstlerischen Bewegung der letzten Jahre, die uns die schönen Bilderbücher von Kreidolf, Thoma, von Volkmann u. a. gebracht haben, konnten auch die Spiele profitieren. Eine reiche Auswahl steht uns da für unsere Kinder heute zu Gebote. Zu den guten Firmen auf diesem Gebiete rechnet O. Maiers Verlag in Ravensburg. Neuer bringt er uns das stets wieder gern gesehene „Wettrennen" in künstlerischer Ausstattung zu 4 Mark. Von den „Quartetten" seien besonders die „Gemälde neuerer Meister", mit Namen wie Feuerbach, Uhde, Thoma u. a., sowie das sehr hübsch ausgestattete „geschichtliche Quartett" genannt (1,20 bis 1,50 Mark). Das „lustige Bilderlotto", dessen schöne Bilder von Lena Bauernfeind entworfen sind, wird in den Kinderstuben stets aufs neue Freude erregen und verdient volle Anerkennung (2 Mark); kleinen kunstfertigen Händen wird

der Kasten für das im Fröbelschen Sinne ausgestaltete „Modellieren von Papierkörbchen" manche amüsante und anregende Stunde bereiten.

Ein Hinweis auf die kürzlich erschienene Neubearbeitung des „Illustrierten Spielbuchs für Knaben" von Hermann Wagner, das seine fünfundzwanzigste Auflage erlebt, wird vielen willkommen sein (Verlag von Otto Spamer in Leipzig). Der Herausgeber, Dr. Alexander Lion, hat sich der Mühe unterzogen, den Text den jetzt geltenden Gesichtspunkten im Spiele der etwa zehnjährigen und älteren Knaben anzupassen. So sind z. B. die Gelände- und Pfadfinderspiele sowie überhaupt alle möglichen Zweige des für die Jugend geeigneten Sports behandelt. Bekanntlich bietet aber das Buch noch mehr: Anleitung zur Betätigung der Handfertigkeit, Übungen und Spiele zur Schärfung des Denkens usw. Die zweihundertundneunzig Textabbildungen und die farbigen Tafeln erhöhen seinen Wert. Es kostet gebunden 4,50 Mark. Dr. S.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6518.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 26/27.

Pädagogium

Zwischen Wasser u. Wald äusserst gesund gelegen. — Bereitet für alle Schulklassen, das Einjährigen-, Primaner-, Abiturienten-Examen vor. Auch Damen-Vorbereitung. — Kleine Klassen. Gründlicher, individueller, eklektischer Unterricht. Darum schnelles Erreichen des Zieles. — Strenge Aufsicht. — Gute Pension. — Körperpflege unter ärztlicher Leitung.

Waren in Mecklb.
am Müritzsee.

Ruſſiſche Polenpolitik

Von George Cleinow in Berlin-Friedenau

In einem ſeiner letzten Mittwochsaufſätze in der Kreuzzeitung hat Theodor Schiemann, der Berliner Profeſſor für oſteuropäiſche Geſchichte, Kunde von einem Dokument gegeben, das, angeblich im franzöſiſchen Generalſtab ausgearbeitet, jüngſt in der ruſſiſchen Preſſe große Beachtung fand. Es handelt ſich um eine Denkſchrift, in der unterſucht wurde, welche militäriſchen Gründe, die ja die Hauptgrundlage des Zweibundes bilden, maßgebend für eine Ausſöhnung Rußlands mit den Polen ſein könnten. Die Denkſchrift kommt zu dem Ergebnis, daß Rußland durch eine Berückſichtigung der polniſchen Wünſche ſeine Kriegsmacht um rund 600 000 Mann auf Koſten Deutſchlands und Öſterreichs verſtärken könnte, wobei vorausgeſetzt wird, daß unſere polniſchen Mannſchaften ſich der ruſſiſchen Armee zur Verfügung ſtellen würden. Ohne uns auf eine Polemik mit den Auffaſſungen des angeblichen franzöſiſchen Generalſtäblers einzulaſſen, möchten wir doch die Aufnahme, die die Denkſchrift in Rußland fand, als ein Symptom dafür auffaſſen, daß wieder einmal unverantwortliche Kreiſe und Perſonen an der Arbeit ſind, dem Gedanken an die Möglichkeit einer Intervention zugunſten der Polen Nahrung zu geben, ein Phantom, das wie kein anderes dazu beigetragen hat, die Polen politiſch auf den Stand nach 1863 ſinken zu laſſen. Uns ſcheint es lediglich angebracht, doch einmal die in der ruſſiſchen Polenpolitik maßgebenden Geſichtspunkte kennen zu lernen, um daraus zu erkennen, wie ſich die franzöſiſchen Vorſchläge im Spiegel der politiſchen Praxis zeigen. Es geſchieht hiermit durch Wiedergabe eines Auszuges aus meiner Arbeit „Die Zukunft Polens“*), deren zweiter Band (Verlag von Friedr. Wilh. Grunow, Leipzig) in einigen Tagen der Öffentlichkeit übergeben wird.

*) Der erſte Band erſchien 1908 bei Friedr. Wilh. Grunow, Leipzig. Preis 8 M., gebunden 10 M.

Wer nur oberflächlich auf die Äußerungen der russischen Polenpolitik sieht oder sich gar auf die fast immer einseitigen Berichte der katholischen und sozialistischen Presse verläßt, kann leicht zu dem Eindruck kommen, der russische Beamte in den ehemals polnischen Landesteilen Rußlands wüte ziel- und planlos in einem eroberten Gebiete, und hinter dem Chaos von Gesetzen, Polizeivorschriften und Gouvernementsbefehlen stehe lediglich die Willkür und der Eigennutz ungetreuer Satrappen. Das eingehende Studium zeigt ein anderes Bild.*)

So wenig die scharfen Zugriffe auf wirtschaftlichem Gebiet nach 1863 ein blindes Rachewerk darstellten, so wenig darf man die Haltung der russischen Machthaber in politischer Beziehung planlos nennen. Bei allen Mißgriffen, scheinbaren Konzessionen, Roheiten und Torheiten, die seitens aller Instanzen im Zartum Polen gelegentlich begangen wurden, findet der aufmerksame Beobachter doch zähes und konsequentes Zusammenwirken aller Faktoren, um einer großen Idee zum Siege zu verhelfen. Man braucht nur die trockenen, von allem gefühlsmäßigen Beiwerk freien Jahresberichte des Reichsrats durchzublättern, um einen Begriff von der eisernen Konsequenz der russischen Gesetzgebung zu erhalten. Von der Tätigkeit eines Murawjoff in Litauen bis zur Einführung des Gerichtsstatuts im Zartum und im Südwestgebiete, geht, wenn sich auch hier und da Unter- und Nebenströmungen stärker in den Vordergrund drängen, eine gerade Linie. Seit 1868, das ist, seitdem die russischen Panslawisten eine genaue ethnographische Grenze zwischen Polen und Russen festgestellt zu haben glaubten, scheint die Aufgabe der russischen Polenpolitik zwar näher gefunden, als wie sie Peter der Große angibt, oder wie sie uns aus dem Verhalten Alexanders des Ersten kenntlich wird, doch liegt sie in derselben geraden Linie, die Iwan der Grausame und Peter auf den Westen weisend, bestimmten. Sie ist nur praktischer erkannt und präziser umrissen. Man denkt wohl an die Gewinnung der Weichselmündung, aber der Gedanke findet in keiner der gesetzlichen Unternehmungen nachweisbaren Ausdruck. Ein enger, scheinbar unnational gefaßter Staatsbegriff, in dem das Wort „wirtschaften“ und damit der Begriff „gemeinsame Interessen aller Staatsangehörigen“ seinen besonderen Wert hat, scheint die Handlungen des Gesetzgebers ohne Hintergedanken und weitere Absichten zu leiten.

Damit steht durchaus in Einklang, wenn der Panslawismus sowohl in seiner moskowitischen, wie in seiner universellen Form amtlich bekämpft wird. Die Annäherung der Polen an andere Slawenvölker, besonders auch an die Russen, wird zwar von niemand gestört, aber auf eine Aussöhnung mit Rom gibt man nichts, seit man angesichts der durch Jahrhunderte vertieften Spaltung

*) Meine Auffassungen sind im Buch selbst genauer begründet und mit allem irgendwie zugänglichen Material belegt. Lediglich aus Rücksicht auf den Raum bleiben die zahlreichen Fußnoten hier fort.

das Utopische des Gedankens erkannt hat; man begnügt sich mit korrekten Beziehungen zum Vatikan.

Man bescheidet sich nach außen hin mit der Erhaltung des Russentums, wo es auch nur noch das geringste Lebenszeichen verrät. Man begnügt sich angeblich mit der Rolle des Verteidigers bedrohten nationalen Besitzes. Hiermit kommen wir an einen Drehpunkt! Hier ist die Stelle der russischen amtlichen Politik, von der aus betrachtet sie uns doch nicht so harmlos erscheinen darf: zum mindesten mutet sie uns widerspruchsvoll, ja geheimnisvoll an. Wir sehen uns plötzlich Maßnahmen gegenüber, die in direktem Widerspruch stehen, zu der im Namen des Staatsbegriffs stehenden Gesetzgebung in der Polenfrage und wir sehen aus der Defensive sich eine recht energische Offensive entwickeln. Da gilt es sich denn zu erinnern, daß das Zarenreich bis auf den heutigen Tag in Spannung gehalten wird durch den Kampf, den der alte Kijew-Moskauer Glaubensstaat, den Peter der Große durch Schaffung des Heiligsten Synods glaubte dem modernen Staatsbegriff unterworfen zu haben, gegen jede moderne Entwicklung im Staatsleben führte. Im Heiligsten Synod lebt dieser alte Staatsbegriff bis heute fort, ernstlich gefährdet eigentlich erst im Jahre 1905, als liberale Russen zusammen mit einem Teil der orthodoxen Geistlichkeit die Einberufung eines Kirchenkonzils forderten und der erste Nachfolger Pobjedonosszews sich bereit erklärt hatte, ein Kirchenkonzil einzuberufen.

Man sucht die Uniaten zurück unter die russische Kirche zu bringen, nachdem man den polnischen Bauern überhaupt, also auch den unierten, wirtschaftlich gegen die polnischen Grundherren gestärkt hatte. Weiter sucht das Russentum mit Mitteln kirchlicher Zucht, der Verwaltung und der Wirtschaft von Litauen, Westrußland und Kleinrußland her, in das durch die Herrschaft des Code Napoleon und das Hypothekenstatut in sich geschlossene Verwaltungsgebiet des Zartums einzudringen und die Absprengung des sogenannten Cholmer Landes, aber auch die Revolution unter den Ruthenen in Ostgalizien durch geschickte Agenten vorzubereiten. Die Polenfrage soll für Rußland nach Möglichkeit auf das kleine Gebiet beschränkt werden, in dem die wirklichen katholischen Polen ethnographisch herrschen! Die Polen als solche läßt man im Zartum noch unbehelligt, solange sie nicht Propaganda unter der „russischen" Bevölkerung treiben oder gegen den russischen Staat und seine Bundesgenossen der inneren und auswärtigen Politik Front machen. Die Versuche, den polnischen Katholizismus zu entnationalisieren, hat man dem Anschein nach aufgegeben.

In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister!

Bringen die bisherigen Erwägungen uns dem Verständnis der Motive der russischen Polenpolitik etwas näher, so lassen einige Tatsachen aus der praktischen Politik uns wieder an der Richtigkeit des betretenen Weges zweifeln.

* * *

Alexander der Zweite hatte sich die Wirkungen seiner großen Reformen von 1861/64 in Rußland anders vorgestellt, als wie sie bald offenbar wurden. Auch seine Reformen im Zartum hatten zunächst unhaltbare Zustände geschaffen. Aufgabe der Bureaukratie war es, diese Zustände zu beseitigen, ohne die großen Ziele der Reform, das ist die endgültige Unterwerfung der Polen unter die Macht Rußlands, in Frage zu stellen. Und nun meldeten sich die Schwierigkeiten, die Kämpfe der Ressorts gegeneinander, Uneinigkeit, Verkennung der Absichten, persönliche Interessen und das schlimmste, die Rückwirkung aus der internationalen Politik. Das Kirchenressort betrieb eine Politik, die den Instruktionen der Generalgouverneure direkt entgegenwirkte; Finanz- und Justizministerium faßten ihre Aufgaben anders auf, wie das Ressort des Innern, und die obersten Chefs der Verwaltung, die Generalgouverneure mußten schließlich eine in sich widerspruchsvolle Schaukelpolitik treiben, um ihre eignen Instruktionen mit den lokalen Bedürfnissen in Einklang zu bringen. Das Gesamtbild ist folgendes: es wurden gegenüber der aggressiven Politik des Heiligsten Synods die Augen geschlossen, solange es ging, — die unruhige Masse des Volksganzen wurde durch drakonische, nur durch Bestechlichkeit gemilderte Polizeivorschriften im Zaume gehalten, und nur die Einflußreichen, die sich den regierenden Beamten friedlich näherten, wurden verhätschelt und bevorzugt. Mit Zuckerbrot und Peitsche wurden die erwerbstüchtigen Kreise zu loyalen Untertanen des Zaren gemacht. Die wilde Agitation der Moskowiter wirkte zwar hie und da schon in den unteren Organen, doch beschränkte sie sich vorläufig darauf, Beamte heranzubilden, die nach dem Tode Alexanders des Zweiten und nach dem Fortgange Albedinskis als Gefolgschaft des Generalgouverneurs Gurko im Zartum erscheinen würden.

Wenn die politischen Fortschritte des russischen Staates in Polen dennoch nicht dem wirtschaftlichen Aufschwung, den die Polen unter Alexanders des Zweiten Regierung genommen hatten, entsprachen, so waren daran die innerpolitischen Zustände im russischen Reich und seine internationale Lage schuld, die gemeinsam ein zielsicheres Wirken der russischen Bureaukratie lähmten.

Seit der Bauernbefreiung kämpften in Rußland zwei Richtungen um die Anerkennung: die Großgrundbesitzer suchten die sie schwer belastenden wirtschaftlichen Folgen der Bauerngesetze von 1861 nach Möglichkeit im eigenen Interesse zu mildern; die gebildeten Städter strebten eine weitere Anerkennung der liberalen Ideen in der Gesetzgebung an. Den Anforderungen beider Richtungen waren weder der Regierungsapparat noch die Intelligenz der Provinzialbeamten gewachsen. Bis zur Mitte der 1870er Jahre war die großagrarische Reaktion auf der ganzen Linie siegreich vorgedrungen. Die Leiter der Staatswirtschaft mußten nämlich je länger um so mehr erkennen, daß die Bauernreform, unpraktisch durchgeführt, die Staatswirtschaft weit über das Können des Staates belastete, ohne als Äquivalent sofort dem frei gewordenen Bauern ein erhöhtes Maß von Leistungsfähigkeit geben zu können. Die Bureau-

kratie, deren Vorbildung mit den gesteigerten Anforderungen der Reformgesetzgebung nicht gleichen Schritt gehalten hatte, befand sich infolgedessen aus den angedeuteten wirtschaftlichen Gründen vielfach in Übereinstimmung mit den Großgrundbesitzern. Da man es aber nicht wagte, auch wohl praktisch nicht mehr konnte, am Gesetz vom 19. Februar 1861 durch geeignete Ausführungsbestimmungen zu rütteln, suchte man sich zu helfen durch Einschränkung der politischen Freiheiten und brachte die Masse der Bauern auf Umwegen durch Polizeivorschriften unter die Oberhoheit des Gutsadels zurück. Die Umwege aber konnten die nicht bäuerliche Bevölkerung nicht unberührt lassen; sie führten über alle jene Neubildungen, die seitens der Liberalen in Stadt und Land als Vorstufe für ein verfassungsmäßiges Dasein in Rußland betrachtet wurden: über das Sjemstwostatut, das Gerichtsstatut, die Preßfreiheit usw. Infolgedessen wurden durch die Neuerungen nicht die Bauern allein betroffen, sondern, und zwar am schwersten, auch die gebildeten und liberal denkenden Kreise.

Die Reaktion konnte daneben um so leichter gegen die Freiheiten der Reformepoche wirken, als ihre Träger mit Recht auf die schweren nationalen Gefahren hinweisen konnten, denen ein geschwächtes Rußland angesichts der Veränderungen in West- und Mitteleuropa mehr und mehr ausgesetzt war.

Je länger, um so mehr fanden die sogenannten Konservativen bei den Leitern der Regierung Anklang — hauptsächlich, weil sie es verstanden, nationale Motive als für ihre Anschauung maßgebend voranzustellen.

Den Ausgangspunkt der nationalen Motive bildet der polnische Aufstand von 1863/64.

Am 21. April 1865 schrieb der Freund Alexanders des Zweiten Fürst Wjasemski in sein Tagebuch: „Gestern besuchte ich den in Ungnade gefallenen Konstitutionalisten Orlow-Dawydow ... Hier herrscht in den Köpfen eben solch ein Wirrwarr (eralasch, wörtlich = Unsinn) wie in der Witterung .... Aus der Unterhaltung hörst du allgemeine Unzufriedenheit; doch bei jedem von seinem besonderen Gesichtspunkt aus, infolgedessen wäre es auch unmöglich, die Ideen zusammenzuführen; jeder will nicht das, was der andere fordert. Übertreibungen, Jähzorn, Deklamationen machen jede Unterhaltung für den unerträglich, der nicht vom allgemeinen Fieber angesteckt ist." Am 23 April ist Wjasemski bei der Prinzessin von Oldenburg und bei der Großfürstin Katharina Michailowna, tags darauf beim Fürsten Meschtscherski. Er knüpft an diese Besuche folgende Bemerkung: „... Man hört hier solche plumpen Reden und rohe Ansichten, daß ich wie Kutusow verfahren möchte, ... die Leute an den Puls fassen ... und sie fragen: bist du krank, mein Täubchen? ... und alles das infolge von Gehirnentzündung durch einen rasenden Patriotismus. Sie sprechen von russischer Demut, von russischer Frömmigkeit, und doch verwandelt sich diese Vaterlandsliebe in Haß gegen alles, was nicht russisch ist, und gegen alles, was nicht im Einklang steht mit dem Menschenfresser-Katechismus dieser politischen und engherzigen Sektierer."

Das war zu derselben Zeit nach dem polnischen Aufstande, von der ein alter Sozialist schreibt: „Der Bürgerkrieg von 1863 in Polen hatte eine revolutionierende Wirkung auf die russische Gesellschaft ... Menschen, die prinzipiell jeder Nation das Recht auf kulturelle Selbstbestimmung zutrauten, verloren sich selbst, als der Bürgerkrieg zwischen zwei verwandten Nationen begann; die Polen zu unterstützen galt ihnen unvereinbar mit den Gefühlen des Patriotismus, und deshalb traten die meisten von ihnen auf die Seite der Regierung. Katkow, der den Augenblick vorzüglich nutzte und die russische Fahne entrollte, gelang es, viele Wankelmütige in den Netzen der Reaktion zu fangen."

Der Aufstand vernichtete mit einem Schlage und für lange Zeit den Einfluß der Petersburger liberalen Gruppen auf die Bureaukratie und stempelte die Wiedervereinigung der Uniaten mit der orthodoxen Kirche ebenso zu einer nationalen Notwendigkeit wie die Knebelung der Presse. Graf Dimitri Tolstoj kam zur Macht und damit seine Ansichten über die nationalen Aufgaben der russisch-orthodoxen Kirche zur Anerkennung. Bis zum Jahre 1873 waren alle diese reaktionären Einflüsse so stark geworden, daß die Regierung mit einer erneuten Verfolgung der Sekten, der Kleinrussen, Deutschen, der Selbstverwaltung und Schulen und damit zusammenhängend des gedruckten Wortes beginnen konnte. Einzig gestützt auf einige hundert Großgrundbesitzer nahm die orthodoxe Bureaukratie den Kampf gegen sämtliche Untertanen des Selbstherrschers auf.

Immerhin war man klug genug, zu verstehen, daß man die beiden nächst dem Russentum selbst für das russische Staatsganze wichtigsten Nationalitäten, Deutsche und Polen, nicht zu gleicher Zeit bekämpfen durfte, ohne das Reich in noch schwerere, vielleicht gar mit internationalen Krisen verbundene Verwicklungen zu werfen. Und hierin finden wir den Schlüssel für zwei Erscheinungen: für die öffentliche Zurückweisung der Ssamarinschen Agitation gegen das Deutschtum und für die Zurückweisung des Panslavismus als einer politischen Gefahr durch Alexander den Zweiten. Die Deutschen waren immer noch die Zuverlässigeren neben den Polen, und die internationale Lage ließ es taktisch richtiger erscheinen, erst mit den Polen aufzuräumen; die endgültige Unterwerfung der Deutschen konnte man einer späteren Generation überlassen, wenn sie durch ihre Tätigkeit als Beamte den Haß des gesamten Russenvolkes auf sich gezogen haben würden. Der Kampf gegen die Polen im Königreich war auch im gegebenen Augenblick leichter als gegen die Deutschen, weil er sich anknüpfen ließ an die Maßnahmen im Westgebiet, in Litauen, Weißrußland, Wolhynien und Podolien.

Immerhin mußte man im Zartum vorsichtig auftreten, um nicht auch dort eine Interessengemeinschaft zwischen den verschiedenen Volkskreisen eintreten zu lassen, wie sie in den russischen Gouvernements zwischen der studierenden Jugend, der Arbeiterschaft und den gebildeten Kreisen in Stadt und Land immer deutlicher zutage trat.

Krapotkin, der bekannte Anarchist, bereitete schon im Jahre 1872 einen Arbeiteraufstand vor, da nach seiner Auffassung ein Krieg zwischen Deutschland und Rußland unvermeidlich war. Die Sjemstwoleute und Stadtliberalen aber hofften noch, daß Alexander ihnen eine Volksvertretung zubilligen werde.

Inmitten dieser Stimmungen und Verhältnisse wandte sich der Zar gelegentlich eines Aufenthaltes in Moskau an den Adel und forderte ihn auf, der Tradition entsprechend, auch in dieser schweren Zeit die Stütze des Thrones zu sein. Alexander der Zweite nannte sich ein Mitglied des Moskauer Adels und sagte, der Adel bilde die stärkste Stütze des Thrones, und Gott gebe, daß diese Stütze niemals wanken möchte. Die russischen Liberalen und ganz besonders auch der Gelehrtenkreis um den „Wjestnik Jewropy", knüpften daran die weitestgehenden Hoffnungen bezüglich Berufung wenigstens des Adels zu gesetzgebender Arbeit. Die Radikalen und Föderalisten sahen darin nur eine neue Gefahr, und Dragomanow, der Kleinrusse, hat solchem Bangen beredten Ausdruck verliehen. Dragomanows Deklamationen nutzten aber ebensowenig wie die Warnungen Wjasemskis, die Tiefe der russischen Begeisterung nicht zu überschätzen. Der Zar-Befreier führte die russische Armee auf den Balkan, um die slawischen Brüder dem Türkenjoch zu entziehen. Man glaubte allgemein, nunmehr würden, wie nach dem Krimkriege, wieder völkische Gesichtspunkte in den Vordergrund rücken. Die Sjemstwo organisierten opferfreudig das Verpflegungswesen und den Samariterdienst. Die Reihen der Narodniki lichteten sich, weil zahlreiche Studenten als Kriegsfreiwillige zu den Regimentern strömten. Aller innere Streit hörte auf, weil die Gebildeten aller Stände fest davon überzeugt waren, daß ein Zar, der unter dem Losungswort der Befreiung eines Brudervolkes in den Krieg zog, auch die berechtigten Forderungen der eigenen Völker nicht mehr unberücksichtigt lassen würde.

Der Krieg ging zu Ende — siegreich nach schweren Opfern, und nachdem er die Erkenntnis geweckt hatte, wie morsch das russische Verwaltungssystem war. Die Hoffnungen der Liberalen wurden aber nicht nur nicht erfüllt, sondern die Reaktion, die aus der Kriegsstimmung heraus neue moralische Kräfte geschöpft hatte, setzte mit verschärfter Macht ein. Die Narodniki, die vorher auf den Terror verzichtet hatten, sahen nunmehr im Meuchelmord das einzige Mittel, um die Selbstherrschaft zu erschüttern. Viele Liberale gaben ihnen recht, und es gab einen Augenblick, nach dem Nihilistenkongreß zu Lipetzk im Jahre 1879, in dem die radikale Sjemstwopartei entschlossen war, mit den Terroristen zu paktieren, sofern diese auf den Kaisermord verzichteten.

Der Zar seinerseits wurde über die Stimmung im Lande falsch unterrichtet. Er hoffte, daß die gebildete russische Gesellschaft gegen das nichtswürdige Treiben der Sozialrevolutionäre auftreten würde, sobald man sie dem Abgrund gegenüberstellte, in den die Nihilisten das Reich trieben. Infolgedessen ordnete er vollste Öffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen gegen die Revolutionäre an. Die Ansicht erwies sich als falsch. Der russische Richter,

herangebildet in der Zeit der liberalen Ära von 1861 bis 1864 und verbittert durch die immer schärfer wirkende Reaktion, vermochte in den Terroristen keine Verbrecher zu sehen, sondern lediglich Opfer der herrschenden Regierungsprinzipien. Das Publikum, Studenten, vielfach Söhne des höchsten Adels, applaudierte in den öffentlichen Sitzungen dem Freispruch eines politischen Mörders und beleidigte Richter und Geschworene in gröbster Weise, die in dem politischen Mord nur das gemeine Verbrechen erkennen konnten, und so wandte man sich auch mit um so besserem Gewissen an die bewährten Grundlagen des Russentums, an die Orthodoxie „. . . il vous manque quelque chose, c'est le pravoslavié" hatte Wjasemski an Nesselrode geschrieben! Das waren ganz allgemein die Gründe aus der inneren Politik, die die russische Regierung zwangen, sich im Zartum Polen — wo inzwischen nach dem Zustandekommen eines Bündnisses zwischen der „Narodnaja Wolja" und dem (polnischen) „Proletariat" der Terror gleichfalls als Kampfmittel der Sozialisten anerkannt ward — nach Bundesgenossen umzusehen, und sie bediente sich dazu der Petersburger Liberalen, die sich seit dem Jahre 1866 einen Mittelpunkt in der Monatsschrift „Wjestnik Jewropy" geschaffen hatten. Ihr Vertreter war der bekannte, weit und breit geschätzte Rechtsanwalt W. D. Spassowicz (den interessanten Lebenslauf dieses für die gesamte Polenfrage bedeutenden Mannes s. Zukunft Polens Bd. II Kapitel X.)

* * *

In einem autokratisch regierten Lande spielt die Auffassung des Selbstherrschers, der doch die Richtung der Gesamtpolitik angeben sollte, für jedes politische Problem eine besonders schwerwiegende Rolle, und diese wird um so gewichtiger, je eigenartiger die Persönlichkeit des Selbstherrschers ist. Von dem Charakter des Zarbefreiers haben uns die Historiker noch keine abgeschlossene Meinung gegeben: hochfliegender Ehrgeiz und Idealismus kämpften in ihm um die Vorherrschaft, während er von dynastischen und nationalen Stimmungen hin und her gezerrt wurde. Seine Politik ist nach innen und außen unklar, vollzieht sich ruckweise, sprunghaft. Was davon auf das persönliche Konto des Zaren zu setzen ist, was sich aus den Umständen, aus den Abhängigkeiten erklärt, kann hier nicht im einzelnen untersucht werden.

Nur einige Worte über die Persönlichkeit des Zaren seien hier eingeflochten. In der Zeit der großen Reformen steht Alexander der Zweite vor uns als der weitblickende Herrscher, der, nachdem er sich einmal von der Unhaltbarkeit der von seinem Vater überkommenen Zustände überzeugt hatte, tief einschneidend zugriff: als Selbstherrscher. Der Gedanke, daß jede staatliche Initiative nur von ihm ausgehen könnte, beherrscht sein Wesen, und die Auffassung, daß jede Anregung, die nicht von ihm selbst ausging, einen Angriff auf seine selbstherrlichen Rechte bedeute, hat seinen sämtlichen Regierungshandlungen den Stempel aufgedrückt. Der Zarbefreier ist zugleich ein Radikaler und ein Zauderer gewesen; ein Radikaler, wenn es galt, einen einmal aufgegriffenen Plan der

öffentlichen Behandlung zu überweisen, ein Zauderer, wo er begangene Fehler verbessern, Maßnahmen den praktischen Bedürfnissen anpassen sollte. Er brauste leicht auf*), glaubte aber, in der Aufregung geäußerte Ansichten nicht öffentlich modifizieren zu dürfen. Solche Auffassungen von seiner Stellung als Selbstherrscher wurden getragen von einer persönlichen Treue, wie sie die Geschichte selten zeigt. Sie kommt zum Ausdruck ebenso in seinem Verhältnis zu seinem Oheim, dem Könige von Preußen, wie zu seinen Beamten und den nicht ebenbürtigen Freunden seines Hauses. Aus dieser Grundanlage seines Charakters erklärt sich häufig seine Stellungnahme zu den Folgen seiner eigenen Werke, zu den notwendigen, im voraus erkennbaren Folgeerscheinungen seiner radikalen Reformen. Wie er seine Freunde nicht wechselte, so hielt er fest an seinen Ratgebern, oft genug zum Schaden seiner eigenen Politik. Das Verhalten Österreichs im Krimkriege hat ihn als eine tiefe Undankbarkeit gegen sein Haus persönlich verletzt. Die Polen nennt er undankbar, weil sie die ihnen aufgenötigten Segnungen des Wielopolskischen Regimes nicht annahmen, obwohl doch der Marquis nirgends in der Warschauer Gesellschaft namhaften Anhang hatte; und doch hätte größere Standhaftigkeit bei der Verfolgung der Absichten wahrscheinlich auch die Polen von 1863 zur Unterwerfung unter den zarischen Willen und unter ihr eigenes Glück gezwungen! Die sozialen und liberalen Reformer seines Landes identifiziert Alexander aber ohne Umschweife mit der internationalen Revolution und bezeichnet sie als gemeine Verbrecher, ohne zu bedenken, daß es doch Geschwister seines eigenen radikalen Geistes sind, die mit ihm in der nikolaitischen Epoche aufgewachsen waren. Bei solcher Geistesverfassung fanden jene Stimmen um so leichter Widerhall in ihm, die den zarischen Absolutismus als etwas russisch-völkisches, als einen untrennbaren Teil moskowitischer Kultur hinstellten, von der er, der Zar, nicht abgehen dürfe. Solche mehr gefühlsmäßige Hingabe an das Moskowitertum hat den Zaren in den Krieg zur Befreiung der Balkanslawen getrieben, hat ihn danach verleitet, sich jener heiligen Schar anzuvertrauen, die sich anmaßte, ihn vor den Attentaten der Narodnaja Wolja schützen zu wollen, während doch russische Richter die Revolutionäre freisprachen und russische Edelleute solchem Freispruch Beifall klatschten, hat ihn aber auch — und das ist der springende Punkt — in Gegensatz zu den eigenen modernen Staatsideen gebracht und hat die Macht des kirchlichen Staatsgedankens, den der Minister Tolstoj so nachdrücklich vertrat, neu erstarken lassen. Sekundärer Art sind die rein persönlichen Momente, wenn sie auch die Wirksamkeit der Reaktion verstärkten. Nach dem Attentatsversuch von 1878 war Alexander einer schweren, alle Entschlußkraft hemmenden Nervosität unterworfen.

*) Die Großfürsten Konstantin und Dmitri Konstantinowitsch zum Senator W. P. Besobrasow am 8./20. November 1884: „Der verstorbene Kaiser war schrecklich aufbrausend, während sich der jetzige (Alexander der Dritte) lange ärgert, brummt und quängelt und nicht leicht vergißt." Aus dem Tagebuch des Senators W. P. Besobrasow, Byloje, September 1907, S. 13.

„Zar und Zarin," schreibt Walujew in seinem Tagebuch am 3./15. Juni 1879, „hinterließen mir einen schweren Eindruck. Der Kaiser sieht abgespannt aus und sprach selbst von nervöser Erregung, die er sich zwinge zu verbergen. In einer Epoche, wo ihm Kraft nottut, kann man sich augenscheinlich auf ihn nicht verlassen. . . ." Und von der Kaiserin fügt er hinzu: „. . . es scheint, als spiele jemand eine ihm fremde Rolle. Sie ist in dem gegebenen Zeitraum mehr gealtert als er. . . . Man fühlt, daß der Boden wankt, daß dem Gebäude der Zusammensturz droht, doch die Besucher scheinen davon nichts zu bemerken, — die Hausherren aber fühlen traurig das Unglück, doch verbergen sie die innere Besorgnis. . . .*)" Aus den bisher der Öffentlichkeit zugänglichen Berichten über die „konstitutionellen Versuche" Alexanders des Zweiten läßt sich allein ein klares Bild von seiner politischen Auffassung nicht gewinnen. In Rußland und bei den Polen überwiegt die Auffassung, als sei er lediglich durch den Einfluß Kaiser Wilhelms zu seiner reaktionären Haltung gekommen. Doch ein Beweis für die Richtigkeit solcher Auffassungen ist mir trotz eifrigen Suchens noch nirgends zu Gesicht gekommen, und ich halte demgegenüber an der Auffassung fest: die russischen Einflüsse, die den Zaren nach dem polnischen Aufstande von 1863 immer stärker hinderten, das Reformwerk konsequent fortzusetzen, sind es auch, die ihn hinderten, die Vorschläge von Walujew (1863), des Großfürsten Konstantin Nikolajewitsch (1866), Schuwalows (1874) und wiederum Walujews (1879/80) und Loris-Melikows (1880) für den Übergang zum konstitutionellen System ernsthaft und nachdrücklich zu betreiben. Er hörte die Vorschläge zwar an, setzte ihnen auch keinen offenen Widerstand entgegen, aber er lauschte doch nur auf das, was der Festigung der Selbstherrschaft galt, und dazu gehörte auch die Bewertung der orthodoxen Kirche.

* * *

Wie stellte sich nun Alexander der Zweite zu den Polen? Folgte er irgendwelchen persönlichen Sympathien? Hatte er bestimmte politische Neigungen und weit ausschauende Pläne mit den Polen? Stand der Zar tatsächlich, wie von Panslawisten behauptet wird, unter dem Einfluß polnischer Intriganten, ähnlich wie Alexander der Erste unter dem Czartoryskis stand? Wirkten in ihm Gedanken, wie sie Laharpe einst seinem Oheim zuflüsterte, daß er sich der Polen und Deutschen bedienen sollte, um das Russenvolk zu regieren? Solcher Auffassung würden die Worte widersprechen, die er im November 1871 an Baron Langenau, den österreichischen Gesandten am Petersburger Hofe, richtete: „Sie sehen das Bild meines Onkels (Alexanders des Ersten), der gewiß alles, was er nur vermochte, für die Polen tat, und wie undankbar waren sie dennoch!"

*) Zitiert in Byloje, Heft 12 von 1906, S. 265.

Für die Gesinnung des Zarbefreiers den Polen gegenüber gewinnen wir einige Anhaltspunkte aus den Erfahrungen, die er persönlich mit den Polen gemacht hat, und aus seinem Verhalten in den Fragen der großen Politik. Die Polen waren es, die ihn durch ihren Aufstand im Jahre 1863 gehindert hatten, Rußland mit allen den Reformen und deren systematischem Ausbau zu beglücken, die er ins Auge gefaßt hatte. Ein Pole, Berezowski, war es, der im Jahre 1867 gelegentlich seines Besuches der Weltausstellung zu Paris auf ihn schoß. Im Jahre 1870/71 waren es wieder Polen, die Frankreich hinderten, geschlossen gegen den deutschen Feind zu stehen, dessen beispiellose Siege Alexander den Zweiten tief innerlich beunruhigten. (Bismarck.) Stand doch an der Spitze der Kommune ein Träger desselben Namens, der einst den Begründer der polnischen Legion zierte, Dombrowski!

Alexander hatte aus den erwähnten Vorgängen gelernt, die Polen als Träger der internationalen Revolution zu betrachten, gegen die er im Innern die orthodoxe Kirche als Bundesgenossen fand, während er von außen die beiden deutschen Kaiserstaaten zu Hilfe rief. Unterm 3. Juni 1871 meldete der deutsche Gesandte am Petersburger Hofe, Prinz Reuß, nach Berlin, „Kaiser Alexander habe ihm an diesem Tage gesagt, daß er mit Kaiser Wilhelm und Bismarck die Frage zu besprechen beabsichtige, was zu tun sei, um Sicherheit vor der Gefahr zu gewinnen, mit der die Sozialisten und namentlich die Internationalen die europäischen Monarchien bedrohten. Nach seiner Meinung müßten alle Regierungen Europas unter sich solidarisch sein und sich gegenseitig zur Bekämpfung dieses Feindes unterstützen. Der Kaiser will durch seinen Justizminister eine Denkschrift ausarbeiten lassen, in der besonders der Nachweis geführt werden soll, daß die Mitglieder dieser Genossenschaft von Sozialisten nicht wie politische, sondern wie gemeine Verbrecher zu behandeln seien.“ Die Tatsache, daß der Aufruf zur Sozialistenverfolgung von Alexander ausging, spricht dafür, daß nicht König Wilhelm für die reaktionären Auffassungen Alexanders verantwortlich zu machen ist. Bismarck hatte den großen Kampf gegen die Sozialisten viel später aufgenommen als Alexander, wenn er auch aus Gründen der Sicherheit Deutschlands das Zustandekommen des Dreikaiserbündnisses eifrig betrieb.

Nun fällt uns auf, daß derselbe Zar, der hier die Mächte zum Kampf gegen die Internationale und damit gegen die revolutionären Polen auffordert, gegen die Polen des eignen Landes ein durchaus mildes Regiment vertritt und mit seinen Maßnahmen bis ans Lebensende immer mild bleibt. Soweit sich persönliche Eingriffe des Zaren in die Polenfrage bemerkbar machen, z. B. bei der Besetzung von Ämtern, tritt größte Rücksichtnahme zutage. Wo Brutalitäten geschehen, wie in der Behandlung der Uniaten, erweist sich der Zar als unbeteiligt, ja unorientiert. Als es im Jahre 1880 zwischen dem Warschauer Generalgouverneur Graf Kotzebue und der Zentralbehörde wegen Zuständigkeit des Gerichts gegenüber einhundertsiebenunddreißig polnischen Sozialisten zum

Konflikt kommt und Kotzebue gegen Anwendung des Kriegsgerichts protestirt, tritt der Zar, entgegen einem früher erlassenen Gesetz, auf seine Seite, wodurch von vornherein mehreren Angeklagten das Leben gesichert ist*). Der Zar fördert gegen Ende seiner Regierungszeit augenscheinlich alle Annäherungsbestrebungen, woher sie auch kommen; er läßt die Generalgouverneure sich in Warschau um die Gunst des polnischen Adels und des polnisch-jüdischen Großkapitals bewerben; einen einflußreichen Mann wie Ludwik Górski sucht er auszuzeichnen; „Russen polnischer Kultur," wie Spassowicz, die zehn Jahre früher ausgewiesen worden waren, konnten, wenn auch unter strenger Beaufsichtigung, zwischen Polen und Russen wirken. Also, selbst ein gewisses Maß von Panslawismus wurde im Rahmen der Polenfrage geduldet. Der Zar unterschied zwischen den Parteien der Ordnung, die sich unter der Flagge des „trojloyalizm"**) sammelten, und denen des Aufruhrs, wobei ihm die ersteren recht entgegenkamen, da sie sowohl in Krakau wie in Warschau die dem Zaren verständlichen Ideen Wielopolskis guthießen und für sie Propaganda machten. Tatsächlich wurde nur das offen revolutionäre Polentum scharf bekämpft, in welcher Form es auch auftreten mochte; die friedliche nationalpolnische Propaganda, die heimlich, wenn auch für die Generalgouverneure sichtbar genug, den inneren Aufbau der Nation betrieb, blieb unbehelligt***). Das Wort: Schutz des Kapitals, Schutz jeder gewerblichen Betätigung! hatte daneben einen realen Sinn, der das Vertrauen des ausländischen Kapitals heischte.

Die prinzipielle Haltung Alexanders der Revolution gegenüber hatte das Angenehme für seine sonstige Politik, daß sie sich in Übereinstimmung mit der der beiden anderen Kaiser befand. Denn ganz abgesehen davon, daß sie die Grundlage für das Dreikaiserbündnis bildete, ließ sie dem Zaren freie Hand, sich mit dem friedlichen Teil der Polen nach seinem Geschmack und wie es dem Nutzen seines Reiches entsprach, abzufinden, ohne dadurch gleich das Mißtrauen Kaiser Wilhelms und Bismarcks besonders zu reizen. Gab es doch genug Polen, die sich nach den Orgien der Pariser Kommune von den roten Emigranten lossagten und die, wie Fürst Czartoryski, offen für einen Anschluß an Rußland eintraten; selbst Graf Ladislaw Plater will nichts von einer Solidarität mit den Roten wissen. Dagegen machte die polnische Emigration „lebhafte Anstrengungen zur Aussöhnung mit Rußland". Prinz Reuß berichtete unter dem 17. März 1872 an Bismarck: „Nicht nur sind es Berichte der russischen Gesandten in den verschiedensten Ländern, sondern auch die Generalgouverneure von Wilna, Warschau, Kijew und Odessa berichten in diesem

*) Ukas vom 8./14. April 1880.

**) Siehe Zukunft Polens Bd. II S. 67: „trojloyalizm" ist Loyalität der einzelnen Polen der jeweiligen Teilungsmacht gegenüber.

***) Auch diese Stellungnahme spricht gegen die Stärke preußischer Einflüsse, — sie schien dem Zaren lediglich ein Gebot der Notwendigkeit gegenüber der innerpolitischen Lage Rußlands.

Sinne . . ." Freilich, der Kaiser will offiziell nichts mit ihnen zu tun haben: „Auf Befehl des Kaisers sind die bestimmtesten Instruktionen an die kaiserlichen Beamten ergangen, sich auf nichts einzulassen, was wie eine Negoziation mit der Emigration aussehen könnte. Die kaiserliche Regierung könne mit letzterer unter keinen Umständen unterhandeln."

Nicht ohne Einfluß auf die Behandlung der Polen ist schließlich Alexanders prinzipielle Abneigung gegen den Panslawismus geblieben, der ihm in jenen Äußerungen verdächtig war, mit denen er sich gegen die besten Stützen seines Thrones, gegen den baltischen Adel richtete und des Zaren nächste Umgebung verdächtigte. Seine Regierungsorgane wies der Zar an, es solle „überall auf das entschiedenste ausgesprochen werden, daß die kaiserliche Regierung vom Panslawismus nichts wissen wolle, vielmehr in diesen Ideen eine der größten Gefahren für Rußland erblicke. Seine Majestät der Kaiser scheint an dieser Ansicht unerschütterlich festzuhalten." Ssamarin konnte auch tatsächlich seine Pamphlete gegen die Deutschen der Ostseeprovinzen nur im Auslande veröffentlichen.

Daneben mögen auch rein aristokratische Gesichtspunkte maßgebend gewesen sein, die gefördert wurden von Beobachtungen bei dem österreichischen und preußischen Nachbarn: die Stellung der Familie Radziwill zum Könige von Preußen; die Ausnutzung der Polen durch den österreichischen Minister Grafen Beust, der sich nicht scheute, Julian Klaczko, den früheren Sekretär des Polenführers Fürsten Czartoryski, als Hofrat in das Auswärtige Amt zu berufen.

Jedenfalls scheint die Auffassung nicht unrichtig, wonach Alexander der Zweite glaubte, er könne in dem polnischen Adel eine Stütze gegen die rote Internationale finden, wie sie ihm schon der baltische gewährte. Der russische Adel hatte doch versagt, soweit er sich nicht zu einem gemäßigten Liberalismus bekannte, und dieser liberale Adel stand den Polen als Träger westlicher Kultur sowohl wie hinsichtlich aristokratischen Empfindens sympathisch gegenüber. Männer, wie Fürst Wjasemski, waren keine Demokraten. So gewinnt es den Anschein, daß der Zar sich bei der Einrichtung einer oligarchischen Standesvertretung, die durch seinen Tod vereitelt wurde, auch des polnischen Adels auf gleicher Stufe mit dem russischen bedienen wollte. Solche Gedankengänge finden sich auch in den Motiven zum Abschluß des Drei-Kaiser-Bündnisses, dessen Tendenz ja durchaus in der Abwehr der Demokratie und der Revolution lag. Für unsere Auffassung spricht auch die Haltung des Zaren gegenüber dem römisch-katholischen Klerus, nach dem Berliner Kongreß und nach seiner Erkenntnis, daß das Drei-Kaiser-Bündnis praktisch nicht mehr existiere, wenn auch die Fiktion von seinem Bestande noch bis 1886 aufrecht erhalten wurde. In ihrer ganzen Versöhnlichkeit tritt des Zaren Haltung durch die Ernennung seines persönlichen Freundes und Generaladjutanten, Peter Pawlowitsch Albedinski, zum Nachfolger Kotzebues im Jahre 1880 zutage. Dieser humane und hochgebildete Mann blieb bis zum Jahre 1883 in Warschau. Er hat den polnischen Adel, den Klerus und das gesamte Volk in Schutz genommen, sowohl gegen die Politik des Unterrichtsministeriums wie gegen

die Anfälle der Moskauer Panslawisten*). Die Polen vertrauten Albedinski wegen seiner Haltung als Generalgouverneur von Wilna (1874—1880). Damals ist er erfolgreich für die Rechte der römisch-katholischen Kirche im Westgebiet eingetreten und forderte die Abkehr von der durch Tolstoj befolgten Politik. Im Königreich ist er entsprechend verfahren. Mit Genehmigung des Zaren untersagte Albedinski jede Form der Verfolgung der Uniaten und gestattete sogar dem Klerus die Verletzung der russischen Gesetze, um die „Religiosität bei den Massen" zu heben. Während Kotzebues und Albedinskis Amtszeit wurde trotz der nationalistischen und sozialischen Umtriebe und Arbeiterunruhen kein Todesurteil vollstreckt.

* * *

Die Gründe für eine Versöhnungspolitik gegen die Polen schienen sich nach dem Berliner Kongreß zu vermehren. Einer der stärksten mag die Furcht vor Deutschland und dem Deutschtum gewesen sein. Die russischen Patrioten fühlten sich auf diesem Kongreß durch Bismarcks Geschick um die Früchte eines Sieges gebracht, den Rußland tatsächlich nicht errungen hatte.

Fassen wir das Gesagte zusammen, so glauben wir als die wichtigsten Motive für Alexander des Zweiten Polenpolitik, besonders nach 1878, vor allen Dingen die Gesichtspunkte bezeichnen zu dürfen, die ihn am Anfang seiner Regierungszeit zu den großen Reformen und in der Polenfrage zu dem Experiment mit Marquis Wielopolski geleitet hatten. Alexander der Zweite hat den Gedanken an eine gegen 1866 allerdings beschränkte autonome Verwaltung Polens sicher bis an sein Lebensende festgehalten, weil er einmal dafür Gewinn für die innere Politik erhoffte durch Erziehung von Beamten und dann auch, weil er die Stimmung der Polen außerhalb Rußlands für alle Fälle für Rußland gewinnen wollte. Die Einführung des russischen Gerichtsstatuts spricht nicht gegen meine Auffassung. Wohl aber spricht das Festhalten an den Napoleonischen Wirtschaftsgesetzen dafür und der Kampf der Moskowiter um die Abtrennung des Cholmer Landes. Aber während 1861 der einflußreichste Teil der russischen Gesellschaft hinter ihm stand, konnte sich der Zar gegen Ende seiner Regierung nur auf ein Häuflein überdies alternder Männer stützen. Die Jugend, verblendet durch die sozialistische oder nationalistische Propaganda, vermochte ihn ebensowenig zu verstehen, wie die herangewachsene Intelligenz, die sich um alle ihre staatlichen Ideale betrogen sah. Die amtlichen Träger der Staatsgewalt standen bis auf wenige allen Reformversuchen innerlich feindlich gegenüber.

* * *

*) Albedinski wird von Juri Ssamarin als ein „Jünger der politischen Schule des General-Adjutanten Nihilismus" gekennzeichnet im Anschluß an die Veröffentlichung von dessen Immediat-Bericht über die Lage der Ostseeprovinzen im Jahre 1868. Zitiert in „Okrainy Rossiji", V. Ausgabe. B. Behrs Buchhandlung (E. Bock), Berlin 1874. S. 117.

Heute hat Rußland den Teil seines Besitzes, in dem die Polen ethnographisch herrschen, soweit isoliert, wie es die Katkow und Genossen in den 1870er Jahren forderten. Jetzt muß es sich bald entscheiden, ob die russische Regierung die Polen benutzen will, um die alten Träume und Pläne, in denen die Weichselmündung eine so große Rolle spielt, zu verwirklichen, oder ob sie die Polen ihrem Schicksal überlassen will. Für die Polen ist ein wichtiger Augenblick herangerückt und so ist es denn auch kein Zufall, wenn die Franzosen ihren russischen Bundesgenossen raten, sich mit den Polen auszusöhnen. Schon im Jahre 1863 hatte Bonjean in einer Kammersitzung ausgeführt: „la Russie serait pour nous l'allié le plus naturel, si entre elle et nous il n'y avait le fantôme de la Pologne".

Philosophie als Kunst

Von Chr. Boeck in Bramfeld

Auf der Tagung der Schopenhauer-Gesellschaft ist es zu lebhaften Auseinandersetzungen darüber gekommen, ob die Philosophie eine Kunst oder eine Wissenschaft ist. Der innerste Kern des Streites wird darin gelegen haben, daß die rein wissenschaftlich fühlenden Mitglieder aufs heftigste dagegen protestieren zu müssen glaubten, daß ihre Wissenschaft, die Philosophie, in den Kreis des Subjektiven und damit Ungewissen gezogen werde, wie es zu geschehen scheint, wenn man sie als Kunst bezeichnet, während die, die auf das ganze Dasein in einer Weise reagieren, durch die sie sich dem Künstler verwandt fühlen, auch die Tätigkeit des Philosophen am besten zu würdigen vermeinten, wenn sie sie als eine künstlerische auffaßten. Es scheint also eine Art von Ansichts- oder Geschmackssache zu sein, ob man die Philosophie eine Wissenschaft oder eine Kunst nennt. Immerhin liegen da Beziehungen vor, die bedeutsam genug sind, um ihnen einen Augenblick nachzugehen.

Es ist kein Zufall, daß gerade bei einer Zusammenkunft, die unter dem Namen Schopenhauer stand, diese Streitrede aufkam. Denn wenn eine Philosophie wie ein Kunstwerk im besten Sinne anmutet, so ist es die Schopenhauersche; und wenn bei einem Philosophen das Schaffen je dem des Künstlers

verwandt war, so war es offensichtlich bei Schopenhauer der Fall. Dazu betont Schopenhauer in seiner eigenen Theorie ausdrücklich die nahe Verwandtschaft von Kunst und Philosophie, und in einem nachgelassenen Aufsatz sagt er einmal sogar: „Der Stoff, in welchem Philosophie geschaffen werden soll, sind Begriffe; diese sind dem Philosophen, was dem Bildner der Marmor: er ist Vernunftkünstler." Also der Philosoph ein Vernunftkünstler, die Philosophie eine Dichtung in Begriffen.

Es hätte darum wohl richtig aufgefaßt werden können, wenn im Namen und unter den Auspizien Schopenhauers von der Philosophie als einer Kunst gesprochen wurde. Natürlich muß man dies Wort, wie jedes andere, cum grano salis verstehen. Vor allem muß man begreifen, daß, wenn man die Philosophie eine Kunst nennt, damit nicht gesagt werden soll, daß sie keine Wissenschaft ist. Sie ist eben beides: Kunst und Wissenschaft. Das entscheidende Wort in dieser Sache hat wohl Nietzsche gesprochen, wenn er sagt, daß die Philosophie eine Kunst in ihren Zwecken und in ihrer Produktion ist, daß sie aber das Mittel, die Darstellung in Begriffen, mit der Wissenschaft gemein hat.

Jederzeit hat es die Philosophie als ihre Aufgabe betrachtet, mit dem Material, das die Wissenschaft ihrer Zeit zur Verfügung stellte, sich ihr Haus zu bauen. Wenn Thales von Milet das Wasser zum Grundstoff aller Dinge machte, so tat er es auf Grund des Wissens seiner Zeit. Schopenhauer studierte mit Absicht die Naturwissenschaften, um beim Aufbau seines Systems nicht wider ihre Erkenntnisse zu verstoßen. Niemals aber ist die Forderung, daß die Philosophie mit den Ergebnissen der Einzelwissenschaften übereinstimmen müsse, strenger und nachdrücklicher erhoben worden als heute. Seit die exakte Forschung die Grundlage des ganzen Wissenschaftsbetriebes geworden ist, beherrschen ihre Gesetze die Tätigkeit auf jedem Gebiete. Eine Philosophie darum, die nicht von den gesicherten Erträgnissen der Einzelwissenschaften ausgehen wollte, würde heute in der Luft schweben; eine Philosophie gar, die irgendwie in Widerspruch träte, zu dem, was die Einzelforschung ausgemacht hätte, würde von vornherein ganz abgelehnt werden. Ja, man geht vielfach in dieser Ansicht soweit, daß man der Philosophie nur die Aufgabe zuschreiben möchte, die Folgerungen aus dem jeweiligen Stand der Einzelwissenschaften bis zur Gewinnung eines einigermaßen einheitlichen Gesamtbildes zu ziehen, die Prinzipien der einzelnen Disziplinen zu untersuchen und ihnen etwa hier und da neue Aufgaben zu stellen, die sich aus der Zusammenschau der vielfachen Einzelarbeiten auf den mannigfachen Wissensgebieten ergeben. Wenn man so die Philosophie auf die Rolle einer bloßen Zentralstelle des gesamten Wissenschaftsbetriebes beschränkt, dann ist die Frage, ob sie Kunst oder Wissenschaft ist, ziemlich entschieden; mit keinem Zoll rückt sie dann über die Linie, innerhalb derer sich alles, was Wissenschaft heißt, bewegt.

Aber die Philosophie will doch etwas mehr sein als Generalstab und Quartiermeister der Wissenschaften, sie kann sich auf die Dauer in dieser Be-

schränkung nicht halten. Es mag Zeiten geben, wo sie sich mit der ihr so vorgeschriebenen Arbeit zufrieden gibt, aber früher oder später erweitert sie mit innerer Notwendigkeit den Kreis ihrer Tätigkeit. Denn Philosophie entsprießt in den letzten Wurzeln ihres Daseins einem der großen menschlichen Triebe, die auf eine Erfassung des Ganzen der Welt und des Lebens ausgehen, und sobald dieser Urtrieb sich wieder zu regen beginnt, holt sie zum Sprunge aus und überfliegt mit Eigenwilligkeit alle ihr künstlich gesetzten Grenzen, um sich nach ihrer eigensten Bestimmung frei zu ergehen. Da wird sie eine Schwester der großen Kunst und der Religion. Da gestaltet sie freilich mit dem Material, das ihr die Wissenschaften reichen, aber doch nach eigenen Prinzipien den Stoff aller Einzelheiten zu einer umfassenden und einheitlichen Weltanschauung. Da wird sie eine Kunst, weil ihre Zwecke dieselben sind wie die der Kunst, um mit Nietzsche zu reden, oder weil sie auf einen verwandten Trieb zurückgeht, wie die Kunst, was noch umfassender gesagt ist, da der Zweck nicht willkürlich gewählt ist, sondern sich aus dem Trieb des Menschen von selbst ergibt. Das mag heute etwas unzeitgemäß klingen, vor zwanzig und dreißig Jahren war es sicherlich unzeitgemäß, aber es scheint doch, als wenn das Verständnis dafür heute viel eher wieder möglich ist, und kein Zweifel besteht darüber, daß die in diesen Sätzen verborgene Wahrheit von Zeit zu Zeit immer wieder von neuem sich durchsetzen wird.

Wenn in ihrem Grundtriebe, dann ist die Philosophie auch in ihrer Produktion, in der Art ihres Schaffens und Bauens, mit der Kunst verwandt. Wir wissen, daß das künstlerische Schaffen seine eigenen Gesetze hat, die Wissenschaft von der Kunst begreift das auch mehr und mehr und fängt allmählich an, diesen Gesetzen eifriger nachzuspüren. Nicht das reflektierende Denken ruft die Gestalten im Geiste des Künstlers herauf, auch führt es ihm nicht die Hand beim Hervorbringen seiner Werke, nur grenzbestimmend und regulierend wirkt es dabei. Das Entscheidende muß die Intuition vollbringen. Wer wollte leugnen, daß es bei dem großen Philosophen, dem Fröhner jenes menschlichen Urtriebes, anders ist? Ihm erscheint das Bild seines Weltanschauungsgebäudes gleichfalls in einer Intuition, blitzartig enthüllen sich ihm Überblicke und grundlegende Gedanken, wie ein aufflammendes Transparent zeigt sich ihm die Gestalt, zu der er das einzelne formen soll. Nicht minder treibt ihn dieser aus dem Unbewußten stammende Formungsdrang bei der Ausarbeitung und Entwicklung seiner Grundgedanken, nur daß hier natürlich die Reflexion die treue Begleiterin und Grenzhüterin wird. Ihre Rolle ist beim Philosophen selbstverständlich noch größer, ihr Mitbestimmungsrecht noch weitergehend als bei der Kunst, ja, man kann sie schließlich als die Maschine bezeichnen, die alle Arbeit tun muß; aber den Antrieb erhält diese Maschine aus der Kraft der Intuition, aus der produktiven Gesamtfähigkeit des schaffenden Menschen, nicht aus einem bewußt reflektierenden Teil, dem Verstande.

Wer das wirklich nicht glauben will, der lasse sich von den Geständnissen eines Philosophen wie Schopenhauer überzeugen. Der sagt es zu verschiedenen Malen, daß ihm seine Philosophie von selbst geworden ist, daß ihm nur die Aufgabe blieb, was ihm so ohne sein bewußtes Zutun herangewachsen war, nachträglich aufzuschreiben, wie ein bloßer Zuschauer und Zeuge. Die Augenblicke der wahrhaft philosophischen, wahrhaft künstlerischen (er gebraucht dies Wort!) Tätigkeit sind nichts Beabsichtigtes und Willkürliches. Das Denken in Begriffen ist ihm nichts anderes als dem Maler das eigentliche Malen, das Technische, das ausführt und befestigt, was jene Zeit des Empfangens gegeben hat. Nietzsche wird man in diesem Zusammenhang als Philosophen kaum gelten lassen und ihn eher in die Reihen der Künstler stellen wollen. Sein Zeugnis über die Art des Schaffens ist auch zu gewaltig. Indem er die Erschütterung seines ganzen Wesens bei der Inspiration schildert, meint er, daß man beim geringsten Rest von Aberglauben die Vorstellung, bloß Inkarnation, Mundstück und Medium übermächtiger Gewalten zu sein, kaum wieder abzuweisen wisse. Aber schließlich hatte er doch etwas vom Philosophen an sich und wußte jedenfalls, um was es sich bei der Philosophie handelt. Wir dürfen es ihm also zugeben, daß auch in ihrer Produktion die Philosophie der Kunst verwandt ist.

Freilich müssen wir diesen Satz in einem gewissen Sinne doch wieder in seinem Gewichte einschränken, indem wir ihn in seinem Umfang erweitern, weil nämlich die Verwandtschaft mit der Kunst nicht nur der Philosophie eignet. Auf die Religion haben wir schon hingewiesen. Als einer der Hauptgrundtriebe des Menschenwesens hat sie nicht nur ähnliche Ziele wie die Kunst, auch beim religiösen Schaffen machen sich Gesetze bemerkbar, die denen des künstlerischen Produzierens verwandt sind. Daran ist kaum zu zweifeln. Aber man kann sogar behaupten, daß auch jede wahrhaft produktive wissenschaftliche Leistung auf ähnlichen Wegen entsteht wie ein Kunstwerk. Wo ein Gedanke bahnbrechend die Arbeit der Wissenschaft auf neue Gefilde leitet, wo eine Konzeption wie ein Keim, der sich nachher zu ungeheurem Wachstum entfaltet, in den Boden der wissenschaftlichen Tätigkeit hineingelegt wird, da sind Gedanke und Konzeption in der Regel auf intuitivem Wege gefunden. Nur daß hier die Vorbedingungen ihres Entstehens massiger und aufdringlicher vor uns liegen. Beim Künstler haben wir bald als letztes die Organisation und Struktur seiner geistleiblichen Persönlichkeit, aus der das Kunstwerk wie eine Frucht heranwächst. Für den ursprünglich schaffenden Wissenschaftler kommt noch das Erfordernis hinzu, daß außer dem in der Persönlichkeit natürlich Gegebenen die volle Beherrschung des jeweiligen Wissenschaftsstoffes bei ihm vorhanden ist. Das darf die Aufmerksamkeit aber nicht davon ablenken, daß das Grundlegende, Weiterschaffende, Befruchtende im wissenschaftlichen Betriebe weniger wie ein Ergebnis reflektierenden Denkens, als wie ein Geschenk intuitiven Schauens auftritt. Das, was auf allen Lebensgebieten wirklich weiterführt, ist nicht so sehr der

analysierende Verstand als eine besondere Produktionsfähigkeit, die auch den Wissenschaftler, wenn er wirklich am Wissen schafft, zu einer Art von Künstler macht.

Was für die Wissenschaft gilt, gilt überhaupt für jede Lebensbetätigung. Der Erfinder, der Kaufmann, der Feldherr, sie alle bedürfen, um etwas ganz Großes zu leisten, einer bestimmten produktiven Begabung, die ihrem Ursprung nach vom Wissen unabhängig ist, wenn sie sich auch nur am Wissen entfalten kann. Ja, jeder Mensch, der ein selbständiges Innenleben führt, der irgendwie imstande ist, sich Lebensanschauungen selbst zu bilden, wird in der Entwicklung und dem Fortschreiten seiner inneren Lebensgestaltung das intuitive Moment, das aus den Einzelheiten der Erfahrung neue Gesamtanschauungen schafft, an sich selbst beobachten können. So ist das Schaffen des Künstlers nur ein Einzelfall aus der Gesamtheit der Lebensbetätigungen; ein Kunstwerk entsteht nach Regeln, in denen man die Regeln aller produktiver Lebensvorgänge wiederfinden kann.

In diesem Sinne wird kaum jemand etwas gegen die Behauptung einwenden können, daß die Philosophie mit der Kunst verwandt ist. Immerhin muß ihre Verwandtschaft besonders in die Augen fallen oder um einige Grade näher sein, als in den zuletzt genannten Fällen, da, wenn alles mit der Kunst in gleichem Grade verwandt wäre, man nicht die Verwandtschaft der Philosophie mit ihr besonders hervorzuheben brauchte. Aber diese nähere Zusammengehörigkeit von Philosophie und Kunst liegt eben darin, daß die beiden sich nicht nur in der Produktion, sondern wie wir sahen, auch in den Zielen gleichen. Dies letzte, höchste Ziel läßt auch die Produktion freier erscheinen. Frei gestalten die Welt mit den Mitteln der vorhandenen Erkenntnisse, ihren gesamten Inhalt in Symbole fassen, dem Chaos des Wissensstoffes den Stempel des Persönlichen aufdrücken, Lebensinhalte ausdrücken: das alles will die Philosophie, die große Philosophie, und darin ist sie der Kunst ähnlich, der großen Kunst, nicht minder aber der Religion, die eine dritte Weise ist, das Universum zu meistern.

Das französische Eisenbahnsystem in seiner Bedeutung für den Zukunftskrieg

Von General der Infanterie z. D. v. Briesen in Kolberg

Der Feldmarschall Moltke sagt in seinem berühmten Memoire vom Jahre 1868 über den Kriegsplan gegen Frankreich: „Fehler in der ursprünglichen Versammlung der Heere sind im ganzen Verlaufe der Feldzüge kaum wieder gut zu machen!“

Da die ursprüngliche Versammlung, das heißt der strategische Aufmarsch der Heere heute fast ausschließlich mittels der Eisenbahnen geschieht, so leuchtet es ein, welch hohe Bedeutung für den ganzen Verlauf eines Feldzuges die Ausgestaltung und die Leistungsfähigkeit des Eisenbahnnetzes eines Staates haben muß, um so mehr noch, als auch während des Verlaufes der Feldzüge, also bei den Operationen der Heere, die Eisenbahnen eine nicht minder hohe Bedeutung gewinnen, nicht sowohl zur Heranführung der Kriegsbedürfnisse für die Armeen, als auch für die Verschiebung großer Truppenmassen von einem Kriegsschauplatz nach dem andern. Wir brauchen uns nur an den Transport der französischen Ostarmee unter Bourbaki von Lyon bzw. Bourges-Nevers nach dem Doubs im Dezember bis Januar 1870/1871 zu erinnern.

Welchen gewaltigen Aufschwung aber das gesamte Kriegswesen Frankreichs seit dem Frankfurter Frieden genommen hat, das beweist in hervorragendem Maße auch die Entwicklung des französischen Eisenbahnwesens in den letzten vierzig Jahren.

Eingedenk der Lehre ihres großen Staatsmannes Thiers, welche er ihnen nach dem unglücklichen Kriege mit den Worten mitteilte: „Il en coute trop d'être faible“ haben die französischen Eisenbahngesellschaften viele Milliarden ausgeworfen, um das Eisenbahnsystem Frankreichs für die strategischen Zwecke der Armee, besonders für den Revanchekrieg gegen Deutschland nach Möglichkeit auszugestalten.

Wie in allen Zweigen der Heeresorganisation und Kriegsvorbereitung, so ist auch in bezug auf das Eisenbahnwesen geradezu Großartiges geleistet worden.

Bei Beginn des Feldzuges 1870 standen der französischen Heeresleitung für den strategischen Aufmarsch der Armee in der Linie Metz—Straßburg nur vier durchgehende Eisenbahnlinien zur Verfügung, von welchen nur eine, die große Linie Paris—Nancy—Straßburg zweigleisig war, während sie jetzt über

zwölf bis zur deutschen Grenze durchgehende Linien verfügt, welche sämtlich zweigleisig ausgebaut sind. Demgegenüber hatte Deutschland 1870 neun durchgehende Linien für den strategischen Aufmarsch der Armee an der Grenze verfügbar, von denen drei zweigleisig waren, während es heute, ebenso wie in Frankreich zwölf durchgehende Linien in das Aufmarschgebiet, davon aber nur acht zweigleisige besitzt.

Die Leistungsfähigkeit der französischen Eisenbahnen war im Jahre 1870 sehr gering. Abgesehen davon, daß von den vier verfügbaren Linien nur eine zweigleisig war, entsprachen auch die Vorbereitungen für die Mobilmachung wie für den Massentransport der Heere nach dem Kriegsschauplatz in keiner Weise den Anforderungen und blieben weit hinter den eingehend vorbereiteten Leistungen der deutschen Eisenbahnen zurück.

Während die Heeresverwaltung Frankreichs bis zum Kriege an dem Fehler einer übermäßigen Zentralisation litt, war das Eisenbahnwesen des Landes übermäßig zersplittert. Die Eisenbahnen gehörten im wesentlichen den sechs großen Eisenbahnkompagnien: Ost, West, Süd, Nord, Orléans und Paris—Lyon—Mediterranée. Eine militärische Organisation des Eisenbahnwesens für die Ausführung großer Truppentransporte bestand jedoch nicht. Zwar hatte der Kriegsminister Marschall Niel die Notwendigkeit einer einheitlichen Organisation wohl erkannt und im März 1869 eine: „Commission centrale des chemins de fer“ berufen, welche die hierauf bezüglichen Fragen prüfen und Verbesserungen vorschlagen sollte. Nach dem Tode des Marschalls am 14. August 1869 blieb aber trotz der sehr wichtigen Vorschläge dieser Kommission alles beim alten und es wurden keinerlei größere Vorbereitungen für die Verwendung der Eisenbahnen bei der Mobilmachung und dem strategischen Aufmarsch des Heeres getroffen. Diese Versäumnis beeinflußte in unheilvoller Weise den ganzen Verlauf des Feldzuges.

Während Kaiser Napoleon beabsichtigt hatte, den Krieg mit einer großen Offensive nach Süddeutschland zu beginnen, um dieses vom Norden zu trennen und nach Niederwerfung der süddeutschen Staaten sich gegen Preußen zu wenden, mußte er bei seinem Eintreffen bei der Armee in Metz am 28. Juli erkennen, daß diese dank der mangelhaften Leistungen der Eisenbahnen noch in keiner Weise operationsbereit war und er daher auf seine weiten Offensivpläne verzichten und den Angriff des Gegners im eigenen Lande erwarten mußte.

Nach dem Kriege wurde dann durch Gesetz vom 14. November 1872 eine „Commission militaire supérieure des chemins de fer“ gegründet, mit einem Divisionsgeneral als Präsidenten und Vertretern der Heeres- und Marineverwaltung, wie der sechs großen Eisenbahnkompagnien, welche nach dem Vorbild der deutschen Organisation das gesamte Eisenbahnwesen nach militärischen Grundsätzen und Gesichtspunkten einzurichten und alle Vorbereitungen für die Mobilmachung und den strategischen Aufmarsch der Heere, sowie für die Verwendung der Eisenbahnen während der Operationen im eigenen wie im Feindeslande sorgfältig zu bearbeiten hat.

Durch diese Maßnahmen im Verein mit der zielbewußten Tätigkeit der großen Eisenbahnkompagnien ist die Entwicklung und Leistungsfähigkeit des französischen Eisenbahnwesens seit 1870/71 außerordentlich gesteigert worden.

Während Frankreich am 1. Januar 1870 nur über ein Eisenbahnnetz von 16954 Kilometer verfügte, ist dieses bis zum 1. Januar 1910 bis auf 48782 Kilometer Vollbahnen und 7369 Kilometer Trambahnen angewachsen.

Allerdings hat diese Entwicklung des Bahnnetzes mit demjenigen Deutschlands nicht Schritt gehalten, da dieses sich in demselben Zeitraum von 17322 Kilometer auf 60624 Kilometer Vollbahnen und 9479 Kilometer Kleinbahnen vermehrt hat. Der Grund für diese Erscheinung ist nicht nur in dem ungewöhnlich hohen materiellen Aufschwung, sondern auch in der weit höheren Bevölkerungsziffer Deutschlands zu finden, da dieses auf dem gleichen Flächeninhalt achtundsechzig Millionen, Frankreich nur vierzig Millionen Einwohner zählt.

Die stärkere Entwicklung des Eisenbahnnetzes im Osten und Nordosten Frankreichs beweist aber, daß diese zum größten Teil aus strategischen Rücksichten mit erheblichen Unterstützungen der Regierung geschehen ist.

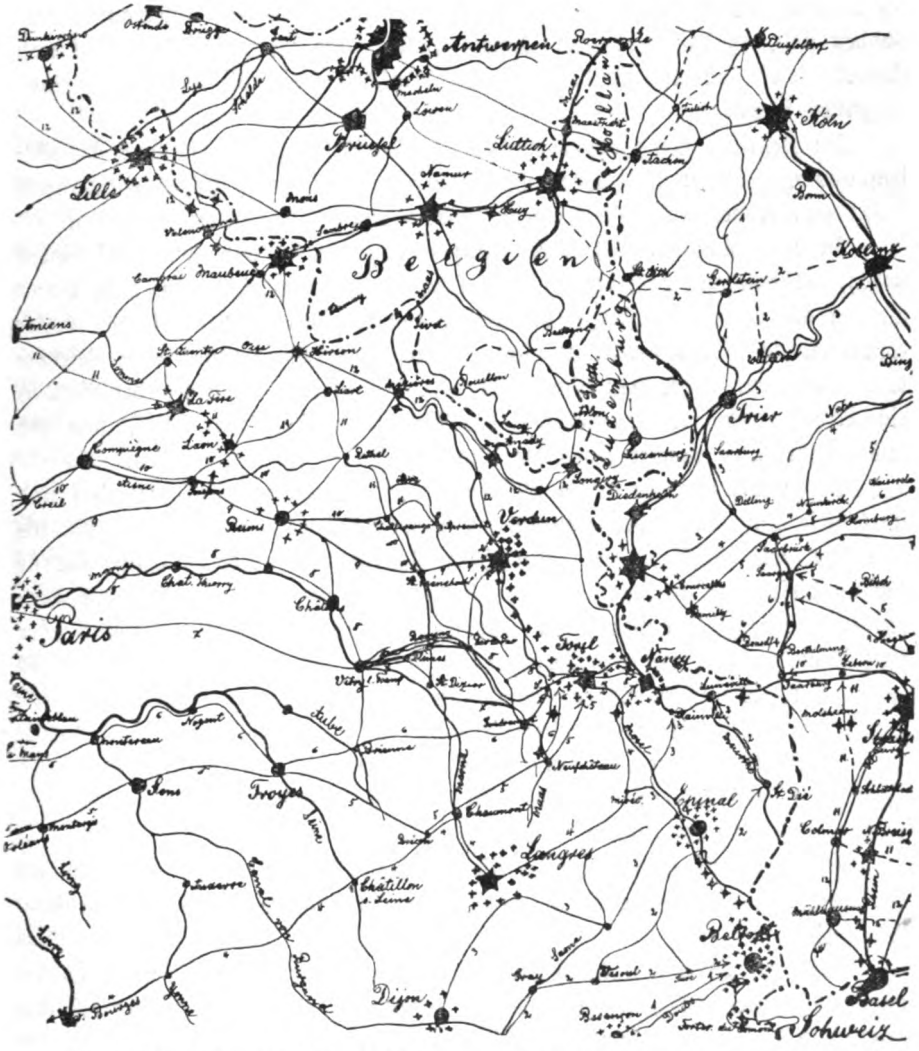
Während die großen Eisenbahnkompagnien im Kriege 1870/71 niemals mehr als höchstens zwanzig Züge täglich auf einer Linie befördern konnten, soll nach den Erfahrungen der mehrfachen großen Probemobilmachungen die Leistung der zweigleisigen Bahnen jetzt bis zu sechzig Zügen täglich gesteigert werden. Da wir nicht, wie die Franzosen mit Zeitdistanz, sondern mit Stationsdistanz die Züge aufeinander folgen lassen, so können und wollen wir eine solche Leistung niemals erreichen; wir legen vielmehr den höchsten Wert auf eine vollkommen gesicherte Leistung. Ob diese bei dem französischen Verfahren bei dem Massentransport der Armee im Kriegsfalle wirklich zu erreichen ist, kann nur die Erfahrung eines großen Krieges ergeben.

Die französische Heeresleitung hat gegenwärtig für den strategischen Aufmarsch der Armee gegen Deutschland folgende zwölf Eisenbahnlinien zur Verfügung:

Linie I: Lyon—Besançon—Belfort
„ II: Lyon—Gray—Epinal—St. Dié
(geht eingleisig weiter bis Lunéville)
„ III: Clermont Ferrand—Dijon—Epinal—Blainville
„ IV: Bourges—Chaumont—Langres—Nancy
„ V: Orléans—Troyes—Chaumont—Toul;
„ VI: Le Mans—Troyes—Gondrecourt—Neufchâteau—Pagny s. Meuse;
„ VII: Paris—Vitry le François—Blesmes—St. Dizier—Gondrecourt—Sorcy;
„ VIII: Paris—Châlons—Vitry le François—Nancy;
„ IX: Paris—Reims—Verdun;
„ X: Rennes—Laon—Reims—Challerange—St. Ménehould
„ XI: Amiens—Laon—Rethel—Challerange—Apremont;
„ XII: Lille—Mézières—Verdun, bzw. auch bis Longwy.

Alle diese Linien sind zweigleisig ausgebaut, die kurzen Strecken von Vitry le François bis Blesmes und von Bricon bis Chaumont, welche für zwei Linien gebraucht werden, sind sogar viergleisig eingerichtet.

Wenn Frankreich die Neutralität von Belgien und der Schweiz respektiert, so müssen die Endpunkte dieser zwölf Linien die Aufmarschfront der französischen Heere ergeben, da die Heeresleitung jedenfalls diese strategischen Bahnen voll ausnutzen muß und wird.



Betrachten wir diese Aufmarschpunkte näher, so finden wir, daß sie sämtlich in oder dicht vor der ersten Festungslinie Frankreichs enden.

Um nämlich den Aufmarsch der Heere absolut sicher zu vollenden und eine starke Verteidigungsfront gegen den damals sehr überlegenen Gegner zu ge-

winnen, hat Frankreich nach dem Frankfurter Frieden mit ungeheueren Kosten eine zusammenhängende Festungslinie längs der ganzen Ostgrenze geschaffen.

Diese gewaltige Festungsmauer beginnt unmittelbar an der Schweizer Grenze mit der Fortereſſe du Lomont und läuft längs der Mosel und Maas bis zur belgischen Grenze bei Montmédy—Mézières.

Die vier durch zwei-, ja zum Teil dreifache Fortlinien geschützten befestigten Lager von Belfort, Epinal, Toul und Verdun bilden die Hauptstützpunkte dieser 36 Meilen langen Festungslinie, welche durch Sperrfortlinien miteinander verbunden sind, so daß nur zwei schmale Lücken, und zwar zwischen Toul und Epinal, sowie nördlich Verdun für die deutschen Heere die Möglichkeit eines Angriffes bieten.

Im Zentrum dieser außerordentlich starken Festungslinie ist durch die Befestigung von Nancy und dessen Verbindung mit Toul ein großes verschanztes Lager von Nancy—Toul mit einem Umkreis von 90 Kilometern geschaffen.

In bzw. dicht vor diesem verschanzten Lager enden von den zwölf Linien sieben, während auf dem rechten Flügel bei Belfort eine, bei bzw. dicht hinter Verdun auf dem linken Flügel vier Linien enden. Wir werden also mit voller Sicherheit das Gros der französischen Heere, zwei Armeen und eine Reservearmee in dem Lager von Nancy—Toul, eine schwächere Armee bei Belfort, eine Armee und eine Reservearmee bei Verdun aufmarschieren sehen, von wo aus sie ihre Operationen gegen die deutschen Heere beginnen werden.

Es leuchtet auf den ersten Blick ein, wie vorteilhaft, wie konzentriert und stark diese Aufstellung der französischen Armee ist, und zwar beides für die Offensive, wie die Defensive. Zur Heranführung der Heeresbedürfnisse hat sie sodann diese zwölf leistungsfähigen Eisenbahnen hinter sich; zur schnellen Verschiebung großer Truppenmassen von einem Flügel zum anderen stehen aber fünf Transversalbahnen zur Verfügung, und zwar

1. Die Linie Nancy—Toul—Verdun—Mézières,
2. Neufchâteau—Gondrecourt—Bar le Duc—Verdun,
3. Chaumont—Revigny—Rethel—Mézières,
4. Chaumont—Brienne—Vitry—Reims—Mézières,
5. Belfort—Nancy.

Für den Fall eines angriffsweisen Vorgehens ferner noch die dicht an der deutschen Grenze entlang gehende Bahn Nancy—Pagny s. Meuse—Montmédy.

Während 1870 Frankreich den Entscheidungskampf gegen Deutschland mit nur acht Armeekorps zu sechsundzwanzig Infanterie- und elf Kavalleriedivisionen begann und fast gar keine organisierten Reserve- und Besatzungstruppen zur Verfügung hatte, besteht heute die französische Kriegsmacht

I. aus dem Feldheer I. Linie

zu einundzwanzig Linienkorps à zwei Infanteriedivisionen, einer Reserve-Infanteriebrigade, Kavallerie, Artillerie usw.,

einem Kolonialkorps à zwei Infanteriedivisionen mit Kavallerie, Artillerie usw.,
zehn Kavalleriedivisionen.

II. dem Feldheer II. Linie
zu dreizehn Reservedivisionen à drei Reserve-Infanteriebrigaden mit starker Kavallerie, Artillerie usw.

III. dem Besatzungsheer
zu fünf Reservedivisionen für die großen Festungen,
achtzehn Territorialkorps, ferner allen Ersatz-, Douaniers- und Forestiers-Truppenteilen.

Mit Ausnahme von zwei bis drei Armeekorps (XIV. Lyon, XV. Marseille, eventuell noch XIX. Algier) und einigen Reserve- und Territorialtruppen, welche in den Alpenpässen gegen Italien stehen bleiben, wird diese gewaltige Kriegsmacht gegen Deutschland entfaltet werden und in der befestigten Linie Belfort—Verdun den strategischen Aufmarsch in voller Sicherheit vollenden.

Nach den Erfahrungen der großen französischen Probemobilmachungen können wir annehmen, daß die ersten Truppen jedes Armeekorps ihre Mobilmachung am fünften Tage vollendet haben, so daß an diesem Abend der Massentransport des Heeres auf den zwölf Eisenbahnlinien beginnen, am sechsten Mobilmachungstage die Ausschiffung an den Aufmarschpunkten erfolgen kann.

Von den gegen Deutschland verfügbaren zwanzig (eventuell neunzehn) Armeekorps und zehn Kavalleriedivisionen des Feldheeres I. Linie stehen etwa drei Armeekorps und drei Kavalleriedivisionen im Aufmarschgebiet, so daß nur siebzehn (sechzehn?) Armeekorps und sieben Kavalleriedivisionen zu befördern sind.

Wenn wir annehmen, daß die zweigleisigen Bahnen auch nur vierzig Züge täglich im Durchschnitt leisten werden, so würde ein Armeekorps mit hundertunddreißig Zügen dreieinviertel Tag, eine Kavalleriedivision mit fünfundzwanzig Zügen fünfachtel Tage, eine Reservedivision mit achtzig Zügen zwei Tage zum Transport gebrauchen.

Das gesamte Feldheer I. Linie würde demnach fünf Tage, das Feldheer II. Linie zwei Tage zum Aufmarsch gebrauchen, so daß am dreizehnten Mobilmachungstage der strategische Aufmarsch des ganzen Feldheeres I. und II. Linie vollendet sein kann und am vierzehnten Tage die Operationen gegen die deutsche Armee beginnen werden.

Die deutsche Armee muß, wenn die Neutralität von Belgien und der Schweiz gewahrt bleibt — was wir zunächst wohl als sicher voraussetzen können! —, zwischen Diedenhofen und Mülhausen, mit den Hauptkräften sicherlich aber den französischen Hauptkräften gegenüber, also in der Linie Diedenhofen—Metz—Zabern vorwärts Straßburg, aufmarschieren.

Von den zwölf verfügbaren Eisenbahnlinien enden in diesem Raume acht Linien im ersten, zwei Linien einen Tagemarsch weiter im zweiten Treffen,

während je eine Linie hinter dem rechten und linken Flügel bei Wittlich, bzw. Colmar oder Mülhausen weiter entfernt bleiben.

Da aber von den zwölf deutschen Linien nur acht zweigleisig, vier jedoch eingleisig sind, diese letzteren aber wohl nur etwa vierundzwanzig Züge täglich leisten werden, so wird der Aufmarsch der deutschen Heere in der Linie Diedenhofen—Metz—Zabern erst am fünfzehnten Mobilmachungstage vollendet sein können. Die französische Armee wird also dank der erreichten höheren Leistungsfähigkeit ihrer Bahnen einen Vorsprung von etwa zwei Tagen für den strategischen Aufmarsch gewonnen haben.

Ob dieser Vorsprung den Verlauf des Feldzuges günstig beeinflussen wird, muß hier unerörtert bleiben!

Aber auch für den Fall, daß Frankreich sich entschlösse, den Hauptangriff gegen Deutschland durch Belgien zu führen, ist das französische Eisenbahnnetz vorzüglich entwickelt.

Für den strategischen Aufmarsch der französischen Hauptarmee in der Linie Mézières—Hirson—Maubeuge—Lille würden sodann neun zweigleisige Eisenbahnen zur Verfügung stehen. Hiervon enden:

2 Linien bei Mézières (von Verdun und Reims),
2 „ „ Liart (von St. Ménehould und Reims),
1 Linie „ Hirson (von Laon),
1 „ „ Maubeuge (von St. Quentin),
1 „ „ Valenciennes (von Cambrai),
2 Linien „ Lille (von Amiens und Rouen).

Deutschland hätte aber für den Fall, daß es zu Gegenmaßregeln gegen eine solche Umfassung gezwungen würde, nur sieben Bahnen zum Aufmarsch an der belgisch-luxemburgischen Grenze in der Linie Aachen—Trier zur Verfügung, von denen noch dazu eine eingleisig ist.

Von diesen Linien enden:

3 zweigleisige bei Aachen (von Köln, Düsseldorf und Duisburg),
1 eingleisige bei St. Vith (von Koblenz),
3 zweigleisige bei Trier (von Köln, Koblenz, Saarbrücken).

Also auch für diesen Fall ist das französische Bahnnetz günstiger als das deutsche entwickelt.

Die Betrachtung des französischen Eisenbahnsystems beweist uns in eindringlicher Weise den ungeheuren Aufschwung, welchen das französische Kriegswesen in allen Zweigen der Verwaltung seit dem Kriege von 1870/71 genommen. Frankreich hat seine Armee in bezug auf Organisation, Größe, Ausbildung, Bewaffnung und Führung auf eine so hohe, achtunggebietende Stufe der Vollkommenheit gebracht, daß es mit Ruhe dem ersehnten entscheidenden Vergeltungskampfe mit dem verhaßten Gegner glaubt entgegensehen zu können.

Auguſtus

Ein Märchen

Von Hermann Heſſe

(Schluß)

Nach manchen Jahren, als der junge Auguſtus ein Student geworden war und rote Mützen und einen Schnurrbart trug, da kam er einmal wieder in ſeine Heimat gefahren, weil der Pate ihm geſchrieben hatte, ſeine Mutter ſei ſo krank, daß ſie nicht mehr lange leben könne. Der Jüngling kam am Abend an und die Leute ſahen mit Bewunderung zu, wie er aus dem Wagen ſtieg und wie der Kutſcher ihm einen großen ledernen Koffer in das Häuschen nachtrug. Die Mutter aber lag ſterbend in dem alten niederen Zimmer, und als der ſchöne Student in weißen Kiſſen ein weißes, welkes Geſicht liegen ſah, das ihn nur noch mit ſtillen Augen begrüßen konnte, da ſank er weinend an der Bettſtatt nieder und küßte ſeiner Mutter kühle Hände und kniete bei ihr die ganze Nacht, bis die Hände kalt und die Augen erloſchen waren.

Und als ſie die Mutter begraben hatten, da nahm ihn der Pate Binßwanger am Arm und ging mit ihm in ſein Häuschen, das ſchien dem jungen Menſchen noch niedriger und dunkler geworden, und als ſie lange beiſammen geſeſſen waren und nur die kleinen Fenſter noch ſchwach in der Dunkelheit ſchimmerten, da ſtrich der kleine alte Mann mit hageren Fingern über ſeinen grauen Bart und ſagte zu Auguſtus: „Ich will ein Feuer im Kamin anmachen, dann brauchen wir die Lampe nicht. Ich weiß, du mußt morgen wieder davonreiſen, und jetzt, wo deine Mutter tot iſt, wird man dich ja ſo bald nicht wiederſehen.“

Indem er das ſagte, zündete er ein kleines Feuer im Kamine an und rückte ſeinen Seſſel näher hinzu, und der Student den ſeinen, und dann ſaßen ſie wieder eine lange Weile und blickten auf die verglühenden Scheiter, bis die Funken ſpärlicher flogen, und da ſagte der Alte ſanft: „Lebwohl, Auguſtus, ich wünſche dir Gutes. Du haſt eine brave Mutter gehabt und ſie hat mehr an dir getan als du weißt. Gern hätte ich dir noch einmal Muſik gemacht und die kleinen Seligen gezeigt, aber du weißt, das geht nicht mehr. Indeſſen ſollſt du ſie nicht vergeſſen und ſollſt wiſſen, daß ſie noch immer ſingen und daß auch du ſie vielleicht einmal wieder hören kannſt, wenn du einſt mit einem

einsamen und sehnsüchtigen Herzen nach ihnen verlangst. Gib mir jetzt die Hand, mein Junge, ich bin alt und muß schlafen gehen."

Augustus gab ihm die Hand und konnte nichts sagen, er ging traurig in das verödete Häuschen hinüber und legte sich zum letztenmal in der alten Heimat schlafen, und ehe er einschlief, meinte er von drüben ganz fern und leise die süße Musik seiner Kindheit wieder zu hören. Am nächsten Morgen ging er davon und man hörte lange nichts mehr von ihm.

Bald vergaß er auch den Paten Binßwanger und seine Engel. Das reiche Leben schwoll rings um ihn, und er fuhr auf seinen Wellen mit. Niemand konnte so wie er durch schallende Gassen reiten und die aufschauenden Mädchen mit spöttischen Blicken grüßen, niemand verstand so leicht und hinreißend zu tanzen, so flott und fein im Wagen zu kutschieren, so laut und prangend eine Sommernacht im Garten zu verzechen. Die reiche Witwe, deren Geliebter er war, gab ihm Geld und Kleider und Pferde und alles, was er brauchte und haben wollte, mit ihr reiste er nach Paris und nach Rom und schlief in ihrem seidenen Bett, seine Liebe aber war eine sanfte blonde Bürgerstochter, die er nachts mit Gefahr in ihres Vaters Garten besuchte und die ihm lange heiße Briefe schrieb, wenn er auf Reisen war.

Aber einmal kam er nicht wieder. Er hatte Freunde in Paris gefunden, und weil die reiche Geliebte ihm langweilig geworden und das Studium ihm längst verdrießlich war, blieb er im fernen Land und lebte wie die große Welt, hielt Pferde, Hunde, Weiber, verlor Geld und gewann Geld in großen Goldrollen, und überall waren Menschen, die ihm nachliefen und sich ihm zu eigen gaben und ihm dienten, und er lächelte und nahm es hin, wie er einst als Knabe den Ring des kleinen Mädchens hingenommen hatte. Der Wunschzauber lag in seinen Augen und auf seinen Lippen, Frauen umgaben ihn mit Zärtlichkeit und Freunde schwärmten für ihn, und niemand sah — er selber fühlte es kaum —, wie sein Herz leer und habgierig geworden war und seine Seele krank und leidend lag. Zuweilen wurde er es müde, so von allen geliebt zu sein, und ging allein verkleidet durch fremde Städte, und überall fand er die Menschen töricht und allzuleicht zu gewinnen, und überall schien ihm die Liebe lächerlich, die ihm so eifrig nachlief und mit so wenigem zufrieden war. Frauen und Männer wurden ihm oft zum Ekel, daß sie nicht stolzer waren, und ganze Tage brachte er allein mit seinen Hunden hin, oder in schönen Jagdgebieten im Gebirge, und ein Hirsch, den er beschlichen und geschossen hatte, machte ihn froher als die Werbung einer schönen und verwöhnten Frau.

Da sah er einstmals auf einer Seereise die junge Frau eines Gesandten, eine strenge schlanke Dame aus nordländischem Adel, die stand zwischen vielen anderen vornehmen Frauen und weltmännischen Menschen wundervoll abgesondert, stolz und schweigsam, als wäre niemand ihresgleichen, und als er sie sah und beobachtete, und wie ihr Blick auch ihn nur flüchtig und gleichgültig zu streifen schien, war ihm so, als erfahre er jetzt zum allerersten Male, was

Liebe sei, und er nahm sich vor, ihre Liebe zu gewinnen, und war von da an zu jeder Stunde des Tages in ihrer Nähe und unter ihren Augen, und weil er selbst immerzu von Frauen und Männern umgeben war, die ihn bewunderten und seinen Umgang suchten, stand er mit der schönen Strengen inmitten der Reisegesellschaft wie ein Fürst mit seiner Fürstin, und auch der Mann der Blonden zeichnete ihn aus und bemühte sich ihm zu gefallen.

Nie war es ihm möglich, mit der Fremden allein zu sein, bis in einer Hafenstadt des Südens die ganze Reisegesellschaft vom Schiffe ging, um ein paar Stunden in der fremden Stadt umherzugehen und wieder eine Weile Erde unter den Sohlen zu fühlen. Da wich er nicht von der Geliebten, bis es ihm gelang, sie im Gewühl eines bunten Marktplatzes im Gespräch zurückzuhalten. Unendlich viele kleine, finstere Gassen mündeten auf diesen Platz, in eine solche Gasse führte er sie, die ihm vertraute, und da sie plötzlich sich mit ihm allein fühlte und scheu wurde und ihre Gesellschaft nicht mehr sah, wandte er sich ihr leuchtend zu, nahm ihre zögernde Hand in seine und bat sie flehend, hier mit ihm am Lande zu bleiben und zu fliehen.

Die Fremde war bleich geworden und hielt den Blick zu Boden gewendet. „O, das ist nicht ritterlich," sagte sie leise. „Lassen Sie mich vergessen, was Sie da gesagt haben!"

„Ich bin kein Ritter," rief Augustus, „ich bin ein Liebender, und ein Liebender weiß nichts anderes als die Geliebte, und hat keinen Gedanken als bei ihr zu sein. Ach, du Schöne, komm mit, wir werden glücklich sein."

Sie sah ihn aus ihren hellblauen Augen ernst und strafend an. „Woher konnten Sie denn wissen," flüsterte sie klagend, „daß ich Sie liebe? Ich kann nicht lügen: ich habe Sie lieb und habe oft gewünscht, Sie möchten mein Mann sein. Denn Sie sind der erste, den ich von Herzen geliebt habe. Ach, wie kann Liebe sich so weit verirren! Ich hätte niemals gedacht, daß es mir möglich wäre einen Menschen zu lieben, der nicht rein und gut ist. Aber tausendmal lieber will ich bei meinem Manne bleiben, den ich wenig liebe, der aber ein Ritter und voll von Ehre und Adel ist, welche Sie nicht kennen. Und nun reden Sie kein Wort mehr zu mir und bringen Sie mich an das Schiff zurück, sonst rufe ich fremde Menschen um Hilfe gegen Ihre Frechheit an."

Und ob er bat und ob er knirschte, sie wandte sich von ihm und wäre allein gegangen, wenn er nicht schweigend sich zu ihr gesellt und sie zum Schiff begleitet hätte. Dort ließ er seine Koffer ans Land bringen und nahm von niemand Abschied.

Von da an neigte sich das Glück des Vielgeliebten. Tugend und Ehrbarkeit waren ihm verhaßt geworden, er trat sie mit Füßen und es wurde sein Vergnügen, tugendhafte Frauen mit allen Künsten seines Zaubers zu verführen und arglose Menschen, die er rasch zu Freunden gewann, auszubeuten und dann mit Hohn zu verlassen. Er machte Frauen und Mädchen arm, die er dann alsbald verleugnete, und er suchte sich Jünglinge aus edlen Häusern aus, die

er verführte und verdarb. Kein Genuß, den er nicht suchte und erschöpfte; kein Laster, das er nicht lernte und wieder wegwarf. Aber es war keine Freude mehr in seinem Herzen, und von der Liebe, die ihm überall entgegen kam, klang nichts in seiner Seele wider.

In einem schönen Landhaus am Meere wohnte er finster und verdrossen und quälte die Frauen und die Freunde, die ihn dort besuchten, mit den tollsten Launen und Bosheiten. Er sehnte sich danach, die Menschen zu erniedrigen und ihnen alle Verachtung zu zeigen; er war es satt und überdrüssig, von unerbetener, unverlangter, unverdienter Liebe umgeben zu sein, er fühlte tief den Unwert seines vergeudeten und zerstörten Lebens, das nie gegeben und immer nur genommen hatte. Manchmal hungerte er lange Zeit, nur um doch wieder einmal ein rechtes Begehren zu fühlen und ein Verlangen stillen zu können.

Es verbreitete sich unter seinen Freunden die Nachricht, er sei krank und bedürfe der Ruhe und Einsamkeit. Es kamen Briefe, die er niemals las, und besorgte Menschen fragten bei der Dienerschaft nach seinem Befinden. Er aber saß allein und tief vergrämt im Saal über dem Meere, sein Leben lag leer und verwüstet hinter ihm, unfruchtbar und ohne Spur der Liebe wie die graue wogende Salzflut. Er sah häßlich aus, wie er da im Sessel am hohen Fenster kauerte und mit sich selber Abrechnung hielt. Die weißen Möwen trieben im Strandwinde vorüber, er folgte ihnen mit leeren Blicken, aus denen jede Freude und jede Teilnahme verschwunden war. Nur seine Lippen lächelten hart und böse, als er mit seinen Gedanken zu Ende war und dem Kammerdiener schellte. Und nun ließ er alle seine Freunde auf einen bestimmten Tag zu einem Fest einladen; seine Absicht aber war, die Ankommenden durch den Anblick eines leeren Hauses und seiner eigenen Leiche zu erschrecken und zu verhöhnen. Denn er war entschlossen, sich vorher mit Gift das Leben zu nehmen.

Am Abend nun vor dem vermeintlichen Fest sandte er seine ganze Dienerschaft aus dem Hause, daß es still in den großen Räumen wurde, und begab sich in sein Schlafzimmer, mischte ein starkes Gift in ein Glas Cypernwein und setzte es an die Lippen.

Als er eben trinken wollte, wurde an seine Tür gepocht, und da er nicht Antwort gab, ging die Tür auf und es trat ein kleiner alter Mann herein. Der ging auf Augustus zu, nahm ihm sorglich das volle Glas aus den Händen und sagte mit einer wohlbekannten Stimme: „Guten Abend, Augustus, wie geht es dir?“

Der Überraschte, ärgerlich und auch beschämt, lächelte voll Spott und sagte: „Herr Binßwanger, leben Sie auch noch? Es ist lange her, und Sie scheinen wahrhaftig nicht älter geworden zu sein. Aber im Augenblick stören Sie hier lieber Mann, ich bin müde und will eben einen Schlaftrunk nehmen.“

„Das sehe ich,“ antwortete der Pate ruhig. „Du willst einen Schlaftrunk nehmen, und du hast Recht, es ist dies der letzte Wein, der dir noch helfen kann. Zuvor aber wollen wir einen Augenblick plaudern, mein Junge, und

da ich einen weiten Weg hinter mir habe, wirst du nicht böse sein, wenn ich mich mit einem kleinen Schluck erfrische."

Damit nahm er das Glas und setzte es an den Mund, und ehe Augustus ihn zurückhalten konnte, hob er es hoch und trank es in einem raschen Zuge aus.

. Augustus war todesbleich geworden. Er stürzte auf den Paten los, schüttelte ihn an den Schultern und schrie gellend: „Alter Mann, weißt du, was du da getrunken hast?"

Herr Binßwanger nickte mit dem klugen grauen Kopf und lächelte. „Es ist Cyperwein, wie ich sehe, und er ist nicht schlecht. Mangel scheinst du nicht zu leiden. Aber ich habe wenig Zeit und will dich nicht lange belästigen, wenn du mich anhören magst."

Der verstörte Mensch sah dem Paten mit Entsetzen in die hellen Augen und erwartete von Augenblick zu Augenblick ihn niedersinken zu sehen.

Der Pate setzte sich indessen mit Behagen auf einen Stuhl und nickte seinem jungen Freunde gütig zu.

„Hast du Sorge, der Schluck Wein könnte mir schaden? Da sei nur ruhig! Es ist freundlich von dir, daß du Sorge um mich hast, ich hätte es gar nicht vermutet. Aber jetzt laß uns einmal reden wie in der alten Zeit! Mir scheint, du hast das leichte Leben satt bekommen? Das kann ich verstehen, und wenn ich weggehe, kannst du ja dein Glas wieder voll machen und austrinken. Aber vorher muß ich dir etwas erzählen."

Augustus lehnte sich an die Wand und horchte auf die gute, wohlige Stimme des uralten Männleins, die ihm von Kinderzeiten her vertraut war und die Schatten der Vergangenheit in seiner Seele wachrief. Eine tiefe Scham und Trauer ergriff ihn, als sähe er seiner eigenen unschuldigen Kindheit in die hellen Augen.

„Dein Gift habe ich ausgetrunken," fuhr der Alte fort, „weil ich es bin, der an deinem Elend schuldig ist. Deine Mutter hat bei deiner Taufe einen Wunsch für dich getan, und ich habe ihr den Wunsch erfüllt, obwohl er töricht war. Du brauchst ihn nicht zu kennen, er ist ein Fluch geworden, wie du ja selber gespürt hast. Es tut mir leid, daß es so gegangen ist, und es möchte mich wohl freuen, wenn ich es noch erlebte, daß du einmal wieder bei mir daheim vor dem Kamine sitzest und die Engel singen hörst. Das ist nicht leicht, und im Augenblick scheint es dir vielleicht unmöglich, daß dein Herz je wieder so gesund und rein und heiter werden könne. Es ist aber möglich, und ich möchte dich bitten, es zu versuchen. Der Wunsch deiner armen Mutter ist dir schlecht bekommen, Augustus. Wie wäre es nun, wenn du mir erlaubtest, auch dir noch einen Wunsch zu erfüllen, irgendeinen? Du wirst ja wohl nicht Geld und Gut begehren, und auch nicht Macht und Frauenliebe, davon du genug gehabt hast. Besinne dich, und wenn du meinst einen Zauber zu wissen, der dein verdorbenes Leben wieder schöner und besser und dich wieder einmal froh machen könnte, dann wünsche ihn dir!"

In tiefen Gedanken saß Augustus und schwieg, er war aber gar zu müde und hoffnungslos, und so sagte er nach einer Weile: „Ich danke dir, Pate Binßwanger, aber ich glaube, mein Leben läßt sich mit keinem Kamm wieder glatt streichen. Es ist besser, ich tue was ich zu tun dachte, als du herein kamst. Aber ich danke dir doch, daß du gekommen bist."

„Ja," sagte der Alte bedächtig, „ich kann mir denken, daß es dir nicht leicht fällt. Aber vielleicht kannst du dich noch einmal besinnen, Augustus, vielleicht fällt dir das ein, was dir bis jetzt am meisten gefehlt hat, oder vielleicht kannst du dich an die früheren Zeiten erinnern, wo die Mutter noch lebte und wo du manchmal am Abend zu mir gekommen bist. Da bist du doch zuweilen glücklich gewesen, nicht?"

„Ja, damals," nickte Augustus, und das Bild seiner strahlenden Lebensfrühe sah ihm fern und bleich wie aus einem uralten Spiegel entgegen. „Aber das kann nicht wiederkommen. Ich kann nicht wünschen, wieder ein Kind zu sein. Ach, da finge ja alles wieder von vorne an!"

„Nein, das hätte keinen Sinn, da hast du recht. Aber denke noch einmal an die Zeit bei uns daheim, und an das arme Mädchen, das du als Student bei Nacht in ihres Vaters Garten besucht hast, und denke auch an die schöne blonde Frau, mit der du einmal auf dem Meerschiff gefahren bist, und denke an alle Augenblicke, wo du einmal glücklich gewesen bist und wo das Leben dir gut und wertvoll schien. Vielleicht kannst du das erkennen, was dich damals glücklich gemacht hat, und kannst dir das wünschen. Tu es mir zuliebe, mein Junge!"

Augustus schloß die Augen und sah über sein Leben zurück, wie man aus einem dunklen Gange nach jenem fernen Lichtpunkt sieht, von dem man hergekommen ist, und er sah wieder, wie es einst hell und schön um ihn gewesen und dann langsam dunkler und dunkler geworden war, bis er ganz im Finstern stand und nichts ihn mehr erfreuen konnte. Und je mehr er nachdachte und sich erinnerte, desto schöner und liebenswerter und begehrenswerter blickte der ferne kleine Lichtschein herüber, und schließlich erkannte er ihn, und Tränen stürzten aus seinen Augen.

„Ich will es versuchen," sagte er zu seinem Paten. „Nimm den alten Zauber von mir, der mir nicht geholfen hat, und gib mir dafür, daß ich die Menschen liebhaben kann!"

Weinend kniete er vor seinem alten Freunde und fühlte schon im Niedersinken, wie die Liebe zu diesem alten Manne in ihm brannte und nach vergessenen Worten und Gebärden rang. Der Pate aber nahm ihn sanft, der kleine Mann, auf seine Arme und trug ihn zum Lager, da legte er ihn nieder und strich ihm die Haare aus der heißen Stirn.

„Es ist gut," flüsterte er ihm leise zu, „es ist gut, mein Kind, es wird alles gut werden."

Darüber fühlte Augustus sich von einer schweren Müdigkeit überfallen, als sei er im Augenblick um viele Jahre gealtert, er fiel in einen tiefen Schlaf und der alte Mann ging still aus dem verlassenen Hause.

* * *

Augustus erwachte von einem wilden Lärm, der das hallende Haus erfüllte, und als er sich erhob und die nächste Türe öffnete, fand er den Saal und alle Räume voll von seinen ehemaligen Freunden, die zu dem Fest gekommen waren und das Haus leer gefunden hatten. Sie waren erbost und enttäuscht, und er ging ihnen entgegen, um sie alle wie sonst mit einem Lächeln und einem Scherzwort zurückzugewinnen; aber er fühlte plötzlich, daß diese Macht von ihm gewichen war. Kaum sahen sie ihn, so begannen sie alle zugleich auf ihn einzuschreien, und als er hilflos lächelte und abwehrende Hände ausstreckte, fielen sie wütend über ihn her.

„Du Gauner," schrie einer, „wo ist das Geld, das du mir schuldig bist?" Und ein anderer: „Und das Pferd, das ich dir geliehen habe?" Und eine hübsche zornige Frau: „Alle Welt weiß meine Geheimnisse, die du ausgeplaudert hast. O wie ich dich hasse, du Scheusal!" Und ein hohläugiger junger Mensch schrie mit verzerrtem Gesicht: „Weißt du, was du aus mir gemacht hast, du Satan, du Jugendverderber?"

Und so ging es weiter, und jeder häufte Schmach und Schimpf auf ihn, und jeder hatte Recht, und viele schlugen ihn, und als sie gingen und im Gehen die Spiegel zerschlugen und viele von den Kostbarkeiten mitnahmen, erhob sich Augustus vom Boden, geschlagen und verunehrt, und als er in sein Schlafzimmer trat und in den Spiegel blickte, um sich zu waschen, da schaute sein Gesicht ihm welk und häßlich entgegen, die roten Augen tränten, und von der Stirne tropfte Blut.

„Das ist die Vergeltung," sagte er zu sich selber und wusch das Blut von seinem Gesicht, und kaum hatte er sich ein wenig besonnen, da drang von neuem Lärm ins Haus und Menschen kamen die Treppen heraufgestürmt: Geldleiher, denen er sein Haus verpfändet hatte, und ein Gatte, dessen Frau er verführt hatte, und Väter, deren Söhne durch ihn verlockt ins Laster und Elend gekommen waren, und entlassene Diener und Mägde, Polizei und Advokaten, und eine Stunde später saß er gefesselt in einem Wagen und wurde ins Gefängnis geführt. Hinterher schrie das Volk und sang Spottlieder, und ein Gassenjunge warf durchs Fenster dem Davongeführten eine Handvoll Kot ins Gesicht.

Da war die Stadt voll von den Schandtaten dieses Menschen, den so viele gekannt und geliebt hatten. Kein Laster, dessen er nicht angeklagt war, und keines, das er verleugnete. Menschen, die er lange vergessen hatte, standen vor den Richtern und sagten Dinge aus, die er vor Jahren getan hatte; Diener, die er beschenkt und die ihn bestohlen, erzählten die Geheimnisse seiner

Laster, und jedes Gesicht war voll von Abscheu und von Haß, und keiner war da, der für ihn sprach, der ihn lobte, der ihn entschuldigte, der sich an Gutes von ihm erinnerte.

Er ließ alles geschehen, er ließ sich in die Zelle und aus der Zelle vor die Richter und vor die Zeugen führen, er blickte verwundert und traurig aus kranken Augen in die vielen bösen, entrüsteten, gehässigen Gesichter, und in jedem sah er unter der Rinde von Haß und Entstellung einen heimlichen Liebreiz und Schein des Herzens glimmen. Alle diese hatten ihn einst geliebt, und er keinen von ihnen, nun tat er allen Abbitte und suchte bei jedem sich an etwas Gutes zu erinnern.

Am Ende wurde er in ein Gefängnis gesteckt und niemand durfte zu ihm kommen, da sprach er in Fieberträumen mit seiner Mutter und mit seiner ersten Geliebten, mit dem Paten Binßwanger und mit der nordischen Dame vom Schiff, und wenn er erwachte und furchtbare Tage einsam und verloren saß, dann litt er alle Pein der Sehnsucht und Verlassenheit und schmachtete nach dem Anblick von Menschen wie er nie nach irgendeinem Genusse oder nach irgendeinem Besitz geschmachtet hatte.

Und als er aus dem Gefängnisse kam, da war er krank und alt und niemand kannte ihn mehr. Die Welt ging ihren Gang, man fuhr und ritt und promenierte in den Gassen, Früchte und Blumen, Spielzeug und Zeitungen wurden feilgeboten, nur an Augustus wandte sich niemand. Schöne Frauen, die er einst bei Musik und Champagner in seinen Armen gehalten hatte, fuhren in Equipagen an ihm vorbei, und hinter ihren Wagen schlug der Staub über Augustus zusammen.

Die furchtbare Leere und Einsamkeit aber, in welcher er mitten in seinem prächtigen Leben erstickt war, die hatte ihn ganz verlassen. Wenn er in ein Haustor trat, um sich für Augenblicke vor der Sonnenglut zu schützen, oder wenn er im Hof eines Hinterhauses um einen Schluck Wasser bat, dann wunderte er sich darüber, wie mürrisch und feindselig ihn die Menschen anhörten dieselben, die ihm früher auf stolze und liebloſe Worte dankbar und mit leuchtenden Augen geantwortet hatten. Ihn aber freute und ergriff und rührte jetzt der Anblick jedes Menschen, er liebte die Kinder, die er spielen und zur Schule gehen sah, und er liebte die alten Leute, die vor ihrem Häuschen auf der Bank saßen und die welken Hände an der Sonne wärmten. Wenn er einen jungen Burschen sah, der ein Mädchen mit sehnsüchtigen Blicken verfolgte, oder einen Arbeiter, der heimkehrend am Feierabend seine Kinder auf die Arme nahm, oder einen feinen klugen Arzt, der still und eilig im Wagen dahinfuhr und an seine Kranken dachte, oder auch eine arme schlecht gekleidete Dirne, die am Abend in der Vorstadt bei einer Laterne wartete und sogar ihm, dem Verstoßenen ihre Liebe anbot, dann waren alle diese seine Brüder und Schwestern, und jeder trug die Erinnerung an eine geliebte Mutter und an eine bessere Herkunft oder das heimliche Zeichen einer schöneren und edleren Bestimmung an sich, und jeder

war ihm lieb und merkwürdig und gab ihm Anlaß zum Nachdenken, und keiner war schlechter, als er selbst sich fühlte.

Augustus beschloß, durch die Welt zu wandern und einen Ort zu suchen, wo es ihm möglich wäre, den Menschen irgendwie zu nützen und ihnen seine Liebe zu zeigen. Er mußte sich daran gewöhnen, daß sein Anblick niemanden mehr froh machte; sein Gesicht war eingefallen, seine Kleider und Schuhe waren die eines Bettlers, auch seine Stimme und sein Gang hatten nichts mehr von dem, was einst die Leute erfreut und bezaubert hatte. Die Kinder fürchteten ihn, weil sein struppiger grauer Bart lang herunterhing, die Wohlgekleideten scheuten seine Nähe, in der sie sich unwohl und beschmutzt fühlten, und die Armen mißtrauten ihm als einem Fremden, der ihnen ihre paar Bissen wegschnappen wollte. So hatte er Mühe, den Menschen zu dienen. Aber er lernte und ließ sich nichts verdrießen. Er sah ein kleines Kind sich nach der Türklinke des Bäckerladens strecken und sie mit dem Händchen nicht erreichen. Dem konnte er helfen, und manchmal fand sich auch einer, der noch ärmer war als er selbst, ein Blinder oder Gelähmter, dem er ein wenig auf seinem Wege helfen und wohltun konnte. Und wo er das nicht konnte, da gab er doch freudig das Wenige, was er hatte, einen hellen gütigen Blick und einen brüderlichen Gruß, eine Gebärde des Verstehens und des Mitleidens. Er lernte es auf seinen Wegen den Leuten ansehen, was sie von ihm erwarteten, woran sie Freude haben würden: der eine an einem lauten frischen Gruß, der andere an einem stillen Blick und wieder einer daran, daß man ihm auswich und ihn nicht störte. Er wunderte sich täglich, wieviel Elend es auf der Welt gäbe, und wie vergnügt doch die Menschen sein können, und er fand es herrlich und begeisternd, immer wieder zu sehen, wie neben jedem Leid ein frohes Lachen, neben jedem Totengeläut ein Kindergesang, neben jeder Not und Gemeinheit eine Artigkeit, ein Witz, ein Trost, ein Lächeln zu finden war.

Das Menschenleben schien ihm vorzüglich eingerichtet. Wenn er um eine Ecke bog und es kam ihm eine Horde Schulbuben entgegengesprungen, wie blitzte da Mut und Lebenslust und junge Schönheit aus allen Augen, und wenn sie ihn ein wenig hänselten und plagten, so war das nicht so schlimm; es war sogar zu begreifen, er fand sich selber, wenn er sich in einem Schaufenster oder beim Trinken im Brunnen gespiegelt sah, recht welk und dürftig von Ansehen. Nein, für ihn konnte es sich nicht mehr darum handeln, den Leuten zu gefallen oder Macht auszuüben, davon hatte er genug gehabt. Für ihn war es jetzt schön und erbaulich, andere auf jenen Bahnen streben und sich fühlen zu sehen, die er einst gegangen war, und wie alle Menschen so eifrig und mit soviel Kraft und Stolz und Freude ihren Zielen nachgingen, das war ihm ein wunderbares Schauspiel.

Indessen wurde es Winter und wieder Sommer, Augustus lag lange Zeit in einem Armenspital krank, und hier genoß er still und dankbar das Glück, arme niedergeworfene Menschen mit hundert zähen Kräften und Wünschen am

Leben hängen und den Tod überwinden zu sehen. Herrlich war es, in den Zügen der Schwerkranken die Geduld und in den Augen der Genesenden die helle Lebenslust gedeihen zu sehen, und schön waren auch die stillen würdigen Gesichter der Gestorbenen, und schöner als dies alles war die Liebe und Geduld der hübschen reinlichen Pflegerinnen. Aber auch diese Zeit ging zu Ende, der Herbstwind blies und Augustus wanderte weiter, dem Winter entgegen, und eine seltsame Ungeduld ergriff ihn, als er sah wie unendlich langsam er vorwärts kam, da er doch noch überall hinkommen und noch so vielen, vielen Menschen in die Augen sehen wollte. Sein Haar war grau geworden und seine Augen lächelten blöde hinter roten kranken Lidern, und allmählich war auch sein Gedächtnis trübe geworden, so daß ihm schien, er habe die Welt niemals anders gesehen als heute; aber er war zufrieden und fand die Welt durchaus herrlich und liebenswert.

So kam er mit dem Einbruch des Winters in eine Stadt; der Schnee trieb durch die dunkeln Straßen und ein paar späte Gassenbuben warfen dem Wanderer Schneeballen nach, sonst aber war alles schon abendlich still. Augustus war sehr müde, da kam er in eine schmale Gasse, die schien ihm wohlbekannt, und wieder in eine, und da stand seiner Mutter Haus und das Haus des Paten Binßwanger klein und alt im kalten Schneetreiben, und beim Paten war ein Fenster hell, das schimmerte rot und friedlich durch die weiße Winternacht.

Augustus ging hinein und pochte an die Stubentür, und der kleine alte Mann kam ihm entgegen und führte ihn schweigend in seine Stube, da war es warm und still und ein kleines helles Feuer brannte im Kamin.

„Bist du hungrig?“ fragte der Pate. Aber Augustus war nicht hungrig, er lächelte nur und schüttelte den Kopf.

„Aber müde wirst du sein?“ fragte der Pate wieder, und er breitete sein altes Fell auf dem Boden aus und da kauerten die beiden alten Leute nebeneinander und sahen ins Feuer.

„Du hast einen weiten Weg gehabt,“ sagte der Pate.

„O, es war sehr schön, ich bin nur ein wenig müde geworden. Darf ich bei dir schlafen? Dann will ich morgen weitergehen.“

„Ja, das kannst du. Und willst du nicht auch die Engel wieder tanzen sehen?“

„Die Engel? O ja, das will ich wohl, wenn ich einmal wieder ein Kind sein werde.“

„Wir haben uns lange nicht mehr gesehen,“ fing der Pate wieder an. „Du bist so hübsch geworden, deine Augen sind ja wieder so gut und sanft wie in der alten Zeit, wo deine Mutter noch am Leben war. Es war freundlich von dir, mich zu besuchen.“

Der Wanderer in seinen zerrissenen Kleidern saß zusammengesunken neben seinem Freunde. Er war noch nie so müde gewesen und die schöne Wärme und der Feuerschein machte ihn verwirrt, so daß er zwischen heute und damals nicht mehr deutlich unterscheiden konnte.

„Pate Binßwanger," ſagte er, „ich bin wieder unartig geweſen und die Mutter hat daheim geweint. Du mußt mit ihr reden und ihr ſagen, daß ich wieder gut ſein will. Willſt du?"

„Ich will," ſagte der Pate, „ſei nur ruhig, ſie hat dich ja lieb."

Nun war das Feuer kleingebrannt, und Auguſtus ſtarrte mit denſelben großen ſchläfrigen Augen in die ſchwache Röte wie einſtmals in ſeiner frühen Kindheit, und der Pate nahm ſeinen Kopf auf den Schoß, eine feine frohe Muſik klang zart und ſelig durch die finſtere Stube und tauſend kleine, ſtrahlende Geiſter kamen geſchwebt und kreiſten frohmütig in kunſtvollen Verſchlingungen umeinander und in Paaren durch die Luft. Und Auguſtus ſchaute und lauſchte und tat alle ſeine zarten Kinderſinne weit dem wiedergefundenen Paradieſe auf.

Einmal war ihm, als habe ihn ſeine Mutter gerufen; aber er war zu müde, und der Pate hatte ihm ja verſprochen, mit ihr zu reden. Und als er eingeſchlafen war, legte ihm der Pate die Hände zuſammen und lauſchte an ſeinem ſtillgewordenen Herzen, bis es in der Stube völlig Nacht geworden war.

Unterhaltungsliteratur 1913

Von Dr. Arthur Weſtphal in Berlin

Der Strom literariſcher Neuerſcheinungen, der gerade zur Weihnachtszeit bedrohlich anzuſchwellen pflegt, bringt auch diesmal das übliche Gemiſch aus falſchen und wahren Werten, aus beſcheidener Könnerſchaft und geſpreizter Unfähigkeit. Daß dabei die geſpreizte Unfähigkeit im Übergewicht iſt, liegt nun einmal am Weſen dieſer unvollkommenſten aller Welten. Überall im Leben drückt der kalte Routinier den ernſthaft Suchenden an die Wand, überall ſchreit der große Mund und die Reklametrommel die paar echten Töne nieder, die aus leidenden und ehrlich ringenden Menſchenſeelen emporſteigen. Darum wird jeder, der aus Neigung und Beruf eine Art Kontrolle über den hemmungslos flutenden Strom literariſcher Neuerſcheinungen ausübt, vor allen Dingen darauf zu achten haben, daß hier keine Grenzverwirrung eintritt, daß der Tempel der Kunſt von Zöllnern und Krämern rein bleibt, und daß alle falſchen Werte, die unter einer Biedermannsmaske eingeſchmuggelt werden ſollen, kurzerhand erkannt und beim rechten Namen genannt werden.

Wenn man nun, soweit das überhaupt möglich ist, eine Heerschau über die neuerschienene Erzählungsliteratur abhält, so stößt man immer wieder auf ein Problem, das in gewissem Sinne eine Auseinandersetzung verlangt: auf das Problem des sogenannten Unterhaltungsromans, der vor der höchsten künstlerischen Instanz niemals bestehen kann, für den aber die Tatsache spricht, daß das Publikum ihn verschlingt und seine Popularität jedesmals mit fast erstaunlicher Hartnäckigkeit durchsetzt. Es gibt eine ganze Reihe von Autoren, auf die das Publikum, wenn das burschikose Wort gestattet ist, einfach fliegt. Man mag seine kritisch-pädagogische Stirn noch so sehr in Falten legen; man mag warnen und drohen und schelten — schließlich wird man doch nichts an der Tatsache ändern können, daß die Masse immer wieder zu ihren Lieblingen Stratz und Ompteda und Zobeltitz und Presber und wie sie alle heißen mögen, greift und dafür alle ihr von kundigen Händen angebotene gehaltvollere, literarische Kost verschmäht. Es ist das eine Erscheinung, die zu denken gibt. Mit rascher Verachtung und mit billiger Vogel-Strauß-Politik kommt man nicht weiter. Wenn der Berg nicht zum Propheten kommt, muß der Prophet eben zum Berge gehen. Oder weniger bildlich gesprochen: wer die immer größer werdende Entfremdung zwischen Volk und Literatur seit Jahren beobachtet, wird dafür nicht lediglich die Denkfaulheit und Bequemlichkeit des großen Publikums verantwortlich machen dürfen, sondern wird nach tiefer liegenden Gründen suchen und sich zu diesem Zweck den fraglichen Erzählungstyp einmal auf seine so erstaunliche Wirkungskraft ansehen müssen.

Da wird er dann erkennen, daß der Erfolg des Unterhaltungsromans — wohl gemerkt, des guten Unterhaltungsromans! — durchaus keine Erscheinung ist, die zu irgendwelcher Beunruhigung Anlaß gibt. Er ist ganz einfach eine höchst natürliche und höchst gesunde Reaktion auf jene Art von Literatur, die nichts weiter als eben Literatur sein will. Unser ganzes Schrifttum stöhnt seit zwanzig Jahren unter dem Fluche des „Literarischen", unter der Sucht der Autoren, abstrakte geistige Probleme mit mehr oder weniger verhüllter Trockenheit abzuhandeln. Unsere Romanschriftsteller, soweit sie literarisch ernst genommen werden wollen, schreiben samt und sonders eigentlich nur für einen winzigen Kreis gleichgesinnter Zunftgenossen, tummeln sich im Bereiche einer lange trainierten, rein literarischen Denkweise und gaben darüber jede Fühlung mit dem wirklichen Leben verloren. Die primitiven Gaben, die nun einmal den Erzähler ausmachen: die Fähigkeit, zu fabulieren, Spannungen zu erzeugen, aus Gebilden der Phantasie gewisse sinnfällige Wirkungen zu pressen — diese natürlichen Gaben sind ihrer Übergescheitheit und Nervosität mehr oder weniger abhanden gekommen. Sie sind oft genug ehrlich bis aufs Blut. Aber ihre Ehrlichkeit bleibt farblos, neutral, uninteressant. Sie bringt nichts von dem Zauber des ungekannt reizvollen Märchenlandes, das der naive Leser erwartet, und mit Recht erwartet, wenn er einen Romanband aufschlägt. Sie quält den Unbeteiligten eher, als daß sie ihn fesselt, und wenn er wirklich nicht schon auf dem Wege die Geduld verloren hat, so sieht er sich letzten Endes so gut wie jedesmal enttäuscht. Ist es da ein Wunder, daß er lieber zu einem Autor wie Rudolf Stratz flüchtet, der ihm schon auf den ersten Seiten seiner Bücher durch die ganze Art seiner Erzählungskunst eine gewisse Zuverlässigkeit garantiert? Man sehe sich nur die beiden letzten Stratz'schen Romane an: „Seine englische Frau" und „Stark wie die Mark". (Beide bei

J. G. Cotta, Stuttgart und Berlin.) Rudolf Stratz hat ganz entschieden die oben genannten primitiven Fähigkeiten, die seinen sich um sovieles besser dünkenden Kollegen oft in erschreckendem Maße abgeht. Er hält seinen Griffel fest in der Hand. Er versteht zu fabulieren, zu spannen, zu gestalten, und er steht mit seiner gewiß nicht außergewöhnlich wertvollen, aber jedenfalls liebenswürdigen und prägnanten Persönlichkeit hinter jeder Zeile, die er schreibt. Er hat als Schriftsteller ein Gesicht, weil er als Mensch eines hat. Und weil er den Mut findet, sich zu jeder Zeit und an allen Orten zu diesem seinem natürlichen Gesichte zu bekennen, fesselt er die Leute immer wieder durch seine frische, unbekümmerte, von des Gedankens Bläße nicht angekränkelte Fabulierungskunst. Bücher wie die „englische Frau" und „Stark wie die Mark" kann man mit bestem Gewissen empfehlen. Sie bringen gewiß keine wesentlichen Beiträge zu den Dingen und Zusammenhängen dieser Welt und dieser Zeit. Sie sind keine Dämonien eines ruhelosen Geistes, und sie sind ganz und gar nicht dazu angetan, den Leser ernsthaft an Herz und Nieren zu greifen. Aber ist denn das wirklich jedesmal nötig? Ist denn nicht das sympathische Talent eines bescheidenen und seine Möglichkeiten genau übersehenden Mannes auch einiges wert? Mehr wert vielleicht, als die womöglich ernsteren, aber künstlerisch hoffnungslosen Versuche „literarischer" Außenseiter, denen kein Gott zu sagen gab, wie sie leiden?

Natürlich steht der neue deutsche Unterhaltungsroman nicht durchweg auf der Höhe des Stratzschen Könnens. Wer sich durch die endlosen Labyrinthe der jüngsten Novellistik mühsam einen Weg sucht, wird oft genug die Geduld verlieren, sich oft genug der vollkommenen Verzweiflung nahe fühlen. Selbst längst „eingeführte" Namen bewahren da nicht immer vor bitteren Enttäuschungen. Das Buch von den „Vier Königen" (Grethlein u. Co., Leipzig), das Georg Engel diesmal seinen Freunden bringt, ist eine solche Enttäuschung. Der Verfasser, den seine bessere Vergangenheit eigentlich verpflichten sollte, forciert in diesem Buche einen so unwahren Gefühlston, daß man ihn nur mit äußerstem Widerstreben auf seiner epischen Wanderung durch norddeutsches Land begleitet. Der Geist, der in den „Vier Königen" herrscht, ist der einer verkappten Banalität; einer Banalität, die doppelt unsympathisch wirkt, weil sie die Farben des Lebens durch Schminke und durch allerlei aus dem Friseurladen geborgte Schönheitsmittelchen zu ersetzen trachtet. Hier zeigt sich der deutsche Unterhaltungsroman von seiner denkbar ungünstigsten Seite. Er ist unwahrhaftig bis auf die Knochen und kokettiert mit parfümierten Gemütsregungen, denen man keinen Augenblick glauben kann, weil sie eben keinen Augenblick aus einem wirklichen Erleben geflossen kommen.

Auch Alexander von Gleichen-Rußwurms Gesellschaftsroman aus dem modernen Rom „Saisonschluß" (Gebrüder Enoch, Hamburg) bietet in diesem Zusammenhange durchaus kein erfreuliches Bild. Auch er ist nicht viel mehr als eine auseinandergequollene Banalität, die ernsthaften Menschen nichts zu geben vermag. Allerdings muß zu seiner Ehre festgestellt werden, daß sich diese Banalität wenigstens insofern bescheidet, als sie nicht über die Grenzen ihrer Möglichkeiten hinausstrebt. Der ethisch so anrüchige Ton, der den Engelschen Roman degradiert, fehlt hier. Das Gleichen-Rußwurmsche Buch ist äußerlich wie innerlich anständig. Er wird niemandem neue Werte vermitteln. Aber er wird auch niemanden vergiften.

Auch der vielgewandte (manchmal nur etwas zu sehr gewandte) Rudolf Presber darf natürlich nicht fehlen, wo von der leichteren Unterhaltungsliteratur die Rede ist. Von ihm liegen diesmal zwei neue Bücher vor: die Dialoge „Von Ihr und Ihm" und die Novellensammlung „Der Tag von Damaskus". (Beide bei der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin.) Neues braucht über die Presbersche Erzählungskunst nicht mehr gesagt zu werden. Ihr Reiz und ihre Wirkung liegt in der gefällig schillernden Art, mit der sie über die Dinge hingleitet, ohne ihnen im Grunde nahe zu kommen. Wer einem Buche mit hungrigen Sinnen entgegenschreitet, wird bei Presber wohl niemals auf seine Kosten kommen. Dazu ist die fixe und graziöse Allerweltsbegabung dieses Mannes denn doch nicht ernst und tief genug. Aber wer vor dem Mittagsschlaf so etwa ein halbes Stündchen mit einem nicht aufregenden, aber durchaus charmanten und lieben Kerl ein bißchen plaudern möchte, ohne sein Gehirn über Gebühr zu strapazieren, der soll nur getrost zu den beiden Presberschen Bänden greifen. Ich glaube, er wird es nicht zu bereuen haben. Man schläft ausgezeichnet nach der Lektüre.

Etwas schwerer und solider, aber durchweg redlich und sympathisch geben sich „Die letzten Rudelsburger" von Paul Schreckenbach (Leipzig, Verlag L. Staackmann) und „Der Grafenbauer" von Paul Frieben (Phönix-Verlag, Berlin und Leipzig). Das Schreckenbachsche Buch steht mit seiner glücklichen, durch und durch wahrheitsliebenden Schilderung des deutschen Mittelalters entschieden an erster Stelle. Paul Friebens Roman, der im literarischen Typ den „letzten Rudelsburgern" entfernt verwandt ist, hat sich seine Ziele enger gesteckt. Aber diese Feststellung braucht ihn so wenig zu kränken wie jene andere, daß sich der „Grafenbauer" durch seinen Ton und durch seine Gesinnung ausgezeichnet als Geschenkwerk für heranwachsende Knaben empfiehlt. Das gleiche gilt von den beiden Erzählungen aus der Zeit der Befreiungskriege, die Franz Adam Beyerlein unter dem Titel „Das Jahr des Erwachens" (Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin-Charlottenburg) herausgibt. Dies Buch, das die mannhafte Melodie jener Jahre festzuhalten trachtet und auch wirklich festhält, verdient durchaus eine große Verbreitung. Das Jubeljahr 1913 ist ja gewiß mit mehr oder weniger gelungenen Festspielen und Kriegsromanen bis zum Überdruß gefüttert worden. Aber unter dem ganzen Schwall tönender Worte findet sich kaum etwas, was den wahrhaften Geist der Freiheitskriege so echt und so ungekünstelt widerspiegelt, wie diese beiden schlichten und anspruchslosen Geschichten von Franz Adam Beyerlein.

Auf dem gleichen tüchtigen Niveau bewegt sich eine kurze Novelle von Rudolf Herzog: „Die Welt in Gold" (J. G. Cottasche Buchhandlung, Stuttgart und Berlin). Man braucht kein grundsätzlicher Verehrer der manchmal etwas reichlich mit nicht ganz glaubhafter Sentimentalität beladenen Erzählungskunst Rudolf Herzogs zu sein, um trotzdem vor der ursprünglichen Wärme dieser kleinen Studentengeschichte bedingungslos den Hut zu ziehen. Es ist ein oft erlebtes Schauspiel, daß gerade Autoren, die eine leise Neigung zu schwülstiger Breite haben, sich dann am unmittelbarsten und echtesten geben, wenn sie sich einmal bescheiden und anspruchslos im engsten Kreise bewegen. Das gilt von vielen Unterhaltungsschriftstellern unserer Tage, und das gilt ganz besonders auch von

Rudolf Herzog, der in dieser kleinen Erzählung um vieles sympathischer und glaubwürdiger erscheint als in den allermeisten seiner dickleibigen Romane.

Ottomar Enkings oft bewährte Kunst der Kleinstadtschilderung geht eigentlich schon über den Begriff des bloßen Unterhaltungsromans hinaus. Wenn sein letzter Roman „Ach ja, in Altenhagen" (Carl Reißner, Dresden) schließlich doch unter das zur Rede stehende Genre fällt, so liegt es nur daran, daß dies Buch unverkennbar zu den schwächeren Leistungen des Verfassers gehört. Ottomar Enking ist seinen getreuen Lesern noch nie so müde, so beinahe einschläfernd erschienen wie in diesem Roman vom norddeutschen Städtchen Altenhagen. Man täte ihm keinen Gefallen, wenn man hier den Tatbestand vertuschen oder beschönigen wollte. Und der einzige Wunsch, mit dem man von der Lektüre des langatmigen Buches scheidet, ist der, daß Ottomar Enking sich auf sich selbst besinnen und das nächste Mal unter glücklicheren Bedingungen zu uns zurückkehren möge.

Aus dem Geiste der guten Enkingschen Romane stammt ein Band von Bernhard Flemes: „Gottfried Haberkorfs Irrtum und andere Geschichten" (Adolf Sponholtz Verlag, Hannover). Den Lesern der Grenzboten ist der Verfasser kein Unbekannter. Die schon genannte Geschichte von Gottfried Haberkorf und daneben die „Legende vom Wachholderbaum" haben seinerzeit in diesen Blättern gestanden. Bernhard Flemes unerschrockener, mit Humor gepaarter und zu warmer Beschaulichkeit neigender Sinn, der sich schon damals zeigte, bringt erfrischend und belebend zugleich durch die ganze Novellensammlung. Der Zauber der norddeutschen Landschaft liegt darüber, und wer sich dieser Landschaft innerlich verwandt fühlt, wird die sechs Geschichten, die der Band bringt, mit heller Freude in sich aufnehmen.

Die bisher gegebene flüchtige Übersicht möge unsere Wanderung durch die Gefilde der leichteren Unterhaltungsliteratur beschließen. Irgendeinen Anspruch auf Vollständigkeit kann eine derartige Aufzählung natürlich nicht machen. Die von Tag zu Tag bedrohlicher anschwellende Flut belletristischer Neuerscheinungen verbietet das ganz von selber. Was hier gegeben werden konnte, war nicht mehr als eine Reihe von Stichproben, eine Reihe auf gut Glück herausgegriffener Beispiele, die den weitverbreiteten Lehrsatz von der Verächtlichkeit und ästhetischen Unmöglichkeit aller leichteren Unterhaltungsware entkräften sollten. Es ist ganz gut, daß dem literarischen Hochmut unserer „Intellektuellen" ab und zu ein kleiner Dämpfer aufgesetzt wird. Ein solcher Dämpfer läßt sich aber nur ermöglichen, wenn man auf Grund eines unzweideutig vorliegenden Tatbestandes aufzeigt, daß längst nicht alle hochgereckten literarischen Träume zu reifen pflegen und daß unter Umständen auch im „andern" Lager sehr tüchtig und sehr sauber gearbeitet wird.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Materialien zur Bismarckkritik

In der historischen Zeitschrift der russischen Revolutionäre Byloje (1906, Maiheft S. 233) findet sich folgender Passus:

Die Agenten Bismarcks und ihr Vorschlag. Krawtschinski hat mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit erzählt, daß Krapotkin ihm einmal vertraulich folgendes mitgeteilt habe: Stellen Sie sich vor, Agenten Bismarcks sind mit dem Vorschlag an mich herangetreten, einen der bedeutenden russischen Revolutionäre zu bereden, im Auslande eine große russische revolutionäre Zeitschrift herauszugeben und sie stellten dafür eine bedeutende Summe in Aussicht. Sergius Krawtschinski hat diesen Vorschlag mit Entrüstung zurückgewiesen, und als Krapotkin diese Absage, ohne Krawtschinski zu nennen, dem Abgesandten Bismarcks übermittelte, rief dieser erstaunt aus: „diese Russen sind ein sonderbares Volk, sie sind gar keine Politiker! Sehen Sie .... (hier folgt der Name einer der bekanntesten politischen Persönlichkeiten Europas. Aus begreiflichen Gründen sehen wir vorläufig davon ab, ihn zu nennen. Die Red. d. Byloje) hat sich nicht geniert, von uns Geld zu nehmen und wie hat sich seine .... (hier folgt der Name der Zeitung jenes Herrn. Die Red. d. Byloje) entwickelt." Jawohl, die russischen Revolutionäre sind keine Politiker nach dem Geschmack Bismarcks, sie verkaufen sich nicht und kaufen andere Leute nicht. Und wie sicher glaubte jener Agent Bismarcks zu gehen! Zu jener Zeit waren die neuen Auswanderer so arm, wie nur der unglücklichste Proletarier während einer schweren Arbeiterkrisis sein kann. Erwerbsmöglichkeiten gab es selten, Zusendungen von Verwandten und Freunden waren ebenfalls selten und wir teilten sie brüderlich untereinander.

Rechtsfragen

Privatrecht und Luftschiffahrt. Unser Bürgerliches Recht ist zu einer Zeit entstanden, als der Gedanke an Luftschiffahrt noch in den Bereich der Ideologie gehörte. Kein Wunder, daß die Gesetze diesem Fortschritt der Technik nicht gerecht werden können. Die jüngsten Ereignisse, vor allem das furchtbare Unglück bei Johannisthal, schreien aber geradezu nach klaren gesetzlichen Vorschriften. Was soll geschehen, wenn bei nächster Gelegenheit solch ein Luftfahrzeug gerade über Berlin explodiert? Der unabsehbare Schaden, den dabei gänzlich Unbeteiligte an Leben, Gesundheit und Vermögen erleiden, ist nach heutigem Recht nur in den seltensten Fällen ersetzbar. Die einzige Vorschrift des Bürgerlichen Gesetzbuches, die hier in Betracht kommt, gewährt nur dann einen Anspruch auf Schadenersatz, wenn der Eingriff in die körperliche Unversehrtheit oder das Eigentum widerrechtlich und schuldhaft erfolgt. Ein direktes Verschulden wird aber meist nicht vorliegen bzw. nicht nachzuweisen sein, wenn sämtliche Teil-

nehmer der Fahrt ums Leben gekommen sind. Man müßte denn etwa soweit gehen und dem Luftschiffer schon als Fahrlässigkeit anrechnen, daß er überhaupt über bebaute Grundstücke geflogen ist. Aber eine solche Entscheidung würde mit Recht den Protest aller an der Luftschiffahrt interessierten Kreise wachrufen und dem Stande der Technik, die doch immerhin die Gefahren nach Möglichkeit beseitigt hat, nicht mehr gerecht werden.

Bekannte Rechtslehrer, wie Kipp und Meurer, haben zwar versucht, aus allgemeinen Erwägungen eine Haftpflicht herzuleiten. Sie sagen, der Grundeigentümer befinde sich in der Lage eines Expropriierten, da er das Überfliegen dulden müsse. Für Enteignungen aber bestehe prinzipiell eine Entschädigungspflicht. Die Rechtsprechung wird dieser Deduktion sicher nicht folgen. Denn ein Akt der Staatsgewalt, auf dem die Befugnis zum Fliegen beruht, ist nicht gegeben, vielmehr ist nach Bürgerlichem Recht der Grundeigentümer nicht berechtigt, Einwirkungen auf die Luftsäule über seine Oberfläche zu untersagen, da er an der Ausschließung kein Interesse hat. — Aus der erweiterten Haftpflicht, die speziell für Eisenbahnen und Automobile gilt, darf auch nicht analog die Haftung der Luftfahrzeuge hergeleitet werden.

Wir stehen hier eben vor einer Lücke im Gesetz und die Frage ist brennend, ob und wie sie auszufüllen ist. Sehr beachtenswert sind hier die Verhandlungen des Dritten Internationalen Kongresses für Luftschiffahrt, der vor kurzem in Frankfurt a. M., zum ersten Male auf deutschem Boden, abgehalten wurde.

Gerade die privatrechtliche Seite der Frage wurde hier ausführlich erörtert. Die Ansichten spalteten sich nach drei verschiedenen Richtungen hin. Ein Teil hielt die gegebene Regelung, das Verschuldungsprinzip, für ausreichend. Allein dem kann man, wie schon dargelegt, nicht beipflichten. Es sei noch darauf hingewiesen, daß der eigentliche Halter des Fahrzeugs, also z. B. der Staat, sich selbst bei Verschulden seiner Leute dadurch exkulpieren kann, daß er den Nachweis erbringt, bei der Auswahl der Personen und Vorrichtungen sei er mit genügender Sorgfalt verfahren. Die Geschädigten sind also dann auf den sehr zweifelhaften Anspruch gegen den eigentlich Schuldigen, den Piloten oder einen Monteur usw., angewiesen.

Ganz im Gegensatz dazu verfochten die französischen Rechtslehrer die théorie du risque: der Luftschiffer müsse für jeden Schaden aufkommen, da die Luftschiffahrt ständig mit Zufällen rechnen müsse. Der Kongreß einigte sich schließlich auf einer mittleren Linie: der Halter des Fahrzeuges sei zum Ersatze verpflichtet, er könne aber den Einwand der höheren Gewalt erheben.

Dieser Begriff der höheren Gewalt ist aus dem Eisenbahnrecht übernommen. Nicht gehört dazu die sogenannte Betriebsgefahr, das Versagen der Einrichtungen und Maschinen und dergleichen. Meines Erachtens erscheint gerade für die Luftschiffahrt diese Anlehnung an die Haftpflicht der Eisenbahn und der Automobile noch zu eng. Die höhere Gewalt ist dem Fliegen in viel höherem Grade immanent, gehört gewissermaßen zur Betriebsgefahr. Mit plötzlichen Böen, Blitzschlägen und dergleichen muß der Flieger ganz anders rechnen als die Eisenbahn oder der Automobilist auf dem Lande. Die Meinung der Franzosen ist dem Interesse der Allgemeinheit angemessener. Es kommt hinzu, daß meist der Staat oder kapitalkräftige Gesellschaften als Halter des Luftfahrzeuges auftreten werden, die Privatflieger müssen sich dann eben durch eine Versicherung decken. Der Billigkeit entspricht es übrigens, daß eine so weitgehende Ersatzpflicht nur Unbeteiligten gegenüber besteht, daß Mitfahrer also keine derartigen Ansprüche erheben können. Auch die Beschädigungen von Luftfahrzeug zu Luftfahrzeug bedürfen einer abweichenden Regelung.

Eine Gesetzgebung über das ganze Luftfahrrecht, z. B. eine Luftstraßenordnung, ist nur noch eine Frage der Zeit. Internationale Verträge sind ja bereits geschlossen worden. Es ist zu wünschen, daß auch die privatrechtliche Seite ihre baldige gebührende Berücksichtigung finden möge.

Dr. jur. et rer. pol. Kurt Peschke
in Berlin

Ein Recht auf Hungerstreik? Vor einiger Zeit ist ein Bucketshop, einer jener Animierbankiers, gegen welche Staatsanwaltschaft

und Strafkammern von Berlin seit zwei Jahren mit energischen Strafen vorgehen, wegen Betruges und Verleitung geschäftsunerfahrener Leute zum Börsenspiel mit anderthalb Jahren Gefängnis bestraft worden. Auf diese Strafe sind ihm noch zehn Monate Untersuchungshaft angerechnet worden. Der Verurteilte hat Revision eingelegt; vom gleichen Tage ab aber hatte er die Aufnahme jeder festen Nahrung verweigert —, wie die Zeitungen schreiben, weil er das Urteil nicht als richtig anerkennen könne. Ich kenne den Verurteilten besser und glaube nicht an dieses Motiv. Dieser Bankier ist — abgesehen von dem geschäftlichen Gebiete, auf dem er nach meiner Überzeugung schwer gefehlt hat, — ein Mann von Ehre, welcher die entehrende Gefängnisstrafe nicht glaubt ertragen zu können. Nach meiner Überzeugung wollte er sich durch einen stolzen und schweren Tod in den Augen seiner Freunde rehabilitieren. So hatte er beschlossen, sich zu Tode zu hungern, und hatte den Entschluß eine lange Reihe von Tagen mit seltener Energie durchgeführt.

Damit hatte er die Strafbehörde und Gefängnißdirektion vor das schwierige Problem gestellt, ob sie ein Recht habe, auch einen Untersuchungsgefangenen zwangsweise zu ernähren.

Von der einen Seite wird argumentiert, daß nach unserem geltenden Prozeßrecht der Untersuchungsgefangene in seiner persönlichen Freiheit nur soweit beschränkt werden dürfe, als es der Zweck der Untersuchungshaft erheischt, daß ihm aber darüber hinaus seine Willensfreiheit gelassen werden müsse. Weiter habe der Gefangene wohl einen Anspruch auf rechtzeitige Lieferung ausreichender Nahrung durch die Gefängnisverwaltung; aber letztere habe keinen Anspruch darauf, daß der Gefangene diese Nahrung auch zu sich nehme.

Bei diesem Punkte glaube ich, kann man mit einem erfolgreichen Widerspruche gegen diese Auffassung einsetzen. Der Untersuchungsgefangene ist nicht bloß Gegenstand eines Strafverfahrens, sondern, indem er in das Gefängnis aufgenommen worden ist, auch Mitglied einer staatlich organisierten Gemeinschaft und zwar einer solchen, die nur durch eine ganz straffe Disziplin in Ordnung gehalten werden kann.

Nach den Disziplinarbestimmungen der Gefängnisordnung muß jeder Gefangene, auch der Untersuchungsgefangene, seine Zelle selbst aufräumen, muß allmorgendlich zu einem Spaziergange antreten, muß sich wöchentlich einmal baden, alles Betätigungen, die er vielleicht in der Freiheit nicht macht, und welche deshalb, wenn sie ihm aufgenötigt werden, Eingriffe in seine Willensfreiheit bedeuten, die doch mit dem Sicherungszwecke der Untersuchungshaft nicht das geringste zu tun haben. Weiter kann ein in Freiheit befindlicher Mensch seinen Mitmenschen soviel Briefe schreiben, als er Lust hat, das Zustecken eines Kassibers unter Gefangenen jedoch wird disziplinarisch mit Entziehung der warmen Kost oder des Bettlagers geahndet, auch wenn der Kassiber ganz harmlose Mitteilungen enthält. Wir sehen also, die Willensfreiheit der Untersuchungsgefangenen wird auch überall da beschränkt, wo es die Aufrechterhaltung der Ordnung, Ruhe, Gesundheit, Sauberkeit usw. im Gefängnis erheischt. Alsdann wird man aber auch bedenkenlos folgern dürfen: die Weigerung, die gebotene Nahrung zu nehmen, verstößt genau so gut gegen den ordnungsmäßigen Betrieb im Gefängnis, wie die Weigerung, die Zelle aufzuräumen oder zu baden. Da man einen freiwillig Hungernden nicht durch Entziehung der Nahrung strafen kann, so bleibt kein anderes Mittel, seinen disziplinwidrigen Willen zu brechen, als die Zwangsernährung.

Solange wir nicht einem Verurteilten, der seine Verurteilung nicht zu überleben wünscht, einen Revolver in die Hand drücken dürfen, wie jene österreichischen Offiziere dem Obersten Redl, solange entspricht es unseren Anschauungen von Humanität immer noch mehr, jemanden zwangsweise zu ernähren, als zuzusehen, wie er sich langsam zu Tode hungert.

Landgerichtsrat Dr. Sontag in Berlin

Kunst

Der illustrierte Jörn Uhl. Es ist eine auffällige Merkwürdigkeit, daß viele Bibliophilen illustrierte Bücher nur mit Vorsicht in die Hand nehmen oder erwerben. Die Ur-

sache solchen Benehmens ist ein feines und richtiges ästhetisches Empfinden, das davor zurückschreckt, bedeutende Dichtungen von Künstlern bebildert zu sehen, die in das Wesen der Dichtung gar nicht eingedrungen sind, oder es nicht stilgerecht in ihrem Ausdrucksgebiete zu offenbaren vermögen. Um so stärker ist aber darum die Zustimmung der wirklichen Bücherliebhaber, wenn einmal Dichter und Illustrator Wahlverwandte, Schaffende von gleichem Wesen und Stil, Streben und Lebensgehalt, jeder in seiner Kunstform, sind. Dieser Fall, der die Illustration einer Dichtung zu einem hohen Genusse steigert, tritt im allgemeinen recht selten ein, ja so selten, daß in der Zeit, da das illustrierte Buch modisch beliebt war, der wahre Literaturfreund nur mit heiligem Mißtrauen zu den bildergeschmückten Bänden griff. Eine Wandlung ist in dieser Hinsicht durch die jüngste ästhetische Buchkunstbewegung zweifellos eingetreten, wenn auch neuerdings sich wieder eine leichtfertige Illustrierung aus rein geschäftlichen Gründen bemerkbar macht, der scharf entgegenzutreten ist. Denn es muß zu jeder Zeit — und noch ganz besonders in Epochen des Stilüberganges — an dem Grundsatze festgehalten werden, daß Zeichner wie Dichter Wahlverwandte im Stil und Charakter, im Persönlichen wie im Weltverhältnis seien. Jeder Dichter, der solchem Illustrator begegnet, kann sich glücklich schätzen. Denn sein Werk kann durch die Bilderbeigaben für den Durchschnittsleser schon allein infolge der augenfälligen Veranschaulichung, für den Kenner infolge der hin und her spielenden Reize zwischen Zeichnung und Wort nur gewinnen. Dickens erfuhr diese Freude durch die Meister Phiz, Marlise, Cruikshank u. a.; noch heute wird man deren Illustrationen nicht entbehren wollen, wenn man sie einmal während der Lektüre zur Hand genommen hat; ebenso ergeht es einem bei P. Grotjohann und Wilhelm Raabe u. a. m. Zahlreich sind diese auf gleicher Straße Marschierenden nicht, besonders kennt die Gegenwart nur ganz wenige.

Jetzt ist Gustav Frenssens „Jörn Uhl" das Glück zuteil geworden, das einigen Werken Raabes — etwa dem „Horacker" — begegnete. Soeben kommt in der G. Grote'schen Verlagsbuchhandlung (Berlin) eine eigenartig gebundene große Folioausgabe des am meisten gelesenen und gekauften Romans des zwanzigsten Jahrhunderts heraus; sie ist prächtig mit mehr als hundert Bildern geschmückt. (Preis gebunden 20 Mark, Luxusausgabe 60 Mark.) Professor Bernhard Winter ist der Illustrator.

Bereits nach dem Umblättern nur weniger Seiten stellt man fest, daß der „Jörn Uhl" allein so und nie anders bebildert werden durfte. Es besteht eine im höchsten Grade überraschende Übereinstimmung zwischen Dichtung und Zeichnung. Wenn man sich der Technik des Romanes erinnert — einer peinlich-sorgsam arbeitenden Mosaik- und Impressionentechnik — freut man sich über Bernhard Winters Tat. Er wählte die Federzeichnung in Tusche. Einen Riesenfleiß verwandte er rein äußerlich auf die Bilder. Man muß einmal beobachten, mit welch tausendfältiger Strichreihung und -kreuzung Form, Gestalt und Ausdruck gewonnen werden. Da hat kein flüchtiger Illustrator nach irgendwelchen plötzlichen und raschen Einfällen gearbeitet, sondern ein Künstler, der jedes Phantasieprodukt merklich bis ans Ende ausreifen läßt, um die beste, die letzte Fassung zu geben. Winter hat den Roman „Jörn Uhl" wahrhaftig nicht durch Zufall oder infolge einer geschäftlichen Anregung illustriert: ihn hat es im Innern gedrängt und getrieben, die Welt der Dichtung als Zeichner nach bestem Wissen und Willen, Können und Schauen nach- und neuzugestalten. Er, der Oldenburger Ostfriese, ging nach Dithmarschen, lebte und strebte lange Monate mit den Bauern, fühlte sich ein in die eigenartige Landschaft, in Charakter und Lebensart ihrer Bewohner. Als Bauernmaler Ostfrieslands hatte er von vornherein den Blick für das besondere und charakteristische der Dithmarschen. Als Mensch und Künstler fühlte er sich Frenssen, dem Menschen und Dichter, innerlich verwandt, so daß er auch im Urteilen und Abtrennen der Einzelheiten vom Ganzen mit dem Heimatssohne gleichen Weg ging. Er traf deshalb überall das, was den Wert des „Jörn Uhl" für jetzt und immer ausmacht, sowohl das Kulturhistorische — denn der Roman stellt eine Lebens- und

Wirtschaftsform der nordischen Bauern dar, die infolge der technischen Veränderungen im Schwinden begriffen ist, — als auch das Psychologische der Gestalten des Buches in der Beleuchtung des Dichters. Indem Winter anfangs an einem reinen Sachstil festhielt, herausgeholt aus den Objekten der Landschaft und des Bauerntums, wuchs ihm sicher und überzeugend die typisierende Verklärung zu, die in ihrem Stimmungsreiz die gleiche Nuance erreichte, wie die Poesie des Wortes.

Es ist in der Tat eine vollkommene Illustrierung zustande gekommen. Man mag den großen Band aufschlagen wo man will: überall wird man mitgehen mit der Art, wie hier die Welt Jörn Uhls dargestellt ist. Nirgends trifft man auf einen schablonischen oder mechanischen Ausdruck. Überall quillt Leben und Wirklichkeit in echt deutscher Wahrhaftigkeit und Vertiefung. Freilich, nicht der flüchtige Blick führt in die Innerlichkeit der Gestaltung ein: wer den Roman nur zur Unterhaltung rasch überfliegt, wird auch den Wert der Bilder nicht erfassen. Er wird nur denen offenbar, die sich Muße und Stimmung nehmen, sich in das einzelne zu versenken. Wer die holsteinische Bauernwelt kennt, wird sich schneller in manche Eigenarten hineinfinden, — so etwa die etwas hölzerne, aber der Wirklichkeit entsprechende Formung der Figuren. Wer mit ihr nicht vertraut ist, muß aus der Dichtung die Steifheit der schwer arbeitenden Glieder erfahren. Es ist ja überhaupt eines der feinsten Wunder dieser Illustration, zu sehen, wie Wort und Bild immer Hand in Hand gehen, ohne daß sich darum nun der Zeichner etwa im Zwange des Dichters fühlte, sondern wie dieser einst vor Jahren, so wußte auch jener sich ganz frei und unbehindert beim Schaffen und ließ allein seine Phantasie führen, daß sie aus sich heraus in ungestörter Lust die den Worten entsprechende Anschauung gebar. . . .

Der Verlag hat mit einzig dastehender Opferwilligkeit dem Werte der Bilder entsprochen. Er hat keine der üblichen billigen Maschinenreproduktionen gewählt, die so unendlich verflachend sind, sondern er griff zu

Pädagogium

Zwischen Wasser u. Wald äusserst gesund gelegen. — Bereitet für alle Schulklassen, das Einjährigen-, Primaner-, Abiturienten-Examen vor. Auch Damen-Vorbereitung. — Kleine Klassen. Gründlicher, individueller, eklektischer Unterricht. Darum schnelles Erreichen des Zieles. — Strenge Aufsicht. — Gute Pension. — Körperpflege unter ärztlicher Leitung.

Waren in Mecklb.
am Müritzsee.

der heute leider so vernachlässigten, weil recht kostspieligen Holzschnittwiedergabe. Die ersten Holzschneider und Anstalten haben dann mitgeholfen. Und wenn man nun — wie ich das tun konnte — Original und Reproduktion miteinander vergleicht, so muß man zugestehen, daß hier das Menschenmögliche eines Druckverfahrens geleistet worden ist. Jede Nuance, jeder noch so feine und geheime Strich der Zeichnung tritt im Buche voll und der erwünschten Wirkung entsprechend in Erscheinung. Ein gelbliches Kreidepapier wurde als das geeignetste für den Druck gewählt; es bringt die Zeichnungen prächtig zur Geltung. Die große vornehme Fraktur, die an den Kapitelanfängen von den Initialen Winters — nach friesischen Ornamenten entworfen — geschmack- und reizvoll begleitet wird, fällt durch den Schwung ihrer Form und die gesunde Leserlichkeit angenehm auf.

So kann man sich denn in jeder Weise über diese neue Frenssengabe freuen und nur wünschen, daß sie nicht nur im Kreise der Bücherliebhaber und Frenssenfreunde, sondern auch in der deutschen Familie überall Eingang finde.

Hanns Martin Elster in Berlin

Reiseberichte

Die Sorge-Bai. Aus den Schicksalstagen der Schröder-Stranz-Expedition. Von Dr. **Hermann Rüdiger.** Bilder von Chr. Rave. Berlin, Verlag von Georg Reimer. Brosch. 5 Mark, gebunden 6 Mark.

Als im Frühjahr die Kunde von dem unglücklichen Ausgang der Schröder-Stranzschen Vorexpedition nach Spitzbergen uns erreichte, war manch einer erstaunt darüber, daß auf dem verhältnismäßig gut bekannten, im Sommer ein bevorzugtes Touristenziel bildenden Polarlande, das überdies bereits eine dauernde Ansiedlung bei der Kohlengrube an der Adventbai beherbergt, eine derartige Tragödie sich ereignen konnte. Wie es zu dieser kam, das erzählt uns im vorliegenden Bande einer der gereiteten Teilnehmer, Dr. H. Rüdiger. Der Verfasser läßt die Frage offen, wen die Verantwortung an dem Schei-

Werkstätten Bernard Stadler

Paderborn Zusammenarbeiten von Kaufmann, Künstler und Handwerker; im neuzeitlichen Geiste durch Max Heidrich entworfene Zimmereinrichtungen; gediegen, bequem, von durchdachter Zweckmäßigkeit und Sachlichkeit, in sich schön durch die Wirkung des Holzes und die feinfühlig abgewogenen guten Verhältnisse der Formen. Einzelanfertigung in verständnisvollem Eingehen auf besondere Wünsche. Besonders preiswert:

Bürgermöbel

Vollständige Zimmer für etwa 300 bis 1000 Mark. Teppiche, Bezug-Stoffe, Beleuchtungskörper, auserlesenes kunstgewerbliches Kleingerät

Lieferung frei in die Wohnung.

Preisbuch T 3 mit 170 Abbildungen Preis 1 Mark

Berlin W. 30 · Bremen · Düsseldorf · Hamburg · Leipzig

Traunsteinerstr. 6 Georgstr. 64 Bleichstr. 6 Bergstraße 12/14 i. H. Aug. Polich

tern der Expedition trifft; er betont aber ausdrücklich, daß nicht etwa Proviantmangel der Grund zum Verlassen des Schiffes war, sondern daß letzteres auf freiwilligen Entschluß aller Teilnehmer hin, die gern einer ursprünglich nicht vorgesehenen Überwinterung aus dem Wege gehen wollten, geschah. — Wenn auch das Buch keine Vermehrung unseres Wissens über die Polarwelt vermittelt, so bildet es doch eine recht fesselnde Lektüre. Besonders angenehm berührt es, daß Dr. Rüdiger mit so warmer Anerkennung seines Lebensretters, des Marinemalers Christopher Rave, dem das Buch eine Anzahl prächtiger Illustrationen verdankt, gedenkt. Was dieser Mann geleistet hat, grenzt aber auch an das Wunderbare. Wen die mitternächtliche Polarnatur und menschliches Kämpfen und Ringen mit ihr interessiert, wer Anteil nimmt an den Erlebnissen der Mitglieder der verunglückten Expedition, dem sei „Die Sorge-Bai" warm empfohlen. Sch.

Ausstellungswesen

San Francisco. In dem Aufsatz über Neu-San Francisco und die Panama-Pacific-Exposition (Heft 45 dieses Jahrgangs) findet sich auf Seite 272 in dem Abschnitt, der von den Ausstellungsvorschriften handelt, ein Druckfehler, den zu berichtigen wir nicht unterlassen möchten. Es heißt dort, daß der mit Ausstellungsobjekten zu belegende Raum als solcher kostenfrei sei, daß aber trotzdem der Quadratfuß dem betreffenden Aussteller 1000 Dollar kosten wird. Nun muß statt 1000 Dollar — 10 Dollar gelesen werden.

Die Schriftltg.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 86/87.

Busch Prismen-Binokel

sind als
erstklassig
weltbekannt.
Bei allen Optikern vorrätig.
Letzter Katalog mit Neuheiten kostenlos durch
Emil Busch, A.-G., Rathenow
Optische Industrie.
Gegründet 1800. Gegründet 1800.

Napoleon und Deutſchland

Ein Epilog zum Jubeljahr

Von Privatdozent Dr. Oscar Ewald in Wien

Was Napoleon für Deutſchland geweſen iſt, erſchöpft ſich keineswegs in einer geſchichtlich treuen Darſtellung der Ereigniſſe, die ſich mit unaufhaltbarer Gewalt von der Stiftung des Rheinbundes bis zur Erhebung der Nation in den Befreiungskriegen abgeſpielt haben. Tiefer greift dieſe Bedeutung; ſie iſt am wenigſten durch die einfachen Formeln des Haſſes zu umſchreiben, deſſen Ausblick ein allzu enger, deſſen Wirkung mehr auf perſönliche, greifbare Nähe als auf welthiſtoriſche Abſtände berechnet iſt.

Die Geſamterſcheinung Napoleons ſetzte ſich allerdings in einen Widerſpruch zum deutſchen Geiſte, der ſich in tiefer innerer und äußerer Gegnerſchaft entfalten mußte; die unverkennbaren Gemeinſamkeiten, für die daneben Raum blieb, brauchen um ſo weniger geleugnet zu werden, als ſich aus ihnen allein die Sympathie, ja die Begeiſterung erklärt, die einige der echteſten Vertreter germaniſchen Weſens dem Korſen von Anbeginn entgegengebracht und bis zur tragiſchen Erfüllung ſeines Schickſals bewahrt haben. Wer in den hiſtoriſchen Ereigniſſen und ihrem Ablauf keine Zufälligkeiten erblickt, wird die Vieldeutigkeit im politiſchen Verhältnis Napoleons zu Deutſchland nicht bloß als das blinde Ergebnis eines mechaniſchen Kräfteſpiels betrachten. Napoleon, der Überwinder und Knechter der deutſchen Nation, hat zugleich ihre Einigung vorbereitet und möglich gemacht. Ohne Zweifel gegen ſeinen Willen; denn er hat die lebensfähigſten Teile des Deutſchtums, Öſterreich und Preußen, einzeln zu feſſeln verſucht, um die Einigung zu verhindern und den Reſt nur ſoweit er-

starken lassen, als er ihm, dem Herrn des Rheinbundes, unbedingten Gehorsam und Gefolgschaft zu leisten erbötig war.

Gleichwohl hat er nicht bloß dadurch, daß er den Haß der Besiegten gegen sein Werk entflammte, zu ihrer Wiedergeburt und Erstarkung beigetragen. Vielmehr hat er dieser auch im positiven Sinne die Wege geebnet. Solches geschah durch das große Reformwerk, das überall die Spuren seiner Eroberungen bezeichnete: die Errungenschaften der Revolution wurden den Ländern, die unter Napoleons Einfluß geraten waren, in reichem Maße zuteil. Man betrachte einmal die Landkarte vor dem Beginn der großen Bewegung und im Napoleonischen Zeitalter; wie sehr hat das zerstückte und durch seine Zerstückelung ohnmächtige Deutschland an jener Konzentration und Vereinheitlichung der Mächtegruppen gewonnen, die eine Grundbedingung seiner neuen Einheit war! Mit eherner Faust hat Napoleon den hundertfältigen Partikularismus gebrochen, der den Reichsgedanken schon in der Wurzel hatte verderben lassen. Der große klassische Stil des Imperialismus, dem alle Zersplitterung und eigensinnige Absonderung fremd war, übertrug sich so auch auf die überwundenen Nationen. Die letzten Reste des feudalen Mittelalters, die sich auf deutschem Boden mit besonderer Zähigkeit behauptet hatten, mußten abgestreift werden, um den Aufbau des modernen Nationalstaates zu ermöglichen.

Doch in dieser widerspruchsvollen Eigenart des politischen Einflusses erschöpft sich Napoleons Verhältnis zum germanischen Wesen keineswegs. Daß echte deutsche Geister dem Korsen nicht allein Bewunderung, sondern rückhaltlose Sympathie entgegenbrachten, dafür genügt es, Goethe zu nennen. Aber auch Kant, Schiller, Beethoven haben wenigstens die Anfänge des Welteroberers freudig begrüßt. Von Schillers klassischen Dramen meint Hebbel, daß sie ohne die gewaltige Wirkung des Imperators überhaupt nicht entstanden wären. Ähnlich urteilt Nietzsche in bezug auf Goethe, er habe an der übermenschlichen Erscheinung Napoleons erst das Faustproblem umzudenken gelernt. Seltsam muß es auch berühren, wenn Hegel jenen, von seinem bloßen Anblick überwältigt, als Inkarnation des Weltgeistes feiert. Der eigentliche Napoleonkult gehört freilich erst der Spätromantik an, einer Zeit, da sich die historische Gestalt in ihrer materialen Greifbarkeit allmählich zum Mythos zu verflüchtigen begonnen hatte. Stellt man diesen Bewunderern des Erdbezwingers seine Feinde auf deutschem Boden gegenüber, dann scheint es zunächst sogar, als ob die kulturelle Bedeutung der letzteren eine weit geringere wäre. Freilich nicht durchgängig; denn zwei in geistiger Hinsicht überragende Erscheinungen zum mindesten müssen hier genannt werden: Fichte und Kleist. War es der willkürliche Einbruch Napoleons in die bestehende Rechtsordnung, der Kleist im Tiefsten aufwühlte und empörte, so setzte Fichte der Tendenz nationaler Gleichmacherei urwüchsiges deutsches Empfinden entgegen. In beiden aber wehrte sich ein letzter, metaphysischer Urtrieb gegen das Fremdartige und Dämonische dieser Gewalt, der sich die anderen staunend beugten.

Was war der tiefere Grund der Gemeinsamkeit und des Widerstandes? Man hat Napoleon das größte Tatengenie genannt. Vielleicht mit einiger Übertreibung, wenn man sich Alexanders und Cäsars erinnert; indessen es hätte ja keinen Sinn, im Ungeheuren kleinliche Distanzmessungen vornehmen zu wollen. Der größte Tatenmensch der Neuzeit ist Napoleon sicherlich gewesen. Darin aber, daß er Gestalter und Organisator war, liegt eine innige Beziehung zu germanischem Wesen. So tief eingesenkt in der Innerlichkeit des reinen Denkens und Träumens der deutsche Geist auch sein mag, er kann doch nicht in dieser Sphäre verschlossen bleiben, er muß Traum und Gedanken zur Wirklichkeit verdichten. Dieser Verdichtungsprozeß ist mitunter ein sehr langsamer, durch viele Hemmungen aufgehaltener, im Vergleich mit der spontanen Art, in der der Romane seine Ideen verwirklicht; und so erklärt es sich, daß letzterer den Deutschen häufig für einen Schwarmgeist und Phantasten, ja für einen Don Quichote hält; wie denn auch Napoleon die deutschen „Ideologen" belächelte, — in Wahrheit aber aus verschiedenen Gründen völlig mißverstand. Dem germanischen Geiste ist aber als unveräußerliches Erbteil die Kraft des Wollens und Handelns beigesellt. Bloß scheinbar ist er Utopist und Ideologe: weil seine Gedankenwelt in ihrer herben Sprödigkeit schwer den zähen Widerstand des sinnlichen Stoffes zu überwinden vermag. Dasselbe Verständnis für Ordnung und organisierende Gestaltung, das den Deutschen im theoretischen Leben zu so außerordentlichen Leistungen befähigte, das die Grundlegung und den Ausbau der Wissenschaft und Technik ermöglichte, kann sich auch im Praktischen nicht verleugnen. Von Luther bis zu Friedrich dem Großen und Stein und Bismarck hat es in Momenten großer Entscheidungen der deutschen Nation niemals an weit ausgreifender Energie der Tat, an der Fähigkeit politischer Durchdringung, Beherrschung und Lenkung der Verhältnisse gemangelt. Dies vor allem begründet den Unterschied zwischen dem germanischen Volkstum und dem slawischen, welch letzteres, der Tat abgeneigt, sich dem Sein gegenüber passiv, aufnehmend verhält und mehr die Genialität des Leidens als die des Schaffens entfaltet. Hier zeigt die persönliche Innerlichkeit die Tendenz, sich von den Außendingen zurückzuziehen, wie um den Schmerz allzu intensiver Berührung zu vermeiden, während der Germane nicht ruht, ehe er Inneres und Äußeres, Subjekt und Objekt in vollendetes, harmonisches Gleichgewicht gesetzt hat. Deswegen konnte Napoleon bei den Deutschen ein viel tieferes Verständnis finden als bei den Slawen; wie hat zum Beispiel noch Tolstoi ihn verzeichnet und ins Kleinliche gezogen!

Aber auch jene Wesensverwandtschaft hat ihre Grenzen, die unsere Darstellung bereits andeutete. Die Gestaltung ist dem Germanen, zumal dem Deutschen niemals Selbstzweck: sie ist ihm bloß wertvoll als Realisierung einer höheren Idee. Das Handeln ist hier wohl unerläßlich: aber es hat nicht realistische sondern symbolische Bedeutung. Schon im Mythos, den Wagner mit neuem Leben erfüllte, ist dies zum Ausdruck gebracht: Wotan, der schaffend

die Welt gestaltet, um sich darüber als Zuschauer und erkennender Geist zu erheben. Und nichts anderes offenbart sich im Faustproblem, wie es durch Goethe zu Ende gedacht wurde. Wenn nach seiner tiefsinnigen Verdeutschung des Bibelwortes am Anfang und Ursprung aller Dinge die Tat stand, so ist doch die Tat für ihn stets auch lebendiger Sinn gewesen. Die fortschreitende Formung und Organisation der Wirklichkeit durch wissenschaftliche, technische, politische Arbeit, durch ziviliſatorische und kulturelle Wirksamkeit ist ihre fortschreitende Vergeistigung. Niemals verliert sich der Deutsche völlig ans Stoffliche, er gibt sich ihm hin, um es auf eine höhere Seinsstufe zu erheben, um es seelisch und geistig zu erfüllen. Diese letzte Innerlichkeit vermißt man im Werke und in der Persönlichkeit Napoleons. Er war zu sehr Willensphänomen, elementare Naturkraft, die nach keinem zentralen Punkte des Geistes hin eingerichtet ist. Mögen seine Unternehmungen, im einzelnen betrachtet, das Gepräge vollendeter Zweckmäßigkeit tragen, als ganzes entbehren sie des großen Kulturplanes, der die Handlungen eines Alexander, Cäsar, aber auch Karls des Großen kennzeichnete. Daß er die positiven Errungenschaften der französischen Revolution durch Europa trug, war weniger der Zweck als die Wirkung seines Tuns und Wollens. Er gehört zu jenen Erscheinungen, deren Entfaltung letzten Endes nicht auf eine Formel gebracht werden kann, weil sie sich im Dunkel unbewußter Triebe und Leidenschaften verlieren. Sie sind überhaupt auf keine festen Zielpunkte gerichtet — mögen sie solche sich und anderen auch vortäuschen —, sie werden bloß vom unaufhaltsamen, unerschöpflichen Drang nach Bewegung beherrscht. Nicht an dem Werke liegt ihnen, das ihnen überhaupt bloß in unklarer Weise vorschwebt, sondern am Wirken. In ihnen ist so viel seelischer Sprengstoff gehäuft, daß er sie selber zerstören müßte, fände er nicht ein Ventil nach außen. Eine der größten von diesen elementaren Naturen, die von ihrem eigenen Feuer verzehrt werden, war Napoleon. Hieraus — nicht aus kleinlichen Motiven der Ehrsucht — läßt sich das Zufällige und Vergängliche seiner Schöpfungen erklären. Denn was Ewigkeit verbürgt, ist nicht die Energie des Handelns, sondern die es durchleuchtende Idee. Was nicht von dieser im Innersten erfüllt ist, das ist, wie ein Naturphänomen, dem Untergang geweiht. Deshalb mußte Napoleon von eben der deutschen Ideologie, die ihm ein wesenloses Phantom dünkte, besiegt werden; der Naturalismus der schrankenlosen Macht zerbrach an dem Idealismus des zweckbewußten Werkes. Aus der Gedankenwelt der großen Künstler und Philosophen, Goethe, Schiller, Kant, Fichte, Hegel wuchsen die Aufgaben hervor, deren Durchführung bis in unsere Tage hinein den Inhalt der historischen Entwicklung bildet.

Und auch im tragischen Schicksal Napoleons erfüllte sich die tiefe Symbolik alles äußeren Geschehens. Am passiven Widerstand des Slawentums, das seinem Wesen am fremdesten gegenüberstand, erlahmte zum ersten Male sein Tatendrang; in den russischen schneeverwehten Sümpfen wurde der Impuls der ungeheuern

Maſſenbewegung in ſich zurückgeworfen. Allein dieſes Gegners Maſſen vermochten ihn nicht zu bezwingen. Er fand hier wohl eine Grenze ſeiner Macht, nicht aber ein Ende derſelben. Erſt germaniſche Tatkraft, die in ihrem Sinn für Enthaltung und Geſtaltung die Vorausſetzungen ſeines eigenen Weſens teilte, konnte ihn gleichſam von innen her überwältigen. Dies bedeuten Leipzig und Waterloo: bloß durch die Tat konnte die Tat überwunden werden, freilich bloß durch eine ſolche, die die Weihe des Geiſtes empfangen hatte.

Humaniſten und Germaniſten im Kampf um unſere höhere Jugendbildung

Von Gymnaſialdirektor Dr. Paul Lorentz in Spandau

Das „getrennt Marſchieren, aber vereint Schlagen“ iſt das bewährte Verfahren geweſen, durch das unſere deutſchen Heere ihre unvergleichlichen Erfolge erreichten, Erfolge, die mit der Schöpfung der politiſchen Einheit eine ganz unzweifelhafte Stärkung deutſch-nationaler Kultur überhaupt herbeiführten. „Getrennt marſchieren, aber vereint ſchlagen,“ das war die Loſung auch bei der Erteilung der Gleichberechtigung an die drei Gattungen von Schulen, die für unſere höhere deutſche Jugendbildung ſich allmählich herausgehoben hatten. Je mehr aber die geforderte und gewährte Möglichkeit, die Eigenart einer jeden Schulgattung kräftiger zu pflegen, ſeit nunmehr zwölf Jahren in die Wirklichkeit umgeſetzt wird, deſto empfindlicher tritt für den aufmerkſamen Beobachter ein Mangel hervor, der unter der früheren Alleinherrſchaft der einen Schulart, des humaniſtiſchen Gymnaſiums, kaum zum Bewußtſein gekommen war. Wir haben nämlich gar kein deutlich bezeichnetes gemeinſames Ziel, das jede der drei Schulgattungen auf dem Wege der Ausbildung ihrer Eigenart erreichen ſoll. In den amtlichen Lehrplänen ſteht nichts darüber, und bei Verhandlungen über Grundfragen unſeres höheren Schulweſens iſt es bisher auch gar nicht mit dem erforderlichen Nachdruck erörtert worden. Die Lehrpläne, die wohl das Lehrziel für jedes einzelne Unterrichtsfach angeben, ſagen auch nichts über dasjenige Ziel, auf das die Arbeit aller Fächer bei jeder einzelnen der drei Schularten hinzuſteuern hätte. Ohne ein allen gemeinſames Ziel aber wird jedes jener großen Armeekorps unſerer Jugendbildung wohl erfreuliche Siege an einzelnen Punkten erringen können, es wird aber die Wucht und Stoßkraft fehlen müſſen, die nur der gemeinſam gelieferten Schlacht eigen iſt.

Ist nun jenes gemeinsame Ziel etwa so selbstverständlich, daß es mit unfehlbarer Sicherheit von jeder Schulgattung ohne weiteres erreicht wird? Oder bedarf es der Feststellung eines gemeinsamen Treffpunktes überhaupt nicht, und darf jede damit zufrieden sein, sich ihr Sonderziel zu stecken und braucht sich um die beiden anderen nicht zu kümmern?

Seit der Erteilung der Gleichberechtigung sehen wir die Freunde des humanistischen Gymnasiums mit regstem Eifer an der Arbeit, den Stoff und das Verfahren bei der Einführung in die Welt des Altertums von neuem zu beleuchten, zu sichten, zu sondern, auszuscheiden und neu zu gestalten, kurz, zugleich zu vertiefen und zu modernisieren. Nötig war das in hohem Grade geworden, weil seit der Gründung des heutigen Gymnasiums, vor gerade hundert Jahren, unsere Stellung zum Altertum sich ganz bedeutend geändert hatte.

Als sich zur Zeit der Aufklärung, bei mangelnder kraftvoller religiöser wie nationaler Einheit für die Gebildeten das Hellenentum als eine Art neuer Religion dargeboten hatte, als eine menschlichere, in der das Göttliche selbst gesteigertes Menschentum war — Friedrich Paulsen hat das in seiner Darstellung des deutschen Bildungswesens in geschichtlicher Entwicklung treffend nachgewiesen —, da war es wohl zu begreifen gewesen, daß das Studium des Altertums zu einer Art Kultus wurde, daß für die Beschäftigung mit der Antike geradezu das Dogma vom klassischen Altertum maßgebend werden konnte, daß das klassische Bildungsideal normative Geltung erhalten mußte. Wie sehr jene dogmatische Geltung aus der Sehnsucht, aus der damaligen unbefriedigenden deutschen Gegenwart herauszukommen, zu verstehen ist, dafür mag aus der Fülle der Zeugnisse die Apotheose des Philosophen Hegel angeführt werden: „Ach! aus den fernen Tagen der Vergangenheit strahlt der Seele, die Gefühl für menschliche Schönheit und Größe hat, ein Bild entgegen, das Bild eines Genius der Völker, eines Sohnes des Glücks, der Freiheit, und Zöglings der schönen Phantasie; auch ihn fesselt das eherne Band des Bedürfnisses an die Muttererde, aber er hat es durch seine Schöpfung, durch seine Phantasie so bearbeitet, verfeinert, verschönert, mit Hilfe der Grazien mit Rosen umwunden, daß er sich in diesen Fesseln als in seinem Werke, als in einem Teil seiner selbst gefällt, daß es ganz sein Werk zu sein schien. Seine Diener waren die Freude, die Fröhlichkeit, die Anmut, seine Seele war erfüllt von dem Bewußtsein ihrer Kraft und ihrer Freiheit." Vor der historischen Forschung hat dies normative Ideal nicht standhalten können, und so ist an die Stelle jener dogmatischen Geltung, die das bewußte Bildungsziel des alten Gymnasiums war, das Bestreben getreten, der Jugend einen Einblick zu gewähren in die Aufgabe, die dem Hellenentum im Entwicklungsgange der Kultur des Abendlandes zugefallen war.

Zur Wahrung der nachhaltigen Pflege der Altertumsstudien war, als im Jahre 1890 das humanistische Gymnasium mehr erschüttert schien, als es wirklich der Fall war, der „Gymnasialverein" gegründet worden, und sein

Organ, das „Humanistische Gymnasium", sieht, je länger desto mehr, ebenso wie die immer zahlreicher entstehenden Sondervereinigungen der „Freunde des humanistischen Gymnasiums", seine Aufgabe darin, die eben bezeichnete neue Auffassung von unserer Stellung zum Altertum in der Schule zur Geltung zu bringen und auf diese Weise der Eigenart jener einen, der ältesten der drei Schulgattungen, zu kräftiger Entfaltung zu verhelfen. Diese Humanisten verzichten jetzt mit vollem Bewußtsein, nicht in erzwungener Entsagung, vielmehr eben auf Grund geschichtswissenschaftlicher Erkenntnis, bei der Einführung in die Antike „entschlossen auf alle falschen Steigerungen", gerade sie — in ihren besten und weitestblickenden Vertretern — sehen nicht mehr bloß das „Feiertagsgriechentum" der Generation eines Humboldt, sondern auch „den vor ihren Blicken aus dem Schoße der Erde in tausend und abertausend Dokumenten wieder emporgestiegenen Werkeltag". Die wirklich modernen Humanisten berufen sich auch nicht mehr nur auf die lobpreisenden Werturteile Goethes, dieses immer deutlicher als Hauptfaktor unserer nationalen Kultur sich erweisenden Führers, sondern erkennen richtig, daß gerade er wie kein zweiter in der Beurteilung des Altertums, Grundsätze und Problemstellungen, die uns heute bewegen, vorausgeahnt oder auch geradezu vorausgenommen hat, daß Goethe bereits die propädeutische Aufgabe der Altumsstudien für die Jugendbildung — so muß es genannt werden — andeutete, die propädeutische an Stelle der normativen. Sind solche Vertreter der Humanisten nun bloße Verteidiger eines doch verlorenen Postens? Sind sie Welt und Gegenwart abgewandte Schwärmer, die an Ideale von vorgestern sich festklammern, weil sie zu den Idealen von heute selbst keine Fähigkeiten mitbringen? Sie machen vielmehr mit vollem Rechte geltend, daß gerade heute wieder die Beschäftigung mit der Antike aufgehört hat, eine Angelegenheit nur der Schulbank zu sein. Zwar braucht man die Behandlung Sophokleischer Stoffe durch Dichter wie Hugo von Hofmannsthal ebensowenig für einen bleibenden Gewinn zu halten wie die Zirkusaufführungen des Ödipus, und Gerhart Hauptmanns Reiseeindrücke aus Griechenland hätten auf einer ganz anderen Höhe stehen dürfen, aber das Bedürfnis neuer, geschmackvoller und lesbarer Übersetzungen antiker Schriftsteller, so bedeutsame bildnerische Darstellungen, wie Slevogts Zeichnungen zu Homers Ilias, das sind deutliche Beweise dafür, daß die heutige deutsche Bildung die Kulturwerte der Antike sich wirklich neu aneignen will. Und auch das ist ein sicheres Zeichen für das heutige Bedürfnis humanistischer Bildung, daß im Vergleich zu der Zeit noch vor zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren, der Zeit der Alleinherrschaft des Gymnasiums, sehr viel mehr wirklich lesbare Bücher, vor allem unter Vermeidung der früher nicht selten selbstverständlichen Fremdwörterseuche, über Stoffe der Altertumskunde geschrieben — das würde nicht genug sagen —, aber auch gekauft, also doch wohl auch gelesen werden.

Ist durch die historische Einschätzung der Antike der Gefahr einer dogmatischen Geltung ihres Bildungsideals mit Sicherheit vorgebeugt, so scheint sich

dafür nun eine andere zu erheben, die der „entwertenden Relativierung". Das Historische, fürchtet man, werde gar leicht das Nur-noch-historische. Sei erst eine große Leistung „an ihren Ort gestellt", wieder angekettet an die individuelle Zeitlichkeit, der sie zuerst entsprang, so erscheine alsbald auch die Selbständigkeit ihres Nachlebens in Frage gestellt und ihr Weiterwirkungsrecht bezweifelt. Tatsächlich ist ja auch durch den übertriebenen Historizismus der letzten Jahrzehnte in fast allen Wissenschaften sehr beträchtlicher Schade angerichtet worden, und es bedeutet einen unverkennbaren Fortschritt unserer gesamten Geisteskultur, daß man endlich wieder aufhört, bloß zu zählen, zu messen, festzustellen, und daß man wieder beginnt zu wägen und zu werten. Diejenigen Humanisten sind daher auf dem richtigen Wege, die die Wirkungen der antiken Kultur bis in die Verhältnisse der Gegenwart hinein nachzuweisen und diejenigen Seiten in ihr aufzudecken bemüht sind, an die in voraussichtlich fruchtbarer Weise unsere eigene heutige Entwicklung anknüpfen kann, die nach dem Ausdruck eines ihrer heutigen Führer „das Altertum in der Gegenwart" spüren lassen.

So zu verfahren ist notwendig, und es ist, in vorsichtig abgemessenem Umfange, auch möglich auf rein humanistischen Anstalten. Um aber ein gemeinsames Marschziel — bei getrenntem Ausgang — mit den realen Bildungsanstalten zu gewinnen, wird doch folgendes zu beachten sein: so sehr zugegeben werden muß, daß manche Züge unserer modernen Entwicklung im Altertum bereits vorgebildet worden sind und der Gang ihrer Entfaltung also von dorther entnommen werden könnte, so kennt doch die Antike eben eine Menge von Werten und Problemen überhaupt gar nicht, die im modernen Leben die größte Rolle spielen. Sobald nämlich die Frage erhoben wird, wieviel denn von den Verhältnissen der Gegenwart, für die unsere Jugend herangebildet werden soll, den Wirkungen der antiken Kultur zuzuschreiben ist, beginnt auch der Kampf mit den Germanisten. Daß seit der politischen Einigung unseres Volkes gemeinsame nationale Wesenszüge immer deutlicher sichtbar geworden sind, daß mit ungleich vollerem Bewußtsein an der Weiterentwicklung derjenigen völkischen Züge gearbeitet wird, die im bisherigen Verlauf unserer Geschichte hervorgetreten sind, dagegen kann sich heute wirklich niemand mehr verschließen.

Daß in der ersten Zeit nach den deutschen Einheitskriegen, gerade so wie vor hundert Jahren nach den Befreiungskriegen, auch so manche geschmacklosen Deutschtümeleien sich breit machten, soll man nicht leugnen wollen. Sie waren aber, und wo sie heute noch vorkommen, sind sie noch der sehr begreifliche Gegenstoß gegen die langanhaltende Wirkung des alten deutschen Erbfehlers, den blendenden Erzeugnissen und dem selbstbewußten Auftreten des Auslandes gegenüber „allzugerecht" zu sein. Um nun das Auge für die deutschen Grundzüge der Kultur unserer Gegenwart hell zu machen, um das Urteil für das, was der bewußten Förderung wert und was — als unserem Wesen fremd und also nicht organisch mit ihm vereinbar anzusehen ist — zu schärfen, fordern die Germanisten eine viel stärkere, im Hinblick auf das Endziel zu gestaltende Ein-

führung in die deutsche Art der Vergangenheit. Zu dem Zweck hat sich vor anderthalb Jahren der Deutsche Germanistenverband gebildet. Er bezeichnet seine Aufgabe nach dreifacher Richtung: er will das Verständnis für die Bedeutung der deutschen Kultur in allen ihren Äußerungen, insbesondere unserer Sprache und Literatur, bei weiten Kreisen unseres Volkes fördern; er will die wissenschaftliche Behandlung dieser Gebiete entwickeln und vertiefen; er will ihnen im deutschen Geistesleben, namentlich in der Jugendbildung, einen Platz anweisen, der ihrer Bedeutung entspricht. Als im Zusammenhang mit dem Philologentage 1913 in Marburg sowohl die im „Gymnasialverein" zusammengeschlossenen Humanisten als auch die Mitglieder des „Germanistenverbandes" ihre Tagung abhielten, da wurde in dem ersteren die sehr wichtige Frage nach der für die Schule zu treffenden Auswahl der griechischen Lektüre behandelt, in dem letzteren Leitsätze über die Gestaltung des deutschen Unterrichts auf den deutschen höheren Schulen aufgestellt und besprochen. Bei den ersteren war es bezeichnend für den neuen Geist der humanistischen Richtung — es ist wirklich ein neuer Geist, auch wenn einseitige Vertreter es zuweilen so darstellen, als habe sich im Grunde gar nichts geändert —, daß die griechische Literatur, die die klassische heißt, als hervorgegangen dargestellt wurde aus der Assimilierung aller von den Griechen aufgenommenen Anregungen. Es handelte sich also um eine organische Verschmelzung, die ohne besonders starke Eigenart gar nicht denkbar ist. Bei den Leitsätzen für Gestaltung des deutschen Unterrichts wieder war es bezeichnend, daß herzliches Verständnis für die Einheitlichkeit, die Eigenart und den Wert des deutschen Volkstums, daß die Weckung des Willens zu tatfreudiger Mitarbeit an der Läuterung, Vertiefung und Entfaltung des deutschen Volkstums als Ziel hingestellt wurde. Der erste Vortrag hatte als einen der Hauptgesichtspunkte für die Auswahl der griechischen Lektüre die antiken Grundlagen der modernen deutschen Dichtung angegeben, während früher nicht selten umgekehrt die Auswahl der deutschen Lektüre danach gewertet wurde, wieweit sie antike Züge trug. Daß unter den Wegen, die der zweite Vortrag einzuschlagen forderte, auch genannt wurde: Einwirkungen fremden Volkstums auf das Deutschtum aufzudecken und dieses als ein Glied in der westeuropäischen Bildungseinheit verstehen zu lehren, war notwendig und gerecht. Denn gerade in der einseitigen Darstellung dieser Einwirkungen liegt wieder die Möglichkeit zu einem schwer schädigenden Streite. Es entsteht da nämlich zuweilen der Eindruck, als ob gefolgert werden könne: weil wir von einer rein deutschen Eigenart vor antiker Einwirkung auf dem Kontinent so gut wie gar nichts wissen, so habe es auch keine gegeben. Gerade aus dem Umstande aber, daß bei aller formalen Umbildung, die ungleich umfassender war, als man im allgemeinen geneigt ist anzunehmen, immer wieder starke wesenhafte Unterschiede zum Durchbruch kommen, muß auf eine ursprüngliche, besonders starke Eigenart geschlossen werden. Die Behauptungen, „Rom und Hellas bergen die Schlüssel zur nationalen Selbsterkenntnis der Deutschen" und „Rom hat uns zu Deutschen

gebildet" sind nur scheinbar widerspruchsvoll, sie hat vielmehr einen geschichtlich sehr wohl begründeten Sinn. Aber es hätte sich doch eben nichts entwickeln können, wenn nicht der Keim der Eigenart vorhanden gewesen wäre. Und diese deutsche Eigenart hat sich, bei so mancher Verwandtschaft namentlich mit hellenischem Geist in Art und Unart, doch auch als recht anders geartet herausgestellt. Zuweilen aber scheint es, als ob deutsche Eigenart, wo sie von antiker abweicht, als fehlerhaft gelten müsse: da spukt denn doch noch die dogmatische Geltung des antiken Bildungsideals nach.

Die Forderung, die die Germanisten heute stellen, eben auf Grund der bisherigen Entwicklung unserer deutschen Verhältnisse, die nicht selten arge Verkümmerungen unserer Volkseigenart aufweisen, stellen sich naturgemäß nicht an eine bestimmte Schulgattung, sondern an alle gleichmäßig. Und es wäre in der Tat ein sehr empfindlicher Nachteil, wenn etwa nur diejenigen unter unseren Gebildeten, die aus den realen Schulen hervorgehen, ein vertieftes Verständnis für Einheitlichkeit, Eigenart und Wert unseres Volkstums beim Eintritt in das Leben mitbrächten. Denn für die aus den humanistischen Anstalten Kommenden kann doch unmöglich eine vertiefte Kenntnis der im Altertum liegenden Wurzeln der heutigen Kultur, auch der deutschen, ein Ersatz dafür sein. Da es sich um Heranbildung der künftig führenden Schichten von Deutschen handelt — wieviele von diesen etwa an das Ausland abgegeben werden, darauf darf keine Rücksicht genommen werden —, so müssen diese doch alle gleichermaßen damit Bescheid wissen, welche Seiten unserer deutschen Volksart der Weiterbildung und Vertiefung bedürfen, welche Einflüsse als hindernd zu bekämpfen, welche als fördernd aufzusuchen und in der Aussicht auf organische Verschmelzung zu pflegen sind. Und daraus muß sich dann eben das gemeinsame Ziel für unsere drei Gattungen höherer Schulen ergeben. Es kann, kurz zusammengefaßt, nur lauten: Wissenschaftlich begründetes Verständnis für die deutsche Gegenwart. Man mag hinzufügen: und Entwicklung der Fähigkeit zur Weiterführung im Sinne unseres Volksgeistes. Man sieht, der Gesichtspunkt für die Aufstellung des gemeinsamen Zieles mußte, was ja auch in der Natur der Sache lag, zweien von den drei allen höheren Schulen auch nach dem Maß der Forderungen gemeinsamen Fächern, dem Deutschen und der Geschichte, entnommen werden. Leider sind wir heut noch nicht so weit, um auch das dritte gemeinsame Fach, die Religion, mit Aussicht auf Erfolg unter dem Gesichtspunkt eines nationalen Kulturfachs behandeln zu können. Klingt nun jene Aufstellung des Zieles zu enge? Klingt sie zu bescheiden? Ich meine: nein! Denn das Ziel, Weltbürger heranzubilden, wollen wir uns doch nicht mehr stellen, und Verständnis für die heutige Weltkultur braucht als Ziel der höheren Jugendbildung jedenfalls nicht ausgesprochen zu werden. Einmal ist es gar nicht möglich, die deutsche Gegenwart zu verstehen, ohne sie den übrigen für uns bedeutsamen Ausprägungen von Weltkultur gegenüberzustellen, und dann haben wir doch wohl endlich gelernt, ganz besonders auch durch ein-

dringende Vertiefung in die antike Kultur, daß ein Volk nur mit dem, was es als Eigenes hat, die Geſamtheit bereichern kann. Nicht Einengung, Beſchränkung alſo und Rückſchritt bedeutet jene Faſſung, ſondern die ſtatt der unerträglich gewordenen Expanſion und Zerſplitterung bitter notwendige Konzentration, der eine ungleich wirkſamere Stoßkraft inne wohnt. Denn das Erſtarken des eigenen Volkstums macht ein Volk erſt recht aufnahme- und gebefähig für die Welt. Wir haben doch wohl eingeſehen, daß unſere Humaniſten gerade deswegen nach Hellas und Rom gingen, um das eigene Volk zu bereichern, um durch die Erfahrung von Anklang und von Widerſpruch eigene Entwicklungsmöglichkeiten für den deutſchen Geiſt zu finden. Wie ſehr gerade das Verſtändnis der erſten ſogenannten Wiederbelebung des Altertums, des Humanismus auf dem Boden Italiens, zum richtigen Verſtändnis für das eigene Volkstum und zu den notwendigen Folgerungen und Forderungen für deſſen Weiterentwicklung führt, das zeigen vor allem ſolche Unterſuchungen, wie ſie Burdach über den Urſprung des Humanismus angeſtellt hat. Als er darüber auch auf der Marburger Philologenverſammlung ſprach und gezeigt hatte, wie jene Wiedergeburt des eigenen Selbſt aus dem Geiſte des Altertums, — etwas weſenhaft Verſchiedenes von bloßer Aufpfropfung des klaſſiſchen Bildungsideals auf heimiſches Volkstum — eine Übertragung des chriſtlichen Pauliniſchen Begriffs der Wiedergeburt in das menſchliche, ſittliche und äſthetiſche Gebiet geweſen war und nachdem er die für die deutſche Kultur ſo bedeutſame zweite Renaiſſance des achtzehnten Jahrhunderts gewürdigt hatte, ſchloß er mit der Überzeugung, daß eine dritte, die in Deutſchland der Zukunft folgen werde, gleich der erſten italieniſchen, aber noch entſchiedener, eine Wiedergeburt ſein werde aus nationalem Geiſte, eine Erneuerung der angeſtammten Fähigkeiten unſeres Selbſt.

Die Forderung der Germaniſten iſt daher wohl zu verſtehen, daß ihre Sonderwiſſenſchaft, eben die Germaniſtik, über die Erforſchung von Sprache und Literatur hinaus zu einer umfaſſenden Deutſchkunde ſich entwickeln ſolle, die alle Lebensäußerungen unſeres Volkes gleichermaßen würdigen möchte. Sie ſteht da ganz im Einklang mit ihrem Schöpfer Jakob Grimm, der zuerſt ein inzwiſchen natürlich vielfach berichtigtes Geſamtbild unſeres Weſens und unſerer geiſtigen Geſchichte gezeichnet hatte, und ſie folgt da auch durchaus dem Beiſpiel der Altertumswiſſenſchaft. Daß aber bei jeder Art der höheren Jugendbildung die gemeinſamen Grundzüge unſeres Volkstums zu einem ſicheren Beſitz herausgearbeitet werden, daß ſie nicht nur dem Zufall überlaſſen, nebelhafte Vorſtellungen bleiben, vielmehr wieder zu ſtärkeren nationalen Inſtinkten uns fähig machen, iſt auch deshalb ſo wichtig, weil ſie vielfach im Grunde verſchieden geartet ſind von denen des Bildungsideals der Antike. Dieſes hatte ja eben deshalb als Norm aufgegeben werden müſſen, ohne daß bis jetzt deutlich ausgeſprochen worden wäre, welches Bildungsideal denn an ſeine Stelle zu treten habe. Es kann im Rahmen dieſer Ausführungen hier nicht daran gedacht werden, dieſe beiden in genauer Schilderung einander gegenüberzuſtellen, aber einiges ſei doch er-

wähnt. Es ist richtig beobachtet worden, daß für unser deutsches Empfinden das meiste, was von der Antike herüberkommt, zumal fast alles römische, „an dem rhetorischen Erbe" trägt, während wir gerade „das Unbelauschte und Stille, das auf sich selber Gestellte und unbewußt Kräftige" als unserer Eigenart gemäß empfinden. Als wesensfremd empfinden wir die zu starke Neigung zur Stilisierung an der Antike: sie strebt danach, zu schnell harmonisch abzuschließen und wird, weil die schöne Form als Hauptbedürfnis empfunden wird, der ganzen Fülle des Inhalts nicht immer gerecht, die Form wird dann leicht bloß Schmuck und Zierde. Wir verzichten lieber auf die unbedingte Schönheit der Form, damit doch nur ja der wertvolle Inhalt zu starkem Ausdruck komme, und bleiben uns dauernd bewußt, daß immer ein Rest bleibt — auf allen Gebieten der Kultur — für den keine klar zu fassende Form schon vorhanden wäre. Sieht die Antike oft die Dissonanzen überhaupt noch nicht und gelangt daher leichter zur Harmonie, so verzichten wir lieber auf eine Harmonie um jeden Preis, lassen aber bei unserem unerbittlichen Wahrheits- und Wirklichkeitssinn die erkannten Dissonanzen mittönen, in der Hoffnung, es werde einst gelingen, auch sie aufzulösen. Die „Andacht zum Unbedeutenden" ist uns so urgemäß, wie sie der Antike urfremd war. Nicht jene mechanisch zählende und messende Andacht, die nach einem Wort des Präsidenten Wilson, Schule und Universität geradezu zu Agenturen des Philistertums werden läßt, sondern jene Andacht, die sich bewußt bleibt, daß das unendlich Kleine zum ausschlaggebenden Faktor im Gefüge des Ganzen werden kann, während dem Hellenen das Un-Bedeutende gleichwertig mit dem nichts Bedeutenden war.

Die Sonderaufgabe der humanistischen Schulen muß es einmal bilden, auf Grund von Quellenkenntnis eine Vorstellung davon zu erwecken, wie infolge der hervorragenden Sonderbegabung des Hellenen nach der intellektuellen und ästhetischen Seite, in Anbetracht des damals vergleichsweise geringeren Stoffinhalts und -umfangs, ein in seiner Art Höchstes an Vollendung des Ausdrucks geleistet worden ist, das dadurch seine unverlierbare Vorbildlichkeit, eben seine propädeutische Bedeutung erhält. Und die Aufgabe wird weiter dahin gehen, die Wirkungen dieser Leistung im Lauf der geschichtlichen Entwicklung, zumal vermittels des Römertums auch für die Gestaltung deutscher Verhältnisse einsehen zu lehren. Wird dabei auch die Einsicht in die Grenzen des antiken Könnens, die Einsicht, daß ihre Formen für den reichen Inhalt nicht mehr ausreichen, erkannt, so bleibt doch die Bewertung der auf „Verstand und Maß und Klarheit" gerichteten „Griechheit" in der Geschichte gerechtfertigt. Die Sonderaufgabe wiederum der realen Vollanstalten, wobei Realgymnasium und Oberrealschule sich unter sich auseinandersetzen müssen, wird es sein, nebst einer breiteren Einführung in die unsere heutigen Zustände bedingenden naturwissenschaftlichen Grundlagen, aus den Quellen diejenigen Einflüsse auf die deutsche Volkskultur kennen zu lehren, die von Frankreich und England ausgegangen sind. Diese werden bei den Gymnasien wesentlich dem Geschichtsunterricht und

der Behandlung der betreffenden deutschen Literaturwerke zufallen, wie umgekehrt bei realen Anstalten Deutsch und Geschichte die Vermittlung auch der notwendigsten Kenntnisse vom Einfluß der Antike übernehmen.

Was uns aber mit der Gewißheit des Gelingens erfüllt, wenn als gemeinsames Ziel aller Schulgattungen für höhere Jugendbildung „wissenschaftlich erarbeitetes Verständnis für die deutsche Gegenwart" aufgestellt wird, ist die unbestreitbare Erfahrung, daß nur solche Formen Dauer versprechen und „lebend sich entwickeln", die von innen heraus gebildet worden sind, solche Formen, die der notwendige Ausdruck des in ihnen verarbeiteten Stoffes sind. Wir empfinden heut doch wieder überall, wie „Farbe und Form nicht bloß sinnliche Qualitäten, wie sie vielmehr der Ausdruck tiefinnerlicher Wirklichkeiten sind und letzter Verknüpfungen mit dem Sein", und sollten das nun nicht auf die wichtigste Angelegenheit anwenden, die zukünftige Art, wie unsere höher zu bildende Jugend sich an der Steigerung unserer Volkskultur beteiligen wird? Das bildet doch eine der wichtigsten Einsichten, die wir der modernen Naturforschung verdanken, nämlich die Unmöglichkeit, eine für einen bestimmten Inhalt geprägte Form auf einen andersartigen Inhalt zu übertragen, wenn weiteres Wachstum möglich werden soll. Selbst wenn der Inhalt, also beim Menschen die Anlagen, nahe verwandt sind, gewinnt die Form infolge verschiedenartig gestalteter Umstände bei ihrer Entwicklung ein andersartiges Aussehen. Gewiß sind auch ganz unverkennbare verwandte Züge im germanischen und hellenischen Volkscharakter, gewiß ist so manches gerade von unsern heutigen „Fragen, Problemen, Sehnsüchten, Ängsten, Ausblicken von ihnen schon zu fertiger Erfahrung durchgebildet", aber darum müssen wir nun nicht auch zu denselben Ansichten, zu denselben Lösungen, denselben Beruhigungen wie sie gelangen. Da gilt vielmehr Goethes Wort, das er nicht in flüchtiger Unterhaltung, wo er mißverstanden werden konnte, auch nicht in brieflicher Form äußerte, die vorübergehender Stimmung unterworfen sein konnte, sondern in den Bemerkungen über Weltliteratur: „Wie die militärisch-physische Kraft einer Nation aus ihrer inneren Einheit sich entwickelt, so muß auch die sittlich-ästhetische aus einer ähnlichen Übereinstimmung nach und nach hervorgehen." Beweist das nicht, daß das für alle führenden Schichten gemeinsame Bildungsideal, zu dem die höheren Schulen das wissenschaftliche Verständnis eröffnen, nur das der nationalen Selbstbestimmung sein kann, und folgt daraus nicht, daß das oben erörterte gemeinsame Ziel von allen drei Schulgattungen angestrebt werden muß und daß sie darnach das Verfahren bei Erreichung ihrer Sonderziele einrichten müssen? Und wird denn damit nicht dem Kampf der Humanisten und der Germanisten um unsere höhere Jugendbildung im Sinne der Bekämpfung nicht die Berechtigung entzogen? Gewiß, ein jeder sei ein Grieche, das war auch Goethes Meinung, aber ein Grieche in seiner Art; die deutsche Nationalkultur beweise dieselbe Geschlossenheit, dieselbe Vollendung des Ausdrucks wie die antike!

Internationale Wasserstraßenprojekte

Von Dr. Kreuzkam in Berlin

Unter den deutschen Wasserstraßenprojekten, die schon seit Jahrzehnten ihrer Ausführung harren, nimmt die Kanalisierung der Mosel von der lothringischen Grenze bis Koblenz und der Saar von Brebach bis Conz, wegen ihrer großen volks- und weltwirtschaftlichen Bedeutung mit die erste Stelle ein, und es wäre vom technischen und nationalen Standpunkte aus nicht zu rechtfertigen, wenn bei dem weiteren Ausbau des deutschen Wasserstraßennetzes die größte und wichtigste Zufuhrstraße des preußischen Rheingebietes, die die bedeutendsten deutschen Wirtschaftsgebiete miteinander verbinden und für die Rheinschiffahrt erschließen würde, noch länger vernachlässigt bliebe.

Die Mosel- und Saarkanalisierung ist von Natur wie Geschichte vorgezeichnet und unter allen Wasserprojekten Deutschlands nicht nur das rentabelste, sondern vielleicht auch im Gesamtinteresse das bedeutsamste. Die Hauptaufgabe, die die kanalisierte Mosel und Saar zu erfüllen haben, ist die Schaffung einer leistungsfähigen Wasserstraße zwischen dem größten deutschen Kohlenbecken in Niederrheinland-Westfalen sowie dem Saarkohlenrevier und den reichsten Erzlagerstätten in Lothringen, Luxemburg, Frankreich und dem Meere, — einer Verbindung, die wesentlich zur Stärkung der Konkurrenzbefähigung der deutschen Eisenindustrie auf dem Weltmarkte beitragen würde. Der größte Nebenfluß der leistungsfähigsten Wasserstraße des europäischen Kontinents führt in die Hauptteile des südwestdeutschen Industriegebietes. Mit der Entwicklung der lothringischen Eisenindustrie hat die Frage einer Wasserverbindung des Rheins mit dem Südwesten eine immer größere Bedeutung gewonnen, denn damit ist zwischen der Ruhr und der Mosel der stärkste Transport in Massengütern entstanden, den Deutschland überhaupt aufweist. Es sind Kohlen, Koks, Erze und Erzeugnisse der Eisenindustrie, die zwischen dem Ruhr- und dem Mosel- und Saargebiet ausgetauscht werden, und die von der Eisenbahnverwaltung nur mit den allergrößten Schwierigkeiten und gewaltigsten Kosten für den Ausbau der Schienenwege bewältigt werden können. Dem Fünfeinhalb-Millionen-Tonnen-Versande des Ruhrbezirkes steht eine ungefähr gleiche Menge des süd-

westlichen Versandgebietes gegenüber, und dazu kommt noch der Austausch in Koks und Erz mit Frankreich, der gleichfalls rund fünf Millionen Tonnen ausmacht.

Während nun die Kanalisierung der Mosel unter französischer Herrschaft von oben bis Metz in Angriff genommen ist, endet diese Kanalisierung in Metz, und auch die Saar ist nur auf französisches Betreiben auf einer geringen Strecke ihres Oberlaufes in Preußen kanalisiert worden. Der Saarkohlenkanal ist, wie der Rhein-Marne-Kanal und die Kanalisierung der oberen Saar bis Saargemünd, gleichfalls mit französischen Mitteln ausgebaut worden. So besitzt das Saargebiet noch hundert Jahre nach seiner Einverleibung in Preußen zwar eine Wasserverbindung nach Frankreich und dem Elsaß zu, aber nicht nach dem Herzen Preußens, nach der Mosel und dem Rheinstrom; und vierzig Jahre nach der Gewinnung des Reichslandes Elsaß-Lothringen besitzt dieses zwar eine Wasserstraße nach Frankreich, aber nicht nach Deutschland. Auf deutscher Seite blieb es — ausgenommen die Vollendung der begonnenen Kanalisierungsarbeiten bis Metz nach den französischen Plänen in den Jahren 1872/74 — bei unzureichenden Korrektionsarbeiten, obwohl in dem Frankfurter Frieden — Artikel 14 — bestimmt worden war, daß „jeder der vertragschließenden Teile auf seinem Gebiete die zur Kanalisierung der Mosel unternommenen Arbeiten fortführen werde".

Für die technische Seite der Mosel- und Saarkanalisierung liegt ein von der preußischen und reichsländischen Regierung gemeinsam aufgestelltes Projekt vom Jahre 1901/02 vor, das 1907 ergänzt worden ist. Danach wird mit der Befahrung der kanalisierten Flüsse durch 600-Tonnen-Schiffe, und wenn angängig durch 1000-Tonnen-Schiffe, gerechnet. Die Kosten der preußisch-luxemburgischen Moselstrecke belaufen sich auf 57 Millionen Mark, diejenigen der lothringischen Moselstrecke auf 18 100 000 Mark, zusammen auf 75,1 Millionen Mark. Die Kosten der Saarkanalisierung stellen sich auf rund 27 Millionen Mark und die Gesamtkosten der Mosel- und Saarkanalisierung demnach auf 102,1 Millionen Mark. Nach der Länge der Flußstrecken verteilt, würden davon auf Preußen 79 742 740 Mark, auf Elsaß-Lothringen 18 100 000 Mark und auf Luxemburg 4 257 260 Mark entfallen.

Die außerordentliche Entwicklung der deutschen Eisenindustrie ist wesentlich dem Absatze zu verdanken, den sie nach dem Auslande erfahren hat. Mit seiner stattlichen Ausfuhr von 8406393 Tonnen im Jahre 1912 ist Deutschland zum größten Eisenexporteur der Welt geworden. Für den Südwesten, für Lothringen-Luxemburg und das Saargebiet, ergibt sich aus der Steigerung der Produktion (1912 7015718 Tonnen) besonders dringlich die wachsende Notwendigkeit der Ausfuhr. Im Nordwesten, wo die Natur den billigsten aller Verkehrswege im Rheinstrom geschaffen hat und wo ein Absatzgebiet von dreiundzwanzig Millionen Menschen sozusagen vor der Tür liegt, neigt man freilich dazu, die doppelt günstige Absatzlage zum Binnenmarkte und zum Weltmarkte gering zu schätzen. Für den Südwesten ist aber in der Tat die Frage des Wettbewerbes mit den

anderen deutschen Eisengebieten und mit dem Eisen des Weltmarktes nicht nur eine Frachtenfrage, sondern geradezu eine Lebensfrage. Das ergibt sich ohne weiteres aus der Lage des Südwestens im Deutschen Reiche wie zu den großen Straßen des Weltverkehrs. Eine Eisenindustrie im Herzen Deutschlands hat naturgemäß fast nach allen Seiten hin einen gleich langen Absatzradius auf dem deutschen Binnenmarkte; eine Eisenindustrie in den am dichtesten bevölkerten deutschen Gebieten, nahe den großen deutschen Städten, die bekanntlich die größten Eisenverbraucher sind, hat den Vorteil des großen örtlichen Absatzes. Der südwestlichen Eisenindustrie fehlt ein derartiges Absatzgebiet vollständig; sie liegt im äußersten Südwesten des Deutschen Reiches nahe der schweizerischen, französischen und belgischen Grenze, die ihr ein ihrer Bedeutung entsprechendes inländisches Absatzgebiet nach dem Süden, Westen und Nordwesten von vornherein unmöglich macht. So bleibt dem Südwesten eigentlich nur der örtliche südwestliche und der süddeutsche Markt. Der südwestliche Markt ist aber wegen der dünnen Bevölkerung des Südwestens überaus beschränkt: die Regierungsbezirke Trier und Koblenz der preußischen Rheinprovinz, das Fürstentum Birkenfeld, die Provinz Rhein-Hessen, die Bayerische Rheinpfalz, das Reichsland Elsaß-Lothringen und das Großherzogtum Luxemburg hatten zusammen 1905 nur fünf Millionen Einwohner gegenüber den dreiundzwanzig Millionen des niederrheinisch-westfälischen Eisengebietes. Von diesen fünf Millionen Einwohnern leben vier Millionen in ländlichen Verhältnissen mit einem verschwindend geringen Eisenverbrauche. Auf dem süddeutschen Markte herrscht aber ein schwerer Frachtkampf, denn dorthin haben die Teile der niederrheinischen Eisenindustrie, die am Rhein liegen, einen reinen Wasserweg auf einer leistungsfähigen Wasserstraße, der Süden dagegen nur kleine Kanäle, die zum Teil noch über französisches Gebiet führen und deren Befahrung mit der Belastung des zweimaligen Grenzüberganges verbunden ist.

Mit dem Auslandsverkehr steht es noch schlimmer: es fehlt an einer Wasserstraße, auf der die südwestdeutschen Eisenerzeugnisse nach Rotterdam oder Antwerpen gelangen können. Während die belgische Eisenindustrie Wasserverbindungen nach dem Seehafen Rotterdam hat, muß die südwestliche Eisenindustrie des deutschen Zollgebietes ihre Eisenerzeugnisse auf den belgischen Bahnen 300 Kilometer weit nach Antwerpen schicken, weil die Eisenbahnfracht nach dem Rhein zu hoch ist, als daß die gemischte Fracht nebst Umschlag über den Rhein gewählt werden könnte. Durch die hohe Bahnfracht, die sie nach dem Ausfuhrhafen hat und die schwer auf dem Preise für Antwerpen lastet, entgehen ihr ungezählte Aufträge nach dem Auslande. Der Südwesten erblickt daher schon seit Jahrzehnten in der Kanalisierung der Mosel und der Saar das einzig wirksame Mittel für die Erhaltung und Förderung der Ausfuhr und der Wettbewerbsfähigkeit auf dem Weltmarkte. Es liegt auf der Hand, daß die Schaffung eines 300 Kilometer langen Großschiffahrtsweges von der Landeshauptstadt Lothringens nach dem Rhein, die Reichslande wesentlich enger an das deutsche Wirtschafts-

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

leben anschließen und daß sie den Warenbezug und Warenversand bedeutend verbilligen würde. Das gleiche gilt von der Zweiglinie der Saar; sie muß für die neue preußische Großstadt Saarbrücken eine ähnliche bedeutungsvolle Verkehrsader werden und sie zu einer namhaften Handelsbedeutung erheben. Beide Enden des Großschiffahrtsweges werden an schon bestehende Kleinkanäle anschließen: das obere Ende der zu kanalisierenden Mosel an den französischen Moselkanal, das obere Ende der zu kanalisierenden Saar an den Saarkohlenkanal, dem Rhein—Marne- und dem Rhein—Rhone-Kanal.

Von den luxemburgischen Industriellen ist die Frage aufgeworfen, und die luxemburgische Regierung hat sich ihnen angeschlossen, ob der Großindustrie des Landes allein mit der Ausführung der Moselkanalisierung geholfen sei, da doch das luxemburgische Berg- und Hüttenrevier eine ziemliche Strecke abseits von der Mosel liege und bei ihrer etwaigen Kanalisierung durch die hinzutretenden Anschleppungsfrachten gegenüber den zum Teil am Wasser liegenden lothringischen Werken zurückgesetzt werde. Man hat deshalb den Plan erwogen, durch einen luxemburgischen Seitenkanal den Anschluß der industriellen Werke an die Mosel zu bewerkstelligen. Die technische Ausführbarkeit dieses Seitenkanals wird als gelöst angesehen; er würde bei einer Länge von 56,5 Kilometer von Stadtbredimus bis Rodingen, entsprechend der Lage der luxemburgischen Werke, die lothringische Grenze entlang gebaut werden. Die Hüttenwerke von Esch, Differdingen und Rodingen würden unmittelbar daran liegen, während für Düdelingen und Rümelingen kleine Stichkanäle erforderlich wären. Die Wasserzuführung aus der Mosel, der Alzette und der Korn würde zum Teil durch elektrisch betriebene Pumpen und bei niedrigem Wasserstande aus besonderen Stauweihern erfolgen.

Man hat es aber in Luxemburg, insbesondere in Hinblick auf die zurzeit ablehnende Haltung der preußischen Regierung gegenüber der Mosel- und Saarkanalisierung, für angebracht gehalten, eine mögliche Verlängerung dieses Kanals nach der französischen Grenze nicht außer acht zu lassen. Dadurch würde nämlich den inländischen Werken der Vorteil einer Verbindung mit dem Netz der französischen und belgischen Wasserstraßen eröffnet, wenn der noch nicht aufgegebene Plan eines Kornkanals in Frankreich in eine günstigere Phase treten sollte. In der letzten Zeit ist die Kanalverbindung zwischen dem nordfranzösischen Kohlengebiete und dem luxemburgischen Hüttenbezirke, der sogenannte Nord-Ost-Kanal, mehrfach erörtert worden, u. a. auch in der französischen Kammer.

Der Kanal würde Deutschland und Belgien einen namhaften Teil des Verkehrs entziehen zugunsten Frankreichs. Somit ist begreiflich, daß er unter die Wasserwege erster Klasse eingereiht worden ist und für dringend notwendig zur Ergänzung der vorhandenen Wasserstraßen betrachtet wird. Grundsätzlich erscheint der Bau des Nord-Ost-Kanals gesichert und es wurde für ihn bereits folgende Ausführungsbestimmung getroffen:

„Bezüglich des Nord-Ost-Kanals wird bestimmt, daß der östliche Zweig (Canal de Chiers) nicht vor dem westlichen (Canaux de l'Escau à la Meuse) in Betrieb genommen wird."

Diese Bestimmung sichert Frankreich die erwarteten Vorteile. Der Anschluß des luxemburgischen Hüttenbezirks an diesen Kanal steht gleichfalls außer Frage, und Luxemburg verliert somit sein Interesse an der Kanalverbindung nach der Mosel und an der Moselkanalisierung selbst, falls die letztere nicht vor der Vollendung des französischen Nord-Ost-Kanals fertig sein sollte. Der Bau des französischen Nord-Ost-Kanals wird den luxemburgischen Werken den billigen Bezug französischer Kohle auf dem Wasserwege ermöglichen und anderseits die billige Abfuhr von Fertigerzeugnissen der Eisenindustrie nach den französischen Fluß- und Seehäfen. Damit schließt Luxemburg seine Industrie an die westlichen Wasserwege an. Auf diese Gefahr hat der luxemburgische Staatsminister Eyschen bereits am 5. Oktober 1911 bei dem Empfange einer vorwiegend aus deutschen Reichstagsabgeordneten bestehenden Versammlung nachdrücklich hingewiesen. Der Minister wies darauf hin, daß durch die Kanalisierung der Mosel und der Saar die lothringisch-luxemburgischen und die Saarwerke ihren Absatz auf dem Seewege nach dem Auslande suchten, und fuhr dann fort:

„Bei längerer Verzögerung der in Rede stehenden Kanalprojekte sei zu befürchten, daß Frankreich und Belgien früher einen besseren Anschluß für Luxemburg bieten würden, und daß dann Deutschland den Anschluß verpaßt hätte. Das ganze Wirtschaftsleben Luxemburgs würde dann nach Frankreich und Belgien seinen Schwerpunkt verlegen. Habe man sich in Luxemburg ernstlich bisher um die Mosella (die Mosel) bemüht, so müsse man sich in Zukunft notgedrungen um ihre ältere Schwester, die Mosa (die Maas), bemühen. In Frankreich plane man heute wieder ernstlich die Inangriffnahme des Nord-Ost-Kanals, der eine beinahe gradlinige Verbindung von Luxemburg nach Dünkirchen schaffen würde. Bei Belgien gravitiere schon jetzt ein erheblicher Teil des Ausfuhrverkehrs nach Antwerpen . . ."

Es wird wesentlich von Preußen abhängen, ob Luxemburg sich dem französisch-belgischen oder dem deutschen Wasserstraßennetze anschließen wird. Jedenfalls hat die preußische Regierung vom wirtschaftlichen und nationalen Gesichtspunkte aus alle Veranlassung, das Augenmerk auf die sich vorbereitende Entwicklung hinzulenken. Der preußische Minister der öffentlichen Arbeiten zeigte sich schlecht unterrichtet, als er in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 8. März v. J. anläßlich eines Hinweises des Abgeordneten Freiherrn von Maltzahn auf die Möglichkeit des Anschlusses des Luxemburgischen Hüttenbezirkes an das französische und belgische Wasserstraßennetz erwiderte, daß Luxemburg an der Aufsuchung anderer Verkehrswege „völlig desinteressiert" sei. Tatsächlich hat die luxemburgische Regierung wie auch die dortige Montanindustrie die gekennzeichnete Entwicklung stets im Auge behalten. Cavete Consules!

Wie Ermina Hanem über das große Waſſer kam

Erzählung von Otto Rung

Auf dem Deck eines italieniſchen Dampfers hatte eine ſchwarzgekleidete Frauensperſon ganz achterwärts hinter dem Eisſchrank des Stewards ihren ſtändigen Platz gewählt. Da ſaß ſie auf ihrem kleinen Bündel, das ihr ganzes Gepäck enthielt, und rückte den ganzen Tag dem Schatten nach. Denn nur Hunde und Europäer ſuchen die Sonne auf.

Sie war kaum fünfzig Jahre, ſah aber aus wie ein altes Weib: unterſetzt, ſehr ruhig, mit einem milden runzlichen Antlitz, das unbewegt unter dem Kopfſchal hervorblickte. Ihr Name war Ermina Hanem und ſie war aus der Stadt Kene in Mittelägypten. Die einzige Sprache, die ſie verſtand, war das Arabiſch, das in Ägypten geſprochen wird; übrigens war ſie eine Art Chriſtin — eine „'Jbteeh", wie ſie ſelbſt ſich nannte —, eine Jakobitin oder Koptin. Außer den Namen von einigen Dutzend Heiligen- und Faſttagen: den Verkündigungs- und Geburtsfeſten, der großen Tauffeier „'id el ghitas", wo Knaben und Männer in den geſegneten Nil tauchen, und den heiligen Oſterfeſten wußte ſie jedoch nichts Näheres von ihrer Religion. Für alle dieſe Dinge ſorgte ja der heilige Patriarch in Maſr und der Diakonus an ihrer Kirche in Kene, Vater Girgis, der jeden Sabbat und insbeſondere jeden „Sonnabend des Lichts" von dem allerheiligſten Hekâl, der Baſilika herab, verhüllt von dem Vorhang mit dem Goldkreuz, den Tagestext der koptiſchen Liturgie las, in jener uralten Sprache, die nicht einmal er ſelbſt, geſchweige denn ſie verſtand. Denn Gott, den ſie gleich den Arabern Allah nannte, hat dieſe Sprache den Menſchen verborgen gehalten, auf daß ſie Gottes Sprache allein ſei!

Da war ſie mit den anderen Weibern hinter dem rauchgeſchwärzten Gitter des geſchloſſenen Kirchenſtuhles geſtanden, wo alle Familienneuigkeiten der Stadt mit genügend lauter Stimme erörtert wurden, um Gehör zu finden neben dem Roſenkranzgebet des Chors, dem einundvierzigmal wiederholten „Oh Allah! Sei barmherzig!"

Sie ſelbſt aber ſtand ſtill und lauſchend unter den ſchwatzenden Betſchweſtern. Denn all ihre Frömmigkeit ſammelte ſich um vier Stimmen, die ſie im Chor unterſchied, und um vier Geſtalten, die ſie durch die Schranken des Abteils erkannte: ihre vier Söhne, ihre Jungen Yakub, Yuſſuf, Dawoud und Simon! Da ſtanden ſie unter den ſingenden Akolyten, mit dem ſchwarzen

Turban um die Knabenköpfe, jeder mit seinem kleinen Messingbecken, das er klirrend über der Räucherpfanne zusammenschlug, so oft Abu Girgis drinnen hinter dem allerheiligsten Vorhang die Namen des Höchsten nannte.

Nun aber waren sie von ihr fortgereist — längst — alle Vier — Simon, der Älteste zuletzt. Und jetzt war sie auf dem Wege zu ihnen — über das große Wasser!

Der italienische Dampfer der Messina—Alexandria-Linie beschreibt seine Route ziemlich planmäßig, — insoweit irgend etwas Italienisch-Ägyptisches Plan hat! Wenigstens war sie ohne Mühe an Bord gekommen. Ein Steward hatte den großen Beutel Piaster und Schillinge, den sie am Gürtel trug, gegen italienische Lire umgewechselt. Er war entschlossen, sich für seine Mühe bezahlt zu machen, indem er ihr drei Pfund zu wenig gab. Als er aber sah, daß sie das Geld gar nicht nachzählte, wurde er wankend, ob er noch zwei Pfund Profit nehmen oder ihr zwei Pfund von den dreien zurückgeben solle. Aber noch während er sich bedachte, steckte seine Hand ihr unwillkürlich die ganzen drei Pfund zu, und er wußte selbst kaum, ob er sich über seine Uneigennützigkeit freuen oder ärgern sollte.

Er wies sie hinauf nach dem Steuermann, weil sie noch kein Billet hatte. Es war ein neues Schiff der Linie und niemand konnte ihr Arabisch so recht verstehen. Der Steuermann sah sie fragend an und sie nickte ihm hinter dem schwarzen Schleier des Habarah ruhig lächelnd zu.

Er versuchte sein bißchen Arabisch an den Mann zu bringen:

„Enti râiha fên? — Wohin, oh Weib?"

Sie hob das Antlitz, vor Freude strahlend, daß sie ihn verstand; ihre Hände waren unter der Brust gefaltet.

„Zu Simon in New York!" sagte sie.

Der Steuermann riß die Augen auf. Simon in New York! Großer Mohámed! Er fuchtelte mit den Fingern erklärend vor ihren Augen umher und hackte auf italienisch und arabisch drauf los: „Mâ fisch New York! Nicht die Spur New York! Dieses Schiff Messina! Musch kaman! — nicht weiter. Fertig! Kalàs!"

Aber sie sah ihn mit ihrem unerschütterlichen Lächeln an und wiederholte, während sie ihm das Geld in die Hand zählte: „Zu Simon in New York. Wieviel?"

Da zuckte er die Achseln und gab ihr ein Billet nach Messina, nahm aus ihrer Hand den Betrag des Reisebillets — und keinen einzigen Soldo darüber! — und wies sie achterwärts in die Kajüte zweiter Klasse. Dann aber blickte er ihr lange und nachdenklich nach und konnte sie nicht gleich aus den Gedanken bringen. Er schüttelte den Kopf und strich seinen pomadisierten Spitzbart. Simon in New York! „Beim Bart des Propheten! Nach Gehenna kommt sie und nicht nach New York!" Wahrhaftig, es war Zeit, daß Italien Afrika zivilisierte! Bene! Jedenfalls wollte er sie im Auge behalten, bis sie

Messina erreichten. Ihre Miene kam ihm respektabel vor, trotz ihres ärmlichen Äußeren. Sie hatte wenigstens nicht das böse Auge, wie so viele dieser verdammten Araber! Er erzählte in der Messe von ihr und nannte sie „la Nonna" — „die Großmutter". Und diesen Namen behielt sie, solange sie an Bord war.

La Nonna suchte sofort den Schatten auf und saß da hinter dem Eisschrank des Stewards auf ihrem großen Bündel, das in einen Teppich aus ihrer Kammer daheim in Kene eingewickelt war. Die Hände im Schoß gefaltet, sah sie träumend hinaus auf das große Wasser, das soviel breiter war als selbst der Nil. Hier gab es keine Felucken und Daharbiehs und weder das gute tägliche Rieseln aus den zu den Shardufbrunnen wandernden Tonkrügen, noch den süße Gesang der sich drehenden Sakiehräder während des Rundganges der weißen Wasserbüffel. Hier war nur öde See; aber da drüben — da war New York und Simon —, ja, Simon und Yussuf, Yakub und Dawoud, ihre vier Jungen, die sie verlassen hatten und nun Schneider waren und Kuftáne und Gallabiehs nähten für die Leute in New York!

Zwölf Jahre hatte sie allein gewohnt in dem Häuschen, das ihr Mann, ein umherreisender Teppichhändler, als Harîm eingerichtet hatte für die Kinder und sie. Dort hatte sie alle diese Jahre gelebt, verwitwet und kinderlos, taub für das Geschwätz der Nachbarinnen, bloß in Erwartung der vier Briefe, die alljährlich zu ihr herüberkamen aus jenem fremden Lande: New York!

Jeden dieser Briefe hatte sie, sorgfältig in ein Tuch verpackt, zu dem Gassenschreiber in Kene getragen. Und Salib Farag Effendi hatte seine zwei Piaster Gebühr in Empfang genommen und dann den Brief mit ausgestrecktem Arm vor die Augen gehalten. Und nachdem er die Brille über die graue Stirnlocke hinaufgeschoben, hatte er mit dem einen Auge, das Allah ihm gelassen, lesen können, was in dem Briefe stand: daß Yakub oder Simon oder Dawoud oder Yussuf sie herzlich grüße und daß es ihnen wohl ergehe; und daß viel Geld dort zu verdienen sei für Schneider und Teppichnäher. Und daß sie bloß wünschten, sie einmal wiederzusehen und daß sie Allah (dessen Name gesegnet sei) bäten, ihre teuere Mutter einmal über das Wasser zu ihnen zu führen, wo alles soviel besser sei als daheim, wenn auch höchst wunderlich und merkwürdig, aber wo alle Brüder seien und jeder viele, viele Dollars verdienen könne, was viel mehr sei als ein ägyptischer Schilling daheim.

So kamen die Briefe Jahr um Jahr und in jedem schrieben ihre Söhne, nun müsse sie bald, sehr bald kommen! Denn die Arbeit sei so gut, daß es ihnen nicht möglich sei, selbst zu ihr zu reisen, gerade in der allerbesten Zeit.

Nachdem sie nun in diesen vielen Jahren die Briefe der Söhne genugsam erwogen hatte, beschloß sie eines Tages, Simon in New York aufzusuchen. Es war ja schon so lange her, seit die Söhne sie gebeten hatten, zu kommen und es fiel ihr ein, daß sie leicht ungeduldig werden konnten. Sobald sie ihren Entschluß gefaßt, ging sie quer über die Gasse zu ihrem Vetter mütterlicherseits, der an die Fellahs der Umgegend Geld verlieh. Sie fragte ihn, ob er alles,

was sie besäße, gegen eine Summe Geldes als Pfand nehmen wolle. Er bedachte die Sache bis Abend und gab ihr dann fünfzig englische Pfund für Haus, Garten, drei Esel und das Teppichlager. Freudestrahlend ging sie zum Gassenschreiber.

„Ich will einen Brief an Simon schreiben," sagte sie. „Du sollst es für mich tun und ihm mitteilen, daß ich morgen zu ihm nach New York reise!"

Salib Farag Effendi nickte und nahm diesmal zwei Schilling Gebühr, weil er ja nun ihre Kundschaft verlor. Er hatte unter dem Kissen, auf dem er saß, sein Archiv, und da waren auch die achtmal vier Briefe ihrer Söhne. Und als er den Brief geschrieben, faltete er ihn zusammen und zeichnete sorgfältig die englische Postadresse nach, die zuoberst auf Simons letztem Brief stand. Dann übergab er das Schreiben seinem Eselsknecht. Der legte es auch richtig einige Tage danach in den Briefkasten der Regierung und von da nahm er nun seinen beschwerlichen Weg durch die ägyptischen Poststationen — halben Wegs nach Singapore, wo es entdeckt, angehalten und via Alexandria—Genua—Hamburg zurückgesandt wurde — was den einheimischen Postmeistern als der amtsmäßige Weg für einen Brief aus Ägypten nach New York galt.

Tags darauf aber, nachdem der Brief geschrieben worden, setzte Ermina Hanem sich mit ihrem Bündel in den weißen Expreßzug, der zwischen Luxor und Kairo verkehrt. Sie hatte Proviant für vier Tage mit. Es war im Monat Mischîn während der zweiundfünfzig Fasttage es-sóm el-Kebir — und sie bedurfte daher nur einiger Handvoll grüner Bohnen und einiger Dukkahbrote; so kam sie leicht nach Masr (Kairo) — und von da nach Alexandria. Alle, die sie nach dem Weg fragte, verstanden sie und gaben ihr gute Antwort und auf das Geschwätz der Fremden hörte sie nicht. Und als sie einen koptischen Effendi auf dem Zollamt nach dem Schiffe nach New York fragte, führte dieser sie dienstbereit an Bord des italienischen Dampfers „Cavour", womit sie sich also nun auf dem richtigen Wege befand — zu Simon in New York!

Sie saß an der Table d'hote der zweiten Klasse mit Mühe auf dem rebellischen Drehstuhl, wo sie nicht wie gewohnt die Füße unter sich kreuzen konnte. Und sie aß ihre Makkaroni oder ihr Risotto aus der flachen rechten Hand (denn die Linke ist unrein und darf nichts Eßbares berühren). Des Abends löste sie bloß ihre langen grauen Flechten, die an ihrem Gürtel festgebunden waren, hüllte ihr Gesicht in den schwarzen Kopfschal und schlief angekleidet auf dem Fußboden der Kajüte.

Am Morgen des dritten Tages aber zeigte sich hoch über den Nebeln des Tagesgrauens eine weiße dreieckige Steinplatte, die, wie sie näherkamen, langsam zur Meereslinie hinabwuchs. Und endlich lag vor ihnen, ungeheuer, tiefblau, mit von rauchumwickelter Zinne strahlenden Schneerändern, ein Berg — weit gewaltiger als irgendeine Anhöhe der Wüstenberge bei Kene. Die Mitreisenden deuteten darauf und nannten den Berg „Ätna".

La Nonna aber hatte an seinem Fuß die weißen und gelben Mauerfelder einer Stadt gesehen — einer großen Stadt mit Straßen und reichen Gärten!

Der Steuermann kam vorbei. Sie faßte ihn beim Ärmel und wandte ihm in lächelnder Erwartung ihre Augen zu.

„New York?“ fragte sie.

Er lachte und schlug sich auf die Schenkel.

„Mâ fîsch New York!“ brüllte er. „Das da?“ — Er schleuderte den Arm mehrmals mit raschen Bewegungen, als schwinge er eine Peitsche, landeinwärts. „Das da? Catania! Sicilia! Italia! Catania!“ Dann war er plötzlich fort, hinter dem Küchenjungen her, der vor ihm Reißaus nahm.

La Nonna wartete geduldig. Als aber der Dampfer nachmittags am Hafen von Messina anlegte und sie merkte, daß nun das Ziel erreicht sei, ging sie wie die anderen ans Land. Und den ersten, dem sie begegnete, fragte sie nach Simon. Er nickte und zeigte ohne ein Wort auf seine Stirn. Da ging sie weiter, des Glaubens, daß sie auf dem richtigen Wege sei.

Aber schon einige Schritte hinter dem Hafen, gleich zu Anfang des breiten Korsoweges, blieb sie erschreckt stehen. Hier gab es keine Menschen, von allen Seiten starrten gespaltene und zertrümmerte Mauern mit leeren Fensteröffnungen auf sie herab, und durch den dichten Kalkstaubnebel — viel dichter als der Wüstensand, den der Chamsin in schweren Wolken über Kene bläst — erkannte sie, daß hinter den Häuserfronten keine Mauergevierte waren, sondern bloß die ungeheuren Trümmer der eingestürzten Stockwerke. So war es Straße um Straße. Die Kirchen standen offen mit geborstenen Wänden, dachlos und rauchgeschwärzt. Auf dem sich blätternden Mauerwerk der Chöre wuchs Gras. Die eisernen Balkons an den Palästen der Hauptstraße waren wie von dem Griff einer Riesenfaust zusammengedreht und von den Anhöhen hinter der Stadt waren die Mauern über den Abhang gestürzt gleich einem Wasserfall von Steintrümmern, aus denen die ausgespreizten Fächer der Fußbodenbalken und Dachsparren ragten wie deutende Totenfinger. Gerade vor ihren Füßen aber wuchsen Grasbüschel hoch aus einem kleinen frischgegrabenen Loch, das durch Haufen von Kalk und Ziegelschutt tief in einen Keller hinabführte — und hier lagen gelbe Knochenteile — ja, wahrhaftig — Knochen, Rippen und Rückenwirbel eines Kindes!

Da setzte sie sich betäubt auf ein geborstenes Marmorbecken und Tränen furchten sich ihren Weg durch den weißen Staub auf ihren Wangen. Denn jetzt begriff sie: diese Stadt, in die sie gekommen war, war tot, getroffen von Allahs Zorn! Und unter diesen Ruinen lagen jetzt all die vielen hundert Menschen New Yorks — und unter ihnen ihre Söhne! Lange, sehr lange mußte es her sein! Denn schon wuchsen Tamarinthen- und Maulbeerbäume zwischen den eingestürzten Mauern. Schwer sank ihr Haupt auf die Brust herab und sie begann zu jammern, wie die Klageweiber daheim in Kene über einen Toten jammern.

So fand sie der Steuermann des Dampfers. Er hatte sich ja vorgenommen, ein Auge auf sie zu haben, und es war nicht schwer gewesen, ihr

von der Kommandobrücke aus quer durch das durchlöcherte und zerstörte Messina zu folgen. Nach beendeter Löschung ging er ihr darum nach und legte die Hand auf ihre Schulter.

„Na, Großmutter!“ lachte er. „Warum weinst du? Dies“ — er wies mit der Hand um sich her — „Terremoto! Erdbeben! — Vor fünf Jahren!“

Sie blickte auf: „Alle tot!“ Sie jammerte vor sich hin: „Meine Söhne — Simon, Yussuf! Alle! — Da unten in der Erde!“

Der Steuermann steckte die Zunge aus dem Mundwinkel. Dies war doch ein bischen zu afrikanisch! Aber er war ernst geworden. „Dies hier ist nicht New York!“ erklärte er. Dann kam ihm eine Idee. Er riß ein Blatt aus seinem Notizbuch, schrieb darauf: „Nehmt Großmutter an Bord des New Yorker Dampfers“, steckte das Papier in ihre Hand und führte sie dorthin, wo das Passagierboot nach Genua segelfertig unter Dampf lag.

So kam sie durch Allahs Gnade nach Genua. Unterwegs sprach sie mit niemandem. Sie fürchtete, sich mit ihrer Frage nach Simon zum Gespött zu machen. Denn sie sah nun ein, daß die Welt unermeßlich groß sei und daß weit, weit über tausend Menschen darauf lebten. Und wie durfte sie da hoffen, daß gerade der, den sie fragte, Simon oder Yussuf oder die beiden anderen kennen sollte!

Als sie darum mit ihrem Bündel den Quai von Genua betrat, überlegte sie lange, ehe sie sich auf den Weg begab. Dann schritt sie zögernd die Hafenstraße entlang und an all den Logishäusern und den niederen tiefen Kellern vorüber, wo fettblasse Männer in Hemdärmeln und gepuderte Mädchen in geblumten Blusen die vorbeiwandernden Seeleute anriefen. Sie ging so lange, bis ein Mann sie ansprach. Auch er war in Hemdärmeln und trug eine rote Weste, ganz wie der griechische Kaffeehauswirt in Kene, hatte ein breites weißes Gesicht mit glänzendem kohlschwarzen Schnurrbart und lachte und zeigte die Zähne, wobei er ihr freundlich mit der Hand zuwinkte.

Sie blieb stehen und wies ihm den Zettel, den der Steuermann ihr gegeben. Er stutzte, seine Miene wurde ernst und bestimmt; er spähte die Straße hinauf und hinab, wie um jemanden zu finden, der hier Rat wissen könnte. Dann schüttelte er bekümmert den Kopf. „Kein Dampfer nach New York vor drei Monaten!“ sagte er. Und als sie ihn verständnislos anstarrte, deutete er mit großen Gebärden auf die Schiffe, schüttelte wiederholt den Kopf, reckte die Finger in die Luft, zuerst drei und dann dreimal zehn. Ein tunesischer Araber kam, seinen Teppichvorrat über die linke Schulter geworfen, eben vorübergeschlendert; der ließ sich ja zur Not als Dolmetsch verwenden. Er bekam eine Lire als Salär und erklärte sodann grinsend, daß vor drei Monaten kein Dampfer nach New York gehe, daß Großmutter aber bis dahin für zwei Lire täglich bei dem ausgezeichneten Signor Pietro Lombardi in Genuas bester und berühmtester „Kaweh“ Kost und Quartier haben könne. Und freudestrahlend duckte Ermina Hanem ihr Haupt unter das star and stripe-gemalte Wirtschaftsschild des Kellerhalses.

Denn drei Monate — welch geringe Zeit! Und war es nicht jetzt schon, als hätte sie ihre Söhne nahe bei sich, ja, um sich! Yakub, Yussuff, Dawoud und der älteste — Simon! Sie standen ja wie eine Wache um sie, sie fühlte den warmen Druck ihrer Hände in den ihren! Es waren ja ihre Kinder! Durch tausend unsichtbare Bande mit ihr vereint! — Ja, es war der ewige Bund der Familie, des Heims und häuslichen Herdes, der sie zusammenhielt, so unlösbar, daß sie einander unmöglich verlieren konnten! Und jetzt führten diese geheimen Kräfte sie quer über das große Wasser einander in die Arme — durch Allahs barmherzige Gnade! Waren es nicht ihre vier Söhne gewesen — oder die Engel ihrer Söhne —, die sie bisher umstanden und beschützt, die sie durch das ungeheure Wasser geführt und durch die schreckliche Stadt, die gleich Sodoma vom Feuer verzehrt worden war! Ja, sie waren ihr nahe! In bloß drei Monaten würde sie sie sehen!

Und sie legte sich vertrauensvoll auf den mageren Strohsack des Staatsgastzimmers hinter der Kellertreppe, das Signor Lombardi ihr als Herberge angewiesen hatte, allerdings nicht ehe er sich für eine Woche im voraus bezahlt gemacht mit einem Betrag, den sie ihn dankbaren Herzens selbst aus ihrem Geldvorrat entnehmen ließ. —

Mr. Joseph B. Hanem, gentlemans taylor and first class dressmaker, hatte sein Geschäft draußen in Brooklyn in einer Straße, die hauptsächlich von russischen, polnischen und orientalischen Einwanderern bevölkert war. Mr. Hanem hatte sich von dieser Umgebung jedoch ziemlich emanzipiert und suchte sich seine Kundschaft allmählich unter kleineren clerks und shop-assistants in Brooklyns Handelsviertel.

Mr. Hanem (er hatte des englischen Wohllauts wegen den türkischen Zunamen seiner Mutter gewählt statt der unaussprechbaren Phantasienamen seines Vaters) kam mittags heim und fand seinen Bruder und Kompagnon Simon in äußerst erregtem Gemütszustand, mit den Armen fuchtelnd, im Zimmer umherfahrend. Vergebens versuchte Josephs Gattin Eudoxia, eine junge Amerikanerin griechischer Herkunft, ihn zu beruhigen.

„Yussuf!“ rief er, plötzlich arabisch sprechend, was er sonst mit Rücksicht auf die Frau seines Bruders vermied. „Yussuf! Etwas höchst Merkwürdiges und Furchtbares hat sich zugetragen: ein Brief von unserer Mutter ist eingetroffen. Sie ist auf dem Wege herüber!“

Yussuf sank auf einen Stuhl. „Jehosaphat!“ brach er aus. „You don't say so!“

Aber Simon zeigte ihm den Brief, dessen Adresse lautete: Simon Effendi, New York, Box 1540 H.. Und der Brief war unterschrieben: Ermina Hanem. Nein, hier war kein Zweifel möglich!

„Ich habe sogleich an Dawoud telegraphiert,“ fuhr Simon fort (Dawoud Hanem betrieb in Philadelphia ein Schneidergeschäft) „und an Yakub“ (der selben Orts einen Teppichbazar innehatte). „Sie müssen morgen frühzeitig da sein.“

Während sie bei Tische saßen — Yussuf die Beine auf einem Stuhl, mit aufgeknöpftem Hemdkragen und in Hemdärmeln, Simon noch mit seinem Schlapphut auf dem Kopfe — und während Mrs. Hanem und die vier Kinder gespannt lauschten, schrien die beiden Brüder laut und aufgeregt durcheinander. Dieser Brief! Dieser Brief! Sie hatten gleich herausgefunden, daß er über zwei Monate alt war. Und da die Mutter geschrieben, daß sie am Tage nach der Absendung des Briefes abreisen wolle, fühlten sie sich heftig beunruhigt. Sie mußte ja schon längst angekommen sein! Als nun am nächsten Tage David und Jakob im Automobil angefahren kamen, besprachen sie die Sache und einigten sich, alle Hotels und Polizeiämter New Yorks zu durchsuchen. Und nun ging es kreuz und quer per Telephon und Omnibus und Ringbahn durch die Stadt!

So vergingen zehn Tage — zuerst in resolutem planmäßigen Suchen, dann in wirrer Hetze — mit Annoncierungen in allen möglichen Blättern und Stichproben da und dort in Chinesenlogis und Emigrantenkontoren. Ein Telegramm an den koptischen Priester in Kene blieb unbeantwortet. Und in Kummer und Verzweiflung dachten die Brüder schon daran, sich wieder zu trennen und jeder seine Heimat aufzusuchen, als David auf den Einfall kam, sich noch zuvor in dem Emigranteninternat auf Ellis Island zu erkundigen! So ging es denn ohne viel Hoffnung da hinaus.

„Ja!" sagte der Assistent in dem betreffenden Kontor. „Wir haben allerdings verschiedene irregegangene und herrenlose Personen hier. Wir behalten sie sechs Wochen auf eigene Kosten, ehe wir sie retoursenden. ‚Die Baracke der Verlassenen' ist da und dort. Sehen Sie selbst nach, Gentlemen!"

Sie spähten durch eine Scheidewand von Holzsprossen in eine Gesellschaft von vierzehn polnischen Weibern und Kindern.

„Well, gentlemen?" fragte der Assistent. „Old lady not here? Besseres Glück zum nächsten Schiff. Geben Sie mir Ihre Adresse. So! Danke, Sir. Ich werde es Sie wissen lassen, wenn jemand nach Ihnen frägt."

Sie gingen traurig wieder heim, zu sehr entmutigt, um die Sache nochmals zu erörtern. Erst gegen Abend entschlossen sie sich, neuerlich nach Kene zu telegraphieren, diesmal an das englische Postamt. Und schon am nächsten Tage hatten sie die Antwort: „Ermina Hanem vor zwei Monaten abgereist: Kene-Amerika." — Nun gab es nichts mehr zu erhoffen!

Und als weitere zwei Monate um waren, ließ Simon Hanem um seinen und seiner Brüder Paletotärmel einen Trauerflor befestigen.

Aber spät im Winter, etwa drei Monate nach dem Besuch der Brüder, wurde der Assistent des Emigrantenkontors auf eine schwarzgekleidete alte Dame aufmerksam, die mitten in der Abteilung für herrenlose und irregegangene Auswanderer ruhig auf ihrem Bündel saß.

Er näherte sich. Der Doorkeeper nickte auf seine Frage. „Got left. Unabgeholt." Der Assistent trat auf sie zu. Um sie her spürte er die unverkennbare, gewürzte und räucherartige Atmosphäre des Orients.

Die Alte blickte auf und lächelte ihn ruhig unter ihrem Kopfschal an. Und fragte mit einem eigentümlich gewohnheitsmäßigen Tonfall der Stimme nach Simon in New York.

Der Assistent zog die Augenbrauen in die Höhe. „Simon in New York! Ja! All right! Hier haben Sie New York! Und in einer Stunde haben Sie Simon!" Und er schlug an eine Glocke an der Wand und setzte einen schwarzen Trichter an das Ohr.

Eine Stunde später standen vier Herren in langen Ulstern um sie her und hielten ihre Hände zwischen den ihren und lachten und nickten einander zu.

Sie sah zufrieden von einem zum anderen. Ja! dies war Simon — Yussuf — Dawoud — und Yakub! Aber sie hatten nicht mehr den langen weichen schwarzen Bart wie ehedem — sie hatten auch keinen Turban oder Fez, sondern einen steifen schwarzen Hut wie eine zerschnittene Wassermelone und es beunruhigte sie, daß sie Yakub mit Jack ansprachen. Und doch! Es waren ihre vier Jungen, gerade wie sie sie daheim in Kene in der kleinen Basilika durch das Haremsgitter Seite an Seite stehen gesehen hatte! — dieselben Stimmen, dieselben Augen — bloß mit etwas Fremdem um den glattrasierten Mund!

Sogleich begann sie von ihrer Reise zu erzählen: wie leicht alles gegangen sei und wieviel schneller, als sie geglaubt! Anfangs hatte sie sich selbst weiterhelfen müssen und war ziemlich ratlos gewesen, bis sie endlich in einer Stadt am Wasser einen guten und gefälligen Mann traf, der ihr gastfrei in seinem eigenen Haus Unterkunft gewährte, bis das Schiff nach New York ging. Ganze drei Monate hatte er sie bei sich wohnen gehabt! Natürlich hatte sie ein bißchen für ihre Kost bezahlen müssen und all ihr Geld war allmählig daraufgegangen — genau bis auf den Betrag des Schiffsbillets, und dieses hatte ihr Wirt selbst für sie gekauft und ungeheure Mühe gehabt, es zu beschaffen, denn es waren ja so viele, die mit nach New York wollten und das nächste Schiff ging erst in abermals fünf Monaten!

Sie brachten sie zuerst in einem Automobil, dann im Omnibus, dann in der Ringbahn heim. Sie saß da und schielte durch die Scheiben und wunderte sich, daß diese Stadt wie eine einzige lange Straße gebaut sei. Und als Simon ihr erklärte, daß zu beiden Seiten tausend Straßen seien so wie diese, lächelte sie und streichelte leise seine Hand. Als aber Yakub ihr stolz New York Heralds und Singers Wolkenkratzertürme zeigte und sie fragte, ob sie sie nicht ungeheuer hoch fände, da nickte sie bloß flüchtig. „Wahrhaftig," sagte sie, den jüngsten der Söhne wohlgefällig betrachtend, „Yakub ist um einen halben Kopf gewachsen, seitdem ich ihn zuletzt sah. Und auch ihr anderen scheint mir größer geworden zu sein!"

Der erste deutsche Herbstsalon

Von Dr. R. Schacht in Charlottenburg

Kein Zweifel ist mehr möglich: wir stehen mitten in einer neuen Kunstbewegung. Was bei uns in Deutschland seit etwa fünf Jahren erst vereinzelt auftrat und Gelächter oder verächtliches Achselzucken über anscheinende Verrücktheit, Entrüstung über kecke Spekulation, aber auch rasch berauschten, allerdings vereinzelten Enthusiasmus hervorrief, all das, was sich Synthetismus, Expressionismus, Kubismus oder Futurismus nannte, hat sich jetzt gesammelt und seinen ersten offiziellen Ausdruck gefunden in einer großen Ausstellung, die nun als „Deutscher Herbstsalon" neben die zwei bisher bestehenden alljährlichen Kunstrevuen, die Große Berliner Kunstausstellung und die Sezession treten wird. Unzweifelhaft also haben wir ein neues Wollen und es erhebt sich zunächst die Frage: Ist dieses Wollen berechtigt?

Sicher ist einmal, daß das bisher in der Sezession gesammelte Wollen müde geworden war. Schon daß der Führer zurücktrat, konnte seine tieferen Gründe nicht in persönlich hervortretenden Differenzen haben, sondern nur darin, daß das sezessionistische Wollen nicht mehr genug Lebenskraft besaß, ihn bei seinem Lebenswerk zu halten. Nur so ist es zu erklären, daß schon zwei Jahre nach dem Rücktritt Liebermanns eine kleine Gruppe recht mittelmäßiger Begabungen den stolzen Bau mit leichter Mühe sprengen konnte. Die alten Ideale waren eben nicht mehr stark genug, die im Alten erstarrenden Kräfte beisammen zu halten. Etwas Neues mußte also kommen.

Ist dieses Neue nun eine bloße Negation, das Neue um jeden Preis? Ich muß, ohne paradox sein zu wollen, gestehen, daß ich an der neuen Kunst, wie sie der Herbstsalon repräsentiert, nichts überraschend Neues finden kann. Mit Ausnahme gewisser futuristischer Ideen, die aber auch ihre Parallelen in der Lyrik und der Musik haben, finde ich vielmehr in dem anscheinend so Unerhörten nur teils organische Weiterentwicklung, teils die natürliche Reaktion gegen endgültig Ausgeprägtes.

Schon der Impressionismus hatte nicht mehr das Wesen der Dinge im Sinne der Altmeister gegeben, sondern hatte sie artistisch genommen, hatte ihre

Oberfläche, ihre Erscheinung, ihre Bewegung, wie sie sich im Moment darstellten, wiedergegeben. Natürlich waren seine Möglichkeiten bald erschöpft und etwas Neues stand zu erwarten. Dieses Neue brachten im wesentlichen der Neoimpressionismus, Cézanne und van Gogh. Der Neoimpressionismus unter Signac ging in der Abstraktion von den Dingen noch einen Schritt weiter und löste, indem er ein lediglich farbig differenziertes Lichtgeflimmer über die ganze Leinwand breitete, sowohl Gegenstände wie Farbenvaleurs bis hart an die Grenze der Erkennbarkeit auf. Die Impressionisten hatten sich ferner etwas zugute getan auf die Auflösung der Lokalfarbe, auf die Differenzierung der Valeurs. Cézanne geht von dieser Differenzierung aus. Aber sie ist ihm, den man wohl den Klassiker des Impressionismus genannt hat, zu kompliziert, er strebt nach Vereinfachung. Deshalb faßt er aus der Menge der Valeurs die wesentliche, arbeitet gewissermassen den freilich subjektiv erfaßten Grundton vieler Valeurs heraus, synthetisiert (weshalb sich seine Nachfolger Neosynthetiker nannten) und stellt aus diesen verschiedenen Grundtönen ein Bild zusammen, das nun allerdings noch etwas Gegenständliches darstellt, aber ebensogut als eine Harmonie einfacher Farbentöne angesehen werden kann. An ihn schließt sich eine reiche Entwicklung. Neufranzösische Landschaftler, wie Asselin, Camoin u. a. gehen nicht mehr wie Cézanne von Valeurs aus, sondern von einer Lokalfarbe, deren Grelle sie in Reaktion gegen den vornehm gedämpften Meister und unter dem Einfluß Gauguins noch meist übertrieben. Wie aber der Meister nur eine Valeur herausgenommen hatte, so nehmen sie häufig nur die eine Lokalfarbe, die sie auf den ganzen Gegenstand übertragen. Eine Baumkrone z. B. wird also nicht mehr wie etwa bei Monet als ein ungeheuer differenziertes Neben- und Ineinander verschiedener Grundtöne, sondern als eine einzige grüne Silhouette aufgefaßt. Hieraus lassen sich dann wieder neue Möglichkeiten entwickeln: z. B. die Verschiebung farbiger Silhouetten gegen die dahinter liegende Bergkette usw. Wollte man aber unter dem Einfluß des Neoimpressionismus stark flimmernde Eindrücke geben oder turbulente Massen, so mußte man die ruhigen synthetischen Flächen Cézannes wieder aufteilen. Dies tut im Grunde der Futurist Severini, der Lokalfarbensynthesen nicht geschlossen nebeneinander setzt, sondern ihre geometrisch abgegrenzten Teile durch- und ineinander schiebt, so daß also (wie auf dem starken „Pan-Pan-Tanz in Monico", der auf der Futuristenausstellung vom Mai 1912 alle Bilder überragte und leider im Herbstsalon fehlte) ein bewegtes Bein aus sechs oder zehn rosa Flecken besteht, die durch andere zu anderen Gegenständen gehörige Flecken getrennt werden können, wodurch nun allerdings der Ausdruck höchster wirbelnder Bewegung erzielt wird. Endlich konnte man auch, von Cézannes späten Bildern ausgehend, den letzten Schritt in der Abstraktion vom Gegenstande tun und nur noch Farbenflecken gegeneinander stellen, entweder scharf abgegrenzt wie es Bolz oder W. Burljuk tun oder verschwimmend wie Kandinsky, und dann auch folgerichtig die Bilder nicht mehr nach Realem

benennen, sondern nur noch als „Bild" schlechthin oder „Komposition" bezeichnen. Van Gogh endlich hatte gleich von Anfang an weniger Gewicht auf die momentane objektive Erscheinung als auf den momentanen Eindruck gelegt; was ihn aber zur Zeit der Reife am meisten frappierte, war nicht der Eindruck formaler Werte, sondern des Objekts, hinter dem er eine eigene Seele sah. Ein Stuhl von van Gogh, eine Pfeife, ein paar Schuhe sind durchaus wie Individuen mit persönlichem Eigenleben dargestellt; er sah weniger die Dinge selbst als etwas, das hinter den Dingen zu sein schien, die Seele der Dinge. Daß das sehr wohl möglich ist, wissen wir aus den Phantasien der Kinder und in demselben Sinne hat einmal Maupassant gesagt, daß das unheimlichste aller Dinge die menschliche Hand sei. Und hier liegt der Keim zum Expressionismus. Ihm gilt nicht mehr die äußere Erscheinung des Dings als wesentlich: sie darf willkürlich verzerrt werden zugunsten einer Darstellung des unerklärlichen, aber fühlbaren Seelischen in oder hinter den Dingen. Hier wurzeln Matisse, Pechstein und andere. Hier wurzelt auch der Kubismus. Denn wenn van Gogh, der sich stets nur als Vorläufer einer neuen Kunst betrachtet hat, gewissermaßen auf die Entdeckung des Seelischen ausging, so geht der Kubismus eben von diesem Seelischen, das jetzt gefunden war, selbst aus. Bei der Darstellung dieses Seelischen aber, das ja um sichtbar zu werden, der Verbindung mit Materiellem bedarf, verschmäht es der Kubist, wieder auf die reale Materie, deren Darstellungsmöglichkeiten ihm erschöpft zu sein scheinen, zurückzugehen, sondern zieht es vor, dieses Seelische selbständig, sozusagen als ein schöpferischer Gott neu zu organisieren entweder mit Hilfe wahrgenommener konstruktiver Einheiten (Le Fauconnier) oder mathematisch bestehender (Braque, Mezinger) oder selbständig geschaffener Kuben oder Flächen (Picasso, Léger, Picabia u. a.). Durch die scharfe Abgrenzung dieser Elemente erhält dann das Bild, das bei Kandinsky auseinanderzufließen droht, seine innere Geschlossenheit, während die äußere Geschlossenheit Cézannes, der noch im Alltagssinne deutlich komponierte, als eine Fälschung der Natur verworfen wird.

Wie man leicht sieht, gerät dies, wenigstens für unser Gefühl, ins Abstrakte und Theoretische, aber noch viel theoretischer arbeitet der Futurismus. Diese Bewegung stammt ausschließlich aus Italien und ist ursprünglich rein literarisch. Daraus mag sich auch das Gezwungene in seinen malerischen Theorien erklären. Zunächst steckt darin eine Reaktion gegen das rein Artistische des Impressionismus. Die rein formalen Werte genügen nicht mehr, man will mehr, tiefer Wurzelndes, tiefer Packendes geben. Die Futuristen wollen nicht mehr den passiven Beschauer, der sich von Farbenschwingungen streicheln läßt wie oft bei Manet und noch bei Kandinsky, sie wollen den Beschauer mitten in das Bild hineinversetzen. Auch das ist nichts Neues. Schon C. D. Friedrich, Schwind und Thoma haben nicht selten in den Vordergrund ihrer Landschaften eine Figur gesetzt, mit der sich der Beschauer identifizieren sollte, um sich leichter in die Landschaft einzufühlen. Den Futuristen aber genügt dies distanzierte

Anschauen nicht mehr. Sie reißen den Beschauer zunächst in die Mitte des Dargestellten. Aber hier verhält er sich nicht ruhig, sondern dreht sich im Kreise und nimmt alle Dinge zugleich auf. Aber nicht etwa nur die Außenseite dieser Dinge, sondern vor allem ihre „Energien", ihre inneren Kräfte, welche die Dinge konstituieren. Ein Ding ist nur ein Zusammenklang bestimmter Molekularschwingungen, der Rhythmus dieser konstituierenden Schwingungen muß wiedergegeben werden. Die Dinge werden also nicht in Ruhe, sondern schwingend, daher mit mehreren parallelen Konturen wiedergegeben wie wir etwa eine vibrierende Stimmgabel zeichnen würden. Aber auch das genügt noch nicht. Auch die durch optische oder akustische Eindrücke, ja durch Gedankenassoziationen mancherlei Art erregte Empfindung des Beschauers muß ausgedrückt werden, was durch abstrakte Linien, oder fertige Flächen geschieht, die nach bestimmten inneren Gesetzen, wie sie die Futuristen in sich zu haben versichern, angeordnet werden*). Ich kann aber als Futurist, den Einflüssen der Kubisten folgend, noch weiter von den Erscheinungen der Dinge abstrahieren und nur deren inneren Rhythmus darstellen. Die Phasen eines Aufstandes etwa, die tobende Menge, die angreifende Kavallerie werden dargestellt durch Linienbündel, die die Erregung widerstreitender Seelenkräfte symbolisieren. Und so kommen wir schließlich zu Bildern, wie sie etwa Carra malt, die Titel tragen wie „Zentrifugale Kräfte" oder „Plastische Emanation".

Übrigens ist der Futurismus, soweit ich sehe, keine einheitliche Bewegung. Ein Teil der Futuristen, besonders Boccioni, sind von Haus aus lyrisch veranlagt, womit denn wieder das Literarische, das der Impressionismus mit starker Einseitigkeit verpönt hatte, seinen Einzug in die Malerei nimmt. Boccioni malt z. B. die traurigen Empfindungen des Reisenden, der soeben Abschied genommen hat. Es ist als malte er die verschiedenen Strophen eines lyrischen Gedichts nebeneinander. Er denkt an die Lokomotive — sie wird also stückweise angedeutet. Er denkt daran, wie er auf dem Bahnhof sein Abteil suchte — setzen wir also irgendwohin eine Abteilnummer. Ihm schweben die Gesichter der Zurückbleibenden vor — nebelhaft tauchen sie auf der Leinwand auf. Er sieht unbewußt ein Stück Bank, ein Stück Gepäcknetz, sieht die Landschaft draußen vorüberhuschen, und alles wird dargestellt, aber nur stückweise, weil es ja nur stückweise bewußt wird. Er hört den Wind sausen, empfindet das dumpfe Rollen des Zuges — es wird im Rhythmus der Verbindungslinien ausgedrückt; er ist endlich von gedrückten Empfindungen beherrscht, die durch düstere Farbenflecke symbolisiert werden.

Versuchen wir nun nach diesen Feststellungen die Resultate der Entwicklung, soweit wir sie bis jetzt überschauen können, allgemein zu werten, so ergibt sich, daß gegen die Tendenzen des Expressionismus nichts zu sagen ist. Er ist, wie

*) Wem bei dieser Wiedergabe wirblicht wird, der nehme den Katalog der erwähnten Futuristenausstellung zur Hand; er wird dann gestehen, daß ich mich der äußersten Klarheit befleißige.

ich gezeigt zu haben glaube, nur eine konsequente Entwicklung des Impressionismus und keineswegs etwas so Unerhörtes, wie man auf den ersten Blick meinen mag. Wer z. B. vergleicht, wie in den Werken der deutschen Stürmer und Dränger des achtzehnten Jahrhunderts, die ja, ein Zeichen der Zeit, jetzt wieder neu herausgegeben werden, die Wirklichkeit verzerrt wird, zugunsten einer Wiedergabe von subjektiven oder objektiven Empfindungen, der wird die Möglichkeit expressionistischer Arbeitsweise von vornherein zugeben. Anders steht es mit Kubismus und Futurismus. Beide wollen Dinge ausdrücken durch eine Sprache, die keine Allgemeingültigkeit hat, also auch nicht verstanden werden kann. Etwas Ähnliches hatten wir vor nun bald dreißig Jahren in der französischen Lyrik. Man denke an Mallarmé, der den Worten einen so einseitig individuell zugespitzten Sinn verlieh, daß seine Gedichte für Fernerstehende geradezu unverständlich wurden. Auch bei Stephan George werden bekanntlich die Worte weniger nach ihrem gegenständlichen Sinn, sondern nach Klängen und Assoziationen, nach einem nur für den Dichter selbst verständlichen inneren Sinn gruppiert. Man denke auch an Rimbauds berühmtes Vokalgedicht, in dem jedem Vokal eine bestimmte Farbe, ein bestimmter Gefühlston zugesprochen wird. Der Futurismus wurde, wie gesagt, von einem Dichter, Marinetti, ins Leben gerufen, ist es zu verwundern, daß jene Theorien auch in der Malerei wiederkehren? Eine andere Frage ist es freilich, ob die Realisierung dieser Theorien auch möglich ist. Möglich nicht nur für den Künstler, insofern er dadurch sein Eigenleben ausdrückt, das ließe sich noch verteidigen, aber insofern er es anderen zugänglich machen will. Und das scheint mir nicht der Fall zu sein, die Künstler scheinen es nach dem Vorwort zum Herbstsalonkatalog selbst zu empfinden. Wenn Rimbaud schreibt A noir, E blanc, I rouge, U vert, O bleu, so wird unter hundert Lesern vielleicht nicht einer sein, der die Berechtigung dieser Gleichungen zugibt. Und solange wir nicht einen bestimmten Farben-, Kuben-, Flächen- und Kurvensymbolismus haben — und wie sollten wir dazu kommen? — solange werden die Bilder der Kubisten und Futuristen, weil ihnen die allgemein empfundene Notwendigkeit fehlt, alldeutig und nicht eindeutig und damit für uns bedeutungslos sein. Denn was hilft es uns, wenn wir vor lauter verschiedenfarbigen Drei- und Vierecken im Katalog den Titel „Der Athlet" lesen und beim besten Willen nichts als eben unserer Empfindung nach wahllos aneinandergefügte Drei- und Vierecke sehen. Und was helfen uns die langen, langen Erläuterungen zu den Bildern der Futuristen; wir wollen doch sehen und nicht lesen, und ein Bild, zu dessen Verständnis es erst langer Erläuterungen bedarf, ist eben als Bild vom Standpunkt des unvoreingenommenen Beschauers glatt schlecht zu nennen, ganz einerlei, ob es nun von W. von Kaulbach oder Overbeck, zu deren Bildern ja auch Kommentare geschrieben wurden, oder von Futuristen ist.

Die Sache ist auch insofern bedenklich, als das Streben nach absolut Neuem, nach Wiedergabe des in den Grenzen der bildenden Kunst nicht Darstellbaren

und das grundsätzliche Wegwerfen aller gebräuchlichen Symbole und Formen von jeher eine typische Eigenschaft theoriebestochener Dilettanten war, während die großen Meister, abgesehen von Nörglern und Neidern, immer verstanden worden sind, weil sie stark genug waren, das Vorhandene zu benutzen und für ihre Zwecke auszubilden. Dagegen kann alle noch so stürmisch beteuernde Theorie nicht aufkommen. Bis die Künstler nicht aus ihrem bis ins höchste Extrem getriebenen Individualismus den Wegweiser zu unmittelbar verständlicher, eindeutig nacherlebbarer Kunst finden, werden wir ihre Werke mit Achtung für ihr strenges Wollen, aber darum nicht weniger energisch für uns ablehnen müssen und uns im übrigen abwartend verhalten. Denn es ist leicht möglich, daß sie, die so ganz den höchsten und ausschließlichen Individualismus erstreben, auf das Allgemeinste hinauskommen, auf eine ganz unbewußt primitive Dekorationskunst. Dekorationen in diesem Sinne jedoch kann man nur anbringen, nicht mehr als selbständige Bilder malen und ausstellen.

Was nun die erste Ausstellung des Herbstsalons betrifft, so muß man zunächst im Auge behalten, daß sie ein erster Versuch war, der wohl die Gesamtheit der neuen Kunstbestrebungen gut repräsentierte, von den meisten Malern aber zu wenig Stücke zeigte, als daß sich bei der Neuheit der Dinge über den einzelnen immer ein sicheres Urteil gewinnen ließ. Für Kandinski, Leger, W. Burljuk fehlt mir aus den angeführten Gründen das Organ. Die Farbenspiele Delaunays kann ich mir wohl als Dekorationen, nicht aber als Bilder wirksam denken. Das große Bild „Tierschicksale" von Marc, ein paar Glasbilder von H. Campendonk ließen mich gleichfalls starke dekorative Talente spüren. Am stärksten wirkte auf mich, wie schon in der Ausstellung der neuen Künstlervereinigung München 1909, Bechtejeff, dessen Wesen man am besten umschreibt, wenn man sagt, er wolle das Ziel von Marées mit expressionistischen Mitteln erreichen; ein feiner und starker Klang geht von diesen Silhouettenschiebungen, diesem Gleiten, Stehen und Schweben der Dinge in der groß gesehenen Landschaft aus. Von den Futuristen endlich heißt es: abwarten. Lassen wir sie ruhig bis ans Ende aller Möglichkeiten laufen; was innere Kraft hat, kann nicht verloren gehen und wird wieder zu uns zurückkehren.

Der literarische Roman 1913

Von Dr. Arthur Westphal in Berlin

Wir haben uns in der letzten Nummer der Grenzboten mit dem umstrittenen Begriff der leichteren „Unterhaltungsliteratur“ auseinandergesetzt und sind nunmehr vor die Pforte jener Halle gelangt, in der die verwirrende Fülle moderner novellistischer Problemdichtungen aufgetürmt liegt. Man muß sich einen Ruck geben, ehe man sich in dies Chaos stürzt. Denn wenn man da den Kopf nicht oben behält, ist man rettungslos preisgegeben und verliert jeden Boden unter den Füßen. Die unerhörte geistige Anspannung, mit der in unserem Zeitalter gerade auf dem Gebiete des Romans und der Novelle gearbeitet wird, ist immer wieder verblüffend und nötigt auch dem Außenstehenden die ehrlichste Achtung ab. Schließlich ringen ja alle diese Problemdichter um Dinge, die den Menschen aus dieser Zeit und aus dieser Welt im Innersten angehen. Schließlich und endlich geht es da um Fragen, die unser aller Fragen sind, auch wenn sie noch so ausgetüftelt und konstruiert erscheinen. Es soll deshalb hier beileibe nicht der Versuch gemacht werden, die starke literarisch-geistige Aufwärtsbewegung unserer Zeit in irgendeinem Punkte zu entwerten. Daß man in dem unentwirrbaren Chaos heutiger literarischer Dinge hin und wieder müde wird und nach einer flüchtigen Atempause verlangt, ist nicht mehr als menschlich. Aber wir wollen darüber nicht vergessen, daß dies Chaos doch auch alle Keime zu einer fruchtbaren Weiterentwicklung in sich trägt, und daß noch immer ein Chaos nötig gewesen ist, ehe ein Stern geboren werden konnte.

Von diesem Gesichtspunkte aus muß beispielsweise das aufreizende Buch vom „Liebesturm“ (Bruns Verlag, Minden) gewertet werden, das die in Deutschland rasch berühmt gewordene Französin Rachilde geschrieben hat. Wer unvorbereitet auf diese in grellen Dissonanzen sich ergehende Teufelssinfonie stößt, wird entsetzt einen Schritt zurücktreten. Alle bösen Geister scheinen da losgelassen, und aus einer entfesselten Phantasie quillt das grauenhafte erotische Spiel eines Leuchtturmwärters, den seine aus der Einsamkeit geborene erotische Monomanie zu einem mystischen Kult mit angeschwemmten Frauenleichen treibt. Daß eine Frau dies Buch geschrieben haben soll, erscheint nahezu unglaublich. Der „Liebesturm“ ist von Anfang bis Ende in die wildesten Fiebergluten getaucht und atmet ganz und gar den Geist einer ausgesprochen männlichen „Besessenheit“. Man wird, je nach Geschmack und Weltanschauung, diese Besessenheit widerwärtig oder in ihrer grauenhaften Dämonie fesselnd finden. Mir will scheinen, daß in dem Buche der Rachilde ein genialer Funke sitzt, der über alles stoffliche Entsetzen hinwegleuchtet

und einen Blick in eine Menschenseele tun läßt, in der die Brände eines wahrhaftigen Menschen- und Dichtertums lodern.

Von wesentlich anderem Schlage sind die „Lehrjahre in der Gosse" (S. Fischer Verlag, Berlin), die Christian Staun in einem dickleibigen Bande schildert. Der Grundzug dieses Buches ist eine verblüffende Virtuosität im Austuschen der naturalistischen Nüance. Christian Staun führt seine Leser in jene verfallenen Hinterhäuser moderner Großstädte, in denen Armut und Laster eng beieinander wohnen. Mit großer Meisterschaft und Unerschrockenheit stellt er einen geradezu grauenhaften Mikrokosmos hin; einen Mikrokosmos, der freilich innerlich gerechtfertigt und geadelt wird durch das heiß und lebendig pulsierende Mitleiden seines Erfühlers und Nachschöpfers. Vom Geiste der Hauptmannschen „Weber" lebt etwas in diesem Buche. Die große verstehende Liebe zu allem Menschlichen tront darüber und wirft einen verklärenden Schimmer über allen Schmutz dieser Welt, die in Wahrheit ein dunkles Grab ohne Auferstehungshoffnung ist. Hier und da möchte man wünschen, daß Christian Staun ein wenig mehr aus seiner Schriftstellerreserve herausträte, um seinem Buche eine etwas persönlichere Färbung zu geben. Aber davon abgesehen bleiben die „Lehrjahre in der Gosse" das Dokument einer höchst ernsthaften künstlerischen Begabung, mit der von nun ab entschieden gerechnet werden muß.

Weniger sympathisch präsentiert sich der neue Roman von Kurt Martens: „Pia". (Egon Fleischel u. Co., Berlin). Hier wird ein Frauenschicksal in den Mittelpunkt des Konfliktes zwischen katholischem Feudalismus und modern-freigeistigem Künstlertum gerückt. Pia, die Tochter des schlesischen Magnaten, hängt ihr Leben an einen leichtsinnigen, von Schwabingerei und unausgegorenen Ideen besessenen Vetter. Sie leidet Schiffbruch und muß als gebrochener Mensch ins Elternhaus und zu den ehrwürdig starren Traditionen ihrer katholischen Ahnen zurückkehren. Diesen an sich bedauerlichen Vorfall benutzt der Verfasser zu allerlei billigen Angriffen auf jene Auswüchse des deutschen Kunst-Zigeunertums, die kein ernsthafter Mensch jemals wichtig genommen hat. Leider zeigt er dabei die Sucht zu unerlaubten Verallgemeinerungen, und was schließlich herauskommt, ist ein vollkommen ungerechtes und schiefes Bild von wertvollen zeitgenössischen Bewegungen, die sich mit dem aufdringlichen Hinweis auf den gewiß imposanten, aber durch und durch verknöcherten und wie ein Anachronismus anmutenden Feudal-Katholizismus schlesischer Magnaten nun einmal nicht mundtot machen lassen.

Das Spiegelbild eines redlich seine eigenen Wege suchenden Menschen gewähren zwei weitere Bücher, die in diesem Zusammenhang erwähnt werden müssen. Das eine ist die Novellensammlung „Aus der Tiefe" (Egon Fleischel u. Co., Berlin) von Hermann Wagner, und das andere ist die Entwicklungsgeschichte eines Dienstmädchens, Angela Langers: „Stromaufwärts." (S. Fischer Verlag, Berlin.) Beide Bücher gehören im gewissen Sinne zueinander. Beide schildern mit kunstlosen und deshalb sympathischen Mitteln die Kämpfe ringender Seelen, die aus dem Dunkel zum Licht emporbringen. Beide sind mit Herzblut geschrieben und verdienen, daß man sie nicht achtlos am Wege liegen läßt.

Nicht gar zu weit ab von der ästhetischen Linie dieser Bücher sucht J. Philipp Heergesells Künstlerroman „Tom und die Welt" (Osterheld u. Co., Berlin) seinen Weg. Hier wird das melancholische Schicksal eines jungen Malers, der,

innerlich wie äußerlich ein Fremdling, in das von neuen Kunsttheorien aufgeregte Berlin der Neunziger Jahre hineingerät, mit festen und deutlichen Strichen umrissen. Der arme Tom hat es nicht so gut wie Angela Langers Dienstmädchen oder wie Hermann Wagners aus der Tiefe nach oben drängender Held. Er scheitert an der Welt und am Leben, noch ehe er halb sein Ziel erreicht hat, und er stirbt im Wahnsinn wie die große Zahl jener ruhmlosen Pioniere, denen es nicht einmal vergönnt war, das gelobte Land mit Augen zu schauen. Es klingt ein echter menschlicher Ton durch Philipp-Heergesells Buch. Man geht die dunklen Wege des Helden mit lebendigster Anteilnahme mit, und man spürt, unabhängig davon, wie hier von einem Wissenden das kulturhistorische Bild einer gährenden Berliner Kunstepoche — die Gegensätzlichkeit der Künstler zum unzweideutig festgelegten Standpunkt des jungen Kaisers und die Gründung der Sezession spielt mit hinein — erfühlt und gebändigt worden ist.

Weiter muß hier zweier Bücher gedacht werden, die in gewissem Sinne wohl ein Novum auf dem literarischen Markte bedeuten: Bücher nämlich, die die Lebensschicksale großer Dichter nachfühlend und nachschaffend in die Form des Romans zu pressen suchen. Walter von Molo hat mit seinen bekannten Schillerromanen den Anfang gemacht, und Klara Hofer und Edward Stilgebauer sind ihm jetzt gefolgt Klara Hofers Buch heißt „Alles Leben ist Raub" (J. G. Cotta, Stuttgart und Berlin) und wirbt mit heißer Inbrunst um die plastische Gestaltung des menschlichen und künstlerischen Problems Friedrich Hebbel. Mit erstaunlichem Feingefühl spürt diese Frau die verborgenen Quellen auf, die den Schlüssel zu dem unter tausend Hemmungen brütenden Wesen des seltsam großen Dithmarschen geben. Mit bewunderungswürdigem Takt sprengt sie die spröde Hülle, hinter der Friedrich Hebbels Menschtum sich barg, und findet instinktiv die geheimen Zusammenhänge, die diesen einsamen Riesen überhaupt erst erklären. Eine brennende Hebbel-Liebe geht durch das Buch, ein kluges, frauliches Verstehen, und eine andächtige Ehrfurcht vor der Größe und Unanrührbarkeit des Problems. Wem die menschliche und dichterische Erscheinung Friedrich Hebbels Anlaß zur Beunruhigung und Beklommenheit gibt — und welchem werdenden Menschen gibt sie das nicht? — der soll Klara Hofers Buch lesen. Es wird ihm nie geahnte Perspektiven eröffnen und ihn dem umworbenen Gegenstande um viele Schritte näher bringen. — Von Edward Stilgebauers Heineroman „Harry" (Reuß und Itta Verlagsanstalt, Konstanz) läßt sich leider nicht das gleiche sagen. Dieser Versuch, das dichterische Problem Heinrich Heine zu banalisieren und für den Geschmack der Vielzuvielen zurechtzufrisieren, muß mit aller Entschiedenheit zurückgewiesen werden. Das Stilgebauersche Buch strotzt förmlich von innerer Verlogenheit, wendet sich von Anfang bis Ende an den Geschmack sentimentaler Nähmamsells und hat in keinem Augenblick Anspruch auf die Teilnahme gebildeter Menschen.

Die Neigung unseres heutigen Schrifttums zu einem Genre, das man am treffendsten als literarisches Kunstgewerbe kennzeichnet, findet ihren Niederschlag in den vier Novellen, die Rudolf G. Binding unter dem Titel „Die Geige" im Leipziger Insel-Verlag, sowie in dem Bande „Ahalibama", den E. H. Kolbenheyer bei Georg Müller (München und Leipzig) erscheinen läßt. Besonders das zuletzt genannte Buch zeigt durchaus die Sucht, Erscheinungen dieses Lebens unter dem Gesichtswinkel der artistischen Spielerei zu sehen und zu werten. Dadurch

kommt ein aparter, aber durch und durch lebensfremder Ton in die Novellen; ein Ton, den man um so mehr bedauern muß, als Kolbenheyer wie Binding nach diesen Talentproben entschieden zu besseren Dingen berufen scheinen. Einen weitaus persönlicheren und deshalb lebendigeren Ton findet Aage Madelung in seinem Novellenbande „Der Sterlett" (S. Fischers Verlag, Berlin), von dessen ausgesprochen russischer Atmosphäre ein eigener Reiz ausgeht und der ganz und gar wie ein glückhaftes Zukunftsversprechen anmutet. Tiefe und feine Dinge weiß auch Anna Behnisch-Kappstein in ihren Erzählungen „Der lichte lange Tag" (Märkische Verlagsanstalt Berlin) zu sagen, und eine andere Frau, Mite Kremnitz, gibt in ihrem Buche „Das Geheimnis der Weiche B. M." (Morawe u. Scheffel, Berlin) einen neuen Beweis ihrer seit Jahrzehnten erprobten novellistischen Kunst. Das Schönste und Leuchtendste aber, was im letzten Jahre an Frauenbüchern in die Welt gegangen ist, sind unstreitig die „Bekenntnisse einer glücklichen Frau" (Erich Reiß, Berlin), die die Amerikanerin M. van Vorst zur Verfasserin haben. Ich möchte diese Übersicht um keinen Preis schließen ohne jeden, der noch Freude an der großen Echtheit und Ungeschminktheit des Gefühls hat, mit allem Nachdruck auf dies prachtvolle Buch zu verweisen, das wie kein zweites den Adel, die Schönheit und den ganzen köstlichen Reichtum einer unverbildeten Frauenseele enthüllt.

Auf Stendhahls Italienische Novellen, die der Verlag Gustav Kiepenhauer, Weimar, von Ernst Ludwig Schellenberg übersetzt, in einem hübschen Bändchen herausgibt, sei im Vorübergehen aufmerksam gemacht. Und daß Karl Schönherr, der Dichter von „Glaube und Heimat" und „Erde", in dem Buche „Schuldbuch" (L. Staackmann, Leipzig) eine Handvoll nicht sehr beträchtlicher Erzählungen gesammelt hat, braucht auch nur flüchtig notiert zu werden. Bücher dieser Art bedürfen keiner besonderen Einführung. Sie empfehlen sich selber am besten durch den Namen ihres Verfassers. Nur das erfolgreichste Buch des Jahres, der „Tunnel" von Bernhard Kellermann (S. Fischer, Berlin), mag noch zuguterletzt eine leichte Etikettierung erhalten. Denn hier gilt es vor allen Dingen die irrtümliche Auffassung zu zerstören, als verdanke der „Tunnel" seinen hemmungslos fortschreitenden Siegeszug einzig und allein seinen künstlerisch-literarischen Qualitäten. Das ist ganz und gar nicht der Fall. Das Kellermannsche Buch, das auf dem Gedanken eines Europa-Amerika-Tunnels eine waghalsige Zukunftsphantasie aufbaut, trägt die Gründe seines Erfolges ausschließlich in der Sensation, die im Stofflichen liegt. Literarisch ist der Roman, wenn wir ehrlich sein wollen, nichts weiter als eine große Enttäuschung, nichts weiter als ein mit knalligen Wirkungen arbeitendes Virtuosenstück. Als Virtuosenstück wird der „Tunnel" seinen Weg auch weiter machen. Daran ist wohl kein Zweifel möglich. Aber in die Genugtuung, daß es einem deutschen Buche der Jetztzeit gelang, sich in märchenhaft raschem Siegeszug bei allen Kulturnationen durchzusetzen, mischt sich ein leises Bedauern darüber, daß Bernhard Kellermann, von dem wir Besseres, Leuchtenderes, Echteres gewohnt sind, in einer müderen Stunde vor dem Altar des göttlichen Momus zu knien sich bereit gefunden hat.

Reichsspiegel

Rückblick 1913

Ein lautes Jahr ist an uns vorübergezogen, laut durch übermäßig zahlreiche Erinnerungsfeiern, aber auch laut durch die Vorgänge auf dem Gebiet der inneren und äußeren Politik. Was ist der Nation aus allem für ein Gewinn geblieben? Wer erkühnte sich, es ermessen zu wollen, wo noch eben die Abschlüsse über die Regierung eines Vierteljahrhunderts gezeigt haben, wie schwer es ist, sich als Zeitgenosse selbst über Gewinn und Verlust während eines größeren Zeitraums Rechenschaft zu geben. Überdies war 1913 trotz des Regierungsjubiläums des dritten deutschen Kaisers kein rechtes Bilanzjahr. Weder in den Dingen der äußeren, noch in denen der inneren Politik sind abschließende Ereignisse von solcher Tragweite eingetreten, daß sich eine glatte Rechnung aufstellen ließe. Der Bukarester Friede wird sowohl von den österreichischen, wie von den deutschen Staatsmännern als eine Basis für weitere Verhandlungen nicht aber als ein Abschluß hingestellt; in der inneren Politik Deutschlands und Preußens gährt alles noch, wie am Anfang des Jahres. Das eine kann man also feststellen: das Jahr ist seinem Charakter bis zum Schluß treu geblieben. Sowohl die äußere wie die innere Politik endet dies Jahr mit Unruhe.

Auswärtige Politik. Allgemeines

„Eine der größten Krisen, welche die Geschichte verzeichnet," so nannte der italienische Minister Marchese di San Giuliano die Summe der Ereignisse auf den Brettern der europäischen Politik, und er fügte hinzu, daß zahlreiche wichtige Fragen noch schweben und „zahlreiche wichtige Interessen aller Länder auf dem Spiel stehen". Der Italiener hat mit seinen Worten den rosagefärbten Bericht des verantwortlichen Leiters der deutschen auswärtigen Politik, des Herrn Reichskanzlers, eine Nuance dunkler gemacht, was aber insofern nichts schadet, als er zugleich die im Material recht mageren Mitteilungen des Herrn von Bethmann ergänzte. Überhaupt haben diesmal die Minister des Auslandes, soweit sie sich über die schwebenden Fragen der auswärtigen Politik geäußert haben, ein Bild von der internationalen Stellung Deutschlands komponiert, wie es klarer eigentlich

schon seit Jahren nicht mehr herausgekommen ist. Und da dies Bild für uns Deutsche nicht unerfreulich ist, so erweist sich Herrn von Bethmanns Optimismus als begründet.

Der Kurs der Dreibundpolitik hat sich auch während der letzten Krise bewährt. Solches beginnt man auch in Österreich-Ungarn einzusehen, wo Graf Berchthold in der ungarischen Delegation und nach ihm der ungarische Ministerpräsident Graf Tisza die Haltung der Habsburgischen Doppelmonarchie vor und während der beiden Balkankriege besprochen haben. Nichtsdestoweniger sind genug Kräfte an der Arbeit, die besonders die deutsche Freundschaft mit Österreich zu trüben wünschen und während von Frankreich her liebliche Locktöne nach der Donaumonarchie gerichtet sind, klingen aus Rußland ebenso lockende Stimmen zu uns hinüber. Wir wollen solche Stimmungen, die jederzeit bei verschiedenen Publizisten und Politikern vorhanden waren und vorhanden sein werden, zwar nicht unbeachtet lassen, aber doch nicht allzu hoch bewerten. Die praktische Politik beruht nicht auf Zeitungsartikeln, sondern auf den realen Tatsachen, die die Entwicklung der voranstrebenden Völker täglich neu schafft. Aber die Entwicklung geht allen Fortschrittstheorien zum Trotz nur sehr langsam aus einem System ins andere über und so müssen die bestehenden Tatsachen solange als solche hingenommen und in die politischen Rechenexempel eingesetzt werden, bis sie von selbst verschwinden. Eine solche Tatsache ist die alte Zuneigung des russischen Volkes zum französischen, die andere ist die Interessengemeinschaft der Dreibundmächte.

Nun soll nicht geleugnet werden, daß innerhalb der russischen Gesellschaft eine Strömung stärker zu werden beginnt, die in der Freundschaft mit Frankreich nicht mehr das letzte Wort politischer Weisheit erkennen will. Doch ist damit praktisch noch nichts anzufangen. Die Abkühlung gegen Frankreich bedingt noch lange keine Erwärmung für Deutschland. Sie hat zwei Quellen: das erwachende Selbstgefühl bei den Russen, seit sie sich als Angehörige eines konstitutionell regierten Staates fühlen, in dem mit den französischen politischen Theorien herzlich wenig anzufangen ist, und ferner aus dem neu auflebenden Panslawismus, der aus der Feindschaft gegen Österreich-Ungarn Kräfte schöpft. Es wird von Russen offen ausgesprochen, daß nun die Zeit herannahe, in der das Deutsche Reich sich mit Rußlands Hilfe die unter der Krone Habsburg verbliebenen Deutschen werde angliedern können, während „sich die slawischen Bäche in das russische Meer ergießen", wie Puschkin 1830 während des polnischen Aufstandes prophetisch dichtete. Der Ehrgeiz des Erzherzog-Thronfolgers werde den Stein ins Rollen bringen. Die Russen, die so denken, verfahren ganz logisch aus ihrem erst seit 1905 erwachenden Nationalgefühl. Sie, die vor dem Oktobermanifest nur zu leicht von der Höhe ihrer Menschheitsideale auf unseren deutschen Nationalstolz mit Verachtung herabsahen, beginnen zu empfinden, welche Kraft in der freien Betätigung nationaler Eigenart enthalten ist, und expansiv, wie sie einmal geartet, schreiten sie zur Offensive, ohne zu

bemerken, daß der Westen ihren Idealen bereits ein gutes Stück vorangegangen ist, und daß auch die Deutschen ihre nationalen Kräfte für andere Aufgaben einsetzen, als wie die Russen sie ihnen stellen. Deutschland und das Deutschtum sind in den Jahrzehnten zur Achtung eines Staatsbegriffs herangereift, der sich an die ethnographischen Grenzen nicht zu klammern braucht. Das Staatsbürgertum in den einzelnen Rechtsstaaten hat soviel neue Möglichkeiten für die Entfaltung neuer Verbindungen zwischen gleichgearteten Staaten geschaffen, daß wir uns allen Völkern der Krone Habsburgs nähern können, ohne den Hintergedanken der Loslösung eines derselben. Parallel zu den Arbeiten der Diplomaten läuft die Arbeit der schaffenden Stände, die herüber und hinüber durch das Machtmittel gemeinsamer Wirtschaftsinteressen, gemeinsam Schranken nationaler und staatsrechtlicher Art niederreißen, ohne die staatlichen, monarchischen und kulturellen Interessen eines der Kontrahenten zu gefährden. Im Sommer dieses Jahres sind reichsdeutsche und österreichische Gewerbetreibende, die unseren vertreten durch den Vizepräsidenten des Reichstags, Geheimrat Paasche, in Wien zusammengetreten, um an dem Plan eines Mitteleuropäischen Wirtschaftsverbandes praktisch weiter zu bauen. Nachdem aber solche Wege einmal betreten sind, liegt die Gefahr einer Entwicklung, wie zahlreiche Russen sie erhoffen, in weiterer Ferne, als nach dem großen Einigungskriege. Ein Krieg, zu dem Rußland oder Frankreich die Dreibundmächte zwänge, würde solche Entwicklung nur beschleunigen. Ob aber sich dann nennenswerte slawische Bäche ins russische Meer ergössen? Gute Russen bezweifeln es, denn sie beobachten richtig, daß die kleinen slawischen Brüder schon längst der erobernden Kulturmacht des Westens verfallen sind, also von Rußland, dem in Asien noch so bedeutsame Aufgaben gestellt sind, nicht mehr viel gewinnen können. Die Entwicklung der Orientfrage seit vierzig Jahren hat nur die Überlegenheit des europäischen Westens über das Moskowitertum erwiesen.

Ähnliche Erfahrungen dürften die Russen auch mit den Polen machen: auch dieser slawische Bach wird sich dem Hauptstrom anschließen, der ihm kulturelle Selbständigkeit gewährleistet, wollte er nicht anders sich im russischen Meer ersäufen.

G. Cleinow

Die Lage auf der Balkanhalbinsel

Vor einem Jahre waren die politischen Wetterpropheten ganz besonders geschäftig. Es war gerade die Zeit, als die Bulgaren in ungestümem Anprall die nicht genügend kriegsbereiten, an allerhand Mängeln der Organisation und an den Folgen politischer Zersetzungserscheinungen leidenden türkischen Truppen über den Haufen geworfen hatten, als den Bulgaren beinahe schon der Weg nach Konstantinopel offen zu stehen schien, als zugleich vor den siegreich vordringenden Griechen und Serben im Westen und im Innern der Balkanhalbinsel ein Stück der türkischen Herrschaft nach dem andern zusammenbrach. Damals waren es ganz bestimmte, aus den landläufigen Vorstellungen von den

Balkanverhältnissen stammende Gedanken, die das allgemeine Urteil vorzugsweise beherrschten. Man sah in dem Balkanbund die Grundlage einer großen Organisation slawischer Macht, die unter russischer Führung ein gewaltiges Übergewicht des Slawentums im nahen Orient herstellen werde. Daran knüpfte sich weiter die Vorstellung von dem nahe bevorstehenden gänzlichen Zusammenbruch der europäischen Türkei mit allen möglichen unberechenbaren Folgen für das europäische Wirtschaftsleben und die damit in Zusammenhang stehenden Interessen der einzelnen Großmächte. Deshalb war man auch nicht sicher, ob nicht aus diesen Orientwirren der große Weltbrand entstehen würde, dessen Möglichkeit aus kaum einer politischen Berechnung ausgeschaltet werden konnte und dessen Eintritt vielen sogar so sicher schien, daß sie nicht mehr daran zu zweifeln wagten. Nicht ganz logisch freilich war es, daß gerade diejenigen, die am meisten von der Gefahr eines europäischen Krieges überzeugt waren, sich am lautesten darüber lustig machten, daß die Großmächte um die Erhaltung des sogenannten status quo noch zu einer Zeit bemüht schienen, als die Ereignisse auf der Balkanhalbinsel bereits eine ganz andere Lage geschaffen hatten.

Ich meine: es war nicht ganz logisch, die Sache so aufzufassen, als ob der Grundsatz der Erhaltung des status quo der kindliche Ausdruck einer vollendeten Hilflosigkeit der europäischen Diplomatie gewesen wäre, und daraus nun den Schluß zu ziehen, es sei nur noch eine Frage einer kurzen Zeit, daß das europäische Konzert vollständig in die Brüche gehe. Im Gegenteil: der Ausbruch der Balkanwirren kam allen Großmächten mehr oder weniger ungelegen, und alle waren sich darüber einig, daß man dieser Entwicklung unter keinen Umständen gestatten dürfe, die im eigenen Interesse vorgezeichnete Politik aus der Bahn zu werfen. Deshalb entschlossen sich die Großmächte, unter allen Umständen in den Orientfragen eine gemeinsame Verständigung zu suchen und bis zur Entscheidung der Dinge auf der Balkanhalbinsel auf jede besondere Orientpolitik zu verzichten. Dieser Absicht diente die Formel vom status quo; sie war nichts weniger als der Ausdruck lächerlicher Hilflosigkeit, sondern der einzig mögliche und den Eingeweihten als solcher vollkommen verständliche, gemeinsame Ausgangspunkt gemeinsamen Handelns, worin zugleich der Verzicht auf gesonderte Ziele der einzelnen Großmächte ausgedrückt lag.

Wenn man nun freilich diese weise Selbstbeschränkung der Mächte als ein Zeichen für das siegreiche Fortschreiten pazifistischer Neigungen ansehen wollte, würde man sich arg täuschen. Der Grund der allgemeinen Friedfertigkeit war sehr nüchterner Natur und entbehrte jeder Sentimentalität. Die besonderen Interessen der europäischen Staaten haben unter den Großmächten die Gruppierung geschaffen, die sich in der Sonderung von Dreibund und Dreiverband zeigt. Alle Interessen sind darauf eingestellt, und man kann heute einen großen europäischen Krieg nicht improvisieren, wenn man nicht einigermaßen übersieht, auf welche Bundesgenossen und Gegner man zählen kann. Daraus folgt, daß

auch kriegerische Mächte in Europa alsbald sich gezwungen sehen, Friedenspolitik zu treiben, wenn eine Frage auftaucht, die die Wahrscheinlichkeit erkennen läßt, daß die mühsam aufgebauten Interessegruppen durcheinander geworfen werden. Eine solche Frage war durch den höchst unbequemen Ausbruch des Balkankrieges gegeben. Hier konnten die Mächte des Dreiverbandes nicht an einem Strange ziehen, wenn sie nicht zugleich auch mit den Mächten des Dreibundes freundliche Verständigung suchten. Und diese Überzeugung war von Anfang an so zwingend, daß eine einigende Formel als Ausgangspunkt und zugleich Schranke jedes Sonderehrgeizes gefunden werden mußte.

Wenn dadurch verhindert wurde, daß die Balkanwirren die europäische Mächtegruppierung störten, so folgt daraus nicht, daß nun in jeder Beziehung Freundschaft und Einigkeit geherrscht hätte. Denn die Möglichkeit einzelner gefährlicher Interessengegensätze blieb bestehen. Weder wurde dadurch die französische Feindseligkeit gegen Deutschland beseitigt, noch die Gefahr eines Konfliktes zwischen Rußland und Österreich-Ungarn abgeschwächt. Dafür gestattete aber die äußere Einigung der beiden Mächtegruppen auch wieder das Zusammengehen solcher Mächte, die ein allgemeines Interesse daran hatten, Konflikte aus diesem Anlaß überhaupt nicht aufkommen zu lassen. Auf dieser Grundlage erwuchs die freundschaftliche Zusammenarbeit von England und Deutschland.

Die kriegerischen Ereignisse auf der Balkanhalbinsel sind sehr reich an Überraschungen gewesen, und ob die Lösungen, die sie gebracht haben, als endgültig zu betrachten sind, ist noch sehr fraglich. Vorläufig sind wir doch aber so weit, daß das Bedürfnis einer ruhigen Entwicklung und einer Erholung von den Opfern der Kriegszeit die Enttäuschungen und Rachegefühle überwiegt. Wenn noch vor einem Jahr der Glaube vorherrschte, die christlichen Balkanvölker würden aus der Kriegszeit eine Stärkung ihrer politischen Aspirationen davontragen, die sie vielleicht veranlassen würden, sich näher aneinander anzuschließen, so ist das nun anders gekommen. Die einzelnen Nationalitäten sind weiter voneinander abgerückt, aber ihr innerer Gewinn ist größer, als gemeinhin gewürdigt wird. Erfahrene und tieferblickende Kenner dieser Länder versichern, es sei erstaunlich, wieviel von der politischen Demoralisation aus der Zeit der Türkenherrschaft und aus den ersten Anfängen modernstaatlicher Selbständigkeit in der Kriegszeit abgestreift worden sei. Besonders soll man den Aufschwung Griechenlands nicht unterschätzen. Nicht minder bemerkenswert ist die Befestigung und Steigerung des politischen Ansehens, das Rumänien durch seine kluge Mäßigung und Energie verbindende, besonnenes Abwarten mit entschlossenem Eingreifen vereinigende Politik zu verzeichnen hat. Man wird aber gut tun, die Untersuchungen über die Frage der Beziehungen der einzelnen Balkanstaaten zueinander und zu den Großmächten noch zu vertagen, so groß auch die Versuchung sein mag, sich gerade damit zu beschäftigen. Denn hier ist wohl noch alles schwankend und

von unberechenbaren Umständen abhängig. Es geht aber doch in allen noch schwebenden Fragen langsam vorwärts; die Inselfrage nähert sich der Lösung, und bald wird wohl auch Prinz Wilhelm von Wied als Fürst von Albanien seine schwierige und doch für einen edlen und ernsten Willen so verheißungsvolle Aufgabe übernehmen.

Und wie steht es mit der Türkei? Wieder einmal hat sich gezeigt, daß es mit der oft prophezeiten und versuchten Liquidation dieses Staatswesens noch gute Weile hat. Trotz großer Gebietsverluste in Europa scheint sich die Türkei aus den inneren Schwankungen, in die sie seit der Beseitigung Abdul Hamids geraten war, besser herauszuarbeiten, als die meisten erwartet haben. Und wieder haben die Großmächte sich überzeugt, daß sie ihr eigenes Interesse am besten wahren, wenn sie der Türkei helfen, sich wieder zu sammeln und lebensfähig zu bleiben. Ein sehr merkwürdiger Versuch, unter der Maske strenger Wahrung der internationalen Rechte die Selbständigkeit der Türkei zu beeinträchtigen, hat sich an die Berufung der deutschen Militärmission geknüpft. Wie Rußland im Ernst hoffen konnte, mit einem Protest gegen diese Mission etwas zu erreichen, bleibt noch rätselhaft; es war in jedem Falle ein sehr unüberlegter Schritt und ein schwerer Fehler, zu dem die russische Diplomatie vielleicht durch das Bewußtsein früherer Versäumnisse getrieben, vielleicht auch durch Frankreich aufgeputscht wurde. Bei der Zähigkeit, mit der der Gedanke von russischer und französischer Seite aufrechterhalten wurde, konnte sich England, das ja selbst mit seiner Marinemission der Türkei gegenüber in gleicher Lage ist, der Sache nicht entziehen, tat dies aber nur in einer Form, die den ganzen Schritt unwirksam machte. Es ist nicht recht verständlich, wie deutsche Politiker in diesem Verhalten Englands eine deutschfeindliche Zweideutigkeit sehen können. Es ist viel besser so, als wenn Rußland und Frankreich allein irgendeinen anderen Schritt gegen die deutschen Interessen unternommen hätten. Wir können mit unserer Stellung im Orient wohl zufrieden sein. W. von Massow

Die mexikanischen Wirren 1913

Das mexikanische Staatsschiff trieb steuerlos, auf den Wogen der Anarchie, in das Jahr 1913 hinein. Es ist dem Nachfolger des alten Porfirio Diaz nicht gelungen, auch nur einen Augenblick Ruhe im Lande zu schaffen. Herr Madero war seinerzeit der Mann der Vereinigten Staaten von Amerika. Nach sorgfältiger Vorarbeit und unter Ausnutzung der schweren — unstreitig vorhandenen — Mißstände des Diazschen Regiments und ihrer Folgen war es den Männern in Washington gelungen, Porfirio Diaz, den „alten Tyrann", gerade in dem Augenblick zu beseitigen, wo die gefährliche Konstellation Mexiko-Japan in der Verwirklichung begriffen war. Madero hatte nichts vom Herrscher und nichts vom General an sich, er war ein Idealist, jedenfalls im Rahmen der dortigen Verhältnisse und ungeachtet der Tatsache, daß der amerikanische Dollar ihm den Weg zur mexikanischen Präsidentschaft gebahnt hatte. Nachdem

im Herbst 1912 ein schlecht vorbereiteter Aufstand des Generals Felix Diaz, eines Neffen des alten Porfirio Diaz, mißlungen war, wurde Madero Anfang Februar 1913 durch einen Aufstand in der Stadt Mexiko gestürzt und der gefangene Felix Diaz befreit. Madero dankte ab, wurde mit einer Anzahl seiner Anhänger gefangen gesetzt und kurz darauf erschossen. An die Spitze der Regierung trat der General Huerta, er hat auch heute noch die Zügel der Regierung in der Hand. Der Sturz und die Ermordung Maderos wurden in den Vereinigten Staaten mit allgemeiner Entrüstung aufgenommen und als eine „unfreundliche Handlung" angesehen. Von Anfang an hatte man Madero unterstützt, bis zuletzt in ihm den für die Vereinigten Staaten „rechten Mann" erblickt; man hatte aus diesem Grunde darauf verzichtet, Schadenersatz und Sühne für zahlreiche Vergehen gegen Leib und Gut amerikanischer Staatsangehöriger in Mexiko zu verlangen. Hunderte von Amerikanern sind während der kurzen Maderoschen Amtsführung in Mexiko ermordet worden und die Zahl der Eigentumsvergehen ist Legion. Es hat allgemeines Erstaunen erregt, daß gerade die einzige Landnachbarmacht Mexikos, die Vereinigten Staaten, dem gegenüber völlig passiv blieb. Der Grund ist der angegebene. Man wollte Maderos Stellung schonen und, wie amerikanische Diplomaten sagten, „we must stand our chance". Was war damit gemeint? Nun, die leitenden Männer in Washington hatten wohl die Eventualität im Auge: es würde Madero gelingen, mit der Zeit relative Ruhe im Lande zu schaffen, so blieb er dann trotzdem den Vereinigten Staaten ergeben und diese erhielten, was sie wollten, nämlich ein Mexiko, das sie nicht zu verwalten oder gar zu besetzen brauchten, das ihnen gleichwohl wirtschaftlich Objekt und politisch nicht nur unschädlich, sondern als Verbindungsstück zwischen den Südstaaten und dem Panamakanal auf die Dauer unentbehrlich sein mußte. Mit anderen Worten: Mexiko sollte, ob schneller oder langsamer, in seiner eigenen Sauce schmoren, bis es gar war. In diesem Gedanken hat auch noch der Präsident Taft während des letzten Teiles seiner Amtszeit so große Zurückhaltung beobachtet. Wilsons Gedanke ist von vornherein ohne Zweifel der gleiche gewesen, nur daß Wilson von Anfang an, aus praktischen wie aus moralischen Gründen, bewaffneter Intervention noch ablehnender gegenüber stand, als Taft. Die moralischen Gründe und Argumente des Präsidenten Wilson sind von Anfang an bis heute viel bespöttelt worden. Man kann ohne Zweifel sehr verschiedener Ansicht über sie sein, aber es ist unbezweifelbar, daß sie — immer neben den praktischen Gründen — aufrichtig gemeint sind. Sehr objektiv denkende Leute, die den Präsidenten Wilson kennen, vereinigen sich in dem Urteile, daß er es mit seinen Prinzipien ehrlich meint. Ihre Anwendung ist freilich von sehr anfechtbarem Werte.

Seit dem Sturze und der Ermordung Franzisko Maderos liegt die Zentralgewalt in den Händen des Generals Huerta, soweit man überhaupt von einer Zentralgewalt im heutigen Mexiko sprechen kann. Huerta hat aber tatsächlich

seitdem die Regierung ausgeübt, hat auch vielfach erfolgreich — wenn auch schwere Rückschläge vorgekommen sind — gegen die Rebellen in den verschiedenen Teilen des großen Landes kämpfen lassen. Huerta besitzt noch heute starken Anhang, und es ist noch keine Persönlichkeit in Mexiko sichtbar geworden, die auch nur entfernt geeignet und in der Lage wäre, eine Stellung, wie er sie inne hat, einzunehmen. Die europäischen Mächte sind hinsichtlich Mexikos ihrem, meist gewohnten, Grundsatze treu geblieben, in solchen Ländern und Verhältnissen weniger auf Moral und Mittel der Gewalthaber, als auf das Ergebnis ihrer Bemühungen zu sehen. Huerta erschien als der einzige Mann, der früher oder später Ruhe im Lande stiften zu können schien, er wurde demgemäß nach einer kurzen Karrenzzeit von den Mächten anerkannt. Nur die Vereinigten Staaten erklärten von Anfang an, sie würden den „blutbefleckten Mörder" des rechtmäßigen Präsidenten Madero unter keinen Umständen anerkennen. Zugleich proklamierte Wilson als sein Programm und das des Kongresses: man habe Mexiko gegenüber keinerlei aggressive und selbstsüchtige Absichten, man hege größtes Interesse an der Ruhe im Lande, aber es widerspräche den Grundsätzen der politischen Moral der Vereinigten Staaten, den Mörder einerseits, den nicht verfassungsmäßig gewählten Präsidenten anderseits anzuerkennen. Ein amerikanischer Sondergesandter ging nach Mexiko, um mit Huerta zu unterhandeln und ihn zum Rücktritte zu bewegen. Authentisches und Vollständiges über diese Verhandlungen ist nicht bekannt geworden. Man hat es anscheinend mit der „starken" wie mit der „schwachen Manier" versucht, Huerta gefügig zu machen und anderseits auch eine allgemeine Lage zu schaffen, welche die seinige verschlimmerte. Die sogenannten Rebellen haben im Laufe der Monate dauernde Unterstützung an Geld, an Waffen usw. aus den Vereinigten Staaten erhalten, und im Spätherbst 1913 erklärte der Präsident Wilson offen, daß Gründe der Moral für die Vereinigten Staaten maßgebend seien, wenn sie die Rebellen gegen Huerta unterstützten. Dieser versuchte zunächst, die Vereinigten Staaten hinzuziehen, nachdem es ihm nicht gelungen war, sie für sich zu gewinnen. Er mochte auch hoffen, daß auf die Dauer Präsident Wilson sich von der Haltung der anderen Mächte Mexiko gegenüber beeinflussen lassen werde. Huerta erklärte: der verfassungsmäßige Anstoß würde demnächst beseitigt werden, denn für die zweite Oktoberhälfte sei eine ordnungsmäßige Präsidentenwahl in Aussicht genommen. Die Antwort der Vereinigten Staaten hierauf war: man könne das Ergebnis der Wahlen nur unter der Bedingung anerkennen, daß Huerta nicht kandidiere. Huerta hat dieses verschiedentlich versichert, manchmal auch das Gegenteil, bisweilen erklärte er auch, er würde zwar kandidieren, aber nach erfolgter Wahl unter allen Umständen zurücktreten. Die Vereinigten Staaten scheinen damals emsig Wahlagitation in Mexiko getrieben zu haben, jedenfalls hegte man gewisse Hoffnungen für die Wahl. Diese wurden um Mitte Oktober jäh zerstört, als Präsident Huerta plötzlich den mexikanischen Kongreß auflöste und reichlich hundert Delegierte gefangen setzen ließ. Nun

stand er nicht nur als Diktator da, sondern hatte auch die Wahlen in der Hand, nachdem er seinen Gegnern hinter Schloß und Riegel die Wahlmöglichkeit gründlich genommen hatte. Die Wahlen fielen dementsprechend aus, und Präsident Wilson ließ mit den „schärfsten Maßnahmen" drohen. Er hat seit dem Frühherbst drohen lassen und schon sein Sondergesandter, Mr. Lind, hatte es Huerta gegenüber an Andeutungen nicht fehlen lassen, daß die Vereinigten Staaten selbst vor den äußersten Mitteln nicht zurückscheuen würden. Linds Bedingungen wurden damals von Huerta und seinen Ministern als erniedrigend für Mexiko zurückgewiesen. Sie enthielten vor allem die Verpflichtung, für Huerta nicht zu kandidieren. Seitdem ist von den Vereinigten Staaten immer weiter gedroht worden, Truppen wurden an den Grenzen zusammengezogen, amerikanische Kriegsschiffe sind an den mexikanischen Küsten und in den Häfen versammelt. In allen Teilen des mexikanischen Gebietes finden Kämpfe zwischen den Regierungstruppen und ihren Gegnern statt. Banden durchziehen das Land, raubend und mordend. Huerta sitzt noch immer an seinem Platze, trotzdem unaufhörlich aus den Vereinigten Staaten verkündet wird, er könne sich nur noch wenige Tage halten, er habe kein Geld und keine Anhänger mehr; als letztes Mittel behalte man sich aber die Besetzung mexikanischen Gebietes vor, innerhalb kurzer Zeit sei den Vereinigten Staaten möglich, eine halbe Million Soldaten nach Mexiko zu bringen. Offenbar bezweifelt Huerta diese Möglichkeit, glaubt auch nicht, daß Wilson und der Kongreß sie mit Erfolg verwirklichen werden. Ob die Vereinigten Staaten nicht schließlich doch zur Besetzung schreiten werden, steht dahin. Zurzeit hofft man jedenfalls noch immer, es werde durch Geld und Rebellen noch gelingen, Huerta verschwinden zu lassen und den augenblicklichen Favoriten der Vereinigten Staaten, General Carranza, auf den Präsidentensessel zu bringen. Die Standard Oil Company und andere Interessenten drängen ihrerseits mit allen ihren großen Mitteln auf Besetzung und Annexion Mexikos durch die Vereinigten Staaten. Die Zukunft nur kann zeigen, wer recht hat, und wie eine schließlich doch vorgenommene Besetzung Mexikos sich abspielen wird. Die übrigen Großmächte lassen die Vereinigten Staaten natürlich gewähren, sie verhehlen sich aber nicht, daß das bisherige Verfahren Mr. Wilsons und des Kongresses am allerwenigsten geeignet gewesen ist, das zu schaffen, was die in Mexiko handeltreibenden Mächte brauchen: Ruhe und Frieden.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Wirtschaft

Amerika heute und morgen. Arthur Holitschers Reiseerlebnisse (Berlin, S. Fischer) sind von großem volkswirtschaftlichem und soziologischem Interesse. Das 429 Seiten starke, mit vielen vortrefflichen Photos illustrierte Buch ist mehr wie eine Reisebeschreibung. Es gibt ein vollständiges Bild des jetzigen Nordamerikas (den Vereinigten Staaten und Kanadas) nicht allein in volkswirtschaftlicher sondern auch in mancher anderen Richtung. In gewissem Sinne kann es als eine willkommene Ergänzung des bekannten zweibändigen Werkes von Münsterberg gelten. Dort der Aspekt des Landes und seiner Bewohner aus der Vogelschau der akademischen Vergeistigung, hier der Blick von unten her, wie die Zustände dem aufmerksamen Reisenden, der Kanadas Weizenfelder und die großen Städte des Ostens mit ihren Wolkenkratzern nacheinander besucht, erscheinen. Durch die Masse von Eigenbeobachtetem hat das Buch seinen hohen Wert. Aber man muß bei dem Verfasser sorgfältig eine gesunde Empirie und die sozialistische Theorie, die schließlich das Gebäude krönen soll, auseinander halten. Diese Theorie hat er schon mit über den großen Teich gebracht, und sie ist mit nichten das Ergebnis des Studiums, als welches sie gerne gelten möchte.

Einer der wichtigsten Teile des Buches ist die Darstellung der Besiedlung Kanadas, welchem Lande der Verfasser eine glänzende agrarische Zukunft voraussagt. Die Organisation der Besiedlung wird ganz im einzelnen und mit dem Feuer eines naiven Kulturpioniers beschrieben.

Mit derselben Wärme, aber schon mit einigen eingestreuten Bemerkungen über die Unzulänglichkeit dieser sozialen Bestrebungen werden die Wohltätigkeitseinrichtungen besprochen, die Kinderrepublik in Freeville, Chautauqua (die Volksuniversität mit ihren fünfundsiebzig männlichen und weiblichen Dozenten), die Kinderfreunde in Denver, der Hauptstadt Colorados, Hull house und die südlichen Parks in dem „höllischen" Chikago.

In furchtbarem Kontrast dazu wird in dunkeln Farben das Arbeiterelend Amerikas geschildert, das nicht das Arbeiterelend Europas ist: keine Hungerlöhne, aber die Arbeitshetze, die die Gesundheit untergräbt, die des Erwachsenen und des Kindes. Bezeichnende Beispiele gibt Holitscher, man lese sie S. 287 u. f. seines Werkes nach.

Wenn ein Buch so ganz schonungslos neben dem Guten das Schlechte nennt, so erwirkt es sich leicht das Zutrauen, das man der Unparteilichkeit gerne entgegenbringt. Aber trotz dieser objektiven empirischen Grundlage sind, wie schon angedeutet, die Folgerungen, die zum Schluß gezogen werden, ganz willkürlich. Amerika soll nach der Meinung Holitschers das Bild der wirtschaftlichen Zukunft auch für das alte Europa sein. In diesem Bilde wird das heute noch geltende liberale Wirtschaftssystem ad absurdum geführt. Alle Wohltätigkeitseinrichtungen der in ihrem sozialen Gewissen beunruhigten Milliardäre sind nicht imstande das Unrecht, das in diesem Systeme dem Arbeiter geschieht, wieder gut zu machen.

Nun könnte es sich aber auch anders verhalten. Private Wohltätigkeit ist gewiß unzulänglich, auch wo sie quantitativ ausreichte, würde sie es qualitativ sein, da sie den Empfänger erniedrigt. Aber die Gesetzgebung! Diese ist doch abhängig von dem ethischen Gehalte der stimmberechtigten Klassen.

Amerika mag in technischer Hinsicht, wiewohl auch hier nicht überall, unser Vormann sein und unsere eigene Zukunft spiegeln. Dies braucht aber doch nicht so zu sein auf dem

Gebiete der Gesetzgebung, die vielmehr eine um so bessere sein wird, je größer der moralische Gehalt und die ethische Selbstbesinnung der Stimmberechtigten ist, und in dieser Beziehung gewährt gerade die Demokratie keine besonders günstige Aussicht.

Gewiß ist uns aber Amerika ein klassisches Beispiel dafür, wohin selbst in einem von der Natur überreich gesegneten Lande das vollkommen freie Walten der wirtschaftlichen Kräfte führt. Die Fülle der Nahrung mag noch so groß sein, die Trusts werden immer den Rahm abschöpfen, und die Arbeitskraft wird nur die Mittel behalten, sich notdürftig selbst zu erzeugen. Aber ist es denn notwendig, daß Europa den mißlungenen Versuch nachmacht, in welchem alle ethischen Werte aus dem politischen Leben zurückgedrängt werden, so daß sie nur in einer zersplitterten Kirchlichkeit und in unvollkommen organisierter Wohltätigkeit einen unzulänglichen Wirkungskreis finden?

Auch noch in einem andern Punkte zeigt Holitscher seine parteiliche Voreingenommenheit. Er verurteilt die Restriktionsbestrebungen gegen unwillkommene Einwanderer und hält es für ausgemacht, daß die Sizilianer, Armenier, Türken, Syrer, Griechen und russischen Juden schon in der zweiten Generation tüchtige Amerikaner geworden sein werden. Auch hier sind die angeführten Tatsachen sehr interessant, aber als Beweismaterial für seine sozialistische Folgerung ganz und gar unzureichend.

Professor Adolf Mayer in Heidelberg

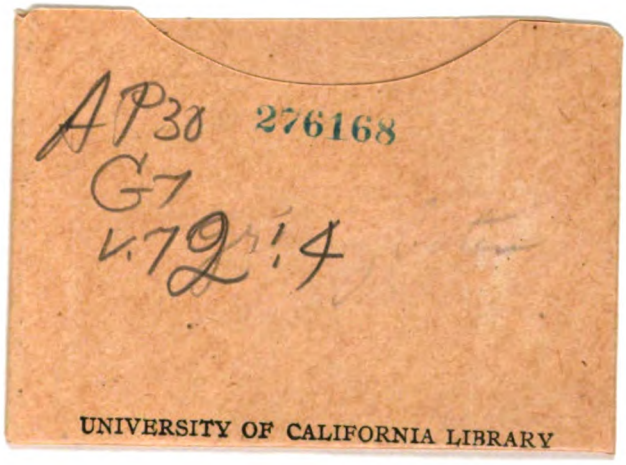
Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 36/37.

Pädagogium

Zwischen Wasser u. Wald äusserst gesund gelegen. — Bereitet für alle Schulklassen, das Einjährigen-, Primaner-, Abiturienten-Examen vor. Auch Damen-Vorbereitung. — Kleine Klassen. Gründlicher, individueller, eklektischer Unterricht. Darum schnelles Erreichen des Zieles. — Strenge Aufsicht. — Gute Pension. — Körperpflege unter ärztlicher Leitung.

Waren in Mecklb.
am Müritzsee.

YD 11455


AP38 276168
G7
v.72:4
UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY